This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

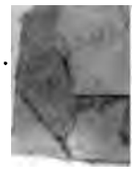
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



~~V — 1056.6.(1.)~~

E.u.G. II. (1.)

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Allgemeine

# Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber, G. Hassel und W. Müller.

*ALLGEMEINE*

# Encyclopädie

der

# WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

*in alphabetischer Folge*

von genannten Schriftstellern bearbeitet

*und herausgegeben von*

**J. S. Ersch und J. G. Gruber.**

---

## ZWEITE SECTION,

**H bis N.**

*Herausgegeben von*

**G. Hassel und W. Müller.**

***ERSTER THEIL***

*mit Kupfern und Charten.*

---

**H bis HAMBURGH.**

---

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch. 1827.

AE 27
A6
Sect. 2
v.1

Allgemeine

# Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

## Zweite Section

H — N

von

G. Hassel und W. Müller.

---

## Erster Theil.

H — HAMBURGH.

**Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Ersten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie zu nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:**

| | |
|---|---|
| [illegible] | Neue Geographie. |
| [illegible] Num. I. | Baukunst. |
| [illegible] Num. II. | |
| [illegible] | Mathem. Wissenschaften. |

Für Sieben Quart-Platten zu rechnen.

[illegible] zur Zweiten Section, so wie Vorbericht zu derselben, und Verzeichniss der [illegible] - berichtigt und revidirt — werden mit dem Zweiten Theile nachgeliefert.

# H.

H, 1) als Sprachlaut. Dieſer ſonderbare Sprachlaut, welchen die nordeuropäiſchen Sprachen eben ſo ſehr lieben, als ihn die ſüdeuropäiſchen meiden, iſt nichts als ein Hauchlaut, welchen die morgenländiſchen Völker nach drei bis vier Abſtufungen unterſcheiden, die Griechen aber aus der Reihe der Sprachlaute ausſchloſſen, und als bloßen Hauch (*πνεῦμα*, spiritus) behandelten: ob mit Recht, wird ſich aus folgenden Bemerkungen ergeben. Wie ſich keine Sylbe ohne einen Vocal ausſprechen läßt: ſo kein Vocal ohne Hauch; aber dieſer Hauch iſt nicht immer beſonders vernehmbar. Die Griechen unterſchieden daher einen gelinden und ſtarken Hauch (*πνεῦμα ψιλὸν* und *δασύ*, spiritus lenis und asper), je nachdem er ſich in den hervortönenden Laut unmerklich verliert, oder ſich von demſelben durch größere Fülle ausſcheidet. So überflüſſig es aber war, den linden Hauch, der jede geſprochene Sylbe von ſelbſt begleitet, beſonders zu bezeichnen: ſo unrichtig ſcheint es, den ſtarken, vernehmbar für ſich lautenden Hauch aus der Zahl der Sprachlaute auszuſchließen. Die Römer haben ihn daher mit Recht in ihrem Alphabete als Sprachlaut beibehalten, ob er gleich in der lateiniſchen Versmeſſung, wie bei den Griechen, unbeachtet blieb; und ſo iſt er auch im italieniſchen und franzöſiſchen Alphabete geblieben, wenn er gleich im Italieniſchen nicht ausgeſprochen wird, und wie im Franzöſiſchen einen ganz falſchen Namen erhalten hat. Wenn wir nun aber die Regel: H non est litera, auf die griechiſche Schreibung, lateiniſche Versmeſſung und italieniſche Ausſprache beſchränken, und den Hauchlaut, wie jeden andern Laut, unter die Sprachlaute zählen: ſo fragt es ſich, ob er ein Selb- oder Mitlaut ſei, oder vielleicht keines von beiden, ſo daß die gewöhnliche Eintheilung der Sprachlaute in Selb- und Mitlaute als unvollſtändig erſcheint.

Ein Selblaut kann das H nicht ſeyn, weil es für ſich nicht ausſprechbar iſt; aber auch als Mitlaut kann es nicht gelten, weil es hinter einem Selblaute nicht vernommen wird, und, einem Mitlaute beigefügt, mit demſelben in einen beſondern Laut verſchmilzt, welcher überall als einfach gilt, und darum in vielen Alphabeten ein beſonderes Zeichen erhält. Es läßt ſich weder mit einem ſtummen, noch mit einem fließenden Mitlaute vergleichen, weil der Hauchlaut weder als Begleiter eines jeden Sylbenlautes ganz verſtummen, noch für ſich allein forttönen kann, wofern er nicht mit einem andern Mitlaute verſchmolzen wird, wie ph oder f, ch, th, sh, rh. Der Hauchlaut iſt demnach weder Selblaut, noch Mitlaut, ſondern nur eine beſondere Modification des Sprachlautes, und in ſo fern mit dem Schnalzlaute der Hottentotten zu vergleichen, der ſich nach dreierlei Modificationen mit den Mitlauten verbindet, ohne ſelbſt einer der Sprachlaute zu ſeyn, welche ſich in Selb- und Mitlaute theilen. Man hat in griechiſchen Sprachlehren den linden Lippenlaut der Äolier mit dem rauhen Kehlhauche der Athener zuſammen geſtellt, ſo fern er eben ſo aus der Erweichung der Lippenlaute hervorgegangen zu ſeyn ſcheint, wie der Hauchlaut aus der Brechung der Gaumenlaute. Allein dieſer Lippenlaut erſcheint nie als eine ſolche Modification eines andern Mitlautes, deren nicht auch andere Mitlaute fähig wären, und vergleicht ſich eher mit dem J, das eben ſo, wie das W, zum Selblaut werden kann. Es bleibt mithin der Hauchlaut ein ganz eigenthümlicher Sprachlaut unſerer Alphabete, der zwar oft zu einem Gaumenlaute verhärtet, und auch ohne dieſe Verhärtung wohl als Mitlaut ſich betrachten läßt, aber nie zu einem Mitlaute werden kann, wenn man nicht den Selblaut ſelbſt als Hauchlaut betrachten will.

Erwägen wir nun die Eigenheiten des Hauchlautes, ſo verbindet er ſich zwar am leichteſten mit den Selblauten, jedoch nur vor denſelben, weil er hintergeſetzt nur dann forttönt, wenn er ſich zu einem rauhen Gaumenlaute (ch) verhärtet, und daher nur als Dehnungszeichen des Selblautes dienen kann. Auch den fließenden Mitlauten wurde er bei den nordiſchen Völkern vorgeſetzt, wie Hliod, Hnos, Hrolf; ſo auch dem W, wie hwit, wofür die Engländer white ſchreiben, weil er den ſtummen Mitlauten nachgeſetzt zu werden pflegt, wenn er gleich meiſt mit denſelben in einen beſondern Sprachlaut verſchmilzt. Durch ph, ch, th, an das Nachſetzen des H gewöhnt, haben die Römer auch das griechiſche Ῥ in rh aufgelöſt; und daher wird auch in germaniſchen Namen *Rhenus* und *Rhabanus* ſtatt Hrenus und Hrabanus geſchrieben. Daß der Hauchlaut zuweilen nur zur Scheidung der Selblaute diene, wie in *aheneus* für aeneus, *strohern* für stroern, kann nicht erwieſen werden; vielmehr löſten die Römer oft einen einzelnen langen Selblaut vermittels des Hauchlautes in zwei Sylben auf, wie *Ahala* für ala, *vehemens* für vemens, *prehendo* für prendo, bei den Deutſchen aber iſt der Hauchlaut wirklich oft ein erweichter Gaumenlaut, wie in *hoch*, *höher*, *höchſt*. Die ältern Deutſchen pflegten daher auch unſer Ch durch ein doppeltes h zu bezeichnen, wie *rihhi* für richi, wiewohl

I, 301. Sedibus et domibus natum *inhabitare* necesse est, nur bei den spätesten Dichtern vorkommen. Denn wenn wir ihm auch zugeben wollen, daß bei Juvenal. IX, 118. *tum his* in tum de his abzuändern sei (S. 158 u. 759.), so ist doch das inter heroidas omnes aus Propert. II, 28. 29. auf keine Weise wegzuschaffen; und wenn er S. 756 selbst nicht läugnet, daß die Dichter der spätesten Zeiten sich zuweilen erlaubten, einsylbige kurze Wörter eines folgenden Hauchlautes wegen lang zu gebrauchen: so wird man auch annehmen müssen, daß sie sich durch das Beispiel ihrer Vorfahren dazu berechtigt glaubten.

In der That sind die Beispiele der Verlängerung kurzer Sylben vor h, welche Schneider S. 748 anführt, von der Art, daß sie sich aus der Kraft des Ictus allein nicht erklären lassen, und wirklich der Hauchlaut als eine Stütze der Verlängerung angesehen werden muß, so wie auch Cicero Orat. 48. die literam H im Worte *inhumanus* mit andern Consonanten zusammenstellt. Wenn wir auch zugeben, daß sich die Länge der Endsylbe in *despexit* bei Catull. LXIV, 20. und *impediit* bei Valer. Fl. VIII, 259. vor hymenaeos durch die Kraft der Arsis genügend erklären lasse, und daß auch der virgilische Vers Aen. XI, 69. Seu mollis violae, seu *languentis hyacinthi* in Vergleichung mit dem ovidischen Met. II, 247. Mygdonisque Melas et *Tenarius Eurotas* nicht auffallen könne: so wird es doch schon schwieriger, aus dem virgilischen Verse Georg. II, 5. Muneribus, tibi pampineo *gravidus auctumno*, wo die Kraft der Arsis durch zwei vorangehende Kürzen unterstützt wird, ein Beispiel für den Vers Ecl. VI, 53. Ille latus niveum molli *fultus hyacintho* herzunehmen, und für Georg. IV, 137. Ille comam mollis jam tondebat hyacinthi, noch mehr für Catull. LXVI, 11. Qua rex tempestate *nova auctus hymenaeo*. Virgil konnte auch das h in hyacinthi um so mehr wie einen Mitlaut behandeln, da die Lateiner ihr vaccinium aus hyacinthion gebildet haben. Die Kraft der Arsis bedurfte in diesen Fällen durchaus der Stütze des Hauchlautes, wie die Präposition *inter* bei Propert. II, 28. 29. und das Zahlwort *tertius* zu Anfange eines sapphischen Verses bei Auson. Profess. VIII, 9. Warum sollten auch die Römer nicht den Hauchlaut für eine Art der Mitlaute haben halten dürfen, da sie wußten, daß die Sabiner oft ein f dafür gebrauchten, und *filius* daher aus dem griechischen *υἱός* für *φυϊός* abgeleitet wird, so wie die Spanier aus filio wieder *hijo* gemacht haben. Auch leitet Servius die Faliscos von Haliscus ab, so daß die Namen *Halesus*, *Galesus*, *Falesus* und *Valesus*, ursprünglich Eins zu seyn scheinen, wie *hostis* oder hospes, *fostis* und Gast, oder *hepar*, *jecur* und עֵבֶר, zumal da auch in der Formation der Wörter hs sowohl als vs in x überging, z. B. *veho*, vexi; nix, *nivis*.

Nach Cicero's Bemerkung Orat. 48. war bei den ältern Römern das H nur bei Selblauten in Gebrauch, und Quintilian I, 5, 20. sagt, daß auch selbst hier der Gebrauch desselben sehr sparsam war, wie denn auch die griechischen Äolier, die nächsten Stammverwandten der Lateiner, als *ψιλωταί* bekannt sind. Dessen ungeachtet zeigt der Name des *Ahala*, daß man schon früh anfing, lange Selblaute durch Einschiebung eines Hauchlautes zu dehnen, was dann zur Unterscheidung gleichlautender Wörter, wie *cors* (Hürde) und *cohors* (Horde), benutzt ward. So sagten nach Quintilian die ältern Tragiker *mehe* für me, statt daß das aus mibi hervorgegangene *mihi* in mi zusammengezogen wurde; und auch bei den Mitlauten c, p, t, wurde der Hauchlaut in manchen Wörtern, wie *pulcer*, *triumpus*, *Kartago*, so gewöhnlich, daß Cicero ihn nicht wieder zu verwerfen wagte. Andere kannten dagegen so wenig ein Maß im Gebrauche des Hauchlautes, daß Catull ein eigenes Epigramm LXXXIV. darüber schrieb; und obgleich Cicero Oto noch erträglich fand, riß doch der Gebrauch des Hauchlautes unter den Kaisern so ein, daß Hadrianus und Otho fast nie ohne denselben gefunden werden. Zu Folge einer Bemerkung des Gellius II, 3. suchte man dadurch, nach dem Muster der attischen Mundart unter den Griechen, dem Laute der Wörter mehr Frische und Kraft zu geben; allein fast scheint es, als habe man in dem Have, welches man den Todten zurief, dem Hauchlaute noch eine besondere Heiligkeit zugeschrieben. Ursprünglich gehörte der häufige Gebrauch des Hauchlautes dem Sermo rusticus an, Gell. XIII, 6., aus welchem er immer mehr in den Sermo urbanus überging, bis endlich, was oft sehr willkürlich und für uns auf keine Weise bindend geschah, besondere Regeln gegeben werden mußten, wo ein H zu schreiben sei oder wo nicht.**) Außer der Etymologie befragte man das Ohr, und schrieb darum vorzüglich die mit ir, auch er und is, anfangenden Wörter bei folgenden Consonanten mit dem Hauchlaute, z. B. *Hermiones* und *Hermunduri*, obwohl Arminius.

Bei den Teutschen ging das K leicht in Ch, und dieses wieder in H über, welches dann auch wohl ganz verschwand, z. B. *Catti*, Chatti, Hassi; *Chattuarii*, Hattuarii, Attuarii. Etwas Ähnliches scheint auch bei den ältern Lateinern Statt gefunden zu haben, sofern sie aus *χαπρός*, *aper*, aus *χήν*, Gans, *anser*, bildeten. In den punischen Namen wurde für ח oder ע gewöhnlich H geschrieben, z. B. *Hannibal*, *Hasdrubal*, statt daß die Griechen lieber den Spiritus lenis setzten. Aber so wie keine Regel über den Hauchlaut bei den Römern allgemein geworden ist, so auch diese nicht: denn der weibliche Name von *Hanno* wird Anna geschrieben, und auch für *Johannes*, welches *Eutyches* bei Putsch. p. 2312 extr. mit Recht vorzieht, findet man bei Tacitus H. V, 12. Joannes, während doch der Italiäner, welcher jedes H gleich dem Franzosen meidet, dafür Giovanni sagt. Der Franzose hat doch in manchen Wörtern das H noch beibehalten, und läßt es auch wohl, wie der Spanier, für f eintreten, z. B. *hors* für foris; der Italiäner aber hat jedes H verstoßen, sofern es Hauchlaut ist, und selbst den lateinischen Namen des-

**) S. Grammat. ed. *Putsch.* p. 1722 sqq. 2311 sqq.

ſelben in *aha*, *ahha*, *acca* umgeändert, woraus wieder die franzöſiſche Benennung *ache* oder *asch* hervorgegangen iſt. Es iſt demnach dem Forcellini nicht zu verargen, wenn er meinte, die römiſche Schreibart der Interjectionen *ah* und *vah* könnte ſich wohl auf eine Apokope von aha und vaha gründen, obwohl die eigentliche Urſache davon iſt, weil die Interjectionen mehr gehaucht als geſprochen werden. Bei allen Urvölkern kommt daher der Hauchlaut unter den Interjectionen vor, wiewohl ihn die Griechen ſchon meiſt abgeworfen haben; bei den Römern aber vorzüglich zwiſchen zweien Selblauten, wie *ehe*, *ehem*, *eheu*, *eho* für evoe, εὐοῖ oder εὐβοῖ, und *ohe* für ὠή, woher ovare (juchhe'en) ſtammt. Auch *ha* wird in *ha ha he* wiederholt, um das Lachen zu bezeichnen, welches zwar der Franzoſe ſo gut durch *ha*, *ha*, *ha!* als ah, ah, ah! wiedergeben kann, aber der Italiäner, der nicht einmal hola zu ſprechen vermag, nur durch ah ah, ahi, wiedergibt.

Nicht alle Interjectionen, die mit einem Hauchlaute beginnen, ſind aber bloße Naturlaute, ſondern zum Theil künſtlich gebildet, wie das *har*, *hi*, *hot* der Fuhrleute aus *her*, *hin*, *fort*, wenn gleich eben dieſe Wörter urſprünglich aus Hauchlauten hervorgingen. Denn ſo wie der Hebräer aus den Interjectionen הַ und הִ die Pronomina הוּא הִיא (er, ſie, es) gebildet hat: ſo iſt auch das germaniſche *he*, *het* für er, es, altgothiſch *is*, *i* oder *ïs*, *ï*, lateiniſch is, id, gothiſch *is*, *ita*, hervorgegangen, gleich den griechiſchen Artikeln und [illegible] hic, haec, hoc. Daß auch die alten Deutſchen ein ſolches Pronomen hatten, erhellet aus den gothiſchen *himmadaga* im Dativ, und *hinadag* im Accuſativ; und wie daraus die Griechen ihre Partikeln ἔνθεν (Gen.) und ἔνδε (Accus.), die Lateiner hinc, hinc, huc, bildeten, ſo die Teutſchen her, hier, hin, und die Zuſammenſetzungen heute, heunt, heuer. Umgekehrt ließen die Lateiner die Stammform des Genitivus hujus unter die Interjectionen zurücktreten, und bildeten daraus *heus* te, *hei* mihi, *hem* illum: denn nur ſo erklärt ſich ihr verſchiedener Gebrauch, wie der Umſtand, daß heus bei perſönlichen, heu bei abſtracten Gegenſtänden geſetzt wird, z. B. *heus* puer, *heu* nefas! Mit Unrecht hat man daher *heu* mit dem griechiſchen φεῦ verglichen, woraus vielmehr die Formen *phui*, *hui* oder *huhu* abſtammen; dagegen läßt ſich die Dativform *hoi* mit dem griechiſchen οἵῳ zuſammenſtellen. Sobald man aber den Zuſammenhang der älteſten Pronomina mit den Interjectionen kennt; ſo iſt damit noch ein weiteres Feld der Ableitung eröffnet: es mag genügen, hier nur noch Hahn, Henne, Huhn als urſprüngliche Bezeichnung [illegible] anzuführen, um dafür zu bemerken, daß [illegible] Hauchen, haurire, in vielen Sprachen durch den Hauchlaut bezeichnet werden. Hat [illegible] den Hauchlaut abgeworfen, ſo [illegible] wieder, wie bei εὗς aus ἑός, aus ἕος und ἕσος: denn da die Bezeichnungen der Feuchtigkeit auf das Feuer übertragen werden, ſo diente der Hauch auch zur Bezeichnung des Glanzes, wie u heil von holen, und überhaupt des Pikanten, wie in ἅλς. Der Sauſelaut im lateiniſchen *sol* und *sal* kann nicht irren, ſobald man beachtet, daß auch aus dem Halle der Schall ward.

Auch das Hohe wurde im Teutſchen durch den Hauchlaut bezeichnet, und dadurch wurde er die Wurzel vieler Wörter in der teutſchen und lateiniſchen Sprache, welche aufzuzählen zu weitläuftig ſeyn würde, nur anführend, daß bei den Teutſchen aus dem Hohen auch der Begriff des Hegenden und Schützenden hervorgegangen zu ſeyn ſcheint. Dagegen mag hier noch die Bemerkung ſtehen, daß der Grieche bei der Bildung ſeiner Verben die Vergangenheit eben ſo ſymboliſch durch den Hauchlaut, als die Zukunft durch den Sauſelaut charakteriſirte; weil ihm aber der Hauchlaut zwiſchen zweien Selblauten beſchwerlich fiel: ſo verhärtete er nach einem Selblaute den Hauchlaut entweder in κ, wie *βέβηκα*, oder ließ ihn ganz weg, wie *βέβαα*. Endlich dient der Hauchlaut zur Bildung verſchiedener Ausrufe und Lockwörter, wie hull-hulle beim Locken der Gänſe, *helas!* beim Klagen, *holla* beim Ausruf, das *Hallo* der Jäger, *Haro* der Normanen und *Hurrah* neuerer Kriegsvölker. Hieher gehört auch wohl das *Hom* der Lamadiener: Hom, ſagen die Tibetaner, ſei aller Magie und Zauberung ſchmückender Anfang und Ende, weil ſie dabei beſtändig ihr Hom-mani-peme-hum beten. Die Schlußſylbe dieſer Zauberformel *Hum* oder Chum kann auch verdoppelt oder verdreifacht werden; und *Hom* iſt das Anfangszeichen jeder gemeinen Schrift.

Völker, die in ihrer Sprache wenig Mitlaute haben, wie die Bewohner der Inſeln im großen Ocean, gebrauchen den Hauchlaut deſto häufiger dafür. Das gemeine Volk bedient ſich des Hauchlautes auch zu ſcherzhafter Wiederholung, wie holterdiepolter, welchem ähnlich ein dummer Bauer den Mönchsausdruck taliter qualiter in halterdiequalter umbildete, ſo wie das Hokuspokus nach Kant aus hoc est corpus meum verdreht ſeyn ſoll. Hackemack, iſt eine in Ober- und Niederſachſen übliche Benennung des gemeinſten Pöbels, wofür man in Lübeck auch Hack und Pack ſagt, woher das unter dem Schiffsvolke übliche Schimpfwort Hackepack zu kommen ſcheint. Das Hackematack-Pflaſter wird aber aus dem Gummi tacamahacae bereitet, deſſen Namen man in Hackmatack oder Hackelmatackel verdreht hat. Am reichſten in dergleichen Wortbildungen iſt aber wohl die engliſche Sprache, in welcher das Hocuspocus der Taſchenſpieler auch Hiccius-Doccius (i. e. hic est sanguis meus) genannt wird, woraus man ein Adjectiv hicksius-doxius für betrunken gebildet hat. So wird ein Kobold oder Poltergeiſt Hobgoblin genannt, und eine kurze, ungeſchickte Perſon Hoddy-doddy oder Humpty-dumpty, welcher letztere Ausdruck auch Bier und Branntewein zuſammengekocht bezeichnet. Denn die Engländer bedienen ſich dieſer Art von Wortbildungen vorzüglich da, wo wir die Wortſtämme mit i und a zu verbinden pflegen: ſtatt unſers Miſchmaſchs ſagen ſie Hodge-podge, und higgledy-piggledy, wie

Kraut und Rüben unter einander; ſtatt unſers Wirrwarrs im Tumulte Hurly-burly oder Hubbub, und ſtatt unſers Schnickſchnacks oder eines unverſtändlichen Gepappels Hubble-bubble. Mit dem letztern Ausdrucke bezeichnet man auch den indiſchen Calun oder das Inſtrument, vermittels deſſen man durch Waſſer Tabak raucht; Humstrum iſt aber der verächtliche Name einer Geige, wogegen Humdrum als dumm und faul wie eine Hummel ſchilt. Havi-cavy heißt unſchlüſſig oder zweifelhaft, habnab oder hobnob aufs Gerathewohl, und Hugger-mugger ein Gemuck oder ein heimlicher Winkel, wo man verſtohlener Weiſe böſe Dinge treibt. Die Benennung eines Wiedehopfs Hoopop kommt freilich aus dem lateiniſchen Upupa, und die Benennung eines Überall und Nirgends, der keine beſtimmte Stelle hat, Here and Thereian, iſt aus den Wörtern here and there hergenommen; aber die Bezeichnung eines gedankenlos und in großer Eile überall umher Laufenden durch running harum-scarum fließt bloß aus der Gewohnheit, vermittels des H-Lautes ſcherzhafte Redensarten zu bilden.

2) als Schrift- und Kürzungszeichen. Was für eine Hieroglyphe das phönikiſche ה war, läßt ſich aus ſeinem, wie es ſcheint, bloß techniſchen Namen nicht errathen; daß aber das ה, woraus das lateiniſche H hervorging, ſeinem Namen Chet zu Folge den Umriß der Welt bezeichnete, habe ich im Artikel Acht***) (in philologiſcher Hinſicht) zu zeigen geſucht. Statt daß die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift die Ober- und Unterwelt durch zwei Halbkreiſe darſtellt, wählten die Phöniker, ihrer Vorſtellung vom Himmel gemäß, der nach ihrer Anſicht wie eine Zeltdecke auf vier Himmelsſäulen ausgeſpannt war, zwei Vierecke dafür, die mit einander verbunden den eben ſowohl durch Abrundung der Ziffer 8, als durch Weglaſſung des obern und untern Verbindungsſtriches dem altgriechiſchen *H* die eben angegebene Geſtalt gaben. Die Griechen nannten dieſes Zeichen, ſo lange ſie es noch als Hauchlaut gebrauchten, wahrſcheinlich *Heta*, und ſpäter erſt *Eta*, da es für ein langes *E* gebraucht ward, wogegen die beiden Hälften des *H* den Spiritus asper (ˊ) und Spiritus lenis (ˋ) bezeichneten. Hieraus entſtanden mit der Zeit die kürzeren Bezeichnungen Γ und ˈ, welche erſt nach dem zwölften Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung in ʽ und ʼ abgerundet und über die Selblaute der kleineren Schrift geſetzt wurden, ſtatt daß ſie den Selblauten der größern Schrift vorgeſetzt werden. Aus dem phönikiſchen ה hatten die Griechen den Selblaut *E* gebildet, welcher urſprünglich den Namen *Eĕ* führte, und ſowohl für *ε* und *η* als für *ε* gebraucht ward, ſo wie das *O*, *οὖ* genannt, zugleich für *o*, *ou* und *ω* galt. Wie nun das *O* ſpäterhin zum Unterſchiede vom Ὦ *μέγα* den Namen Ὂ *μικρὸν* erhielt, ſo nannte man das *E* zum Unterſchiede vom langen *H*, das urſprünglich ein Hauchlaut war, Ἒ *ψιλόν*; vielleicht wollte man aber auch zugleich damit andeuten, daß die meiſten mit *η* anfangenden Wörter den ſtärkern Hauch hätten, wie das Ὑ *ψιλὸν* daher ſeinen Namen erhielt, weil mit Ausnahme des äoliſchen Dialekts alle mit *υ* anfangenden Wörter den ſtarken Hauch erhalten.

Alle dieſe Veränderungen des griechiſchen Alphabets geſchahen nicht auf Einmal, noch überall in Griechenland zu gleicher Zeit, weßhalb ſich über den verſchiedenen griechiſchen Schreibgebrauch keine zuverläſſigen Zeitbeſtimmungen geben laſſen. In den älteſten Inſchriften erſcheint der Hauchlaut auch vor ſolchen Wörtern, die ſpäter nur den gelinden Hauch hatten, z. B. *ΗΕΛΠΙΣ* für *ἐλπίς*; wobei man jedoch nicht anzunehmen braucht, daß das *H* auch den gelinden Hauch bezeichnet habe, weil im Griechiſchen der Hauchlaut überhaupt ſehr wechſelte, und *ἐλπίς* namentlich in der äoliſchen Mundart ein Digamma zuließ. Daß man mit dem Gebrauche des *H* ſehr ſparſam war, ſieht man daraus, daß man es vor *υ*, wo es ſich von ſelbſt verſtand, gewöhnlich wegließ, wie in der Potidäa-Inſchrift *ΥΠΟΔΕΧΣΑΤΟ*. In ſpätern Inſchriften ließ man auch in andern Fällen den Hauchlaut weg, wie in der bekannten Helminſchrift aus der Zeit des Syrakuſers Hiero nur *Θ* für ὁ geſchrieben worden; und ſelbſt für die Umſchreibung der gehauchten Mitlaute *χ*, *ψ*, *φ* nach lateiniſcher Weiſe fehlt es für die ältern Inſchriften an ſichern Beweiſen. Statt daß den Griechen, da ſie ה und ח in *E* und *H* umſchufen, der Hauchlaut fehlte, hielten dagegen die Erfinder der Runenſchrift, welche den Hauchlaut ſogar vor Mitlaute ſetzten, vor welchen ſie in unſerer Sprache nicht mehr üblich ſind, die Bezeichnung des E für überflüſſig, theils weil ſie für den jetzt in allen Endungen unſerer Sprache üblich gewordenen Elaut andere Vocale hatten, theils weil ſein ſchwacher Laut der Bezeichnung kaum werth ſchien: wo ſie ſeine Bezeichnung nöthig fanden, ſetzten ſie ein I oder auch A dafür. Als daher Ulfila ſein Alphabet aus griechiſchen Buchſtaben zuſammenſetzte, ſchuf er das *η* um ſo mehr wieder zum Hauchlaute um, da er für den Elaut auch den Diphthong ai gebrauchte. Die Ruſſen nahmen das *χ* zum h, und nennen es her ſtatt chärr.

Die äthiopiſche Sylbenſchrift hat einen lindern Hauchlaut, *Hoi*, und einen ſtärkern, *Haut* genannt, die vermuthlich dem arabiſchen He (ه) und Hha oder Cha (ح) entſprachen, wie der dritte Hauchlaut des äthiopiſchen Alphabets *Harm* dem koptiſchen Hori, welches dem Alphabete griechiſches Stammes aus der ägyptiſchen Schrift hinzugefügt zu ſeyn ſcheint. Die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift bezeichnete, da ſie gleich der phönikiſchen nur Mitlaute ins phonetiſche Alphabet aufnahm, die Vocale der Griechen mit denſelben Conſonanten, aus welchen die Griechen ihre Vocale gebildet hatten, das *ε* demnach durch den Hauchlaut. Champollion hätte bei ſeinen Entzifferungsverſuchen dieſes ſogleich bemerken ſollen, da er in den Hieroglyphen die Vocale ſelten bezeichnet fand; ſtatt deſſen lieferte er anfangs faſt ſo viele Vocale als Conſonanten, ohne zu ahnen, daß dieſe Vocale nur willkürlich aufgegriffene Stellvertreter derſelben ſind, und namentlich der Elaut nach Champollion's eigener Entzifferung im Namen des Kaiſers Hadrianus als H erſcheint. Als ſolcher Hauchlaut ſteht dieſes Zeichen im perſiſchen Namen des Xerxes

***) S. I. Bd. S. 318 ff.

Khuenaton auf der in Paris befindlichen Vase, wodurch meine Entzifferung der Keilschrift buchstäblich bestätigt wird. St. Martin las sie aber durch Champollion's Irrthum verleiten, das einem Franzosen unaussprechbare H für ein L zu nehmen, und darnach fast allen seinen Buchstaben des Keil-Alphabetes, die nicht durch die Namen Kyaxares und Darius, wofür schon ein Vorname von ihm in der Description de l'Egypte Tentyra zu lesen versuchte, oder durch den Namen des Hystaspes als gewiß gegeben waren, einen andern Laut zu geben. So kam auch St. Martin außer den von mir entlehnten Benennungen nichts Erweisbares aufstellen und die Preisfragen des französischen Akademikers einen solchen Eindruck auf Rosenmüller, daß er sogleich in sein Handbuch der biblischen Archäologie die gelehrte Bemerkung einrückte, statt Kyaxares habe St. Martin richtiger Khschearscha gelesen.

Das H bezeichnet die phonetische Hieroglyphenschrift den oben angeführten Bemerkungen zu Folge durch zwei Federn, bald links, bald rechts, bald gegen einander gekehrt. Zwei scheinen demnach nur bedeutsame Ausmalungen der beiden Hauptstriche im H zu seyn: denn daß die ägyptische Hieroglyphenschrift manche Buchstaben doppelt oder dreifach malte, weiß man aus dem ägyptischen Namen Ptolemäus, mit drei Namen, verglichen mit dem griechischen oder hebräischen w. Gleich dem griechischen *H* diente der Hauchlaut der Hieroglyphenschrift zugleich zur Bezeichnung des *e* und *o* zu Folge des Mangels beider; und so wie die Griechen das H in zwei Laute theilten, um die beiderlei Spiritus zu unterscheiden, so findet man im Hieroglyphen-Alphabete nach Champollion's Entzifferung die eine Feder für ein *h*, die andere für ein *O*, beide auch wohl für ein E gebraucht. Die Keilschrift, die durchaus in dreierlei Weise für die vollen Laute, Vokal und Halbvokal, Winkel und Querkeil zusammen gesetztes *h* hat, ist in der aus dem phönikischen Alphabete geflossenen Zeichenschrift dagegen die geraden Striche des *n* nur kürzer gegen. Im äthiopischen Alphabete hat das *Ho* die Gestalt eines lateinischen L bekommen, welches in Verbindung mit *a* oder *e* ganz dem indischen Zahlzeichen für 5 gleicht. Dieses aus dem fünften Buchstaben des phönikischen Alphabets hergenommene Zahlzeichen erscheint in unsern alten Texten aus dem funfzehnten Jahrhundert noch ganz dem lateinischen ähnlich (*q*); bald darauf schrieb man dasselbe mit einer kleinen Abänderung dem indischen Zeichen für 6 ähnlich, welches bei den Arabern, gleich wie in unsern alten Drucken, die Urgestalt des *6* hat, was leicht zum falschen Lesen verleiten kann; und durch die Umkehrung dieses Zeichens entstand allmälig die heutige 5. Diese 5 hat bei den Arabern die Gestalt des *o* erhalten; im Ghineischen steht dagegen das Zeichen des 6 demjenigen phönikischen *n* gleich, aus welchem durch Umkehrung das griechische *L* ward. Dieses griechische *L* ist auch bei den Äthiopen, die ihre Ziffern aus dem griechisch-koptischen Alphabet hernahmen, das Zeichen für 6 geworden; wogegen in der Dewa-Nagaré-Schrift das griechische *L* für 6 gilt, und ein lateinisches u für 5.

Im etruskischen Alphabete hat das H noch die Urgestalt des Weltumrisses, theils in zwei Vierecken, theils in zwei Halbkreisen dargestellt; in der altkeltischen Schrift ging dieses Zeichen in die Figur eines *b* über, welches auch viereck- oder rautenförmig geschrieben ward. Bei den Römern hatte das H gleich anfangs die Gestalt des griechischen *H*, wovon man in der tirenischen Notenschrift entweder einen untern und einen obern Halbstrich, oder auch nur den letztern bei Abrundung des Übrigen wegließ. Hieraus entstand die Figur des kleinen h, die man bei den Römern schon im dritten Jahrhunderte nach Christus Geburt, bei den Griechen aber, wo daraus das *η* hervorging, noch früher findet. Auch bei Ulfila hat das H dieselbe Gestalt, obwohl im koptischen Alphabete das Hida noch die frühere Form hat; im Walachischen haben H und N ihre Figuren gegen einander umgetauscht, im Wälischen sind beide wenig von einander unterschieden. Im Russischen finden sich dieselben Bezeichnungen, wie im Walachischen, aber das Ja wird Jche genannt, weil es i gilt; das X ist dagegen zu einem H geworden, wie im Hunnenalphabete und in jeder Runenschrift, wo man auch vermittels verschiedener Durchstreichung ein G oder K daraus gebildet hat. In Büttners Vergleichungstafeln findet man das altphönikische oder tuskische, altgriechische oder lateinische, das hunnische oder russische H, und das H der Runenschrift unter den keltiberischen Runen beisammen. Das deutsche H ist aus dem Lateinischen der kleinern Schrift herausgebildet; die übrigen gebildeten Völker Europa's haben die altlateinische Schrift wieder eingeführt, aus welcher die Italiener das H in ihrem Alphabete beibehalten, ob sie es gleich weder sprechen noch für gewöhnlich schreiben, sondern es nur zur Unterscheidung der 4 Präsensformen des Verbums avere, *ho, hai, ha* und *hanno*, von o (oder) ai und a als Artikeln, und anno (Jahr), und zur Erhaltung des G- und K-Lautes in *ghe, ghi, che, chi*, gebrauchen. Bei den Franzosen wird der letzte Zweck durch die Schreibung gue und gui, que und qui erreicht, weil sie che und chi noch stärker zischen als ce und ci.

Die Römer ersetzten durch das h nach p, c, t und r', die mangelnden Zeichen des griechischen Alphabetes *φ*, *χ*, *θ*, *ῥ*, und trugen diese Schreibart auch auf germanische Namen über, z. B. *Rhenus, Ataulphus, Tenchtheri*. Die Teutschen haben diese Schreibweise aus dem Mönchslatein noch in vielen Namen beibehalten, und Manchen kostet es eben so viele Überwindung, Adolf zu schreiben, als Elefant. Andere sind wieder zu weit gegangen, und haben nicht nur Elefant, dem das Elfenbein zur Seite steht, sondern auch rein griechische Wörter, wie Philosoph, mit einem F geschrieben, ohne zu bedenken, daß so die Römer schon geschrieben haben würden, wenn sie es für rathsam gefunden hätten. Der Einwand, daß die Römer, wie Priscian ausdrücklich versichert, das griechische *φ* mit gepreßtern Lippen sprachen als ihr f, mithin zwischen ph und f ein Unterschied zu machen war, bei uns hingegen der Grund wegfalle,

iſt nichtig, weil wir bei der Unterſcheidung zwiſchen ph und f noch hoffen dürfen, einmal wieder zur rechten Ausſprache des ph zu gelangen, wie wir auch zur richtigen Ausſprache des griechiſchen σχ gelangt ſind, was nicht ſo leicht geſchehen wäre, wenn wir für ſch ein beſonderes Zeichen gehabt hätten, wie die Ruſſen. Wäre die Schreibart Hárá für Here nicht durch Lichtenberg lächerlich gemacht, wer hätte uns die richtige Ausſprache des griechiſchen η wieder zurückgeführt? und wer würde die richtige Ausſprache des griechiſchen φ je zurückführen können, wenn es allgemeine Sitte würde, Filoſof zu ſchreiben? Wenigſtens erſchwert eine ſolche Schreibung das richtige Sprechen in griechiſchen Wörtern ſehr, und iſt in ſo fern als eine Mißgeburt der neuern Zeit zu verwerfen. Das Leſen für die Kinder wird dadurch nicht erſchwert, ſobald man ihnen ſagt, daß ph jetzt wie ein f geſprochen wird; die leſenden Kinder mögen alſo immerhin ph wie ein f ausſprechen, ſo lange es überall noch ſo geſprochen wird, wie ſie auch für s, c, h, a, c, h nur sche, a, che zu buchſtabiren angefangen haben; aber die Schreibart braucht darum nicht verändert zu werden, zumal da man dieſe Schreibart doch nicht in die lateiniſche Sprache einführen kann oder darf. Was über Ch und sch, oder richtiger sh, zu merken iſt, ſehe man im Artikel *C*.

Die Römer mißbrauchten ſchon das H zu willkürlicher Unterſcheidung mancher Wörter, wie *pro* und *proh*, oder wie *Agroetius* bei Gothofr. p. 1350. bei Putsch. p. 2272. zwiſchen *arundo* (Rohr) und *harundo* (Rohrgeſchoß) unterſcheidet; viel weiter haben dieſes die Teutſchen getrieben, welche das H als bloßes Dehnungszeichen langer Selblaute benutzten. Hätte man hinter jeden gedehnten Selblaut ein H geſetzt, ſo wäre gegen ein ſolches Mittel zur Erhaltung der richtigen Ausſprache nichts zu erinnern; allein man hat dieſes nur vorzüglich vor fließenden Mitlauten, z. B. *kahl*, *Kahm*, *Kahn*, *Wahl*, *Wahn*, *wahr*, und auch hier nicht immer, z. B. *schal*, *Scham*, *Schar* oder *Schaar*. Man unterſchied, wo möglich, gleichlautende Wörter durch dreierlei Schreibweiſe, z. B. *kam* von kommen, und dem gemäß *maſs* und *Maaſs*; *Waal* und *Wal* als Fremder, *Waare* und *war*, und erſchwerte dadurch die Regeln der teutſchen Orthographie mehr, als man dadurch an Deutlichkeit gewann, weil bei den meiſten Wörtern dieſer Art entweder immer noch Verwechſelungen möglich, oder weit ſeltener ſind, als zwiſchen *Sein* und *Seyn* in dem bekannten Monologe: Seyn oder Nichtſeyn iſt die große Frage, wenn dieſes ein liebendes Frauenzimmer ſpricht. Bei einem i wählte man, das Pronomen ihr ausgenommen, zum Dehnungszeichen ein e, welches dann in einzelnen Fällen noch ein h zuließ, wie *ſtiehlt* von ſtehlen; doch geht aus den Unterſcheidungen zwiſchen *Stil*, *Stiel*, *ſtiehl* und *ſtill* hervor, daß ie eigentlich die Stelle des doppelten i vertritt. So oft mit dem gedehnten Selblaute in derſelben Sylbe ein t enthalten war, ſchob man das h hinter dasſelbe zurück, z. B. *Wuth*, *Werth*, und ſo auch *Gluth* und *Farth*, wofür man wegen *glühen* und *fahren* wieder *Gluht* und *Fahrt* eingeführt hat. Hier führten die Formen glüht und fährt für glühet und fähret auf die Verbeſſerung der alten Schreibeweiſe, wiewohl auch Manche bloß Glut und Fart, z. B. in Hoffart für Hochfahrt, ſchreiben; aber in *Muth* hat man noch nicht aus bemüht die richtige Schreibart geſtellt, und ſo wird noch lange in der teutſchen Sprache die Verwechſelung des bloßen Dehnungszeichens hinter t mit dem altteutſchen th für ϑ, wie in *Rath* für Rede nicht verhütet werden.

Der mit dem deutſchen Dehnungszeichen getriebene Unfug veranlaßte mehrere Gelehrten älterer und neuerer Zeit zum unmäßigen Eifer dagegen; aber immer fand der Unfug ſeine Fürſprecher, theils weil die Eiferer dagegen meiſt zu weit gingen, und das Gute mit dem Schlechten tilgten; theils weil die leidige Unterſcheidungs- und übertriebene Verdeutlichungsſucht der teutſchen Sprachforſcher ſo viele Willkür in die Regeln der Orthographie gebracht hat, daß eine Radicalkur kaum mehr möglich iſt, und nur von der Zeit eine allmälige Verbeſſerung erwartet werden darf, wie denn auch ſchon Manches verbeſſert worden iſt. Ohne mich weiter dabei aufzuhalten, will ich noch den Gebrauch des H als Kürzungszeichen im Lateiniſchen anführen: denn für die teutſche Schrift iſt wenig mehr zu merken, als Hl. für Heller und Hr. für Herr, oder H. für Heinrich, Herzog, Heft, Hauptſtück u. dgl. Das H als muſikaliſche Bezeichnung, im Franzöſiſchen *le si*, erfordert eine beſondere Behandlung; das ſogenannte *Haquadrat* ♮ nimmt man richtiger für ein eckiges b. Im römiſchen Calender bezeichnete H den letzten der acht Nundinaltage; aber *HS* für Sestertius oder 2½ Asses iſt aus einer römiſchen II. in Verbindung mit S für semis entſtanden, indem man zur Erleichterung des Druckes, ſtatt das Ganze zu durchſtreichen, wie es bei ℔ für lb. oder libra geſchieht, ſtatt der durchſtrichenen II ein H wählte. Nach römiſcher Schreibeweiſe würde ein Strich über der II 2000 bedeuten; doch bezeichnete man ſo auch in Inſchriften die Zahlwörter secundus, iterum. Ein einzelnes H kann für das Adverbium oder Pronomen *hic* ſtehen; auch für das Verbum *habere*, für die Subſtantive *hora*, *homo*, *heres*, *honor*, und das Adjectiv *honestus*; auch für *hostis* in H. O. = hoste occiso, für *hasta* in H. P. = hasta pura, welches jedoch noch öfter hic posuit bedeutet; endlich *Hispania* in H. V. = Hispaniae utriusque, welches gleichwohl auch hoc vivas, hoc volens, hoc votum, honestus vir und horis quinque bedeuten kann. *H. H* heißt daher heredes oder Hispaniae oder honestus homo.

Als Beiſpiele der angegebenen Bedeutungen von H mögen folgende dienen:

H. F. oder auch F. H. *hic* fundavit, *hoc* fecit, *heres* fecit oder filius *heres*, femina *honesta*.

H. J. oder J. H. *hic* jacet oder justus *homo*.

H. Q. *hic* quiescit, und H. R. I. P. *hic* requiescat in pace.

H. S. *hic* situs, aber auch *hoc* solus, *hoc* sepulcrum, *heredem* solvi, *Herculi* sacrum, *hora* secunda, sestertius.

H. S. E. *hic* situs est. H. S. S. *hic* siti sunt. H. O. S. *hic* ossa sita, aber auch *haec* ollarum series.

O. E. S. S. ossa *hic* sita sunt; aber O. H. F. ossuarium *hoc* fecit, omnibus *honoribus* functus.

B. H. M. bene *hic* maneat; aber B. M. H. E. bene merenti *hoc* erexit.

C. H. M. consecravit *hoc* monumentum, wie H. M. *hoc* monumentum, *hoc* mandavit, *hora* mortis, *honesta* mulier.

H. L. *hic* locus, *hac* lege, *hoc* legavit, *honesto* loco; daher H. L. H. N. S. *hic* locus *heredem* non sequitur.

H. M. H. N. S. *hoc* monumentum *heredem* non sequitur; aber M. H. E. mihi *heres* esto.

H. H. M. S. *heredem hoc* monumentum sequitur; aber M. H. S. M. Memoriam *hanc* sibi mandavit.

L. H. libertus *heres*, lugens *hoc*; aber J. L. H. jus liberorum *habens*.

I. H. L. S. in *hac* lege scriptum; aber Ex H. L. N. R. ex *hac* lege nil rogatur.

I. H. D. D. in *honorem* domus divinae, auch deorum s. dearum.

F. Hc. heißt familiae *herciscundae*; aber P. H. C. Praetor s. Provincia *Hispaniae* citerioris; auch ponendum *hoc* curavit, patronus *heres* curavit.

Noch merke man die Formeln:

H. K. N. *have* karissime nobis!

T. R. T. H. tuas res tibi *habeto!*

H. R. *honesta* ratio; aber H. R. E. J. Q. M. E. A. *hanc* rem ex jure Quiritium meam esse ajo.

*Ho.* heißt homo, hora, honor, honestus: *Hor.* Horatia tribus; *Hos.* hostis und hospes.

In der neuern Druckschrift heißt: *h. a.* hujus anni; *h. e.* hoc est; *h. l.* hoc loco.

Wer noch mehr Abkürzungen kennen zu lernen begehrt, findet sie bei Putsch. p. 1509 sqq. 1555 sqq. 1605 sqq. 1648 sqq. 1673. bei Gothofr. p. 1459 sq. 1486. 1510 sq. 1534. (*Grotefend.*)

H. In der Musik ist H der Name der siebenten Stufe, der so genannten natürlichen Tonreihe unseres, herkömmlicher Weise von dem Tone C, als erster Stufe, anhebenden Notensystemes. Über den Ursprung dieser Benennung ist der Artikel B (Band VII. S. 4 folgg.) nachzusehen. Das durch ein ♯ chromatisch erhöhte H heißt His, das durch ein b erniederte sollte Hes heißen, pflegt aber B genannt zu werden, (vergleiche auch hier den Art. B a. a. O.). Das doppelt erhöhete H würde Hisis heißen, das doppelt erniederte aber Heses oder Bes.

Die der Tonart H-dur angemessene chromatische Vorzeichnung besteht in fünf Erhöhungszeichen oder Kreuzen ♯; für h-moll pflegt man zwei ♯ vorzuzeichnen. Siehe die Artikel Tonart und Vorzeichnung. (*Gfr. Weber.*)

H, bedeutet in der Münzkunde auf französischen Gold- und Silbermünzen den Münzort Rochelle, auf östreichischen Münzen die Stadt Günzburg, wo diese Regierung vormals eine Menge Scheidemünze für das Reich ausprägen ließ. (*G. Hassel.*)

HAAG, 1) eigentlich Gravenhage (Grafenhain), französisch la Haye, englisch the Hague, lateinisch Haga Comitum, die jetzige Hauptresidenz des Königs der Niederlande, in der Provinz Südholland, die Hauptstadt des nach ihr benannten Districts, eine Stunde im Umfang, mit 44,000 Einwohnern, eine halbe Meile von der Nordsee, auf 52° 4′ 20″ n. B. 4° 18′ 31″ w. L. von Greenwich, 12 holländische Wegstunden (20 auf den Grad) von Amsterdam, und 34¼ von Brüssel, in einer sehr angenehmen Gegend. Sie ist auf dem Walde erbauet, der vormals einen beträchtlichen Theil Hollands einnahm, und wovon der Haage-Busch und das Harlemer Gehölz noch kleine Überreste scheinen. In diesem Haine, wo vielleicht schon unter dem Grafen Florenz II. um 1097 ein Jagdschloß war, stiftete der Graf Wilhelm II. von Holland, der gegen Friedrich II. und Konrad IV. als römisch-teutscher König auftrat, um 1250 einen Palast, an welchen sich hernach mehrere Häuser reiheten, welches dem Flecken allmälig das Entstehen gab. Unter Albrecht von Baiern, im Jahre 1370 war es schon ein ansehnliches Dorf, wo der Graf sich öfters zum Vergnügen aufhielt, und 1527 war der Ort schon so wohlhabend, daß er die Raubsucht der Geldernschen, unter dem bekannten Parteigänger Maarten van Rossum, reizte, welche auf einem kühnen Streifzuge den Haag völlig ausplünderten. Der höchste Gerichtshof von Holland hielt damals schon im Haag seinen Sitz. In den ersten Jahren des Freiheitskriegs war der unbemauerte Flecken der beständigen Einlagerung der Spanier ausgesetzt, und man glaubt, daß die Delfter, die den immer wachsenden Wohlstand und die herrliche Lage des benachbarten Orts nicht ohne Bekümmerung sahen, aus jenem Grunde dessen Schleifung verlangten. Doch Wilhelm gab diesem kleinstädtischen Neide kein Gehör, und unter seinem Sohne Moritz erhob sich der Haag schon zu der Residenz der Generalstaten, der holländischen Staaten, des Statthalters und der fremden Gesandten. Hier ward im Jahre 1609 die zwölfjährige Waffenruhe mit Spanien abgeschlossen, (auf der noch jetzt so genannten Trèves-Kamer) und der Dichter Huygens lobte um diese Zeit den herrlichen, noch bestehenden und mit einer vierfachen Reihe Linden versehenen Spaziergang Vourhout in einem trefflichen Gedicht. Neun Jahre später starb hier auch der edle Oldenbarneveldt auf dem Blutgerüst, als Opfer des Religionshasses und der Herrschaft des Statthalters. Moritz wünschte den Haag zu einer Festung zu machen. Dieß unterblieb aber, und der Ort ist niemals mit Mauern umringt, sondern immer vergrößert (vorzüglich um 1642, 1643 und 1706,) da die prächtige Außenseite (Beutenkeml) eine Reihe Paläste, an dem Eingang von der Waldseite her, errichtet wurde. 1672 war der Haag der Schauplatz der fürchterlichen Mordscenen, wobei der große Rathpensionär de Witt, vielleicht der erste Statsmann seiner Zeit, mit seinem Bruder als Opfer einer traurigen Verblendung des Volks einen qualvollen Tod starben. Unter Wilhelm III. ward diese seine Residenz wirklich der

Hauptort für die Diplomatik, und bis 1714 war hier der Mittelpunkt der wichtigsten Unterhandlungen zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts von Europa. Auch hob sich der Haag immer mehr. Die Anzahl der Wohnungen, im Jahre 1396 noch 2400, war im Jahre 1732 schon 6163. Die Revolution von 1795, hatte durch die Abreise der statthalterischen Familie einen nachtheiligen Einfluß auf den Ort. Die Bevölkerung nahm zusehends ab, Ludwig Napoleon verlegte die Residenz und alle hohe Collegien nach Utrecht und Amsterdam, und nach der Einverleibung mit Frankreich (1810) wurden eine Menge lediger Häuser abgebrochen. Die Zurückkunft des Prinzen von Oranien im Jahre 1813 gab dem Orte seinen alten Glanz, wenigstens zum Theile wieder, und er theilt jetzt mit Brüssel die Vortheile einer königlichen Residenz, wozu der Haag, gelegen zwischen den schönsten Spaziergängen, einem herrlichen, noch unlängst mit freundlichen Wasserpartien versehenen Gehölz, dem trefflichen, reichlich beschatteten Weg nach dem Meere, dem niedlichen Dorfe Scheveningen mit Seebädern,*) dem Wege nach Ryswyk und Loosduinen, zwei Dörfern in der Mitte schöner Landgüter (Buitenplaatsen) und dem Kanale, der über das prächtige Dorf Voorburg nach Leiden führt, sich ganz besonders eignet. Die Nähe der Dünen bricht auch ein wenig das Einförmige der großen holländischen Fläche, obschon freilich der Haag in dieser Hinsicht die Vortheile Haarlems nicht besitzt. Eine schöne Chaussee führt nach Leiden, durch das Gehölz und an den schönen Villen der reichen Einwohner vorbei. Unter den vielen offnen, mit Bäumen bepflanzten Plätzen zeichnen sich aus: het Voorhout, ein doppelter, sehr breiter Platz mit trefflichen Gebäuden an beiden Seiten: das lange Voorhout besitzt auf der Ecke des Kreuterdyks den Palast des Kronprinzen, die Klosterkirche und das ehemalige französische Gesandtschaftshôtel, nachher die Präfectur und der einstweilige Aufenthalt des aus England zurückgekehrten souveränen Fürsten, jetzt die Bibliothek: das kleine oder neue Voorhout endigt am Tomnoveld, worauf das Schauspielhaus steht, und am Vijverberg, einem Spaziergange zwischen einer Reihe stattlicher Gebäude und dem Teich (vijver) der an der einen Seite die Gebäude der alten statthalterischen Residenz umspült: das Plein ist der Paradeplatz, wo die verstorbene Fürstinn, Witwe des letzten Statthalters, Mutter des Königs, mit der Herzoginn von Braunschweig, ihrer Tochter, des Winters wohnte. Die Breite dieser Plätze, die Schönheit der Bäume, womit sie in vier bis fünf Reihen geschmückt sind, das Ländliche der Umgebung, Alles dieß gibt dem Haag ein vorzüglich freundliches, einladendes Äußeres, und hat wohl zum Theil die Wahl der Residenz bestimmt. — Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: 1) der neue, erst kürzlich vollendete königliche Palast in dem Nordende oder der scheveningschen Straße, wo vorher der alte Hof stand, der den Prinzen von Oranien gehörte, und einen ziemlich großen Garten besitzt, welcher zum öffentlichen Spaziergange dient. 2) Der vormalige Hof der Statthalter mit den Versammlungssälen der hohen Collegien, ein Viereck bildend, das um einen offnen Platz (het Binnenhof) her gebaut ist, der für Jedermann immer offen steht; die vormaligen Zimmer der statthalterischen Familie, nachher von König Ludwig Napoleon mit vielen Kosten verändert, sind jetzt verlassen. Merkwürdig ist der Versammlungssaal der zweiten Kammer der Generalstaten, mit dem königlichen Throne. 3) Die schon erwähnte Treves Kamer, der Saal der Staten von Holland; 4) die vormals französisch-reformirte, jetzt (seit König Ludwig) katholische Kirche; 5) der große Lotteriesaal, im Jahre 1651 der Sitz des großen Statsconvents zur Einrichtung einer Regirung ohne Statthalter; vor diesem Saale wurde Barneveldt enthauptet, und man sagt, die Decke sei von einer Holzart, die keinem Verderben ausgesetzt sei, und worin die Spinnen nie ihr Gewebe ausbreiten. 6) Die Paläste des Prinzen von Oranien (des vermuthlichen Thronerben) und 7) des Prinzen Friedrichs, beim Eintritt des Haags von der Ostseite. 8) Die königliche Bibliothek im Voorhout, die viele merkwürdige Werke für niederländische Literatur und Geschichte besitzt: im nämlichen Gebäude ist das sehr vorzügliche, vom jetzigen König errichtete Münz- und Medaillenkabinet, worin auch seltene und treffliche Kameen vorkommen. 9) Die Gemäldesammlung auf den Buitenhof, (unter andern mit dem berühmten Stier von Potter) und das Kabinet ethnographischer Merkwürdigkeiten, vorzüglich mit Gegenständen aus Japan und China, einer chinesisch-japanischen Bibliothek u. s. w., zusammen in dem Moritzhause, so genannt nach dem Grafen Johann Moritz, Statthalter von Brasilien und Feldmarschall der Republik im 17ten Jahrhundert; 10) das Rathhaus mit schönen Gemälden, 11) die Stückgießerei, 1668 im Gehölz gebaut, seitdem in die vergrößerte Stadt gezogen. 12) Das Schauspielhaus, worin abwechselnd eine holländische und französische Gesellschaft spielt; 13) das Statsgefängniß (de Voorpoorte van den Hove), woraus die Gebrüder de Witt zum Tode geschleppt wurden; 14) drei holländisch-reformirte Kirchen, (die Große, Neue und Klosterkirche). Erstere hat einen schönen, sechseckigen Thurm mit einem Blitzableiter; man sieht hier die Wappen Herzog Philipps des Guten, und der Ritter des güldnen Vließes, nebst dem prächtigen Grabmal des Freiherrn von Wassenaar Obdam, der 1665 in einer Seeschlacht gegen die Engländer blieb. Die Klosterkirche ist in den gomarisch-arminischen Unruhen bekannt geworden, als die erste, worin die Spaltung öffentlich sanctionirt wurde. Für ihre im Jahre 1807 abgetretene Kirche haben die Französisch-Reformirten eine sehr schöne neue im Nordende gebaut; die Katholiken besitzen auch eine vorzügliche Kirche in der Lorrenstraet, nebst vier andern. Auch die englischen Presbyterianer, Remonstranten, Lutheraner und Jansenisten besitzen Bethäuser, und die portugisischen und teutschen Juden große Synagogen. Für die Wissenschaften gibt es viele Anstal-

*) Es wird jetzt, um den Gebrauch dieser Seebäder zu erleichtern, ein Kanal von dem Haag nach Scheveningen gegraben.

ten. Die Gesellschaft Diligentia mit einem Museum, physikalischer Instrumentensammlung und Conzertsaal (im Winter hält diese Gesellschaft, wie mehrere in Holland, öffentliche Vorlesungen), eine Abtheilung der holländischen Gesellschaft für schöne Wissenschaften und Künste, und ein Departement der Gesellschaft Tot Nut van Algemeen (fürs öffentliche Wohl), eine Anatomie, worin ein von der Stadt unterhaltener Lektor Unterricht gibt, die Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, eine sehr gute lateinische Schule mit einem Rector, Conrector und zwei Präceptoren, mehrere Bibliotheken (die vortreffliche Meermansche ist aus kleinlichen Rücksichten von der Regirung des Haags, der sie vermacht war, abgelehnt, und für 116,000 Gulden öffentlich verkauft); Gemäldesammlungen, wie die Sterngerechtsche u. s. w. Für die arme und leidende Menschheit sind auch viele treffliche Einrichtungen vorhanden, wie die Anstalt der Frau von Renswoude zum Unterricht für dürftige Jünglinge, und die Armeneinrichtung, (vorhin die Directorenkammer der ostindischen Gesellschaft) zugleich zur Fabrikarbeit und zum Unterricht geeignet u. s. w. — Fabriken sind wenige im Haag. Man lebt größten Theils vom Hofe und von den Regirungscollegien, wozu, im Jahre, wenn der König hier seinen Aufenthalt hat, die Generalstaten, der Statsrath, die verschiedenen Ministerien und Agentschaften gehören. Dauerhaft besitzt der Haag den großen Gerichtshof für die nördlichen Provinzen, die Oberrechnenkammer, den hohen Adelsrath, und die (jährlich einmal zusammenkommende) Synode der reformirten Kirche. (*van Kampen.*) — 2) Ein Marktflecken im Landgerichte Wasserburg des baiernschen Isarkreises, an der Straße von München nach Mühldorf, in einer zwar unebenen, aber getreidereichen Gegend, von München 12 und von Wasserburg 4 Poststunden entfernt. Er enthält 129 Häuser, ein, in einiger Entfernung davon am Abhange eines Berges liegendes, königl. Schloß, 192 Familien, 800 Einw., welche theils von Gewerben, theils vom Ackerbaue leben, die Sitze eines königl. Rentamts, welches sich über 2599 Familien erstreckt, eine Posterpedition und ein katholisches Pfarramt im Decanate Wasserburg, 1 Spital, 1 Pfarrkirche nebst Kapelle (so genannte Wieskapelle), guten Hopfenbau und eine große Bierbrauerei. Haag war der Hauptort einer gleichnamigen Reichsgrafschaft, welche auf 3 □M. 9,070 Seelen umfaßte, und nach dem Aussterben des letzten Grafen Ladislaus 1567, gemäß den Anwartschaften, welche Herzog Albert V. von Baiern 1555 vom Kaiser Karl V., dann vom Kaiser Ferdinand 1551 und vom Kaiser Maximilian II. 1565 erhalten hatte, an Baiern gekommen ist. Zwar belehnte 1715 Kaiser Joseph I. den Grafen von Sinzendorf mit diesem Ländchen, das die östreichsch. Truppen nach der Schlacht bei Höchstett eingenommen hatten; allein bald trat sie wieder an Baiern ab. Ihr Wappen war ein gekrönter, frei laufender Pferd auf weißem Sand in schwarzem Felde. Bis 1504, wo sie zum Landgericht Mühldorf gezogen wurde, bildete sie ein eigenes Landgericht, Burgau und Lehnamt. (*Hausmann.*) 3) Marktflecken im Hausruckviertel des Landes ob der Ens, Commissariat Starhemberg, mit einer katholischen Pfarre und einer Poststation auf der Braunauer Straße. Der Platz, wo die Straße durchführt, ist ziemlich breit, aber sehr abhängig. Auf einem Berge erhebt sich das Schloß Starhemberg mit einigen Häusern. Unweit dem Schlosse ist ein Teich. Der bei der Ortschaft Schernham anfangende Hausruckwald zieht sich längs der Pfarre Haag bis in die Pfarre Gaspolzhofen hin. Zu dem Pfarrbezirke Haag gehören nebst dem Markte noch 34 Ortschaften, die zusammen 318 Häuser ausmachen, mit einer Bevölkerung von 1758 Menschen. Der Marktflecken hat über 100 Häuser und gegen 700 Einw. Er wird schon in dem Kaufbriefe vom J. 1370, worin Rudiger von Starhemberg sein Schloß und seine Herrschaft Starhemberg dem Herzoge Albrecht von Östreich verkaufte, ein Markt genannt. Im Jahre 1620, als Herzog Maximilian von Baiern mit seinen Truppen gegen die Östreicher ins Land rückte, hatten die Bauern den Paß bei Haag stark verrammelt, widersetzten sich, einige tausend Mann stark, den andringenden baiernschen Soldaten, und tödteten einen davon, den sie gefangen hatten, auf eine grausame Weise. Die baiernschen Soldaten geriethen darüber in Wuth, rächten diesen Mord an den gefangenen Bauern auf ähnliche Weise, zündeten einige Dörfer an, und plünderten allenthalben, wo sie hinkamen. In dem französisch-baiernschen Kriege 1704 fielen die Baiern gleichfalls ins Land, und nahmen Haag und Starhemberg ein: allein die ungarnschen Truppen eroberten beide Plätze bald wieder. Die Baiern begaben sich von hier nach Neumark, endlich nach Peyerbach, wo sie wieder mit Verlust zurückgeschlagen wurden. In den französischen Kriegen 1800, 1805 u. 1809 hat der Marktfl. Haag und die ganze umliegende Gegend viel gelitten, weil die Braunauer Poststraße eine Hauptdurchzugsstraße der kriegführenden Mächte war. In der Pfarrkirche sind Grabschriften aus dem 15ten und 16ten Jahrh. zu finden, die das Alter der Kirche beurkunden. (*Rumy.*) — 4) Marktfl. in dem Viertel ob dem Wiener Walde, im Lande unter der Ens, mit einer Pfarre, einem Decanate und 72 Häusern. Er gehört zur Herrschaft Salaberg, und liegt zwischen Ens und Steier. (*Rumy.*) — 5) Den Namen Haag führen auch mehrere Dörfer und Weiler in Östreich, ober und unter der Ens, die man in Crusius Postlexikon aller Ortschaften der k. k. Erbländer, Th. II. B. 2. verzeichnet findet. (*Rumy.*) — 6) Ein altes Pfarrdorf im Großherzogthum Baden, 4½ Stunde ostsüdwärts von Heidelberg, im Bezirksamt Neckargemünd. Seine Kirche, dem heiligen Lambertus geweiht, fiel in der Kirchentheilung den evangel. Reformirten zu. Das Dorf war als ein Zugehör der Burg Schwarzach, ein uraltes Eigenthum der bischöflichen Kirche zu Worms, von der es die Herren von Weinsperg lange Zeit zu Lehen trugen, bis diese im J. 1319 das Lehen an Kurpfalz verkauften. Die Bevölkerung, fortwährend im Steigen begriffen, beträgt jetzt 230 Einw.*) (*Leger.*)

*) Quellen: Bei *Schannat* in Histor. Episcopat. Wor-

HAAG (Georg Marcel), ein Schüler des J. H. Schönfeld, geboren zu Bopfingen 1652 und gestorben daselbst 1719. Als der Sohn eines Geistlichen zu demselben Stande bestimmt, gelangte er nicht ohne Widerspruch und Kampf an das Ziel seiner Wünsche, sich der Kunst ganz widmen zu dürfen. In Rom und Venedig, wohin er sich um 1674 begab, nahm er vorzüglich den Paolo Veronese zu seinem Muster, und führte nach seiner Rückkehr einige ausdrucksvolle Bilder in Nördlingen aus, an denen man auch das vortreffliche Inkarnat rühmt. In Nördlingen, Bopfingen und einigen benachbarten Orten Schwabens finden sich seine Hauptwerke†). (*R.*)

HAAKE (Theodor), ein in der Literärgeschichte wenig bekannter Mann, zu Neuhaus in der Pfalz, bei Worms im J. 1605 geboren, kam mit dem pfälzischen Prinzen Rupert 1625 nach England, hielt sich ein halbes Jahr zu Oxford und eben so lange zu Cambridge auf, und ging dann nach Teutschland zurück. Wegen der Unruhen im 30jährigen Kriege begab er sich bald darauf mit andern Protestanten nach Köln, wo er Dyke's Buch vom Selbstbetrug, das er aus England mitgebracht hatte, übersetzte, und sich dessen zum Vorlesen bei den gottesdienstlichen Privatzusammenkünften mit seinen Glaubensgenossen bediente. Im Jahre 1629 kam er wieder nach England, und trieb nun die Mathematik während eines dreijährigen Aufenthalts zu Oxford in Glouceſterhall. Vom Kurfürsten von der Pfalz wurde ihm die Stelle eines Secretärs, von der Stadt Hamburg und dem Könige von Dänemark die Residentenstelle in London angetragen; aus Liebe zum eingezogenen Leben aber, schlug er das Alles aus. Um diese Zeit arbeitete er mit an der englischen Übersetzung der Statenbibel, verfertigte auch Übersetzungen von einigen andern Schriften, und besonders einem Tractat des Milton, der sein guter Freund gewesen. Als Miltons verlornes Paradies erschien, übersetzte es 1682 Ernst Gottlieb von Berge zu Zerbst, die Arbeit war aber schlecht gerathen, (s. d. Art. Berge Bd. IX. S. 111) desto besser war die, welche Haake lieferte; der Heidelberger Theologe Joh. Seb. Fabricius war, als er diese Übersetzung bekam, so darüber erfreut, daß er unter andern verbindlichen Worten, also an unsern teutschen Landsmann schrieb, incredibile est, quantum nos omnes affecerit gravitas styli et copia lectissimorum verborum. Unter den übrigen schriftstellerischen Arbeiten unsers Haake bemerke ich nur noch die englische Übersetzung einer poetischen Paraphrase des 104ten Psalms von Weckherlin, der sich damals gleichfalls in England aufhielt, und in dessen Gedichten man auch die gegenseitige Freundschaft dieser beiden Pfälzer erwähnt findet; und verschiedene Bemerkungen und Briefe in den Philosophical Transactions von 1682, denn Haake war eines der früheſten Mitglieder der königl. Societät zu London, und wird auch in Sprat's Geschichte derselben mitgenannt. Durch seine Redlichkeit und gelehrten Kenntnisse erwarb er sich die Freundschaft des Dr. Usher, Selden, Prideaux, Walton und Wilkins. In seinem Alter verlor er größten Theils das Gehör, und starb den 9. Mai 1690. Vergl. Benthems engl. Kirch- und Schulenstat, Lüneb. 1694. S. 56. 2te Ausg. 1732. S. 113. (*Rotermund.*)

HAAN, 1) Abraham, ein Niederländer, der zu Zierickzee am 8. Nov. 1622 geboren war. Er wurde in der reformirten Kirche erzogen, studirte die Arzneigelahrtheit und wurde zu Leiden Doctor, bekam aber Gewissenskrupel, trat zu der Secte der Mennonisten über, wurde 1648 Prediger der mennonistischen Gemeinde zu Amsterdam, und starb daselbst den 19. April 1706. Er hat viel geschrieben, was zu seiner Zeit Ruf hatte, und seine Reden und Predigten wurden geschätzt: auch hat er eine Sciagraphie über die Offenbarung, eine Apologie pour les protestans, und eine Eenleydinge tot de Kennis van de christelyke Godesdienst hinterlassen. (*G. Hassel.*) — 2) Matthias Wilhelm, Edler von, der Sohn des k. k. Hofraths Joh. Georg, war zu Wien am 27. Nov. 1737 geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, eröffnete 1762 seine juristische Laufbahn als unbesoldeter, 1767 als besoldeter Rath bei der niederöstr. Regierung, stieg den 4. Febr. 1775 zum Hofrathe der ersten Justizstelle, wurde 1779 mit seinen 3 Brüdern in den Ritterstand erhoben, trat 1790 in die Compilations-Hofcommission, wurde 1792 Vicepräsident des niederöstr. Appellationsgerichts, 1795 aber oberster Landrichter u. Präsid. des niederöstr. Landrechts, mit dem Prädikate eines Geheimeraths, 1797 Vicepräsident und 1809 Präsident der Hofcommission in politischen und Justizsachen, in welcher Eigenschaft er am 10. Decbr. 1816 starb. Er war ein gelehrter und bis an sein Ende höchst thätiger Mann, der seinen Weg gerade durchging, und damit einen liebenswürdigen Charakter verband; ihm verdankt der Kaiserstat das westgalizische Gesetzbuch, das 1796 vollendet und die Grundlage und der Vorläufer des Criminalgesetzbuches der östreichsch. Staten von 1803 wurde, auch wurde unter seinem Einflusse das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811 vollendet, und kurz vor seinem Tode ein neues Wechselrecht dem Ministerium zur Genehmigung vorgelegt, welches aber erst nach 1818 in Rechtskraft getreten ist. Der Monarch lohnte das Verdienst, das er sich durch seine Thätigkeit um den Kaiserstat erworben hatte, 1804 durch Ertheilung des Stephangroßkreuzes und durch andre Beweise seiner Huld. S. s. Nekrolog in dem Museum für Gesetzkunde und Rechtspflege in den östreichschen Staten. B. III. S. 312 — 322. (*G. Hassel.*)

HAANSBERGEN (Joh. von), einer der berühmteſten Schüler des Corn. Poelemburg, aus Utrecht gebürtig, lebte in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, und starb 1705. Seine früheren Arbeiten, Landschaften mit charakteristischer Staffage und andern Compositionen, wetteifern mit den Werken seines Mei-

2*

mat. pag. 25 et pag. 246 cum pag. 236; bei Widder in geograph. histor. Beischreib. der Kurpfalz. I. Thle. 413e, 414e u. 409e bis 410e Seite.

†) Meusel's neue Miscell. V. 649 ff. Füßli's Künstlerlexikon.

ſters in geiſtreicher Erfindung und ſeinem Kolorit. Aber der Mangel, und in der Folge die Gewinnſucht und der Geiz machten einen mittelmäßigen Künſtler aus ihm, der ſich ſpäterhin faſt ganz auf beſtellte Arbeiten, und namentlich Porträte, beſchränkte und nebenher auch noch einen Kunſthandel trieb*). (*R.*)

HAAPANIEMI, ein Gut im Kirchſpiel Randaſalmi in der finiſchen Provinz Savolay, wohin 1781 die 1780 in Kuopio geſtiftete Militärſchule (Cadettencorps) verlegt wurde; ſie war für Savolay Regiment beſtimmt, und ward ganz von der Krone unterhalten. Nachdem im letzten finiſchen Kriege die Gebäude durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden, wurde die Anſtalt, als kaiſerl. finiſches topographiſches Corps, nach Fredricshamn verlegt. (*v. Schubert.*)

HAAPARANDA, ein Gränzdorf im ſchwediſchen Antheil des norrbottniſchen Paſtorats Neder-Torneå (welches nach dem letzten Frieden theilweiſe ruſſiſch und theilweiſe ſchwediſch iſt), am ſüdlichen Ufer des Fluſſes Torneå, der (jetzt ruſſiſchen) Stadt Torneå gegenüber, mit Gränzwache- und Poſtcomtoir (1817 war letzteres in Kockslund, dem erſten Hofe der benachbarten Dorfſchaft Mattila); über Haaparanda geht die Winterpoſt von Stockholm nach Åbo, ſobald das ålandiſche Meer (Ålands Hof), der kürzere und gewöhnliche Poſtweg, unſicher wird; auch ward 1822 für die Winterzeit ein Poſtenlauf von Haaparanda nach Alten im norwegiſchen Finmarken unter 70°, und ein anderer nach Tromſöe im norwegiſchen Nordland unter 69½° eröffnet. 1823 ward für das nördliche Norrbotten ein Provinzialmedikus zu Haaparanda angeſtellt. In Haaparanda ſcheiden ſich drei Straßen: aufwärts ins ruſſiſche Gebiet über den Bach Náran zur Stadt Torneå, zu welcher auch eine Fähre über den Torneäfluß, von Haaparanda aus, führt; abwärts in den ſchwediſchen Theil des Paſtorats Neder-Torneå nach Neder-Calix (die große Straße nach Stockholm) und ſeitwärts, gegen Nordweſten, längs des Fluſſes Torneå, durch eine der fruchtbarſten, anmuthigſten und bevölkertſten Gegenden Schwedens, 7 Meilen zur Kirche Ofver-Torneå ($\frac{1}{16}$ M. jenſeits der Kirche Ofver-Torneå hört der Fahrweg auf). — Nach Haaparanda ſcheint ſich der Handel der Stadt Torneå zu ziehn, ſeit dieſelbe von Schweden abgetreten ward, indem man von dem ſchwediſchen Ufer aus den Handel nach Stockholm, der in Torneå immer der bedeutendſte war, vortheilhafter, als von der Stadt Torneå, inſofern dieſe jetzt zum Auslande gehört, betreiben kann; es haben ſich daher mehrere Kaufleute der Stadt Torneå auf dem ſchwediſchen Ufer niedergelaſſen. Auch hatte ſchon 1610 die ſchwediſche Regirung Befehle zur Anlegung einer neuen Stadt zwiſchen den Poſthöfen Laiſcits und Nickala, 1¼ M. dieſſeits der Stadt Torneå, am bothniſchen Meere ertheilt, und ſollte die Stadt anfangs den Namen Carl-Johans-Stad, nach der Verordnung im J. 1821 aber den Namen Haaparanda führen; die gewählte Stelle iſt indeß ſehr ungünſtig, und eignet ſich das Gränzdorf Haaparanda in jeder Hinſicht viel mehr zur Anlage einer neuen Stadt, wo dann auch dieſe angelegt werden dürfte. Man vergleiche meine Reiſe durch Schweden ꝛc. Band 2. S. 117. (*v. Schubert.*)

HAAPAVESI, ein bedeutender Landſee im Kreiſe Kuopio des ruſſ. Gouv. Finland, der auf den Karten auch Haukaveſi heißt, oder einen Theil des letztern Sees ausmacht: er gehört zum Waſſerſyſteme des Saimen, ſchüttet ſein Waſſer in den Ladoga aus, und iſt ſehr fiſchreich. (*Hassel.*)

HAAR, HARR, der Hohe, Erhabene, ein Beiname des Odin in der alten ſkandinaviſchen Mythologie. Daher Harrbadur, das Haus Odins. (*R.*)

HAAR (das), pili, crines. (Phyſiologiſch und anatomiſch). Es hat ſeinen Urſprung ganz unter der unteren Oberfläche der Haut, und zieht ſeine Nahrung unmittelbar aus der darunter liegenden Fettlage. Es dringt durch die Haut hindurch und erhält von ihr, ſo weit als es die feinſten Injectionen mit Hilfe von Gläſern zeigen können, keine Gefäße zur Ernährung. Auch kommt, wenn eine Ähnlichkeit zwiſchen der Structur der menſchlichen Haare und der der größeren Thierſpecies vorhanden iſt, die ölige Secretion, welche die Haare bedeckt, und ihnen das glatte und glänzende Ausſehen gibt, von der unter der Haut liegenden Fettgewebslage, und es wird dieſer Flüſſigkeit von Röhren, welche in dem bulbus (Haarwurzel) entſpringen, durch das Centrum des Haars hindurch geführt. Ein wenig über dem bulbus, da, wo das Haar durch die Kopfhaut in die Höhe ſteigt, ſieht man, daß es eine undurchſichtige membranoſe Decke erhält, die eine Art von Scheide bildet. Dieſe Scheide kann leicht bis zur Oberfläche der Kopfhaut, und bis ein wenig über dieſelbe verfolgt werden. An dieſem Theile ſieht ſie aus, als wenn ſie von einem von dem Oberhäutchen (cuticulus) abgeſchickten Fortſatz gebildet wurde. An ſeinen injicirten Präparaten kann man Gefäße auf dieſen Scheiden laufen ſehen, die in der Fettgewebslage entſpringen und keinen anderen begreiflichen Nutzen haben, als daß ſie die Scheide und das in ihr enthaltene Haar ernähren. Die Haare ſind bei Manchen ſchlicht und bei Andern kraus, und darnach theilt Bory de St. Vincent die Menſchen in zwei genera ein, nämlich in Leiotrichi (Menſchen mit ſchlichten Haaren), und in Oulotrichi (Menſchen mit krauſen Haaren). (*W. L. Brehme.*)

(Chemiſch und techniſch). I. Menſchen- und Thierhaare,*) jene feine, bei uns und vielen Thieren ungegliederten, mit einem wahren Fettſtoff ausgefüllten Röhrchen,

*) *Descamps. T. 3.* Füßli's Künſtlerlex. Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Teutſchland und den Niederlanden. Th. 3. S. 222.

*) Vergl. Heuſinger üb. Feder-, Haar- und Borſtengebilde in Froriep's Notizen ꝛc. 1823. Nr. 73. S. 105. — Deſſen Syſt. der Hiſtologie ꝛc. Eiſenach Th. I. Nr. 2.

deren charakteristischer Hauptbestandtheil ein dem Horngewebe eigenthümlicher, aber in den mancherlei Arten des Haars sehr verschiedene Mengen von Erden, Metallen, in sich aufnehmender Hornstoff ist, (s. unten Hornsubstanz), gehören zu den ausgeprägtern, höhern Haargebilden. Sie sind auf ihrer Oberfläche mehr oder weniger fettig, und enthalten vieles Pigment. Von diesem und von der in den verschiedentlich gefärbten Haaren abweichenden Fettsubstanz, ursprünglich einem weißen Talge, rührt ihre mehrere oder mindere Glätte, Weichheit, Geschmeidigkeit, Elasticität und Unveränderlichkeit, gleich wie ihr Widerstand gegen Nässe und ihre Eigenschaft her, schnell mit einem eigenen brenzlichen Fettgeruche zu verbrennen, und mit Kali reichliche Seife zu bilden. Vermöge der äußerst wenigen fettöligen Feuchtigkeit in ihnen trocknen sie, vom Körper abgesondert oder an Leichen, bald aus, bleiben aber lange unverweslich. Allbekannt ist die gewöhnliche Übereinstimmung ihrer Farbe und des Pigments der Ader- und Traubenhaut im Menschenauge, so wie das Mattwerden dieses bei dem Ergrauen jener. Bei Thieren mit geflecktem Haar sind Ader- und Traubenhaut ebenfalls oft fleckig. Die gleichzeitige Hellfarbigkeit der Haare und Augen von Menschen- und Thierleukopathen gehört auch hierher ꝛc. Über die Entwickelungsgeschichte der Haare s. Heusinger i. Meckel's Arch. f. d. Physiol. VII. 3.

Mit zunehmendem Wachsthume des Menschenkörpers wird sein Haar dunkler, aber endlich, wenn die Kräfte zu einer vollkommnen Absonderung der feineren Bestandtheile desselben nicht mehr ausreichen, nach und nach grau. Überhaupt dürfte seine Länge, Stärke und Dauer von der vollkommensten Verarbeitung der Nahrungssäfte abhängen. Ungewöhnliche Färbung des Kopfhaares im Ganzen, oder in einzelnen Partieen, ist theils angeboren, theils in der Folge krankhaft, wie z. B. das Grün-, Blau- und Buntwerden desselben. Das Menschenhaar unterscheidet sich in den verschiedenen Himmelsstrichen an Farbe, Krause, Glanz, Weichheit, Fülle. Je heißer das Klima, desto dunkler wird die Haarfarbe, und umgekehrt. Das Negerhaar ist pechschwarz; wie man sich aber von der Linie entfernt, wird es immer lichter. Allein gegen die Pole zu wird es wieder pechschwarz, z. B. bei den Grönländern, Esquimaux, Bohoraels, oder Feuerländern, und den übrigen Polarmenschen, weil sie solches mit Thran und altem Fischfett so stark einölen, daß es ihm nicht an jener Nahrung fehlt, durch deren Überfluß es dunkler wird. Wohl gibt es keinen reichern, glänzendern und längern Haarwuchs, als auf dem Haupte der Römerinnen ꝛc.

Das Haar mancher Thiere des tiefern Nordens wird ebenfalls im Winter weiß, während es bei Thieren gleicher Art im Süden und im Sommer dunkler gefärbt ist. Selbst das Kräuseln desselben rührt vom Klima her. Je wärmer dieß ist, um so mehr krauft sich das Haar, und umgekehrt. Nach Sturm sind die meisten pflanzenfressenden Thiere in einem heißen Klima, — so wie alle fleischfressenden in kalten Himmelsstrichen mit einem feinern, weichern und glänzendern Haar bedeckt.

Der höchste Grad des Menschenkraushaares ist das Wollhaar des Negers, das aber im Ganzen nicht bloß kraus, sondern auch im Einzelnen überaus fein ausfällt, und aus einer ungleich kleinern Wurzel sproßt, als bei andern Menschenracen. Unstreitig rührt das Kräuseln der Haare des Negers von seiner beträchtlichen Ausdünstung her, die eine größere Menge derselben ernährt. Denn sie fallen weniger wollig aus, wenn häufiges Salben mit Kokosnußöl die stärkere Ausdünstung zurückhält. Kraushaar wird auch später grau, als schlichtes, und muß also den Nahrungssaft mehr und länger an sich ziehen. So läßt sich auch begreifen, warum das krause Haar gerade schwarz ist, denn der Glanz an der Oberfläche desselben, der von seiner fettigen Ausdünstung kommt, ist bei schwarzen Haaren am stärksten. Vielleicht gehört auch mehr Brennstoff zur Bildung des Kraushaares, wie er zur Schwärze desselben beiträgt; wenigstens ist das krause elektrischer, als das schlichte. So viel bleibt gewiß, daß eine reichlichere Ausdünstung, zumal wenn sie durch Kopfbedeckungen zusammengehalten wird, zur Weichheit, und mithin im höhern Grade auch zur Kräuselung der Haare mitwirkt. Denn je mehr sie rauher Witterung, der Nässe beim Baden ꝛc. ausgesetzt werden, desto härter, streifer, borstiger werden sie. — Zu weiche Kopfhaare spalten sich leicht an den Spitzen. — Elektrisch leuchtet und knistert beim Streichen das Haar des Katzengeschlechts. Auch das dunkle Haar der afrikanischen Hyäne leuchtet zur Nachtzeit, wie bisweilen unter den Pferden der warm und in Schweiß gerittene Rappe. Beide scheinen Phosphor auszudünsten. — Nach Berthollet gaben (1760) 2 Unzen Menschenhaar durch Destillation 18 Gr. kohlens. Ammonium, 2 Quent. 36 Gr. Wasser, ½ Unze eines brenzlichen Öls, ½ Unze 36 Gr. Kohle, welche Eisen enthielt. Nach Achard sind dessen Bestandtheile: Faserstoff und ein wenig Gluten. Eingeäschert läßt es verhältnißmäßig sehr wenig phosphors. Kalk zurück. In Ätzlauge wird es ganz aufgelöst und gibt, mit Kali verkohlt, blausaures Kali. Durch Kochen wird es spröder. Äther, Fett- und Ätheröle wirken nicht darauf. — Nach Merat-Guillot soll es Schwefel enthalten, der wohl der Hornsubstanz (s. unten) organisch angehört, nach Hatchett Gallerte, die sich am leichtesten aus weichen, biegsamen Haaren, welche in feuchtem Wetter ihre Krause verlieren, ausziehen läßt, und umgekehrt, nebst einer dem geronnenen Eiweißstoff analogen Substanz (Hornsubstanz), nach Bourguet Gallerte, Faserstoff und etwas Öl. Die Asche der Menschenhaare besteht aus Kochsalz, kohlens., schwefels. und phosphors. Kalk, die Asche der weißen zugleich aus phosphors. Talkerde, vieler Kieselerde, Eisenoxyd und wenigem Mangan. — Nach Vauquelin **) ist die unveränderliche Basis der Haare großen Theils thierische Substanz, vielleicht Mucus? (richtiger Hornstoff). In den schwarzen fand er wenig weißes concretes Öl, etwas mehr

**) i. d. Ann. de Ch. Avril. 1806. T. 58. p. 41; teutsch in Gehlens Journ. f. d. Ch. u. Phys. II. 2. S. 222 ꝛc. u. i. Journ. der ausl. med. chir. Literatur, VI. 1. S. 142 ꝛc.

sind, haben eine verschiedene Länge, fallen bald steif, ja stachlig, wie bei der Nessel, bald weich und seidenartig aus. Im Allgemeinen haben die Gebirgspflanzen eine große Menge Haare, die manchmal von der Farbe des Gewächses, manchmal weißlich oder silberfarben sind. Zuweilen gibt es auch dergleichen an der Oberfläche von Pflanzentheilen, die der Luft nicht ausgesetzt sind, wie auf den Samenkernen der Äpfel und Birnen, auf den Kastanien u. a. Früchten. Ja sogar in dem Innern der Gefäße verschiedener Pflanzen hat man solche wahrzunehmen geglaubt. Die Organisation dieser Haare ist wenig bekannt; sie scheinen indeß durchbohrt zu seyn, um einen Ausscheidestoff zu entfernen, welcher durch eine Drüse an ihrer Basis abgesondert wird. An dem Ursprung eines jeden Haars liegt immer eine kleine Drüse oder Zwiebel, welche ganz mit denen übereinstimmt, die den Menschen- und Thierhaaren angehören. — Ihre Bestimmung möchte seyn, theils das Haar zu ernähren, theils eine Feuchtigkeit abzusondern, welche in den verschiedenen Pflanzen variirt, in manchen, wie in der Eispflanze, überflüssig und klebrig ist, in andern, wie bei der Kichererbsenpflanze (cicer arietinum), viele Säure bei sich führt, welche Dispam für eine eigene, Deyeux aber für eine aus Opal- und Äpfelsäure zusammengesetzte ansieht, (s. oben cicer). Die Feuchtigkeit in den Brennnesselstacheln ist scharf, brennend, und John nimmt darin einen besondern Brennstoff an, den er Urticin nennt, meinend, die Analogie zwischen der entzündlichen Wirkung dieser Stacheln und des Stichs der Bienen, Hummeln, Hornissen, Wespen ꝛc. spreche für die chemische Erklärung jener Wirkung; (s. Johns Tabellen der Phytochemie, d. Art. Urticin.) Vergl. Delamethrie's Betrachtungen üb. d. organischen Wesen ꝛc. teutsch i. Ausz. i. d. allg. med. Ann. 1807. 4. S. 386, 481 ꝛc. — —

Technisch benutzt man hier und da das abgeschnittene Menschenhaar zu künstlichen Haarflechten, Perüken, Haartouren ꝛc. Seine Fettigkeit nimmt man ihm durch Reiben mit Mehle oder Haarpuder, und gibt ihm durch Anfeuchten, Aufrollen, dreistündiges Kochen mit Wasser und nachheriges Backen in einem Brotteigumschlage das nöthige Lockige, die Krause. Auch dient es, gehörig vorgerichtet, zu mancherlei Kunstfabrikaten, zu Putz- und Galanteriewaaren, zu Bildnereien, Bändern, Ringen, zu Malerpinseln ꝛc., das Hasen- und Biberhaar zu mehr oder weniger feinen Filzhüten ꝛc., das Kameelhaar zu Garn und einem eigenen Gewebe (Kamelot) ꝛc. Die Franzosen liefern jetzt Haartuch mit damastartig eingewebten Blumen ꝛc. Aus Roßhaar werden Haarsiebe, Teppiche, Herrenmützen, Hangmatten, Matratzen, Haarsohlen mit oder ohne Menschenhaarbeleg, Öltücher, Seile, Schnüre ꝛc. gefertigt, Kissen damit und mit Kälberhaaren ausgepolstert. Kälber- u. a. Haar knetet man unter Mauer-, Ofen- u. a. Kitte. Die Roßschweife sind hier und da ein militärischer Schmuck und bei den Türken ein Ehrenzeichen ihrer Bassa's und Pascha's. Das Ziegenhaar diente sonst zu Alonge- u. a. Perüken. Endlich bildet das kürzeste, gezupfte Ziegenhaar, mit Krapp durchfärbt, die Grundlage zu einem Farbezeug, dem so gen. Flockenroth (Haarfarbe, Bourre), woraus die französischen Färber eine Farbenbrühe (ihr geschmolzenes Haar, Bourre fondue) ziehen, um damit ihr sogen. Nacarat, oder Rouge de bourre darzustellen, das aber am geschwindesten in der Luft verschießt ꝛc.; (vgl. Darstell. d. Fabrik- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande ꝛc. herausgeg. v. Stephan Edl. v. Keeß. Wien 1824. 8. 2 Thle.) (*Th. Schreger.*)

Haar der Conchylien, s. Byssus.

Haar (orientalisch und biblisch). Das Haar der Morgenländer ist meistentheils von schwarzer Farbe und dabei gewöhnlich dick und kraus. Schwarzes Haar gilt auch bei ihnen in der Regel für schön. Daher schon im Hohenliede (5, 11.) der Vergleich mit dem Gefieder des Raben: welches Bild sich auch bei den arabischen Dichtern findet.[1]) Noch häufiger aber vergleichen diese das Haar der Mädchen mit der schwarzen Nacht, in welcher das Gesicht wie der Mond leuchtet[2]), und vom gealterten Manne, der das schwarze Haar, das ihn in seiner Jugend zierte, mit der Glatze vertauscht hat, sagen sie: „seine Nacht ist mondhell geworden."[3]) Das in dichter Fülle über den Nacken herab hängende Haar der Mädchen erscheint ihnen wie dicht verschlungene Palmranken[4]) und glänzt wie der (schwarz-rothe) Purpur (Hohesl. 7, 6). Schwarzes Haar lieben auch die Perser.[5]) Daher färben sie es auch oft schwarz. In Schiras fand jedoch Scott Waring[6]) viele Frauen blond. Rothe Haare sind bei diesen Völkern selten, aber, wie wohl überall, vorzüglich nur in der Jugend vorhanden: weßhalb auch ältere Personen sich das Barthaar färben, um jung zu scheinen.[7])

Im Allgemeinen galt das Haar bei den Hebräern, wie bei den meisten Völkern, für eine Zierde, und eine Glatze für schimpflich. Des Elisa spotten die Kinder aus Bethel, indem sie hinter ihm her „Kahlkopf" rufen (2 Kön. 2, 23.). Der Prophet Jesaia (3, 17. 24.) droht den hoffärtigen Weibern mit der Schmach: Jehovah werde ihre Scheitel kahl machen, und statt der gebrechselten Locken sollen sie eine Glatze tragen. Vgl. 7, 20. Man mochte das für um so schimpflicher ansehen, da das Ausfallen der Haare oft ein Zeichen des eintretenden Aussatzes war. Vgl. das Gesetz darüber 3 Mos. 13, 40 ff. Die größte Beschimpfung war es daher auch für die Gesandten Davids, daß ihnen der Fürst der Ammoniter den halben Bart abscheren ließ (2 Sam. 10, 4. 5.):

1) S. z. B. Motenabbi b. Reiske S. 19. 45. Hariri Cons. 2. S. 25. Sacy. 2) z. B. Motenabbi b. R. S. 23. Vgl. Schultens zu Hariri 4. p. 8. 3) Hariri 2. 26. Auch die Griechen nennen die Glatze einen kleinen Mond, σελήνιον, vergl. *Synesius* bei *Salmas.* epist. de caesarie viror. et mulierum coma. (Lugd. Bat. 1644) S. 149. 4) Amrulkeis Moall. 33. Vgl. de *Sacy* Chrest. arabe III, 54. und Hohesl. 5, 11. 5) S. *Chardin* Voy. IV. S. 13. der Ausg. v. *Langlès.* 6) Reise nach Schiras. Th. I. S. 107 der teutsch. Übers. 7) Niebuhr's Reise I, 305. Beschr. v. Arabien, S. 69. Russel's Naturgesch. v. Aleppo, übers. v. Gmelin, S. 142. Vgl. *Plin.* H. N. XVI. c. 22. XXIII. c. 4. Bekanntlich galt bei den alten Deutschen rothes Haar gerade für das schönste.

[illegible]

meſſer ging nicht über ſein Haupt." Der Apoſtel Paulus beſchor ſein Haupt in Kenchreä, „denn er hatte ein Gelübde gethan." (A.G. 18, 18. Vergl. noch A.G. 21, 23. 24.) — Wenn der am Ausſatz Kranke genesen war, mußte er ſich ſcheren, und 7 Tage nachher noch ein Mal Kopf, Bart, Augenbraunen, kurz alles Haar an ſeinem Körper abſcheren (3 Moſ. 14, 8. 9.). Auch die Leviten ſchoren ſich bei ihrer Weihe alle Haare ab (4 Moſ. 8, 7.). Außerdem ſchoren ſich die Hebräer auch, wenn ſie trauerten, ſ. Micha 1, 16. Amos 8, 10. Jerem. 1 , 6. u. a. St.: wie dieß auch bei andern Völkern Sitte war, ſ. Geſenius zu Jeſ. 15, 2. Daher muß auch nach dem Geſetz (5 Moſ. 21, 12.) wer eine im Kriege erbeutete Frau aufnimmt, dieſe erſt mit geſchornem Haupte einen Monat lang ihre Ältern betrauern laſſen.

Abweichend von der Haartracht der Männer unter den Hebräern iſt die Sitte der Araber, welche zwar als Jünglinge auch langes Haar tragen, aber ſobald ſie in die männlichen Jahre kommen, nach d'Arvieux, ſobald ſie Väter werden, das Haupthaar ganz glatt abſcheren und nur auf dem Wirbel des Kopfes einen Büſchel ſtehen laſſen. So die heutigen Araber[11]) und ſo auch ſchon die älteſten, wie Herodot berichtet.[12]) Nur bedecken ſie den Kopf dann gewöhnlich mit dem Turban, weßhalb ſchon Plinius ſagt: die Araber trügen entweder einen Turban oder langes Haar.[13])

Man kann bemerken, daß es, mit wenigen Ausnahmen, im Allgemeinen immer und überall herrſchende Sitte geweſen iſt, daß die Weiber langes Haar tragen.[14]) Dieß war und iſt noch jetzt auch die herrſchende Sitte bei den Völkern des Orient. 1 Korinth. 11, 14 f.: „Lehrt euch nicht die Natur ſelbſt, daß es für den Mann ſchimpflich iſt, langes Haar zu tragen, für das Weib dagegen ehrenvoll?" Vgl. ebend. Vs 4 — 6. Maria von Bethanien trocknete Jeſu mit ihrem langen Haar die Füße (Joh. 12, 3. vergl. 11, 2.), und eben ſo die Sünderinn in dem Hauſe des Phariſäers (Luk. 7, 36. 44.).

11) S. Niebuhr's R. I, 159 f. 12) Herodot 3, 8.: κείρονται δὲ περιτρόχαλα, περιξυροῦντες τοὺς κροτάφους. Bei den Griechen heißt dieſe Art, das Haar zu ſcheren, auch σκάφιον κείρεσθαι, und Männer, welche ſo geſchoren ſind, σκαφιοκουρίδες oder σκαφιόκουροι. Die Ägypter ſcheren Haupt- und Barthaar auf ähnliche Weiſe von Jugend auf (Herodot. 3, 12.), und die Prieſter namentlich ſogar die Augenbraunen, wie man aus den Abbildungen auf den Ruinen bei Abuſir ſehen kann, Sicard in den Miſſionsber. Th. 9, S. 63. vgl. 56. (Im Gegentheil liebt man in Arabien und Perſien recht große, wo möglich zuſammenſtoßende Augenbraunen bei den Weibern, ſ. Scott Waring I, 107.) Auch tadelt Tertullian (de Pallio, c. 4.) jene Tonſur, bei welcher „cultri vertex solus immunis" ſei, an den Numidiern. 13) Plin. 6, 28.: „Arabes mitrati degunt aut intonso capillo." 14) S. *Salmas.* a. a. O. pag. 13. Die Männer trugen dagegen von jeher bei den meiſten Völkern kürzeres Haar, daher das W. caesaries a caedendo faſt ausſchließlich von dem Haar der Männer gebraucht wird. Einzelne Ausnahmen hiervon gibt es allerdings, wie nach Seneca (epist. 124.) die Parther „capillum effundunt," die Scythen „capillum spargunt," wie nach Appian auch die Meder langes geſcheiteltes Haar trugen, weßhalb ſie *βαθυχαῖται* genannt werden.

Ein künſtliches Binden und Flechten der Haare kannten ſchon die alten Hebräerinnen, wie mehrere Spuren zeigen. Die gottloſe Iſebel, als ſie hört, daß Jehu in Iſrel einzieht, ſchminkt erſt ihre Augen und macht ihren Kopf zurecht, dann ſieht ſie ſo geputzt aus dem Fenſter (2 Kön. 9, 30.). Ehe Judith in das Lager des Holofernes geht, ruft ſie ihre Zofe, legt die Witwenkleider ab, wäſcht und ſalbt ſich, bringt dann ihre Haare in Ordnung (*διέταξε τὰς τρίχας τῆς κεφαλῆς αὐτῆς*), ſetzt eine Mitra auf und legt allerlei Schmuck an (Judith 10, 2 ff. vgl. 16, 10.). 1 Timoth. 2, 9.: „Die Weiber ſollen beten in anſtändigem Gewande — ſich nicht mit Haargeflecht (*ἐν πλέγμασιν*) ſchmücken oder Gold oder Perlen u. ſ. w.“ Vgl. 1 Petr. 3, 3. Dahin gehören auch die Jeſ. 3, 24. erwähnten künſtlich gedrehten Locken oder Flechten (מַעֲשֶׂה מַקְשֶׁה). S. Geſenius z. d. St. — Kamm und Haarnadeln kommen erſt im Talmud vor, und dort wird auch eine Haarkräuslerinn Maria erwähnt.[15]) Auch von Mannsperſonen, nämlich Jünglingen und Naſiräern, welche, wie oben geſagt iſt, das Haar lang trugen, ſcheint eine Art von künſtlicher Anordnung desſelben im Gebrauch geweſen zu ſeyn. Simſon trug das Haar in 7 Flechten (Richt. 16, 13.), und Herodes ſoll in ſeiner Jugend, als er verklagt worden war, mit einem künſtlichen Haarſchmuck (*τὴν κεφαλὴν κεκοσμημένος τῇ συνθέσει τῆς κόμης*) vor dem Synedrium erſchienen ſeyn.[16])

Die gewöhnliche Haartracht der Weiber unter den Arabern iſt nach den Berichten der Reiſenden folgende: Sie theilen das Haar in viele Zöpfe, welche ſie mit Bändern, oder auch oft mit Perlen, mit Gold- und Silberblättchen oder mit Steinen durchflechten, und hängen unten zuweilen eine kleine Schelle an. Je mehr Zöpfe, und je voller und üppiger das Haar iſt, für deſto ſchöner wird es gehalten.[17]) An den Schläfen hängt zuweilen ein Büſchel Haare bis unter die Ohren herab nach Art unſrer Seitenlocken, und auch über der Stirn ſieht man zuweilen eine kleine Flechte mit einem Edelſteine geziert.[18]) Dieſen weiblichen Kopfputz ahmen zuweilen auch Knaben und junge Männer nach: was aber gewöhnlich als weibiſch und unſittſam getadelt wird.[19])

Das Tragen falſcher Haare war den alten Völkern überhaupt nicht unbekannt. Von den Medern ſagt Xenophon ausdrücklich, es ſei bei ihnen Sitte geweſen, dergleichen zu tragen, und insbeſondere erwähnt er ſie bei Aſtyages, und ſagt, der junge Cyrus habe ſolchen Putz des Großvaters ſehr bewundert.[20]) Auch Hannibal ſoll ſich im Winterquartiere unter den Celten, deren Bundbrüchigkeit er fürchtete, durch immer anders gewählte falſche Haare und Wechſel der Kleider unkenntlich gemacht haben: was Polybius eine phönikiſche Kriegsliſt nennt.[21]) Ob nun gleich eigentliche Perüken den Orientalen ganz fremd zu ſeyn ſcheinen,[22]) ſo iſt es doch nicht ſelten, daß die Weiber in Perſien an ihre Haarflechten, um ſie zu verlängern, ſeidene Flechten anknüpfen.[23]) Vom Gebrauch des Puders findet ſich keine Spur. Etwas dieſer Art erwähnt jedoch Joſephus, daß nämlich die Reiterei des Königs Salomo aus lauter ſchönen, langgehaarten Jünglingen beſtanden, welche täglich ihr Haar mit Goldſtaub beſtreuten, was bei Sonnenſchein einen außerordentlichen Glanz gegeben habe.[24])

Sehr ausgebreitet endlich iſt im Orient die Sitte, das Haar zu ſalben, welches vorzüglich bei Gaſtmälern geſchah. S. darüber den Art. Salbe.

(*E. Rödiger.*)

Haar (Griech. u. röm. Archäologie). Mehr als irgend ein Volk haben vielleicht die Griechen erkannt, daß der ſchönſte Schmuck, den die Natur dem Menſchen verliehen hat, das Haar iſt. Wie überhaupt die Bewohner wärmerer Länder ſich eines ſchöneren Haarwuchſes erfreuen, ſo ſchien der griechiſche Himmel ihn vorzüglich zu begünſtigen, und ſie, in denen der Sinn für das Schöne entſchiedener und lebendiger war, als bei allen Völkern alter und neuer Zeit, verſäumten nicht, den erhaltenen Vorzug durch ſorgſame Pflege zu bewahren und zu erhöhen. Schon in früher Zeit ſehen wir ein ſchönes Haar bei ihnen als eine vorzügliche Zierde betrachtet. Here ſelbſt, da ſie ſich ſchmücket, den Zeus zu bezaubern, flicht ſich *πλοκάμους φαεινοὺς, καλοὺς, ἀμβροσίους* (Iliad. XIV, 176.) und Athene, damit Odyſſeus voll Würde und Anmuth vor den Phäaken erſcheine, läßt ihm lockiges, dem Hyakinthos gleiches Haar vom Haupte

15) מרים מגדלא שער נשייא. S. die Stellen des Talm. bei Buxtorf Lex. chald. S. 389. Lightfoot zu Matth. 27, 56. 16) Joſeph. Arch. 14, 9, 4. Eine Art von Friſur bemerkt man auch an den Köpfen und Bärten der Figuren, welche auf den Ruinen von Perſepolis abgebildet ſind, z. B. auf Taf. 21 u. 22 bei Niebuhr's Reiſe im 2. Bande. Namentlich ſieht man deutlich, daß die vornehmern Figuren darunter, und vor allen der König, ſich durch längere und ſtufenartig geformte Bärte auszeichnen. Man ſ. beſonders Taf. 63, 64 u. 66 bei Chardin's Reiſen. 17) S. beſonders die perſiſchen Dichter, welche unerſchöpflich ſind in Schilderungen des Haars ihrer Schönen. Vergl. die Briefe der Lady Montague, Th. I. Br. 29. S. 172. Br. 33. S. 249. Th. II. Br. 19. S. 31. Chardin IV. S. 12. Langlès und dazu Taf. 23. Niebuhr's R. I. Taf. 23. Nr. 45 u. 47. Von einer ähnlichen Sitte, an den Locken Gold oder Silber anzubringen, iſt im Homer die Rede, Il. 17. V. 52. 18) S. Chardin IV, 12. und Taf. 23 die 3. u. 5. Figur, und bei Niebuhr a. a. O. Nr. 46. Vgl. das in Kupfer gearbeitete Bildniß einer Frau, welches Niebuhr in Ägypten gezeichnet, in deſſen Reiſe I. S. 209. Taf. 42. 19) S. z. B. *Joseph.* B. J. 4, 9. 10. *Philo* p. 782. (ed. Francof. 1691.) *Hariri* 10. S. 98. Gegen das zu lange Verweilen unter den Händen des Tonsor bei den Römern eifert z. B. *Seneca* de brev. vit. c. 12. 20) *Xenoph.* Cyrop. 1, 3, 2: *Ἀστυάγην ... κεκοσμημένον καὶ ὀφθαλμῶν ὑπογραφῇ καὶ χρώματος ἐντρίψει καὶ κόμαις προσθέτοις, ἃ δὴ νόμιμα ἦν ἐν Μήδοις.* 21) *Polyb.* 3, 78.: *ἐχρήσατο δέ τινι καὶ Φοινικικῷ στρατηγήματι τοιούτῳ κατὰ τὴν παρασκευασίαν ... κατεσκευάσατο περιθέτας τρίχας, ἁρμοζούσας ταῖς κατὰ τὰς ὁλοσχερεῖς διαφοραῖς τῶν ἡλικιῶν ἐπιπρεπείαις. καὶ ταύταις ἐχρῆτο, συνεχῶς μετατιθέμενος· ὁμοίως δὲ καὶ τὰς ἐαθῆτας μετελάμβανε τὰς καθηκούσας ἀεὶ ταῖς περιθέταις.* 22) Die Türken nannten die Perüken der Franken Teufelsneſter. S. *le Bruyn* Voy. (Rouen. 1725. 4.) I, 421. 23) S. *Chardin* Voy. IV. S. 12. *Langl.* 24) Joſeph. Arch. 8, 7, 3: *μηκίστας καθειμένοι χαίτας... Ψῆγμα δὲ χρυσίου καθ' ἡμέραν αὐτῶν ἐπεσπῆθον ταῖς κόμαις, ὡς στίλβειν αὐτῶν τὰς κεφαλὰς τῆς αὐγῆς τοῦ χρυσίου πρὸς τὸν ἥλιον ἀνατελλομένης.* Vgl. *Bochart.* Hieroz. Tom. I. lib. 2. c. 9. init.

geſchmückt wurden, was man ſpäter darauf deutete, daß die erſten Ehen auf gewaltſame Weiſe durch den Raub der Sabinerinnen geſchloſſen ſeien. ſ. Plut. a. a. O. Spanh. ad Call. Pall. p. 552.

Andere Gebräuche, welche auf manche Stellen zu führen ſcheinen, z. B. daß den Sklaven bei der Manumiſſion das Haupt geſchoren wurde (ſ. Juven. V, 171. Ursin. ad Liv. XLV, 44.), laſſen ſich wenigſtens nicht als allgemein darthun; überhaupt aber bezogen ſich die Cärimonien, an denen die Römer in jeder Art ſo reich waren, mehr auf das öffentliche, als auf das Privatleben. — (*W. A. Becker.*)

Haar. (Archäologiſch, Germaniſch). Die alten Bewohner des europäiſchen Nordens, und namentlich die Kelten in Gallien und Britannien [1]), hatten die Sitte, ihr langes, flachsgelbes Haar, welches ſie durch Kalkwaſſer und Seife noch mehr zu bleichen ſuchten [2]), mit Sorgfalt zu nähren und am Hinterkopfe zuſammen zu binden. Daher die Römer, nachdem ſie in das eigentliche Gallien eingedrungen waren, das Land, zum Unterſchiede von der galliſchen Provinz, Gallia Comata benannten [3]). Aus gleichem Grunde hießen bei ihnen einige keltiſche Alpenvölker Capillati [4]). So wie das lange und ſtarke Haar den alten Kelten eine Tracht war, welche männliche Würde und Freiheit bezeichnete, wobei ſich die Vornehmen noch durch einen großen Knebelbart von dem gemeinen Volke unterſchieden: ſo diente es ihren Frauen zum vorzüglichſten Schmucke, und die galliſchen Grabmäler haben merkwürdige Überbleibſel von ſolchem Haarputze geliefert [5]).

Die germaniſchen Völker trugen ebenfalls langes Haar und wandten beſondere Sorgfalt auf die Pflege desſelben [6]). Die braungelbe, hier und da in das Goldblonde und Röthliche fallende Farbe desſelben war ein Merkmal, wodurch die Römer den teutſchen Stamm bezeichneten [7]). Die Sitte, dem Haar durch Kalkwaſſer und auch durch Seife eine hellere röthliche Farbe zu geben, ſcheint erſt in ſpäterer Zeit als Luxus zu den Teutſchen aus Gallien gekommen zu ſeyn, und war auch den Frauen gebräuchlicher, als den Männern [8]). Unter den verſchiedenen Völkerſchaften herrſchten in der Haartracht verſchiedene Moden. Die Sueven ſtrichen ihr Haar zurück von der Stirn gegen den Scheitel und banden es in einen kammartigen Schopf zuſammen, welcher wie Hörner emporſtand, dick wie die Mähne eines Pferdes [9]). So trugen ſich bei ihnen Alte und Junge, nur die Sklaven nicht. Die Häuptlinge ſtutzten das Haar noch höher und ſtattlicher auf, nicht um Wohlgefallen, ſondern um Schrecken zu erregen [10]). Bei andern Teutſchen war eine ähnliche Haartracht nur in den jüngern Jahren gebräuchlich [11]). Unter den Katten ließen die Jünglinge Haar und Bart hangen, als Pfand der Tapferkeit, nur durch den Tod eines Feindes lösbar. Über dem erſten Leichnam, der durch ſie gefallen war, ſchnitten ſie ſich das lange Haar ab und hielten ſich dann erſt des Vaterlandes und ihrer Väter werth [12]). Im Allgemeinen war aber das abgeſchorene Haar ein Zeichen der Unterthänigkeit, unter den Kelten, wie unter den Germanen [13]).

Am entſchiedenſten ſcheint ſich die Ehrentracht des langen Haares unter den Franken erhalten zu haben [14]), und eine Zeit lang war ſie ſogar ein Zeichen der königlichen Würde. Nach Gregorius von Tours und andern fränkiſchen Geſchichtsquellen für die Periode der erſten Dynaſtie erwählten ſich die Franken Könige mit langen Haaren (criniti), und dieſen Beinamen führen ſchon Pharamund und Chlodio. Chlodwig, einer von Fredegundens Stiefſöhnen, wurde von einem Fiſcher, der ſeinen Leichnam fand, an dem langen Haare als königl. Prinz erkannt, und Gundobald, welcher ſich für einen Sohn Chlotars II. ausgab, wollte ſeine rechtmäßige Geburt durch ſein langes Haar erweiſen. Chlotar aber ließ ihm dieſes abſcheren, und machte ihn dadurch aller Anſprüche auf königl. Blut verluſtig. Eine ähnliche ſymboliſche Haarſchur übten die Prinzen Childebert und Chlotar an den Söhnen ihres Bruders Chlodemir, um ſie des Thrones unfähig zu machen [15]).

Es verſteht ſich, daß, ſo lange dieſe eigenthümliche Haartracht ein Zeichen der königl. Würde unter den Franken war, alle Unterthanen kürzeres Haar tragen mußten, vielleicht, nach Maßgabe ihres Standes, der königlichen Länge mehr und weniger nahe kommend. Unter den Karolingern hört dieſe Sitte auf, und wir wiſſen, daß ſchon Karl der Große kurzes Haar trug. Unter ſeinen Nachfolgern iſt ſogar ein König mit dem Beinamen des Kahlen. In der Folge war langes

---

1) Über Britannien ſ. *Dio Cass.* LXII, 2. *Tacit.* A. XIV, 30. *Caes.* B. G. V, 14. und über Caledonien *Tac.* Agr. 11. *Strabo* IV. p. 200. Auch Oſſian iſt zu vergleichen. 2) S. über die galliſche und germaniſche Seife: *Plin.* XVIII, 51. *Mart.* XIV, 26. 27. VIII, 33. Die römiſche Mode gebrauchte nämlich dieſe Seife zu gleichem Zwecke. 3) *Diod. Sic.* V, 28. *Plin.* IV, 17. XI, 37. *Clem. Alex.* Paedag. III, 3. 4) *Plin.* III, 5. 20. XI, 37. 5) S. *Montfaucon.* V, 192. Suppl. III, 57. 58. 6) Von den ſchönen, goldgelben Haaren der Teutſchen verfertigte in ſpäterer Zeit die römiſche Mode haubenartige Aufſätze und falſche Locken, wie wir aus den ovidiſchen Elegieen wiſſen. *Amor.* I, 14. 45. *Ars amand.* III. 164. Auch Kaiſer Caracalla putzte ſich auf dieſe Weiſe. *Herodian.* IV, 7. Nicht minder ſuchte man durch jene, oben erwähnte Seife die germaniſche Haarfarbe, als eine beliebte Mode, zu erzwingen, und bis nach Afrika verbreitete ſich dieſer Geſchmack. 7) *Lucan.* II, 51. X, 131. *Plin.* II, 50. *Tac.* M. Germ. 4. Agric. 11. *Juven.* XIII, 165. *Sil. Ital.* III, 607. *Claud.* Bell. Get. 419. IV. Cons. Hon. 446. Cons. Stil. III, 16. *Martial.* XIV, 176. Auch die lateiniſchen Benennungen ſchwanken zwiſchen blond und roth: flavus, rutilus, fulvus, auricomus ꝛc. Von einer Ähnlichkeit mit der Blutfarbe ſpricht *Clem. Alex.* l. c. jedoch bei den Kelten.

8) *Plin.* XXVIII, 51. *Prop.* El. II, 18. 26. 9) *Tac.* M. Germ. 38. *Claud.* IV. Cons. Hon. 655. *Sil. Ital.* V, 132 sqq. *Liv.* l. c. 10) *Tacit.* l. c. 11) *Tacit.* l. c. *Seneca* de Ira. III, 26. Epist. 124. *Mart.* de Spectac. III. 12) *Tacit.* M. Germ. 31. Ein gleiches Gelübde erzählt *Gregor. Turon.* V, 15. von einem Sachſenheere. 13) Auch als entehrende Strafe hat ſich das Haarabſcheren lange in einzelnen teutſchen Rechten erhalten. S. *Schilter* s. v. Har abslahen. Vgl. *Haranskara.* 14) Puer crinitus heißt im ſaliſchen Geſetz ein Jüngling von edler Herkunft. 15) S. *Gregor. Turon.* III, c. 18.

oder kurzes Haar [illegible] Sache der Mode [illegible].

[illegible] lange Haar [illegible] Germanen [illegible] Gemüthe [illegible]

[illegible]

[illegible] Mit einem Härchen könnte man ihn [illegible]

[illegible] herbei gezogen: auf eine gezwungene [illegible], z. B. in einer Erzählung oder [illegible]

[illegible] in die Haare gerathen: handgemein werden. [illegible] sehr uneins und in [illegible]

[illegible] Haare wachsen lassen: sich [illegible] über Etwas sehr in Sorgen und Kummer [illegible].

[illegible] gekrümmt werden: es soll [illegible] widerfahren.

[illegible]

[illegible] ganz und gar.

[illegible]: durch irgend Etwas [illegible] abgeschreckt, oder [illegible] dagegen erfüllt werden [illegible] von dem Ekel, den es [illegible] oder einem Tranke zu [illegible]. (*R.*)

[illegible], s. Tonsur.

[illegible], s. Haarstrong.

[illegible]. der [illegible] Beschlag oder [illegible] zeigt. (*Schmidt.*)

[illegible] (Mineralog.). So nennt [illegible] in Schlesien einbrechenden [illegible], mit eingewachsenen [illegible] und nadelförmigen Kry[illegible] roth erscheint. (*Keferstein.*)

[illegible], auch Harbach, kleines Dorf und [illegible] Vilsbiburg, kath. [illegible], mit 39 Häu[illegible], ½ St. von Vilsbiburg. (*Eisenmann.*)

[illegible] in den Magen des [illegible], und entstehen aus abge[illegible] andern faserigen Dingen vorzüglich, [illegible] harzige Rinde oder Nadeln der [illegible]. Dem Rothwilde sind sie schäd[illegible] den Tod zu. Da dasselbe, [illegible] in der Zeit, wo sie sich ver[illegible] oder die Winterhaare ablegen, sehr gern die [illegible] gefällter Kiefern abschälen, auch im Winter [illegible] aus Mangel der Nahrung häufig dazu ge[illegible], so ist eine nöthige Vorsichtsmaßregel bei [illegible] Wildstande, nicht viel gefälltes Kiefernholz [illegible] im Forste liegen zu lassen. Ob die [illegible] welche die Gemsen bei sich haben — Gemskugeln [illegible] ebenfalls nachtheilig werden, ist unbekannt. [illegible] und wieder Statt [illegible], welcher sonst sehr allgemein [illegible] Gemskugeln außerordentliche medi[illegible] bei allen erdenklichen Krankheiten zu, so[illegible]

[illegible] Haare unter Wolle schla[illegible] wenn Haut und Haar nicht [illegible] jungen Kopf.

gar sollten sie gegen Zauberei dienen und fest machen. Sie wurden aus diesem Grunde, besonders die vom 15. Aug. bis 15. Sept. gefundenen, sehr theuer bezahlt. (*W. Pfeil.*)

HAARBÄNDER. Hierunter kann man Uhrbänder, Stockbänder, Halsbänder, Armbänder und andere Bänder, die aus Haaren (Menschenhaaren) geflochten sind, verstehen, oder auch Seidenbänder, Wollenbänder, und dergl., welche zum Aufbinden und Zusammenbinden der Kopfhaare dienen. Bänder von letzterer Art hat der Perükenmacher nöthig. (*Poppe.*)

Haarbeizen, s. Haarfärbestoffe u. Haartilgungsmittel.

HAARBESEN, oder Kehrbesen, aus Schweinehaaren (langen schlechten Borsten), macht der Bürstenbinder. (*Poppe.*)

Haarbeutel, s. Peruke.

Haarbleicherei, s. Perukenmacher.

HAARBRATEN, nennen einige Jäger die Zimmer des Roth-, Dam- und Schwarzwildes, wegen des noch daran befindlichen haarigen Schwanzes. Der Ausdruck ist in der neueren Zeit außer Gebrauch gekommen. (*W. Pfeil.*)

HAARDECKEN u. HAARTÜCHER, sind grobe, aus Reh-, Kuh-, Kälber- und Pferdehaaren entweder gefilzte oder gewebte Tücher, welche man zu Fußdecken, Papiermacherfilzen und dergl. gebraucht. Die Haare werden gewaschen, gekratzt und kardätschet, gesponnen, hernach auch wohl gezwirnt und dann auf einem gewöhnlichen Weberstuhle in das grobe Gewebe verwandelt, wenn man sie nicht durch Fachen und Filzen in ein bloßes Filzzeug verwandeln will. (*Poppe.*)

HAARDRUSE, auch wohl krystallinischer Feldspath, eine Abart desselben, bestehend aus zarten, silberweißen, ordentlich säulenförmig aufsteigenden Fäden, die den gläsernen Haarröhrchen gleichen. (*Rüder.*)

HAAREN, 1) ein Marktfl. in der gleichn. Landvoigtei des arembergschen Kreises Meppen, der hannoverschen Landdrostei Osnabrück. Er liegt an der Ems, wird in Alten- und Neuenhaaren eingetheilt, ist der Sitz einer Amtsvoigtei, zu welcher die Kirchspiele Haaren, Rüterbrock und Wesuwe gehören, und einer Hauptreceptur, und enthält 1 kath. Pfarre, 203 Häuser und 1020 Einw., die sich meistens von Ackerbau und Viehzucht nähren, und ein paar Märkte halten. (*G. Hassel.*)

2) Eine Bauerschaft des Amts Witlage-Hundeburg in der hannov. Landdrostei Osnabrück, zur Pfarre Osterkappeln gehörig, und 114 Häuser mit 619 Einwohnern zählend. (*G. Hassel.*)

Haarfärberei, s. Färbekunst.

HAARFÄRBESTOFFE, (pigmenta comatoria). I. Menschenhaarschminken gehörten schon zur Morgentoilette einer altrömischen Domina, und wurden von eigenen Sklavinnen, den Haarschminkerinnen (Haarfärberinnen) und Augenbraunmalerinnen, welche die Klasse der damaligen Kosmeten, oder Schmink- und Putzmädchen bilden halfen, kunstreich auf das Haar aufgetragen. Unsere Haarschminken sind mehr bei dem abgeschnittenen anwendbar, das zu Haartouren, Perüken, Flechten, falschen Zöpfen ꝛc. verarbeitet wird weil sie noch stehendes Eigenhaar bei öfterm Gebrauche leicht ausfallen machen. Übrigens muß alles Menschenhaar vor dem Färben erst durch Gerstenkleienwasser entfettet werden. —

1) Schwarzschminken; die erste, von Juda und Sivn stammend, war eine Augenbraunschminke aus Blei- oder Spießglanz, mit Wasser zu einem Sälbchen angerieben, welches, wie bei den alten Ägyptierinnen, und noch jetzt bei den arabischen Schönen, die ihre Augenlieder mit einem schwarzen Streifen bemalen, welcher sich etwas über die Augenwinkel hinaus erstreckt, und dem Auge mehr Lebhaftigkeit und Feuer gibt, es scheinbar größer und offener macht, bei den altrömischen Modedamen Kallioblepharon, Schönauge genannt, mit einem besondern Griffel oder Pinsel auf Braunen- und Wimperhaar von den Augenbraunmalerinnen aufgelegt wurde. Zu den neuern Schwarzschminken gehören:

a) der ausgepreßte schwarze Saft der aufrecht stehenden Mehlblume (Eclipta erecta L.);

b) der Saft der weißen, oder gewöhnlich rothen Blumen der sinesischen Ketmie (Hibiscus rosa sinensis);

c) eine Auflösung von 1 Quent. weißem Silbersalpeter in 2 Pfd Rosenwasser, von der aber kein Tropfen auf die Haut fallen darf, weil diese davon sich schwärzt; das damit gefärbte Haar muß an der Luft trocken werden. Die unter dem Namen: Aqua graeca vorkommende Schwarzbeize der Haare besteht aus einer mit 16mal mehr Wasser verdünnten Silbersalpetersolution.

d) Die schwarze Haarschminke der gemeinen Russinnen hat zur Grundlage Ruß von verbrannten Haselnußkernen.

e) Die der Perserinnen ist eine Art Schwarztinte, womit sie ihr Haar so oft waschen, aber jedes Mal wieder trocken werden lassen, bis es schwarz genug ist; jene der Türkinnen und Neugriechinnen ist Bleiglanz.

f) Die tauriſchen Tatarinnen nehmen dazu 25 Stck gesunde Galläpfel, kochen diese in Öl, trocknen und pulvern sie fein; das Pulver davon rühren sie mit 1 Quent. Weinstein, eben so viel Indigo, und gleichen Theilen Alkannawurzelpulver (Kna) in 2 Pfd Wasser wohl unter einander, bis ein Teig daraus wird, womit sie ihr Haar vorsichtig, ohne die Haut mit zu schwärzen, einsalben, und während der Nacht mit einem Tuche umwickeln. Am folgenden Morgen wird das gefärbte Haar gewaschen, und erhält so auf mehrere Monate eine glänzende Schwärze. —

2) Zur Umfärbung des Kopfhaares in lichtes Goldgelb, oder Feuerroth, die Modefarbe der Altrömerinnen, gebrauchten sie eine Äzseife aus Gallien oder Holzaschenlauge, oder eine ausländische Goldsalbe ꝛc. Selbst unsere ältesten teutschen Ahnenfrauen färbten ihr Haupthaar mit einer gewissen Farbe goldgelb.

3) Zu blondes Haar, zuvor in warmem Wasser

n und Haag. Der Sparen fließt
nd verbindet das Haarlemer Meer mit
mpen.) — 2) Kleines Eiland auf der
Seilan zum Corle Jaffnapatam ge-
im S. von Rotterdam, ist nicht be-
loß zur Weide. (*G. Hassel.*) — 3) Ein
cht Geelvink der Insel Neuguinea un-
urter. (*G. Hassel.*)

ER MEER. Meer bedeutet im Hol-
n- oder Landsee. Das Haarlemer Meer
t einen bedeutenden Wasserspiegel zwi-
msterdam und Haarlem ein, der vorher
lemer-, Leydener-, Alten-, Neuen-,
ng und einigen geringern Seen bestand,
en floß, und seit der Mitte des sechszehn-
rts dreifach größer geworden ist. Im
rechnete man seine Oberfläche schon auf
en, und an der Südostseite hat er sich
fmooren genähert, die nur noch durch ei-
Strich Landes davon geschieden sind. Es
Landsee für Südholland ein gefährlicher
, der an vielen Stellen jährlich immer
ut. Um diesem, die ganze Provinz dro-
hmen zu steuern, trug schon im 7ten Jahr-
Wasserbaukundige Leeghwater auf Austrock-
es an: dieses fand aber damals, und noch
vierigkeiten. Die Sage will, daß zu eben
e portugiesischen Juden zu Amsterdam sich
sten zur Eindeichung erboten haben sollen,
ihnen gestatte, auf dem dadurch eroberten
Judenstadt erbauen zu dürfen, welches aber
ei. Vor wenigen Jahren schien eine Gesell-
uterter Männer, mit dem Baron van Lynden,
nen an der Spitze, mit Erlaubniß und be-
Ermunterung des Königs, sich diesem Werke
en zu wollen. Doch die Behörde von Rhyn-
worunter das Meer gerechnet wird, machte da-
elche bedeutende Einwendungen, daß diese Unter-
g, wie es scheint, ins Stocken gerathen ist. Man
sich vorzüglich vor herrschenden Seuchen, wenn die
cknung die Atmosphäre mit einer Menge jetzt
er Wassertheile, dann in Gas aufgelöst, beschwän-
möchte. — Das Haarlemer Meer hat durch eine
ruse Gemeinschaft mit dem Meerbusen Y zwischen
erdam und Haarlem, wo der Vorbeireisende beide
ssermassen entdeckt. — Das Meer wird nicht stark
hren, es ist zuweilen sehr stürmisch. Man findet
in sehr gute Fische, vorzüglich starke Aale.

(*van Kampen.*)

**HAARMALEREI, HAARSTICKEREI und HAAR-POUSSIRKUNST.** Unter Haarmalerei versteht man die Kunst, mit fein geschnittenen gestreuten Haaren Porträte, sogar für Ringe und Medaillons zu kopiren. Der Juwelier Scharf in Coburg erfand diese Kunst im Jahr 1770. Sein Neffe und Schüler Walter setzte sie nach Scharf's Tode mit großer Geschicklichkeit fort. Derselbe trieb auch dieselbe Art der Malerei mit bunter Seide. Die Kunst mit Haaren zu sticken und zu pouffiren, welche im Jahr 1782 die drei Schwestern von Wyllich in Zelle erfanden, war noch interessanter. Vornehmlich in Frankreich fand diese Kunst bald glückliche Nachahmer. So verfertigte im Jahr 1806 die Demoiselle Deligny zu Moulins die Karte von ganz Frankreich. Sie überreichte ihr Kunstwerk dem damaligen Kaiser und der Kaiserinn, welche es wohlgefällig aufnahmen. Schon im Jahr 1802 hatte der Perükenmacher Michalon zu Paris Napoleons Büste sehr täuschend von Menschenhaaren gearbeitet. Ähnliche Werke der Haarpoussirkunst kamen noch an verschiedenen andern Arten zum Vorschein. (*Poppe.*)

Haarmesser, s. Messer und Wollmesser.

Haarnase, s. Sorex cristatus.

**HAARPFLEGE, (diätetisch).** Sie ist ein wichtiger Theil der Hautpflege (s. unten); denn das Haupthaar dient nicht bloß zur Schönheit, und zum Schutz gegen Kälte ꝛc., sondern auch zum Absorptions-, zum Se- und Excretionsorgan, oder auch wohl zum Elektricitätsleiter ꝛc. — Seine diätetische Mitbesorgung muß sogleich bei neugebornen Kindern mit Reinlichkeit beginnen, welche, wie zumal die tief brünetten, zuweilen auf dem Kopfe schon ziemlich behaart zur Welt kommen. Beim täglichen Waschen oder Baden werde der Haartheil ihres Hauptes zugleich mit gesäubert, damit kein Schweiß und Staub sich dort anhäufe, und zu Schuppen, oder wohl gar zu Kopfgrind eingetrocknet, dem Gedeihen des ersten Haarwuchses hinderlich sei. Eine dicke Kopfbedeckung störe die Verflüchtigung des Haut- und Haardunstes eben so wenig, als die Aufnahme von heilsamen Stoffen aus der Atmosphäre. Im Freien sei sie von Zwirngestrick ꝛc., und schließe nicht zu dicht an, oder bleibe bei milder, windstiller Witterung, wie zu Hause und des Nachts, ganz weg.

Bei unverhülltem Haupte, bei täglichem Waschen, Reiben, Bürsten und Durchkämmen des Haares bildet sich kein Kopfausschlag, weicht nicht selten der gutartige; bei je zuweiligem Verschneiden der Haarspitzen und des etwa tief in die Augen hangenden Vorderhaares wächst dicht und schnell das Kinderhaar, und kraust oder lockt sich entweder von selbst, oder fließt schlicht von allen Seiten herab, und kann dann, mit Wasser leicht angefeuchtet, zumal bei Mädchen, täglich in Zöpfen geflochten werden. Alle Verunreinigung desselben mit vielem Fett und Puder erhitzt theils zu sehr den Kopf, theils unterdrückt sie die natürliche Ausdünstung. Das jetzt rund geschnittene, ungepuderte Haar läßt weder Kopfläuse, noch Kopfgrind mehr aufkommen. Bei nässendem Kopfausschlag schneide man das verklebte Haar ab, entferne das Ungeziefer, und bedecke den Kopf leicht vor der Luft, die wunden Hautstellen aber mit doppelt zusammen gelegten grünen Kohlblättern, und wechsle damit täglich zweimal, der trockne Schmutz muß zuvor mit Mohnöl erweicht werden.

Mit dem Ab- und Ausschneiden des Haares sei man in jeglicher Lebensperiode vorsichtiger, als gewöhnlich. Gleich dem Abscheren, unterbleibe solches bei rauher, stürmischer Jahreszeit; und kurz vor dem Win-

auch die unschädlichsten Mittel, den Kopfhaarwuchs zu befördern (s. unten,) wählen und verordnen sollten. — Doppelte, oder übel gerichtete Augenwimperhaare bedürfen ebenfalls der ärztlichen Kunsthilfe (vergl. mein kosmetisches Taschenbuch für Damen. S. 133 ꝛc.).

Gleich der Kopfhaarpflege darf auch die Bartpflege bei Männern nicht vernachlässiget werden. Diese besteht in dem zeitgemäßen Reinrasiren mit guten Messern oder Scheren, welche man sich, wie alles übrige Barbiergeräthe, am besten selbst im gehörigen Stande erhält, und in dem fleißigen Säubern (auch wohl Wichsen oder Verschneiden) des mehr oder weniger lang gewachsenen Bartes; (vergl. Buck a. a. O.) ꝛc.

(*Th. Schreger.*)

Haaspinsel, s. Pinsel.

Haarpomaden, s. Pomaden.

Haarpudel, s. Scolopax galinula.

HAARPUDER (pulvis comatorius); die ersten Spuren dieser trocknen Haarschminke finden sich in der altrömischen Kosmetik. Die galanten Römerinnen ließen ihr Kopfhaar, um ihm das damals beliebte, ins Feuerroth schimmernde Goldgelb zu geben, von eigenen Haarschminkerinnen, die zu den Kosmeten gehörten, mit einem gelben Staubmehl, oder sogar mit Goldstaub bestreuen. — Jetzt noch pudern sich die Südseeinsulanerinnen ihre Haare mit gelbem Kurkumastaube, die Kaffern und Buschmanen mit rother Ockererde ein. — Auch in Europa war noch im vorigen Jahrhunderte die ursprünglich wohl französische Sitte beider Geschlechter, eigenes und fremdes Haar mit dem feinsten Weizenstärkmehl mehr oder weniger stark weiß gepudert zu tragen, fast allgemein, bis an die Stelle des weißen Haarpuders, zuerst in England, der stahlgraue und andere farbige traten. Seitdem ist alles Haarpudern wenigstens unter uns aus der Mode gekommen, wodurch nicht nur im Ganzen viel feines Stärkmehl erspart*), und zu nützlichern Zwecken verwendet werden konnte, sondern auch der Kopf freier ausdünsten, somit unsere Gesundheit überhaupt gewinnen, und Kopfausschläge ꝛc. seltener werden mußten.

Jetzt schränkt sich der Gebrauch des Haarpuders höchstens noch auf die Bühnentoilette, und die Carneval's-Maskeraden ꝛc. und hier und da auf Perüken oder Haartouren ein. Zu wohlriechendem Haarpuder kann man: a) mit 9 Pfd weißen, lockeren, trocknen, ganz feinen und geruchlosen weißen Puders ½ Pfd florent. Violenwurzel, 2 Loth Benzoë, ½ Pfd trockne rothe Rosenblätter, 1½ Loth gelbes Sandelholz, 1 Quent. Würznelke, und eben so viel Zimmet, Alles fein gepulvert, auf das genaueste vermengen, oder:

b) ein Pfd Puder mit 1 Quent. irgend eines wohlriechenden Öls zusammenreiben, oder:

c) man stoße 8 Loth florent. Veilchenwurzel, 5 Loth Weihrauchrinde, 2 Loth Benzoë, eben so viel trockne Rosenblätter und Calmuswurzel, 1 Loth Sassafras- und Zimmetrinde, 1 Loth Coriander, 1½ Loth trockne Pomeranzenschalen, 1 Loth Citronenschalen, 3 Quent. Würznelken sehr fein zu einem Pulver, schlage dieses durch ein Haarsieb, und hebe es in einem wohl verstopften Glase auf, um damit andere Puder, auch Wäsche und Kleidungsstücke zu parfümiren.

2) Farbige Haarpuder: a) Blonder wird aus 1 Pfd weißem Puder, und eben so viel ganz trocknem, schön dunkelgelbem, ganz feinem Ocker bereitet. Oder man röstet 1 Theil feines Stärkmehl in einer Pfanne über Feuer braun, und setzt so viel weißen Puder zu, bis die verlangte Farbe da ist.

b) Grauer Puder besteht aus weißem, mit ein wenig ganz feinem Lindenholzkohlenpulver auf das innigste vermengtem Stärkmehl; (vergl. Tromsdorff's Kalopistria. Erf. 1804. 8. — Mein kosmetisches Taschenbuch. Nürnb. 1811. N. I. 8. S. 280).

Verwerflich ist der Gebrauch des reinen weißen Puders zum Streupulver beim Wundwerden, weil er, eintrocknend, eine Kruste bildet, und dadurch Schmerzen verursacht. Eher dient er trocken zur Stillung kleiner Blutungen, und in einem wässrigen Absud zu Klystieren: bei Durchfällen, Ruhren, mangelndem Darmschleime. (*Th. Schreger.*)

HAARREIBER, ein von Kuhhaaren gemachtes Stück Filz, dessen sich die Kartenmacher bedienen: es ist an einem Handgriffe befestigt, mit welchem der benetzte Hinterbogen auf die Form gedrückt wird, damit er die Farbe gut annehme. (*Rüder.*)

Haarröhrchen, s. Haargefässe.

HAARSALZ (Halotrichum). So nennt man den vitriolischen Beschlag oder Überzug, der sich hie und da in Gruben findet und die Gestalt von langen silberblauen Haaren oder Fäden hat, an der Luft und in der Wärme sich in eine Kreide verwandelt. Seine Bestandtheile sind Vitriolsäure, Alaunerde, etwas Eisen und Kalkerde. Außer den Gruben erzeugt es sich auch auf gebranntem Alaunschiefer. (*Schmidt.*) — Werner in seinem Mineralsysteme begreift darunter mehrere haarförmige Salze, besonders den natürlichen Alaun von Freyenwalde unweit Berlin, die Salzausbleichungen in der Grube Stam Assar bei Schwarzenberg, auf den vesuvischen Laven ꝛc. (*Keferstein.*)

Haarschlächtig, s. Pferd u. Pferdekrankheiten.

Haarschminken, s. Haarfärbestoffe.

Haarschnur, s. Haarseil.

Haarschwamm, s. Racodium rupestre.

HAARSEIL (Haarschnur), Teton, Setaceum, von seta, Borste, weil in früheren Zeiten Borsten zum Offenhalten einer Wunde gebraucht wurden, ist eine

*) Um das Haar eines Kopfes vollständig zu pudern, bedarf es im Durchschnitt 5 Quent., und zum täglichen Zweimalpudern 2½ Loth Puder. Angenommen nun, daß der preußische Stat 12 Millionen Einwohner zählt, (Durchreisende, die doch auch Puder verbrauchten, nicht mitgerechnet), und daß von jenen 12 Millionen bloß 8 Millionen Eigenhaar und Perüken, täglich mit Puder bestreuen ließen, so wurden, auch nur 1 Loth im Durchschnitt auf den Kopf gerechnet, hiezu täglich 250,000, und in einem Jahre 91 Mill., und 250,000 Pfund Puder consumirt, wozu im Durchschnitt 2 Mill. 281,250 Berliner Scheffel (à ½ Dresdner) Weizen erforderlich sind. Hierbei ist der ins Ausland exportirte Haarpuder, als Luxus- und Modeartikel, nicht mit angeschlagen.

HAARTMAN (Joh. Johanson), geb. zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, bekam schon sehr frühzeitig große Neigung und Vorliebe für die Naturwissenschaften, lernte deßhalb 4 Jahre in einer Apotheke und studirte dann zu Upsala unter Linnee und andern berühmten Lehrern, die Medicin; hierauf promovirte er und schrieb seine Dissertation: idea pharmacopoeae reformatae. Upsal. 1754. 4. Nach vollendeten Studien wurde er Amtsphysikus zu Åbo-Lehn, dann Assessor des Medicinalwesens und endlich im J. 1764 Ritter des Wasaordens und ordentlicher Professor der Medicin zu Åbo, als welcher er im J. 1787 starb. Er war es, der zuerst die Einimpfung der Pocken in Schweden anempfahl und ausübte. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Tydelig Unterrätelse om de mäß gängbare Sjukdomans. Åbo 1765. 8., und Sciagraphia morborum (in 8 Dissertationen). Åbo. 1779. 4., eine neue, scharfsinnige Systematik der Krankheiten enthaltend. Außerdem erschienen von ihm mehrere Dissertationen und die Schriften der schwedischen Akademien der Wissenschaften hat er mit manchem schätzbaren Beitrage vermehrt. Im J. 1785 wurde zu Åbo eine neue Professur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst gegründet, und er schenkte zur Sicherung und Vermehrung des Gehalts des Professors einen Fond von 8000 Rthlr. Sein Leben wurde von A. J. Hagström. Stockholm 1790. 8. beschrieben. (*Huschke.*)

Haartücher, Haarteppiche, Haarsocken u. dgl., s. Haar, Haardecken u. Haarflechterei.

HAARVITRIOL (Mineralog.). Die haarförmigen natürlichen Vitriole führte man in ältern Mineralsystemen zuweilen als eigenthümliche Gattung auf. (*Keferstein.*)

HAARWUCHS BEFÖRDERNDE MITTEL, gibt es in großer Menge, nur daß man allein damit selten oder nie seinen Zweck erreicht, oder wohl gar, zumal mit dergleichen noch so laut angepriesenen Geheimmitteln, mehr Schaden, als Nutzen stiftet. — Folgende Waschwasser und Salben haben in den frühern und mittlern Lebensperioden, bei noch gesundem Haarboden, und sonstigem Wohlseyn die Erfahrung für sich:

1) Ein Absud aus einer Hand voll Queckenwurzel in 2 Pfd Braunbier, mit Rosengeist versetzt, womit das Kopfhaar fleißig warm angefeuchtet wird;

2) ein Aufguß von einem Maß Brunnenwasser auf etwa eine gute Hand voll Schmiedehammerschlag, worein, eine Zeit lang gestanden, und jedes Mal gut umgeschüttelt, eine Bürste mit kurzen Haaren getaucht wird, um damit die Glatze des Tags mehrere Male naß zu bürsten; statt dessen auch das gewöhnliche Löschwasser der Schmiede u. a. Eisenarbeiter dient, oder

3) man reibe mit einer frisch aufgeschnittenen Zwiebel die Glatze mehrere Tage hinter einander, bis sie roth und schmerzhaft wird, und sich etwa junge Härchen zeigen; wo nicht, so lasse man unter Vermeidung von Kaffee, Thee, Wein, Gewürzen ꝛc., Abends vor Schlafengehen, 1 Gr. Kalkschwefelleber mit einigen Gr. Zucker innerlich nehmen, worauf der Kopf stark schwitzt, und die Härchen zum Vorschein kommen sollen. —

4) Unter den Haarpomaden thun folgende hier gute Dienste:

a) Die Borsdorfer Äpfelpomade, zu deren Selbstbereitung man 2 Loth weißes Wachs und 1 Loth Schweineschmalz über Feuer zergehen läßt, und darunter mit etwas Provenceröl, 6 Loth frisches Rindsmark, und 2 Loth Saft von Borsdorfer Äpfeln mischt, die deßhalb zerschnitten, mit Rosenwasser angestoßen, und ausgepreßt werden; oder:

b) man kocht zu demselben Zwecke eine Hand voll gestoßenen Kümmelsamens und ½ Pfd frischen, klein geschnittenen Specks, mit 1 Pfd Franzbranntwein in einem gut verschlossenen Gefäße eine Zeit lang gelinde über Feuer, nimmt das durch nachmaliges Erkalten geronnene Fett oben ab, und reibt es mit 1 Quent. Eieröl zusammen. Mit dieser Pomade wird der kahle Schädel drei bis vier Mal des Tags eingerieben. Auch kann man

c) mit 1 Pfd rein ausgelassenen Rindermarks, 2 Loth Weidenrindenpulver gut zusammen reiben, und bis zur Salbenconsistenz starkes Wegbreitwasser zusetzen, das Ganze aber mit etwas Bergamotöl parfümiren.

d) Man bringe 1 Pfd frisches Rindsmark nebst 1 Loth zerschnittener frischer Lorberblätter, eben so viel gestoßene Muskatblühten, Würznelken und 2 Loth Cardamomen in eine geräumige Glasflasche, überbinde diese mit durchstochener Schweinsblase, und setze sie in einer Schüssel mit Wasser (Wasserbad) sechs Stunden lang über Feuer. Hierauf gieße man die weiche Pomade auf reine, über einen Durchschlag ausgebreitete Leinwand, und drücke den Rückstand gut durch, ehe er ganz erkaltet. Alle Abende werden damit die Haare und die kahlen Stellen des Kopfs eingesalbt. Oder endlich

e) lasse man ½ Pfd frisches Schweineschmalz in genug Rosenwasser 2 Tage lang einweichen, bis das Wasser klar abläuft, ihn langsam in einem Tiegel über Glühkohlen schmelzen, durch ein Beuteltuch rein abklären, dann in einem Terpentinmörser zu Schaum schlagen, und endlich einen Theelöffel voll eigener Haaraſche hinzu mischen. Mit dieser Pomade wird alle Wochen 2 bis 3 Mal vor Schlafengehen der haarlose Theil des Hauptes leicht bestrichen, bis ein Jucken sich einstellt, zum Beweis, daß die Haare durchstechen wollen, und mit diesem Einsalben so lange fortgefahren, bis das Haar zu kleinen Bürsten heranwächst. Zuletzt ölt man es alle Wochen ein Mal mit feinem Mandelöl ein, und wischt dieß wieder mit einem feinen Tuche ab. Dabei trägt man leinene Nachtmützen, keine wollenen, die den Haarwuchs vielmehr hindern, ja zerstören; (vergl. Trommsdorff's Kalopistria. Erf. 1804. kl. 8. — Mein kosmetisches Taschenbuch für Damen. Nürnb. 1811. kl. 8.

3. Mai 1691 die zu Bloßwitz, 1701 das Diakonat zu Oschatz, 1702 wurde er Pastor secundarius zu Budissin, 1703 Primarius und Inspektor der Schule, und starb am 25. Julius 1715. Im Jahre 1708 errichtete er einen Witwenfiscus für Priester- und Schullehrer-Witwen. Seine 38 Schriften, meistens Predigten, bezeichnen ihn als einen geschickten Theologen jener Zeit; auch war er Verfasser des Liedes: Ich hab' mein Herz zu dir gericht't. Seine kleinen theologischen Schriften gab sein Sohn zu Budissin 1728. 8. heraus, und sein Bildniß, das man auch in 4. hat, stehet vor seinem Buche: der treue Seelenhirt, Leipz. 1696. 8., das öfters aufgelegt wurde. S. Frenckels Diptycha Ossitiensia, S. 369. Otto Lex. II. S. 1. (*Rotermund.*)

HAAS (Wilhelm), als erfindungsreicher Mechaniker und geschmackvoller Schriftschneider berühmt und um sein Vaterland durch viele gemeinnützige Dienste verdient, stammte aus einer nürnbergschen Familie, und ward den 23. August 1741 zu Basel geboren, wo sein Vater sich ansässig gemacht hatte. Er erlernte von diesem die Anfangsgründe seiner Kunst, benutzte aber außerdem auch die Universität seiner Geburtsstadt, um sich in den Wissenschaften, und namentlich in den mathematischen unter dem berühmten Bernoulli, auszubilden. Nach dem Tode seines Vaters 1764 setzte er dessen Gewerbe mit dem glücklichsten Erfolge fort, und beschäftigte sich mit vielen Versuchen zur Verschönerung der Schriften und zur Verbesserung der Pressen. Er war der Erste in Deutschland und der Schweiz, welcher mit Glück französische Typen in Baskerville's Geschmack schnitt, die zunächst in der Thurneysen'schen Ausgabe des Voltaire gebraucht wurden. Die von ihm genannte Buchdruckerpresse, die er 1772 errichtete, verdankt ihre Erfindung der Münzpresse und besteht aus einem von Eisen gegossenen, auf einem festen Steinklotz aufgeschraubten Bogen, in welchem sich die Spindel in einer metallenen Schraubenmutter bewegt. Auf der Spindel aber steckt, statt des einfachen Bengels, ein Balancier im Gleichgewicht, an dessen beiden Enden Schwunggewichte angebracht sind, durch welche die Bewegung erleichtert und die Wirkungskraft bedeutend vergrößert wird. [1]) Eine andre Erfindung, welche die Buchdruckerkunst Haas verdankt, ist die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenspäne. [2]) Noch wichtiger und besprochener ist seine dritte typographische Erfindung, geographische Karten mit beweglichen Typen setzen zu lassen, Typometrie genannt. Preuscher in Karlsruhe bot Haas die erste Idee zu dieser Erfindung dar, aber ohne die praktische Einsicht des Letztern wäre sie nie zur Ausführung gekommen. Von einer andern Seite hat bekanntlich auch der Leipziger Breitkopf auf den Ruhm, dieses typometrische Verfahren erfunden und früher als Haas ausgeübt zu haben, Anspruch gemacht. So viel ist indessen gewiß, daß weder Preuscher noch Haas vor ihren eigenen Versuchen irgend eine Kunde von Breitkopf's Bemühungen hatten. [3]) Die Karten, welche Haas und sein Sohn nach der Methode dieser Erfindung lieferten, sind von 1776 bis 1799 folgende: Kanton Basel (der erste größere Versuch), Sicilien, zwei von Frankreich, zu dem Compte rendu von Necker in der Thurneysen'schen Ausgabe, Neutralitätslinie zwischen Frankreich und Preußen, Theilung von Polen, Moreau's Marsch nach Baiern und desselben Rückzug, Italien nach dem Frieden von Campo Formio, Helvetien nach der neuen Eintheilung, Kanton Basel mit dem Frickthale.

1789 übergab Haas die Schriftgießerei seinem Sohne, welcher damit eine Buchdruckerei verband. Von jetzt an gewannen seine Thätigkeit und Geschicklichkeit ein größeres Feld im Dienste seiner Vaterstadt. Schon in der Jugend dem Kriegswesen vertraut geworden, und späterhin bei der Organisation des neuen Artillerieweſens angestellt, wandte er seine mathematischen Kenntnisse und seine praktischen Talente zur Verbesserung des Geschützes an, welches fast ganz umgegossen wurde. In der Folge leitete er als Gehülfe des Statsbaudirektors den Bau der Landfesten am Rhein, und seine hydrotechnischen Studien benutzte er zur Umgestaltung der Brunneneinrichtung seiner Stadt. In allen diesen Verhältnissen verfuhr Haas mit patriotischer Uneigennützigkeit, ohne jedoch dadurch dem Neide zu entgehen, und alte Vorurtheile und kleinliche Rücksichten traten oft der Ausführung seiner Plane entgegen. Besonders traurige Erfahrungen dieser Art machte er bei den Vorschlägen und Entwürfen, die er zur Verbesserung des Ackerbaues und des Forstwesens durchsetzen wollte. Mißmuthig darüber, stand er im Begriff, sich dem Dienste seiner Vaterstadt ganz zu entziehen, als diese ihn dadurch fest hielt, daß sie ihn, den Sohn eines Ausländers, mit allen bürgerlichen Rechten beschenkte. Bald darauf machte er eine Reise nach Berlin und Schlesien, vorzüglich, um Kenntnisse und Erfahrungen im Forstwesen zu sammeln. Nicht lange nach seiner Rückkehr brach die Revolution in der Schweiz aus, an welcher Haas, als ein Freund des Umschaffens und Verbesserns einen sehr lebhaften und von seiner Gegenpartei vielfach verschrieenen Antheil nahm. Er schmeichelte sich, wie Viele, mit der Hoffnung, den Kanton Basel unabhängig und selbstständig zu erhalten, und als die Baseler Nationalversammlung zusammen kam, um eine solche Urkunde zu entwerfen, war Haas unter ihren Mitgliedern. Auch nachdem die Kantone zu einer Republik verknüpft worden waren, blieb er in dieser politischen Laufbahn und wurde als Abgesandter bei der Legislatur von Helvetien bestellt. Das Direktorium ernannte ihn in der Folge zum Generalinspektor der Artillerie, in welcher Eigenschaft er 1799 unter Massena dem Feldzuge in der östlichen Schweiz beiwohnte. Der

1) S. Beschreibung und Abriß einer neuen Buchdruckerpresse, erfunden in Basel 1772 und zum Nutzen der Buchdruckerkunst herausgegeben von Wilhelm Haas, dem Vater. Gedruckt bei Wilhelm Haas, dem Sohne. 1790. 4. 2) Erklärung einer neuerfundenen Einrichtung der Stücklinien und Zwischenspäne ꝛc. Herausgegeben von W. Haas. Basel 1772. 4.

3) S. Preuscher's Grundriß der typometrischen Geschichte. Basel 1778. 8. Breitkopf's Schreiben in Büsching's wöchentl. Nachrichten. 1776. Vgl. den Artikel Breitkopf.

HAASENTHAL, Dorf in dem meiningenschen Fürstenthume Saalfeld, Amt Gräfenthal, hat 29 Häuser, 211 Einwohner, 1 Mühle und 1 Pechhütte, die jährlich 70 Zntr. liefert. Es ist nach Spechtsbrunn eingepfarrt. Bei dem jährlichen Kirchweihfeste muß der Pfarrer von Spechtsbrunn den Gottesdienst in einer Scheune nach der andern halten. Übrigens nähren sich die Einwohner hauptsächlich vom Holzschlagen und Holzverkaufen, vom Kohlenbrennen und von der Verfertigung von Schiefertafeln und Griffeln aus ihren Schieferbrüchen. (*G. Hassel.*)

HAASHECHT, schönes Dorf auf der Landstraße zwischen Gouda und Schornhoven, Distrikt Rotterdam, Provinz Südholland des Königreichs der Niederlande, mit lebhaftem Verkehr, Ziegelbrennerei, Hanfhandel, Pferdemarkt und 1250 Einwohnern. Der Name soll von einer übereilten Gerichtspflege, wodurch ein Unschuldiger das Leben und nachher der Ort seine Gerichtsbarkeit verlor, herrühren. (*van Kampen.*)

HAASLACH, Dorf im großhrz. badenschen Bezirksamte Oberkirch, mit 297 Einwohnern, durch guten Getreidebau, vortrefflichen Weinbau und altfränkisches Herkommen berühmt, einst ein Bestandtheil der alten Herrschaft Ulmburg. S. Ulmburg. (*Leger.*)

Haavamal, Havamal. Ein Theil de Edda. S. Edda.

Haavella, s. Anas hiemalis.

HAAY, eins der britischen kleinen Eilande, welches an der Westküste von Scotland, nahe an der Küste von Harris belegen ist, und zu den nördlichen Hebriden der Grafschaft Roß gehört. Es hat nur einige Familien zu Bewohnern, die nach Harris eingepfarrt sind. (*G. Hassel.*)

HABACH, Dorf im Salzburger Kreise des Landes ob der Ens, zum Landgerichte Mitterfill im Gebirgslande Pinzgau gehörig, unfern des Habacher-Kas, des größten und flachsten Gletschers im Pinzgau; wird vom Haberbache durchschnitten und hat zwei Mauthmühlen und eine Sägemühle.*) (*Rumy.*)

HABAKUK (חבקוק LXX. Ἀμβακούμ), der achte der zwölf kleinen Propheten. Von seiner Person haben wir weiter keine biblische Nachricht, als die fabelhafte, in dem apokryphischen Zusatze zum Daniel, der so genannten Historie vom Bel und Drachen zu Babel, wo erzählt wird, daß er, als er eben den Schnittern ein Gericht auf das Feld bringen wollte, von einem Engel beim Schopf ergriffen und nach Chaldäa zur Löwengrube, in welcher Daniel saß, geführt wurde, um diesem Propheten Nahrung zu bringen. Nachrichten von seinem Leben wären dazu nützlich, die Zeit, in welcher er geweissagt, und die Zeitverhältnisse, auf welche er in seinen Weissagungen Rücksicht genommen, zu bestimmen; da wir aber gänzlich von allen Nachrichten entblößt sind: so bleibt uns nichts weiter übrig, als die geschichtlichen Grundlagen seiner Weissagungen auf dem Wege der Auslegung zu finden.

*) Darf nicht verwechselt werden mit dem kleinen Dorfe Habach im Salzburger Kreise, zum Landgerichte Salzburg im flachen Lande, an der Eisenstraße, und mit dem Weiler Habach im Herzogthume Salzburg, im Innkreise, Parzelle des Hausruckviertels, zum Landgerichte Grieskirchen gehörig.

Der Prophet schaut im Geiste die von den furchtbaren, raub- und eroberungssüchtigen Chaldäern in seinem Vaterlande verübten Gräuel, die Unterdrückung aller Gerechtigkeit, die Störung alles Friedens, und kündigt dieses Strafgericht, als etwas Unerhörtes und Unglaubliches an (Kap. I.). Hiernach schrieb er offenbar im Anfange der chaldäischen Periode, kurz vor der Invasion Nebukadnezars, durch welche Jojakim demselben zinsbar gemacht wurde (2 Kön. XXIV, 1.). Die Chaldäer konnten damals, als er dieses Kapitel schrieb, noch nicht Palästina betreten haben; sonst hätte er nicht sagen können: „Ein Werk thu' ich in euern Tagen, nicht glaubet ihr's, wird es erzählet; denn sieh'! ich wecke die Chaldäer u. s. w." (V. 5. 6.) Er fürchtet noch nicht den Untergang seines Volkes, sondern kündigt nur dessen Strafe an (V. 12.). Im zweiten Kapitel weissagt er hierauf die Demüthigung des stolzen Chaldäers, der so viele Nationen geplündert, so viel Mord und Gewaltthat geübt habe; (V. 5. ff.) er gibt diese Verheißung den Gläubigen zum Trost (V. 4.). Auch dieses Kapitel setzt keine andere politische Lage der Dinge voraus; es ist die Lichtseite des Vorigen, die Verheißung, welche nach Art der Propheten auf die Drohung folgt. Das dritte Kapitel beginnt von Neuem, enthält aber ungefähr dasselbe, und bezieht sich auf dieselben Verhältnisse. Der Spruch der Drohung, welcher dem Propheten früher (Kap. I.) geworden, macht ihn beben; er ergibt sich in den Rathschluß Gottes, flehet aber um Barmherzigkeit (V. 2.), und hoffnungsvoll schaut er die furchtbare Erscheinung des Rache und Hilfe bringenden, die Frevler (Chaldäer) zerschmetternden Gottes (V. 3 — 15.). Nochmals ergreift ihn Schrecken wegen der zu erwartenden Tage der Drangsal (V. 16. 17.); aber der Hinblick auf Gott stimmt ihn wieder freudig (V. 18. 19.). Also auch dieses Kapitel gehört in die Zeit, wo ein Seher mit dem Blicke der Erleuchtung den nahen Einbruch der Chaldäer schauen konnte. Nach unserer Ansicht ist es ganz falsch, wenn Andere Kap. II. in die Zeit des Jojachim setzen, wo Jerusalem von Nebukadnezar belagert und zur Übergabe gezwungen, und der König sammt einem großen Theile des Volkes weggeführt wurde (2 Kön. XXIV, 14 ff.). Von dem Allen ist ja gar Nichts angedeutet; und was von dem zu bestrafenden Übermuthe der Chaldäer gesagt wird, setzt gar nicht voraus, daß die Israeliten denselben schon damals erfahren hatten. Eben so willkürlich ist es, Kap. III. in die Zeit der letzten Belagerung Jerusalems zu setzen. Nach V. 16. zog der Verwüster erst heran, und der Prophet fürchtet bloß die Verheerung des Landes, nicht die Zerstörung der Stadt, noch weniger den Untergang des States (V. 17.). Hiernach ist es unumstößlich gewiß, daß Habakuk im Anfange der Regirung Jojakims (ungef. 610 J. vor Chr.) geweissagt hat. Andere setzen ihn in die Zeit des Manasse, etliche und dreißig oder noch mehr Jahre früher; aber ihre Gründe sind sehr schwach, und der einzige Gegengrund reicht hin, daß es unzweckmäßig gewesen wäre, so früh schon von den Chaldäern zu weissagen. Etwas für unsere Zeitbestimmung beweiset auch die Sage im

kürzer als die Brakteen, der wenigblumige, winkelige Schaft gleicht den aufrecht stehenden Blättern an Länge. Wächst in Nordamerika. 13) H. citrina *Thouars.* mit keilförmigem, abgebissenem Lippchen, die unteren Kelchblättchen sind einförmig und offen stehend, die oberen zusammenstoßend, das Horn ist sehr kurz und dünn, die Fruchtknoten sind bei weitem länger, als die Brakteen, und an ihrer Spitze drüsig-haarig. Wächst auf den Mascarenhas. 14) H. purpurea *Thouars.* Das spathelförmige Lippchen ist mit einer stachlicht-stumpfen Spitze versehen, die Kelchblättchen stehen offen, die beiden unteren von ihnen sind die größten, die Befruchtungssäule ist an der Basis mit armförmigen Anhängen versehen, das Horn ist abgekürzt und einwärts gekrümmt, die Brakteen sind sehr kurz, die Blühtenähre ist schlaff. Wächst auf Madagaskar. 15) H. Amphorchis *Spr.* mit rückwärts übergebogenem, umgekehrt eiförmigem, gekerbtem Lippchen, die Kelchblättchen sind nach unten gebogen und stehen offen, der feinhaarige Fruchtknoten ist länger, als das ziemlich stumpfe Horn und die eiförmigen Brakteen, das einzige Blatt, welches aus der Wurzel kommt, ist lanzettförmig und dreinervig. Auf den Mascarenhas. 16) H. orbiculata *Hook.* (a. a. O. t. 145.) mit linienförmig-lanzettförmigem Lippchen, die oberen Kelchblättchen stoßen zusammen, die seitlichen sind zurückgeschlagen, das Horn ist bei weitem länger, als der Fruchtknoten, die beiden Wurzelblätter sind beinahe kreisrund. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind grünlich. 17) H. bracteata *R. Br.* mit linienförmigem, schwach ausgerandetem, an der Spitze fast zweizähnigem Lippchen, zusammenstoßenden Kelchblättchen, sehr kurzem Zwillingshorn, und offen stehenden Brakteen, welche viel länger, als die Blume sind. Wächst in Nordamerika. 18) H. tridentata *Hook.* (a. a. O. t. 81.) mit eiförmigem, stumpf dreigezähntem Lippchen, mit stumpfen zusammenstoßenden Kelchblättchen, das fadenförmige, einwärts gekrümmte Horn ist länger, als der Fruchtknoten und die Brakteen. Wächst in Nordamerika. 19) H. platyphylla *Spr.* mit lanzettförmigem, dreigezähntem Lippchen, und eiförmigen, offen stehenden Kelchblättchen, das keulenförmige Horn und der Fruchtknoten sind von gleicher Länge, die Blätter nervig. Wächst in Ostindien. 20) H. ciliaris *R. Br.* das lanzettförmige, gefranzte Lippchen ist länger als die unteren, offen stehenden stumpfen Kelchblättchen, das fadenförmige Horn länger, als der Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind scharlachroth. 21) H. cristata *R. Br.* mit ablangem, gefranztem Lippchen, und abgerundeten Kelchblättchen, von denen die seitlichen gezähnt sind, der Fruchtknoten ist länger, als das Horn. Wächst in Virginien und Carolina. 22) H. Blephariglottis *Hook.* (a. a. O. t. 87.) Das lanzettförmige gefranzte Lippchen ist von gleicher Länge mit dem obersten, aufrecht stehenden Kelchblättchen, die unteren Kelchblättchen sind abwärts gebogen, das fadenförmige, herabhangende Horn und die Brakteen sind kürzer, als der Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Farbe der Blumen ist glänzend weiß, die Wurzel büschelförmig. 23) H. aphylla *R. Br.* mit fadenförmigem Lippchen, und glockenförmigen Kelchblättchen, die Blumen bilden eine Blühtentraube, Blätter hat diese Art nicht. Wächst in Arabien. 24) H. uniflora *Don.* mit sehr großem, kreisrundem Lippchen, ovalen, stumpfen Kelchblättchen, verlängertem Horn und einblumigem Stiele. Wächst in Nepal.

II. Dreilappiges Lippchen. 25) H. triflora *Don.* mit umgekehrt herzförmigem, dreilappigem Lippchen, die Seitenlappen sind sehr breit und abgerundet, der mittlere Lappen ist linienförmig, die Kelchblättchen sind breit eiförmig und zugespitzt, das pfriemenförmige, gerade Horn ist länger, als der Fruchtknoten, der Stiel dreiblumig. Wächst in Nepal. Die Blumen sind groß, und purpurroth. 26) H. geniculata *Don.* mit dreilappigem Lippchen, die Seitenlappen sind gesägt und halbrund, der Mittellappen ist linienförmig-ablang und glattrandig, die äußeren Kelchblättchen sind oval, stumpf und concav, die inneren kürzer, als jene, linienförmig-sichelförmig, das keulenförmige Horn ist in der Mitte geknie. Wächst in Nepal. Die Blumen sind weiß. 27) H. goodyeroides *Don.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind fast gleich, stumpf und glattrandig, das Horn ist sehr kurz, und sackförmig, die lanzettförmigen Brakteen sind länger, als die etwas übergebogenen Blumen, die Blühtenähre ist verlängert und vielblumig. Wächst in Nepal. Die Blumen sind weißlich. 28) H. hirtella *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind gleich und glattrandig, die feinhaarigen Kelchblättchen stoßen fast zusammen, der beinahe zottighaarige Fruchtknoten ist länger, als das pfriemenförmige Horn, die Wurzel kriechend. Wächst auf Jamaika. 29) H. graminea *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind glattrandig, der mittlere von ihnen ist der längste, die rachenförmigen Kelchblättchen sind ungleich, der Fruchtknoten ist länger, als das ziemlich stumpfe Horn und die Brakteen, die Blätter sind linienförmig-lanzettförmig. Wächst auf Madagaskar und den Mascarenhas. 30) H. mascarenensis *Spr.* wie die vorige Art, aber das fadenförmige Horn ist mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge, die Brakteen sind abgekürzt, die ablangen, zugespitzten Wurzelblätter rosenartig zusammengestellt, und der Schaft ist schuppig. Auf den Mascarenhas. 31) H. chlorantha *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind abgekürzt, gleich und glattrandig, die Kelchblättchen offen stehend, und ungleich, das sackförmige Horn ist abgekürzt, die Brakteen und Blumen sind gleich lang, die Blätter ablang und den Stiel umfassend. Wächst auf den Mascarenhas.

III. Dreifach gespaltenes oder dreifach tiefgetheiltes Lippchen.

A. Mit ungetheilten Fetzen: 32) H. viridiflora *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind linienförmig, und glattrandig, die seitlichen offen stehend, der mittlere ist stumpf und abwärts gebogen, das Horn ist länger, als der gestielte Fruchtknoten. Wächst in Ostindien. 33) H. cubitalis *R. Br.* mit dreigespaltenem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind fadenförmig, der mittlere ist eiförmig, der Fruchtknoten länger, als das

dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgebreitet, und gesägt-gefranzt, der mittlere ist linienförmig, das oberste Kelchblättchen ist groß und eiförmig, das sehr lange Horn fadenförmig. Wächst in Amboina, im südlichen China, und in Nepal. Die Blumen sind weiß. 54) H. radiata *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgebreitet und gefranzt, der mittlere ist lanzettförmig, die oberen Kelchblättchen stehen aufrecht und offen, und sind lanzettförmig, das pfriemenförmige Horn ist beinahe von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Blätter sind linienförmig. Wächst in Japan. 55) H. pectinata *Don.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgesperrt, und halbgefiedert, die durch die Theilung entstehenden kleineren Fetzen sind haarförmig, der mittlere Fetzen ist linienförmig und ungetheilt, die Zwillingsanthere ist mit fachförmigen Anhängen versehen. Wächst in Nepal. Die Blumen sind weiß. 56) H. gigantea *Don.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgebreitet und oft gespalten, der mittlere lanzettförmig und ungetheilt, die Kelchblättchen sind elliptisch, zugespitzt, und offen stehend, das Horn ist sehr lang, die Brakteen sind kürzer, als die Blume. Wächst auf dem Himalayagebirge. Die Blumen sind glänzend weiß. 57) H. fimbriata *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, alle Fetzen sind eingeschnitten-gefranzt und keilförmig, die Kelchblättchen sind oval und offen stehend, das hin- und hergebogene Horn und die Brakteen sind länger, als der Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind purpurroth. 58) H. lacera *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die lanzettförmigen Fetzen sind wiederum fingerförmig zerfetzt, die Fetzchen sind fadenförmig, das Horn und der Fruchtknoten sind von gleicher Länge, die Blühtenähre ist ablang. Wächst in Carolina. 59) H. psychodes *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind haarförmig-vielgespalten, die Kelchblättchen sind stumpf, das keulenförmige aufsteigende Horn ist von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind goldgelb. — S. *Linnaei* Syst. veget. cur. *Spreng.* Vol. III. p. 688 — 693. (*Sprengel.*)

HABENDORF, Alt- u. Neu-, zwei Dörfer, die im böhmenschen Kreise Bunzlau, in der Herrschaft Reichenberg und nahe bei dieser Stadt belegen sind. Sie zählen beide gegen 1500 Einw. und sind besonders durch ihre trefflichen Garn- und Zwirnbleichen, die durch Dampfmaschinen betrieben werden, berühmt: auch findet man hier eine Glashütte. (*Hassel.*)

HABERFELDT (Johann Friedrich), ein verdienter lutherscher Theologe, war am 14. Sept. 1770 geboren, hatte zu Leipzig sich der Theologie gewidmet, aber dabei fleißig die Klassiker studirt, wurde 1789 Pfarrer zu Neukirch im damaligen Kursachsen und zeichnete sich sowohl durch einen rastlosen Amtseifer als erbaulichen Kanzelvortrag aus. 1806 wurde er als Superintendent nach Eckartsberga befördert und 1807 erhielt er den Ruf nach Eisenach als Generalsuperintendent, erster Stadtprediger und Consistorialrath, als welcher er am 6. April 1816 gestorben ist. Das erste Werk, wodurch er sich in der Schriftstellerwelt versuchte, war die Fortsetzung des Nitsche'schen Werks: Vorlesungen, über die klassischen Dichter der Römer. Th. III. Leipz. 1800 und Th. IV. 1802, die mit Beifalle aufgenommen wurden: noch haben wir von ihm, außer ein paar Programmen, Baruch oder über die Dorologieen der heil. Schrift. Leipz. 1806 und 2 Bände Predigten. Er war ein freundlicher geselliger Mann: 1806 hatte er bei dem Durchzuge der Franzosen außerordentlich gelitten.

(*G. Hassel* aus eingezogenen Nachr.)

HABERING, eine Ortschaft der Susuer auf der Sierra Leonaküste in Afrika. (*Hassel.*)

HABERKORN, eines der ältesten adeligen Geschlechter in Franken, dessen Stammhaus Zellingen hieß. Schon 1235 wohnte es dem Turnier in Würzburg bei, im 16ten Jahrh. aber, da es besonders im Bauernkrieg harte Einbuße erlitt, zog es sich nach der Wetterau, nach Hessen, der Lausitz und Schlesien. Ein Abkömmling dieses Geschlechts ist der bekannte Theolog Peter Haberkorn, der am 9. Mai 1604 in Butzbach geboren war, wo sein Vater das Schreinerhandwerk trieb. Er besuchte das Gymnasium zu Ulm und die Hochschulen zu Marburg, Leipzig und Straßburg. Zu Marburg erhielt er 1632 das ordentliche Lehramt der Physik, kam schon im folgenden Jahre als Hofprediger nach Darmstadt, wurde 1643 Superintendent zu Gießen und 1650 zugleich bei Erneuerung der Universität, Professor der Theologie und der hebräischen Sprache. Sein Tod erfolgte am 5. April 1676. Er war ein strenger Lutheraner, wohnte mehreren Religionsgesprächen bei, schlug sich auf die Seite der Gegner des Calixtus, und schrieb gegen dieselben: Syntagma dissertatt. theolog. quibus tremendum S. S. Trinitatis mysterium ex vet. Test. demonstratur. Giess. 1650. Syntagma II. Ib. 1652. 8. Auch gegen die Römisch-Katholischen zog er oft zu Felde, schrieb eine: Gründliche Widerlegung der Bäbstischen Messe, in 3 Theilen. Gießen 1653. 3. und sehr viele Dissertationen und Programme. Mehrere seiner Söhne und Nachkommen haben ansehnliche geistliche Ämter bekleidet, und sich zum Theil als Schriftsteller bekannt gemacht*). (*Baur.*)

HABERKORN (Joh. Christ.), geb. zu Cameng den 22. Febr. 1670, studirte die Arzneiwissenschaft zu Leipzig und Jena, und promovirte in Leyden (de medico physico. 1693. 4.); wurde nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt Rathsmitglied, später Land- und Amtsphysikus in der Lausitz und starb den 24. Februar 1728 zu Dresden. Wir besitzen von ihm: Wahlgemeinte Vorsorge bei jetzigen besorglichen Zeiten. Budissin 1714. 8. Gedanken von den Vieh- und Nervenkrankheiten. 1717. 8. (*Huschke.*)

*) Genaue Nachricht von Vielen derselben findet man in Strieders's hess. Gel. Gesch. 5. Bd. 205 — 225. Vergl. das Register zum 18. Bde. Von Peter insbesondere s. *Wittens* memor. Theol. Dec. XV. p. 1893. Hess. Hebopfer, 1. Bd., 252. Vergl. 52. St. 128. *Roll*, bibl. nobil. Theol. 490.

HABERKORN von HABERSFELD (Joseph), ein katholischer Theolog, war zu Königswarth in Böhmen 1734 geboren, anfangs Weltpriester auf einer Pfarre im katholischen Schlesien, wurde dann Doktor der Philosophie und der freien Künste zu Breslau, erhielt 1774 die Professur der Ökonomie und Ästhetik, 1784 die der dogmatischen Theologie daselbst, nahm aber 1786 die einträgliche Pfarrei Wartenberg in Schlesien an, und starb den 26. Mai 1803. Seine Schriften bestehen meistens aus geistlichen Werken und andern Andachtsschriften: seine Predigten auf alle Sonntage des Jahrs oder sein großes Predigerwerk hat 5 Bände und ist seit 1776, wo die beiden ersten Bände desselben zu Breslau erschienen, zum öftern aufgelegt, auch hat sein Werk: Die Landwirthschaft mit ihren Fehlern und Verbesserungen. Breslau 1780, eine neue Auflage erhalten. Seine übrigen Schriften s. in Meusels gel. Teutschland II. S. 6. Nachtr. I. S. 235. II. 114. (*H.*)

HÄBERLIN, 1) Franz Dominicus, wurde am 31. Januar 1720 zu Grimmelfingen, einem Dorfe unweit Ulm, geboren, wo sein Vater Prediger war. Nach erhaltenem Privatunterrichte besuchte er die öffentliche Schule zu Ulm seit 1735, so wie 4 Jahre später die Universität Göttingen, wo er sich zunächst dem Studium der Theologie widmete, bald aber, von besonderer Vorliebe für die Geschichte getrieben, dieser alle seine Kräfte zuwandte, indem er die Schätze der dortigen Bibliothek mit größtem Eifer benutzte. Nachdem er am 17. September 1742. die Magisterwürde erlangt hatte, fing er an Vorlesungen zu halten, gab solches jedoch schon im folgenden Jahre wieder auf, um die Leitung eines Herrn von Forstner während der akademischen Studien desselben zu übernehmen. Als dieser Göttingen verließ, blieb Häberlin zurück und wurde am 16. Septbr. 1745 zum Beisitzer der philosophischen Fakultät ernannt. Er begann von Neuem Vorlesungen zu halten, und erwarb sich einen stets wachsenden Beifall; dieß veranlaßte den Herzog von Braunschweig, ihn als außerordentlichen Professor der Geschichte nach Helmstädt zu berufen. Dort langte er um Ostern des Jahres 1746 an, und erhielt im nächsten Jahre schon eine ordentliche Professur, so wie bedeutende Gehaltszulage. Am 20. Julius eben dieses Jahres hatte er sich mit Katharina Margaretha, einer gebornen Fischer, verheirathet, die er jedoch nach einigen Jahren durch den Tod verlor, worauf er späterhin sich zum zweiten Male verehelichte. — Übrigens begnügte er sich nicht mit der Bearbeitung der Geschichte, sondern wendete sich mit gleichem Eifer auch zur Jurisprudenz, ward am 18. Oktober 1748 Doktor der Rechte und 1751 Professor des Statsrechts, so wie auch Assessor der Juristenfakultät, in welcher er 1763 die oberste Stelle einnahm. Das Ablehnen eines Rufes nach Gießen (1771) veranlaßte die Verwandlung des früher schon ihm ertheilten Hofrathstitels in den eines geheimen Justizraths. Er starb am 20. April 1787 und hinterließ aus seiner ersten Ehe zwei, aus der zweiten Ehe drei Söhne, wovon Karl Friedrich in der Folge den Lehrstuhl seines Vaters erhielt. Als akademischer Lehrer war Franz Dominik in der frühern Epoche beliebt, in der spätern fühlte man, daß er nicht mit seiner Zeit fortgegangen war, und seine Hörsäle standen leer, ob er gleich der einzige Historiker zu Helmstädt war; als Schriftsteller verdient er als Sammler Lob, er verstand es indeß noch nicht, seinen historischen Gemälden Leben zu geben, sein Stil ist unerträglich weitschweifig; in seinem Hauptwerke haben statsrechtliche Eigenthümlichkeiten der Verfassung und das äußerliche Leben der Kaiser und Fürsten mehrern Werth, als das Volk und dessen gesellschaftlicher Zustand! Indeß kann man immer als einen treuen Erzähler auf ihn sich verlassen! Unter seinen vielen Werken, die Meusel im Lex. verstorb. Teutsch. V. S. 13 — 19, aufführt, dürften noch immer einen gewissen Werth behaupten: 1) allgemeine Weltgeschichte, ein Auszug aus dem großen englischen Werke, bloß das teutsche Reich betr. in 12 Bänden, Halle 1767 bis 1773, wozu Professor Hausen die ersten 12 Bogen angefertigt hatte, und als Fortsetzung, 2) neueste teutsche Reichsgeschichte in 21 Bänden, von deren letztem Bande ihm jedoch nur die ersten 140 Seiten gehören. Halle 1774 bis 1786. Dieß ist eigentlich sein Hauptwerk, nach welchem wir seinen schriftstellerischen Werth abmessen müssen: seine übrigen Schriften bestehen theils in Lehrbüchern, wie der Entwurf einer pragmatischen teutschen Reichsgeschichte. Helmst. 1763, seine Statsverfassung des teutschen Reichs von Max I. bis Karl VI. Helmstädt 1763, und der Entwurf der politischen Historie des 18ten Jahrhunderts. Hannov. 1746 und 1748, theils in einer Menge von Programmen, Dissertationen, und Abhandlungen historischen und publicistischen Inhalts, theils aus vermischten Aufsätzen, die zu Helmstädt von 1774 bis 1778 in mehreren Heften erschienen sind. Wir finden sein Leben vorzüglich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18ten Jahrhunderts, S. 358 u. f.; dann in Weidlich's zuverlässigen Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgel., I, S. 268 — 286, in dessen biogr. Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgel., I, S. 249 — 257, in Weyermann's Nachr. von Ulmer Gelehrten, S. 269 — 279, in Hirsching's Handbuche, in Saxii onomost. lit. VIII. p. 22. u. A.; sein Bildniß hat J. J. Haid in schwarz. Kunst gestochen. (*Ad. Martin.*)

2) Karl Friedrich, der Sohn des bekannten publicistischen Schriftstellers, war zu Helmstädt am 5. August 1756 *) geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, bildete sich dann als Justizkanzleiassessor zu Wolfenbüttel noch mehr in der Jurisprudenz aus, nachdem er am 10. April 1778 in Helmstädt die juristische Doktorwürde erlangt hatte. Schon im Jahre 1780 wurde er zu einer ordentlichen Professur in Erlangen vorgeschlagen, allein erst 1782 wirklich dahin berufen, welchen Antrag er auch annahm, indem er fünfter ordentlicher Professor wurde. Bald darauf rückte er in die vierte Stelle ein und eröffnete seine schriftstellerische Lauf-

*) Hugo (Lit. Gesch. 2. Ausg. §. 427) hat, wahrscheinlich verleitet durch die in Weidlich's biogr. Nachr. (Bd. III, S. 107) enthaltene, späterhin aber berichtigte Notiz, statt 1756 das Jahr 1754 angegeben.

hahn mit einer Literatur des teutschen Statsrechts. Vier Jahre nachher kehrte er auf einen deßhalb ihm gemachten Antrag als Professor des Statsrechts und mit dem Titel als Braunschweig-Lüneburgscher Hofrath nach Helmstädt zurück. Im Jahre 1799 erhielt er den Titel als Geheimer Justizrath, wurde vom Herzog von Braunschweig zu mehrern Sendungen gebraucht, namentlich auch als dessen Geschäftsträger bei der Reichsdeputation in Rastadt, und rechtfertigte in jeder Beziehung das Zutrauen seines Fürsten, der ihn im Jahre 1806 zum Propst des Klosters Marienberg vor Helmstädt ernannte. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen wurde Häberlin Reichsstand und Mitglied der Gesetzcommission; allein von einer heftigen Krankheit ergriffen, mußte er sich bei der ersten Reichstagsitzung von Cassel nach Helmstädt zurückziehen, wo er am 16. August 1808 im Kreise seiner Familie starb. Häberlin war einer der gründlichsten Publicisten seiner an wackeren Männern dieses Fachs so reichen Zeit, ein tiefer historischer Forscher, und ein fester freimüthiger Mann, der mit edler Offenheit die Rechte des Fürsten und des Volks vertheidigte: als akademischer Lehrer zeichnete er sich durch einen äußerst gefälligen Vortrag aus, aber er besaß eine schwache Brust und zog daher ein kleines Auditorium einem zahlreichen vor, weil er sich darin gemüthlicher bewegen konnte. Über seinen Charakter ist nur eine Stimme: er galt für den biedersten, uneigennützigsten Mann, und war ein vertrauter Freund Henke's und selbst des edlen Sonderlings Beireis. In der westphalenschen Ständeversammlung hat er nur ein Mal, aber mit Kraft und Würde gesprochen. Unter seinen Schriften, die in Meusel's gel. Teutschl. oder vielmehr dessen Nachträgen verzeichnet sind, führen wir an: 1) Handbuch des teutschen Statsrechts nach Pütters System. 3 Bände. Berlin 1794 — 1797, nachgedruckt Hamburg 1794, eigentlich das letztere gewiegte Werk, was wir über das ein Jahrzehend später entschlafene teutsche Reich besitzen, vom Philosophen dem Publicisten diktirt; 2) das teutsche Statsarchiv. Helmst. 1796 bis 1803, würdig den Schlözerschen Statsanzeigen als Zeitschrift zur Seite stehend, doch fast allein das Gebiet des Statsrechts und der Statistik umfassend. 3) Pragmatische Geschichte der neusten kaiserl. Wahlkapitulationen, Leipz. 1792 und 1793. Außerdem mehrere geschätzte Dissertationen und Vertheidigungsschriften, worunter vorzüglich die in der Berlepsch'schen Rechtssache zu ihrer Zeit Aufsehen erregte; Einiges hat er fortgesetzt, wie Scheidemantels Repertorium des teutschen Stats- und Lehnrechts, wozu er die beiden letzten Theile geliefert hat, Manches angelegt, wie die Vorlesungen über teutsche Reichsgeschichte, die leider nur bis auf Heinrich VI. gehen, die Materialien und Beiträge zur Geschichte, dem Rechte und der Literatur u. a. Vgl. Fikenscher's gel. Gesch. der Univ. Erlangen, I, S. 251; v. Fahnenberg's Lit. des Kammergerichts, S. 165; Weidlich's biogr. Nachr. III, 107. IV. Nachtr. 116. V. Nachtr. 326; Koppe's Lexik. der juristi. Schr. I, 250. S. Bild vor Krünitz Enc. Th. LXIX.

3) Johann Friedrich, Sohn von Franz Dominik und Bruder des Vorigen, geb. zu Helmstädt am 10. Jan. 1753, wurde außerordentlicher Professor der Rechte auf der dasigen Universität 1777, starb am 13. Junius 1790 und hinterließ nur Dissertationen und kleine Aufsätze.

(*Ad. Martin.*)

HÄBERLIN (Georg Heinrich), ein gelehrter Theolog, geboren zu Stutgart den 30. September 1644, bildete sich in den Seminarien zu Maulbronn, Babenhausen und im theologischen Stift in Tübingen, wo er Repetent wurde. Zuerst Diakon zu Leonberg, dann zu Canstat und seit 1673 zu Stutgart, kam er 1681 als Professor der Theologie und Superattendent des theologischen Stifts nach Tübingen, wurde 1692 Consistorialrath und Stiftsprediger zu Stutgart, auch Abt zu Alpirspach, und starb den 20. August 1699. Als gelehrter Vertheidiger des orthodoxen Systems seiner Kirche stand er in hohem Ansehen, und viele Provinzen und Reichsstädte bedienten sich in theologischen Angelegenheiten seines gediegenen Rathes. Gründlich widerlegte er, von seinem Fürsten aufgefordert, den Ambrosius Sehmann von Kaminiez, den Vertheidiger der böhmianischen Sekte, Johann Jakob Zimmermann, den Bischof Bossuet, der den Frieden zwischen den Katholiken und Protestanten vermitteln wollte, und den Jesuiten Dezius, in der Schrift: Dezius suo gladio jugulatus. Als würdiger Zeitgenosse Speners, machte er sich durch seine, eine rührende Erbauung bewirkenden, biblisch-praktischen Vorträge verdient; vergl. seine Predigten über die sonn-, fest- und feiertäglichen Episteln, 2 Jahrgänge, Tüb. 1685 — 1687. 4. unter dem Titel: Postilla versicularis. Einen ehrenvollen Ruf des Königs von Schweden zum ersten Lehramte der Theologie auf der Hochschule zu Dorpat, mit dem Versprechen der bischöflichen Würde zu Riga, lehnte er ab.*) — Sein Sohn, ebenfalls Georg Heinrich, geboren zu Stutgart 1680, starb daselbst 1727 als Regirungsrath. Er schrieb: Rerum in supremo ducatus würt. appellationum, quod Tubingae est, tribunali per 46 annos judicatarum continua recensio.**)

(*Baur.*)

HABERMANN (Johann), oder Avenarius, war am Laurentiustage 1516 zu Eger von bürgerlichen Ältern geboren, besuchte die dortige Schule, wurde 1540 in das Comthurhaus des ritterlichen Kreuzordens mit dem rothen Stern aufgenommen, und empfing seine erste Weihe von dem bambergschen Bischof Wigand. Von 1542 bis 1546 stand er als Prediger zu Elsterberg, dann war er Landdiakonus und Pastor zu Jößnitz bei Plauen, 1550 zu Schönfels bei Zwickau, 1552 zu Lichtenstein im Schönburgschen und 1555 zu Lößnitz. 1558 erhielt er zu Wittenberg die Magisterwürde, kam 1560 nach Freiberg als Mittagsprediger an den Dom, wobei er zugleich hebräische Vorlesungen in der Schule hielt. 1564 ward er Pfarrer zu Falkenau in Böhmen,

*) *Fischlini* memor. theol. Würt. T. II, 312. *Weismanni* introd. in memor. eccl. P. II, 953. Böck's Gesch. d. Univ. Tüb. 129. Eisenbach's Gesch. d. Univ. Tüb. 154.

**) Moser's erläutertes Würtemb.

1571 Professor zu Jena, 1574 Doktor der Theologie daselbst und 1575 ordentlicher Professor der hebräischen Sprache in Wittenberg, wo er auch gleich in die theologische Facultät trat. 1576 erhielt er die Stiftssuperintendentur zu Zeiz und das Pastorat an der Michaeliskirche. 1581 war er einer der kurfürstlichen Commissarien, welche den Professoren in Wittenberg das Concordienbuch zur Unterschrift vorlegten. Sein Lebensende erfolgte zu Zeiz, den 5. Sept. 1590. Er war ein ausgezeichnet großer Hebräer und hat ein liber radicum s. Lexicon Ebraicum, Wittenb. 1568. ebendas. 1589. fol.; eine hebräische Grammatik, Wittenb. 1562, 1570, 1575, 1585, 1587, 1597. 8., eine Postille, eine evangelische Harmonie, ein Gebetbuch u. s. w. geschrieben. Man muß ihn nicht mit dem Superintendenten in Plauen gleiches Namens, (s. Ranfft's Leben kurs. Theolog. welche die Doktorwürde hatten I. 43.) verwechseln. S. Dietmann sächs. Priesterch. Bd. 5. S. 93 folgg. Erdmann Wittenberg. Theol. S. 44. (*Rotermund.*)

HABERMANN (Kaspar), wurde im Jahre 1635 zu Jevern geboren, war Professor der Rechte zu Rostock und starb am 3. Junius 1676. Gedruckt sind von ihm: 1) D. de contrahenda emtione venditione. Rostock. 1670. 4. — 2) D. de ratificatione, ib. 1673. 4. — 3) D. de operis novi nunciatione, ib. 1674. 4.*) (*Ad. Martin.*)

HABERN, Herrschaft und Marktfl. von 1050 Einwohnern in Böhmen, Haslauer (spr. Tschaslauer) Kreis, an der Wiener Hauptstraße. In der Nähe ist der Gesundbrunnen zu Roßwalda. (*Rumy.*)

HABERNICKEL (Eberhard), ein Rechtsgelehrter, war geboren am 16. Februar 1730 zu Gimborn in Westphalen, studirte seit 1750 zu Halle, und alsdann seit 1752 in Göttingen, wo er (1759) Doktor der Rechte und Privatdocent wurde, und vorzüglich Vorträge über das römische Recht hielt, worüber er ein eignes System aufgestellt hatte. Da er indeß keine Professur erhalten konnte, so ging er von der Theorie zur Praxis über, und starb als Advocat zu Göttingen im Februar 1789. Sein vornehmstes Werk: die Elementa juris Romani. Gotting. 1757. 4. erschien in 2 Auflagen, wovon die zweite, sehr veränderte Ausgabe unter dem Titel: Institutiones juris Romani. Ib. 1764. 8., die dritte aber 1776. 8. ausgegeben ist. Dann haben wir von ihm noch eine Vertheidigung der Pandektenmethode. Leipzig 1758. 8. und seine Inauguraldissertation: de methodo juris privati, quo per Germaniam utimur. Gotting. 1759. 4.†) (*Ad. Martin.*)

HABERSHAM, eine Grafschaft im nordamerikanischen State Georgia, welche vom Tugalu bewässert wird und außerdem die Quellen des Schattahuschi hat. Übrigens sieht es in derselben noch ziemlich wüste aus: 1820 hatte sie erst 3145 Einw., worunter 277 Sklaven, und noch hatte sich keine ordentliche Ortschaft gebildet: das Gerichtshaus stand isolirt. (*G. Hassel.*)

HABERT. Dieser Name begegnet uns seit dem Anfange des 16ten Jahrh. häufig in der Geschichte der französischen Literatur, jedoch ist Keiner von denen, die ihn tragen, in irgend einem Betracht über die Mittelmäßigkeit der Leistungen und des Rufes hervorragend. Die zuerst Aufgeführten gehören einer aus Berri stammenden Familie an.

François Habert, mit dem Beinamen le Banny de Liesse, war zu Issoudun um 1520 geboren und gewann sehr jung eine lebhafte Neigung zur Poesie, der er gegen den Willen seines Vaters, welcher ihn zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt hatte, auf den Schulen zu Paris und Toulouse nachhing. Durch den Tod seines Vaters aller Mittel zur Fortsetzung seiner Laufbahn beraubt, diente er mehreren großen Herren als Schreiber, bis einer derselben, der Herzog von Nevers, ihn dem Hofe vorstellte. Er fand hier eine günstige Aufnahme, und der König Heinrich II., für den er des Ovidius Metamorphosen übersetzen mußte, belohnte ihn für diese Arbeit mit einem Gnadengehalt, den er jedoch nicht lange genoß. Sein Tod wird gewöhnlich in das Jahr 1561 gesetzt; nach Andern starb er erst 1574.

Einige französische Kunstrichter preisen die Kraft und Anmuth der Poesie Habert's und stellen ihn gleich unter Marot; dagegen behauptet der Abbé Goujet, er gehöre zu denjenigen, deren Werke mit Recht in Vergessenheit versunken wären. Die Zahl von Habert's Schriften ist sehr groß, und er hat sich in vielen Dichtungsarten versucht[1]). Außer den Metamorphosen des Ovid übersetzte er die Distichen des Cato, die horazischen Satiren u. a. in französische Verse. Unter seinen Originalwerken sind die genanntesten: La Jeunesse du Banny de Liesse. Paris 1541. 8. La suite du Banny de Liesse. Eben das. 1541. 8. (Episteln, Rondeaux, Epigramme ꝛc.). Epitres cupidiniques. Ebend. 1541. 8. Le Temple de Chasteté, avec plusieurs épigrammes etc. Eben daselbst 1549. 8. Epitres héroides très-salutaires pour servir d'exemple à toute ame fidèle etc. Ebend. 1551. 8. L'excellence de poésie, contenant épitres, ballades, dixains, épitaphes et épigrammes. Lyon 1556. 12o. Les divins oracles de Zoroastre, interprétés en rime françoise, avec un commentaire moral en poésie françoise et latine. Dazu das Lustspiel Le Monarque. Paris 1558. 8. (Sehr selten)[2]).

Pierre Habert, ein Bruder des Vorigen, lebte als Schreibemeister in Paris, bis er durch die Empfehlung einiger hohen Gönner an den Hof kam, und daselbst zu Ehren und Titeln gelangte. Er nannte sich Con-

*) Vergl. *Witte* diar. biograph. Anno 1676. Jöcher Gel. Lexic. Bd. II. S. 1300.

†) Vergl. *G. H. Ayrer* Pr. de vario et mutabili methodi jur. civ. gustu. Gott. 1759. Pütter's Geschichte der Universität Göttingen. Bd. I. S. 200 u. f. Weidlich's biograph. Nachrichten Th. I. S. 246. Th. V. S. 107. Meusel's Lexikon verstorbener teutscher Schriftsteller. Bd. V. S. 9.

1) S. ein Verzeichniß von Habert's Schriften in den Mémoires de *Niceron*. XXXIII. und in *Goujet's* Biblioth. franç. XIV. 2) S. Annales poét. T. V. Biogr. univ.

seiller du roi, secrétaire de sa chambre, bailli et garde du sceau de l'artillerie, und ſtarb um 1590. Sein Hauptwerk führt den Titel: Le Miroir de vertu et chemin de bien vivre, contenant plusieurs belles histoires, par quatrains et distiques moraux; avec le style de composer toutes sortes de lettres; plus, l'instruction et secrèt de l'art de l'écriture. Paris 1559. 1569. 1574. 1587. 12o.

Seine beiden Kinder, Suſanne und Iſaak, waren auch Schriftſteller. Jedoch hat jene, die als Nonne 1633 ſtarb, nur Handſchriftliches hinterlaſſen. Iſaak, der ältere, Vater des Biſchofs von Vabres, hat außer einer Sammlung vermiſchter Poeſien (Oeuvres poétiques. Paris 1582. 4.) ein durch Gelehrſamkeit ausgezeichnetes Gedicht in 3 Büchern: Météores, Paris 1585 herausgegeben.

Iſaak Habert, des Vorigen Sohn, wurde zu Paris geboren und machte ſeine Studien in der Sorbonne, wo er den Doktorgrad erreichte. Dem geiſtlichen Stande hingegeben, machte er eine glänzende Laufbahn, beſonders ſeitdem er in den janſeniſtiſchen Streitigkeiten die Partei von Port Royal aufgegeben hatte, und als einer der eifrigſten Redner gegen Janſenius hervorgetreten war. Er gab dieſem gegen vierzig Ketzereien Schuld, und reizte dadurch den berühmten Arnauld zu der Schrift: Apologie, worin dargethan werden ſollte, daß Janſenius ſich treu zu der Lehre des heiligen Auguſtinus gehalten hätte. Auch noch zu einigen andern Schriften lieferte dieſer Streit den Stoff und die Veranlaſſung, und man ſchreibt dem Habert die Abfaſſung des berüchtigten Briefes von 1651 an den Papſt Innocenz X. zu, welcher, von fünf und achtzig Biſchöfen unterzeichnet, um Entſcheidung bat. Habert, im Beſitze eines Kanonikats zu Paris, und Prediger des Königs, empfahl ſich durch ſeine antijanſeniſtiſchen Beſtrebungen dem Kardinal Richelieu auf das vortheilhafteſte und erhielt 1645 das Bisthum von Vabres, dem er drei und zwanzig Jahre lang mit dem Ruhme frommer Thätigkeit vorſtand; und auch von Seiten der Gelehrſamkeit war er unter ſeiner Partei ausgezeichnet. Er ſtarb zu Pont de Salars bei Rhodez 1668. Außer ſeinen Reden und Streitſchriften hinterließ er: Liber pontificalis, graece et latine cum notis. Paris 1643. fol. — De Consensu hierarchiae et monarchiae. Par. 1640. — De Cathedra seu primatu S. Petri. Ebend. 1645. Défense de la théologie des pères grecs sur la grace. Ebend. 1646. — In b. Pauli apostoli Epistolas tres episcopales Expositio perpetua. Ebend. 1656. Ferner mehrere lateiniſche Gedichte, darunter die zum Lobe König Ludwigs XIII., mit dem Titel: Pietas Regia [3]).

Philippe Habert, geboren zu Paris gegen 1605, war eins der erſten Mitglieder der franzöſiſchen Akademie, deren Entwurf er mit einigen andern Schöngeiſtern des Hauſes Conrart aufſetzte, und dem Kardinal Richelieu überreichte. Er war Soldat, ohne darum den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten jemals abwendig zu werden. Nachdem der Marſchal de la Meilleraye ihn zum Artilleriecommiſſär ernannt hatte, zeichnete er ſich an mehreren Orten aus und blieb bei der Belagerung von Emmerich 1637 in der Blühte ſeines Lebens. Er iſt Verfaſſer eines glänzenden Gedichts: Le Temple de la Mort. Paris 1637. 8., welches noch jetzt als Muſterdichtung in mehreren Anthologien zu finden iſt. Er ſoll drei Jahre lang daran gefeilt haben, obgleich das Ganze nur aus ungefähr 300 Verſen beſteht [4]).

Auch ſein jüngerer Bruder, Germain Habert, war ein Schöngeiſt und Mitglied der neuen Akademie. Die ihm aufgetragene Kritik über den Cid des Corneille verfehlte den Beifall des Kardinals und wurde daher unterdrückt, worauf Sirmond und Chapelain dazu befehligt wurden. Habert gehörte dem geiſtlichen Stande an und wird gewöhnlich als Abbé de Cerisy aufgeführt. Er ſtarb 1655, oder, nach Andern, 1654. Man beſitzt von ihm ein zur Zeit ſeiner Erſcheinung ſehr überſchätztes Gedicht: La Métamorphose des yeux de Philis en astres. Paris 1639. 8., und einige kleine Schriften ohne Bedeutung.

Louis Habert, Doktor der Sorbonne, geboren 1635 zu Blois und geſtorben in der genannten Anſtalt 1718, war den größten Theil ſeines Lebens hindurch in die janſeniſtiſchen Händel verwickelt und deßwegen mannichfachen Verfolgungen ausgeſetzt. Zuerſt Kanonikus in Luçon, dann Großvikar zu Auxerre, hierauf zwanzig Jahre lang Direktor und Lehrer der Seminare von Verdun und von Chalons, zog er ſich, als er zu altern anfing, in die Sorbonne zurück. Aber, des gemäßigten Janſenismus anrüchig und deßwegen beiden Parteien nicht genehm, wurde er 1714 in Folge der Bulle Unigenitus verbannt. Nach Ludwigs XIV. Tode kehrte er jedoch in dieſe Anſtalt zurück, und wurde 1716 zum erſten Mitgliede des Ausſchuſſes erwählt, welcher ein neues Corpus Doctrinae verfaſſen ſollte. Er hinterließ mehrere theologiſche Schriften, und namentlich Lehrbücher. Sein Hauptwerk iſt: Theologia dogmatica et moralis ad usum seminarii Catalaunensis. Lyon 1709. IV. 8. Ein 7ter Band 1712. Zur Vertheidigung dieſer Theologie gegen die Anklagen des Janſenismus: Défense de la théologie du Séminaire de Châlons. Auch Fenelon [5]) hat, jedoch in anderm Bezuge, den moraliſchen Theil des Buches ſcharf getadelt [6]).

Von einem reformirten Prämonſtratenſer Habert mit unbekanntem Taufnamen, der in der erſten Hälfte des 18ten Jahrh. lebte, wird ein handſchriftliches Werk

3) Biogr. univ.

4) Ebend. 5) In der Instruction pastorale du 1er Mars 1711. 6) Der Vollſtändigkeit wegen machen wir hier noch namhaft:

Pierre Habert, Herr von Orgemont, Arzt des Herzogs von Orleans und Gouverneur der Bäder von Auteuil, gegen Ende des 16ten und in der erſten Hälfte des 17ten Jahrh. Außer einem Buche über die genannten mineraliſchen Waſſer (Des vertus et proprietés des eaux minérales d'Auteuil. Paris 1628. 8.) hat er einige Schriften über die Jagd verfaßt.

Nicolas Habert, Benediktiner der Abtei Monzon, wo er 1636 ſtarb, iſt Verfaſſer einer lateiniſchen Chronik ſeiner Abtei, die zu Charleville 1628 in 8. gedruckt iſt.

über die Geschichte der beiden ersten fränkischen Dynastien angeführt, welches in der Revolution verloren gegangen seyn soll. Mabillon hatte es für werth gehalten, herausgegeben zu werden, und daher wird der Verlust desselben um so mehr beklagt[7]). (*R.*)

HABESCH, HABESSINIEN (geographisch). Mangesta-Itjopja oder Geez nennen die Eingebornen das Land, welches die Europäer durch den Namen Habessinien bezeichnen, eben so das Land Agazi, oder das Land Ag-azjan, Medra-Agasgan, das Land der Freien, und erkennen den arabischen Namen Habascha nicht an, woraus Habesch, Abassin, Abessinien, Habessinien und Habissinien gebildet sind. Nach Burkhardt wird das Land auch Nekkatz genannt.

Das Reich Habessinien, jetzt klein gegen ehemals, liegt zwischen dem zehnten bis sechszehnten Grade nördlicher Breite, und von dem 53° bis zum 58° östl. L. Im Osten stößt es an das rothe Meer, doch besitzen wilde Horden einen Theil der Küste, im Norden hausen Stämme der Shangalla, im Westen reicht es an Sennaar, und im Südwesten und Süden umlagern es die Gallahorden. Da diese Stämme rings umher das Reich befeinden und jährlich ihre Angriffe erneuern, so lassen sich die Gränzen nicht bestimmt angeben und ebenfalls nicht die Größe.

Das ganze Land, auch Alberegrun, das hohe Athiopien, genannt, ist ein Hochland, von allen Seiten steigt man, durch Gebirgspässe, zu großen Ebenen empor. Das Tiefland ist im Osten, Norden und Westen glühender Sand, im Süden zum Theil Sumpf. Verläßt man diese niedrigen Gegenden, so klimmt man, über Hügel, zum Fuß der höheren Berge hinauf, die aus Granit bestehen. Diese Gebirge ersteigt man durch Schluchten, Thäler und ausgerissene Betten von Gießbächen, die zur Regenzeit eine Alles mit unwiderstehlicher Kraft fortreißende Wasserfluth anfüllt. Höher hinauf findet man Kalk, die Ebenen sind Sand und weiter hinauf stößt man auf Sandsteingebirge. Der Reisende trifft auf seinem beschwerlichen Wege, der für Kameele nur in den niedrigeren Gegenden brauchbar ist, bedeutende Flüsse, die zum Theil große Wasserfälle bilden. Die Gebirge streichen von Nordwest nach Südost, erheben sich immer mehr nach Süden und erreichen die höchste Höhe westlich vom Takazze, in der Provinz Samen. Nur einzelne Theile dieser Gebirge sind uns namentlich bekannt: so heißt der nördliche Theil der ersten östlichen Kette Assauli, gegen Süden stößt daran der Taranta, und ein südöstlicher Arm, der nach Enderta zieht, Senafé, unrichtig Senaé oder Senaa genannt; dieß Gebirge soll eben so hoch als der Taranta, der Paß über dasselbe aber weniger beschwerlich seyn. Ist man durch die westlich von diesen Gebirgen liegenden Ebenen gegangen, so gelangt man, im Norden, zu dem Gebirge Geshen, weiter gegen Süden bekommt diese Kette den Namen Devra Tiamo oder Damo, Haramat und Atbara. Noch mehr gegen Mittag stoßen diese an die Hochgebirge von Salo, Bora und Lasta. Weiter noch gegen Abend ist das hohe Gebirge, das, jenseits des Takazze, Samen durchzieht, wo der hohe Begeda und der Amba Hai sich auszeichnen. Messungen fehlen; sind Bruce's Barometerbeobachtungen richtig: so war er, an den Nilquellen, in einer Höhe von 9900 Fuß über der Meeresfläche: Pearce fand, am 17. October, in Samen die Schluchten im Hochgebirge voll von Schnee und Eis, auf dem Gipfel des Amba Hai schneite es den 18. September, und im December war auf den Gebirgen vor Schnee kaum fort zu kommen. Auch im März sah Salt die Berge in Samen mit Schnee bedeckt.

Die auf und in den Bergen liegenden Ebenen und Thäler haben theils einen sandigen, theils schwarzen, fetten Boden. In Tigre ist das terrassenförmig über einander aufsteigende Land überall von Bergen und Felsen begränzt, die horizontal geschichtet und vertikal von Spalten durchrissen sind, wodurch sie das Ansehen großer, ruinenähnlicher Felsblöcke erhalten. Oft sind es große Felsmauern, bald sind sie thurmähnlich, oder haben andere wunderbare Gestalten. An ihrem Fuße liegen gewaltige Massen umher, die oft ganze Strecken überschüttet haben, und die Pässe und Flußbetten ausfüllen. Viele von jenen Felsen, gewöhnlich Sandstein, steigen senkrecht empor, häufig nur durch ungehauene Stufen oder durch Leitern zugänglich; oben sind sie flach, aber, meisten Theils voll von Wald und Kornfeldern, man trifft Quellen, Flüsse u. s. w., nicht selten sind sie von großem Umfang. Im Lande nennt man solche Felsen Amba's; unter ihnen werden am häufigsten erwähnt, Amba Geshen, der als Statsgefängniß diente, Amba Gideon, der Fielenfels, des Statthalters von Samen Wohnort, Amba Dorho u. s. w.

Gegen Süden steigen die Berge bald steil empor, in Salowa, Bora und Lasta, zwischen dem zwölften und dreizehnten Grade, und ziehen weiter nach Osten, mit seltsam zerrissenen und thurmartigen Gipfeln emporstarrend. Südlich vom hohen Lastagebirge breiten sich große Hochebenen aus; dann erhebt sich in Amhara das Gebirge Amba Geshen; Shoa und Efah sind gegen Mittag durch das Gebirge von Chakka begränzt.

In diesen Gebirgen findet man die Quellen des Flusses, den man für den östlichen Hauptquellstrom des Nils hält, Bahar al Azrek oder Azergue, der Blaue Strom genannt, im Lande auch Abey oder Alawey, Aleawi. Die Quellen selbst sind im Gebiet der Agows, im Distrikt Toncua, unweit des Dorfes Geesch, 10° 59′ 25″ nördl. Br., 36° 55′ 30″ östl. L. von Greenwich, auf einer grasreichen Alpenhöhe, man nennt sie die Augen, westlich von den Bergen Litchambra und Aformoscha. Vereint strömen die Gewässer in die Ebenen von Goutto hinab, nehmen mehrere Flüsse auf, eilen über zwei Katarakte immer tiefer hinunter, und nach einem Laufe von drei Tagereisen fallen sie in den See von Tzana, schon über zweihundert Fuß breit. Gegen Südosten tritt dann der Fluß aus diesem See, beschreibt einen großen Bogen und wendet sich dann nach Westen,

7) Biogr. univ.

Gojam und zum Theil Damot einschließend, und bildet den, gegen vierzig Fuß hohen Wasserfall von Alota. Je weiter er strömt, desto bedeutendere Flüsse eilen ihm zu, der Muga, Gammela, Moshillo, Bushilo, Boha, und andere. Von Schoa an wendet er sich nach Westen, den Yabous aufnehmend, dann, in nördlicher Richtung strömend, nähert er sich seinen Quellen wieder, bis auf zwanzig Meilen, und ist reich an Krokodilen. So weit nur haben Reisende seinen Lauf verfolgt, man ist daher nicht sicher, ob der hier geschilderte Strom wirklich der obere Lauf des in Sennaar Bahr el Azrek genannten Flusses ist, und ob dieser vielleicht nicht anderswo entspringt.

Von diesem westlichen Abhange Habessiniens strömen auch der Dender, der Rahb oder Rabad und der Takazze, auch Tekesel und Atbara genannt, zum Nil. Der letzte kommt aus Lasta, wo er aus drei Quellen entsteht; bei Mukkine ist er schon dreißig Fuß breit, von da an behält er seine Richtung gegen Norden, die Ufer werden felsig und er stürzt über Felsbänke, die ihn quer durchsetzen. Zwischen diesen Wasserfällen haben sich tiefe Strombecken gebildet, die, von den Felsen herab gesehen, den Anblick bedeutender Seen gewähren, sie wimmeln von Hippopotamen und großen, grünen Krokodilen. Ihm strömen zu, der Arequa, Warre oder Coror, Mareb, Angrab und Gangue.

Gegen Osten entströmen Habessinien der Sabaleto, der Ancona, der Meli, man kennt aber ihren Lauf nur am obern Theile, vielleicht bilden sie vereint den Anazo oder Hanazo. Südlicher ist der Hawash, der im Adaiel sich im Sande verliert.

Unter den Seen ist der am häufigsten genannte der oben erwähnte Dembea oder See von Tzanu, auch Wed oder Dara genannt, drei Tagereisen von Gondar, ein Alpensee, in einem fruchtbaren Thale, neun geogr. Meilen lang, zwei bis sieben breit. In ihn fallen, von allen Seiten, viele Flüsse.

Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Landes herrscht im Klima große Mannichfaltigkeit. Rings umher, am Fuß der Gebirge, findet man glühende Hitze und Dürre, je höher man steigt, desto kühler wird es, und auf den Hochebenen und Amba's athmet man reine Alpenluft, da hingegen in den eingeschlossenen Thälern die Hitze erstickend ist. Nach Bruce, der im Innern des Landes sich aufhielt, stand das Fahrenheitsche Thermometer, wenn es am tiefsten lag, auf 54 Grad, gemeiniglich hielt es sich zwischen 60 und 80 Grad. Die Nächte sind in manchen Zeiten so kühl, daß man das Feuer sucht. In Massowah, am Meere, stand, nach Salt, der Wärmemesser immer zwischen 96 und 99 Grad, im Arkiko, um Mittag, auf 110 Grad.

Daß in Samen Schnee fällt und eine Zeit lang liegen bleibt, ist vorher angegeben, auch am Dembeasee fallen bisweilen Flocken, auf dem Amba Gideon und anderen Felsen trifft man mitunter Eis, eben so in der Provinz Wogara, auf den hohen Bergen. Sonst herrscht, auch in den hochliegenden Gegenden, eine angenehme Milde. Das Jahr theilt man in drei Theile: die Zeit der Regen und Überschwemmung, Kramt, die Zeit der Reife, Tzadai, und die Ernte oder der größten Hitze und Trockniß, Hagai. Im April beginnen gewöhnlich die Regen und dauern bis in den October, doch mit Unterbrechungen. Meisten Theils sind dann mehrere Stunden des Morgens sehr schön, nach Mittag verdunkelt sich der Himmel, und unter fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen stürzt nun der Regen stromweise herab, einige Stunden hindurch, die Luft wird alsdann schnell abgekühlt. Wasserhosen, Wirbelwinde, Sendo, Schlange, genannt, sollen in dieser Zeit nicht selten seyn, und in den Regenmonaten toben oft heftige Stürme.

Nach den neueren Reisenden trifft man in dem sandigen Küstendistrikt fast nichts als Mimosen, Gira genannt, gegen vierzig Fuß hoch, oft von großen Schlingpflanzen umwunden, und hin und wieder an den Flußbetten, die meisten Theils zur heißen Zeit trocken sind, einen cederartigen Baum, mit herabhangenden Zweigen. Bei den Dörfern wird Djoari gebaut, und die hier herumziehenden Herden bestehen aus Kameelen, Eseln, Schafen und Ziegen. Hasen, Rebhühner, Perlhühner, Wölfe, findet man in Menge.

So wie man höher kommt, wo Quellen und natürliche Cisternen den ermüdeten, lechzenden Wanderer erquicken, nimmt auch die Vegetation zu: man zieht durch Wälder, die aus Bäumen bestehen, die den Mango's in Indien ähnlich sind, es fangen die Tamarinden an, und man trifft Sykomoren und eine Art Asklepias. Antelopen gibt es in großer Fülle, Affen von verschiedener Art, die in den höher liegenden Wäldern selten vorkommen (doch sah sie Salt auch am Atbara), und Kaninchen. Elephanten trifft man hier, die in dem sandigen Distrikt und in dem Hochlande nicht leben. Oberhalb Tubbo, am Tarantapaß, wird es so steil, daß keine Kameele weiter fortkommen können; bei diesen Stellen ändert sich auch die Vegetation, Alles ist dicht mit Collquall, einer baumartigen Euphorbie, bewachsen, die gegen vierzig Fuß hoch wird; weiter hinauf steht die beerentragende Ceder Bruce's, und Wälder von derselben bedecken die Gipfel der Berge. Antelopenarten leben in diesen Gegenden, und große Hyänen wagen sich, bei Nacht, selbst in die Städte und Dörfer. Auf den Hochebenen gedeihet vorzüglich der Mais, man findet die herrlichsten Weideplätze, wo Rindvieh, Pferde und Schafe Nahrung die Fülle treffen, als Raubthiere streifen Schakale und Hyänen umher. Die tiefereñ Stellen vorzüglich sind mit Gesträuch und Dattelbäumen bedeckt. Fast überall ist hier Reichthum an Quellen, man stößt sogar auf sumpfige Strecken, und der Collquall, mit seinem armleuchterförmigen Bau, zeigt sich allenthalben. In der Nähe der alten Kirchen trifft man Dattelpalmen, die wahrscheinlich, wie die Orangen, Citronen und Bananen, für welche man auch nur arabische Namen hat, durch Portugiesen hieher verpflanzt wurden. Granaten gedeihen vorzüglich am Westabhange, wo man auch Baumwollenpflanzungen in Menge findet. Kaffee wächst wild in den Gebirgen gegen Abend.

Unter den Rindern zeichnen sich, in Walkayt und in den von Gallastämmen bewohnten Ländern, die Sanga's aus, mit ihren vier Fuß hohen Hörnern. Außer den genannten Raubthieren leben hier noch der Löwe und mehrere Arten von Leoparden. Das Rhinozeros mit zwei Hörnern und der Giraffe finden sich in einigen Gegenden; eben so das Zebra und Quagge.

Die Flüsse führen Gold, in einigen Provinzen gewinnt man es in Gruben, oder wäscht es aus dem Sande. Das meiste Salz, das in Habessinien verbraucht wird, holt man von der Salzebene, die Tigre im Südosten von Dankali trennt.

Pearce, ein Engländer, der lange in diesen Gegenden lebte, sagt: Habessinien wird von Stämmen aller Religionen und von allen Farben bewohnt; man findet schwarze Leute, dunkle, kupferfarbige, und in einigen Gegenden, z. B. in Tigre, sind die Einwohner fast weiß. Die von hellerer Farbe tättowiren sich und reiben die eingestochenen Figuren mit Kohlenpulver. Nach der Lage des Landes zeigt sich auch Verschiedenheit in der Farbe der Haut: hell sind die Bewohner der Hochebenen, fast schwarz sind beinahe alle, die im Tieflande leben, besonders in der Nähe von Sümpfen.

Im Allgemeinen haben sie einen schlanken, ansehnlichen Wuchs, schöne Augen, eine wohlgebildete Nase, weiße Zähne, langes Haar, der Bart ist dünn; selbst von den dunkelfarbigsten gilt diese Schilderung, sie sind nicht den Negern ähnlich. Stark und gewandt erklettern sie die Berge mit großer Leichtigkeit, und tragen schwere Lasten singend über Berg und Thal. An Geist und Anlagen fehlt es ihnen nicht, nur werden diese selten ausgebildet. Ihrer Gelehrigkeit und Anstelligkeit wegen, schätzt man im Orient die Sklaven aus Habessinien vor allen, und bezahlt sie sehr theuer. Obgleich Christen, haben doch die wenigsten eine Ahnung vom Christenthum, und durch die unaufhörlichen Fehden, Bedrückungen und Verfolgungen, sind sie jetzt hinterlistig und betriegerisch geworden, und gelten als Meister in der Verstellungskunst. Die Bewohner der westlichen Provinzen sollen jetzt unterrichteter und milder seyn, als die Leute in Tigre, die als roh und reizbar geschildert werden, leicht auffahrend und zu Mordthaten geneigt sind.

Juden leben in mehreren Gegenden Habessiniens, besonders westlich vom Takazze, man nennt sie Falasjan, Ausgewanderte, ihr Hauptgeschäft ist Häuserbau und Dachdecken.

Die Agaus, Agows oder Agowi, von Takazze, theils östlich von Bora, in Gualiou und Waag, theils in Avergale, sind stärker, aber weniger lebendig, als die eigentlichen Habessinier und reden eine ganz verschiedene Sprache. Sie sind Christen. Andere Agows leben an den Nilquellen, in einer fruchtbaren Gegend. Ihre jungen Leute gehen nackt, die Weiber tragen ein Hemd: zur Regenzeit verfertigen sich Alt und Jung Kleidungsstücke aus Häuten, die sie sehr gut zu gärben und zu bereiten verstehen. Sie sind alle von mittlerer Größe und hager. Sie verehren eine Art Schlangen, täglich setzen sie diesen Nahrung vor, und aus der geringeren oder stärkeren Eßlust derselben, schließen sie auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen. Auch ein Negerstamm, die Dobaneger, sollen sich in Habessinien angesiedelt haben, sie sind wegen ihrer Raubsucht verrufen.

Die Wohnungen in Habesch bestehen aus Holz, Lehm, Stroh oder Rohr, haben in einigen Gegenden flache, in anderen kuppelförmige Dächer, viele Leute leben in natürlichen, oder künstlichen Höhlen. Die Kleidung ist einfach: die Unbemittelten tragen Beinkleider von Baumwollenzeuge, und werfen ein Tuch über die Schultern: die Reicheren haben ein Hemd von weißem indischen Zeuge, Arm- und Halsbänder von Silber und ihr Oberkleid ist dem Haik der Muhamedaner ähnlich.

Die Hauptnahrung ist Milch, Brot und Weizen oder Teff, das täglich, in Gestalt großer, flacher Kuchen gebacken wird, Fleisch von Rindern oder Schafen (Kälber und Lämmer werden nicht gegessen) oder Geflügel, Butter und Honig. Zur Würze dienen Salz und Pfeffer. Ein Leckerbissen für die Habessinier ist rohes Ochsenfleisch, dazu wird, wenn die Gäste am Tische sitzen, ein Ochse niedergeworfen, ihm der Kopf vom Rumpfe geschnitten, die Haut, mit der größten Schnelligkeit, von einer Seite abgestreift; dann schneidet man große Stücke ab, die während daß die Muskeln noch zittern, den Schmausenden gebracht und rasch verzehrt werden. Solche Stücke heißen Brinde. Bruce erzählt, die Habessinier pflegten selbst von lebenden Thieren solche Leckerbissen auszuschneiden, und die Wunde heile bald. Daß so etwas geschieht, bestätigt Salt, aber man thut es nur zur Zeit der Noth, auf Kriegszügen, und schlachtet das Thier bald nachher, wenn man eine sichere Stelle erreicht hat.

Die Habessinier heirathen früh, Jünglinge im vierzehnten, Mädchen im zehnten Jahre. Obgleich Habesch ein christliches Land ist, so ist die Polygamie doch sehr gewöhnlich, und viele Ehen werden ohne Einsegnung des Priesters geschlossen. Die meisten mühsamen Geschäfte, in und außer dem Hause, fallen den Weibern zu. Die Regenzeit bringt gewöhnlich Krankheiten, so wie manche Übel durch die heißen Tage und die kühlen Nächte herbeigeführt werden: alle schreibt man dem Einflusse eines bösen Geistes zu, daher man seltsame Mittel anwendet, diesen zu beschwören und zu bannen.

In Hinsicht der Kultur sind die Provinzen sehr verschieden, einige sind gut angebaut und bringen reichen Ertrag, andere hingegen werden nachlässig bestellt und bewässert. In vielen Distrikten gebraucht man Pflüge, die roh aus einem Baumzweige, oder einer Wurzel verfertigt sind und bisweilen eine Pflugschar von Eisen haben. Zwei Ochsen ziehen den Pflug. Man säet Hirse, Gerste, Weizen, Teff, Mais, Sesane und ein Öl gebendes Gewächs, Nook. Auch baut man Gartengewächse.

Handwerke, Manufakturen und Fabriken findet man wenige und in einem unvollkommenen Zustande. Man gärbt Häute und verfertigt Pergament. In mehreren

Gegenden webt man aus Baumwolle mancherlei Zeuge, und wirkt aus den Haaren der Ziegen und Schafe Teppiche. Eisen und Kupfer werden im ganzen Lande verarbeitet, die feinsten Ketten erhält man aber von den Gallas; Messer werden in Adowa geschmiedet, Speere und Rasirmesser in Antalow. Einige Geschicklichkeit zeigen auch die Hornarbeiter, die aus den großen Ochsenhörnern Trinkgeschirre bereiten und sie auf mancherlei Art ausschmücken.

Ein so großes und ergiebiges Land könnte bedeutenden Handel treiben, diesem stellen sich aber jetzt manche Schwierigkeiten entgegen. Es besitzt keinen Hafen am rothen Meere, dem es leicht und sicher seine Erzeugnisse zuführen könnte, kein schiffbarer Fluß erleichtert die Verbindung, keine gebahnte Straße. Rings umlagern feindselige Horden, wie vorher bemerkt ist, das Bergland, die, wenn sie nicht rauben, hohe Abgaben erpressen; im Innern stören fortwährende Kriege und Unruhen den Verkehr.

Märkte, wo die Bewohner verschiedener Ortschaften ihre Produkte gegen einander austauschen, werden wöchentlich auf freiem Felde gehalten. Geld sieht man fast nicht, man nimmt statt desselben Stücke Steinsalz, Korallen, grobes, baumwollenes Tuch u. s. w. Der Hauptplatz für den Handel mit dem Auslande ist Massowah, im Lande selbst ist der Stapelplatz für das Land östlich und westlich vom Takazze Adowa. Nach jenem Hafen bringen Karawanen die Handelsartikel Habessiniens und einiger westlichen Länder, und holen dafür indische und europäische Sachen. Nach Adowa kommen Karawanen aus Fur, Fundscha und mehreren Staten. — Zur Ausfuhr hat man Elfenbein, Gold, Sklaven, Gewebe von Baumwolle, Teppiche, Rinder, Honig, Zibeth und Rhinoceroshörner. Eingeführt werden Blei und Zinn, Kupfer, Gold- und Silberblättchen, persische wohlfeile Teppiche, Sammet, breite französische Tücher, Leder von allerhand Farben aus Ägypten, Seide, Baumwolle, Feuergewehre, Pulver, Glaswaaren, indische Güter aller Art, Gewürze, besonders Pfeffer und Gewürznelken, vielerlei Wohlgerüche.

Bei den unaufhörlichen inneren Unruhen läßt sich wenig über die Verfassung sagen. Nach den neuesten Angaben soll Habessinien unter fünf Herrscher getheilt seyn, deren Residenzen Gondar, Seaman, Gojum, Begember und Axum sind. Sie selbst aber sind sehr ohnmächtig, die Statthalter der einzelnen Provinzen haben alle Gewalt an sich gerissen. Ehemals war Habesch eine uneingeschränkte Monarchie, der König hieß Negus oder Negusa, Nagast, Zaitiopija, Herr der Herrscher Äthiopiens, jetzt scheint der Ras von Tigre der mächtigste unter den Gebietern zu seyn.

Ras ist der Titel der bedeutenderen Herrscher oder Statthalter, weniger Mächtige heißen Schum und Kantiba. Stirbt ein Ras, so entscheidet jetzt meisten Theils die Gewalt der Waffen, wer sein Nachfolger seyn soll. Einem solchen Herrscher naht man sich nur mit Ehrerbietung, er ist unumschränkter Herr über seine Unterthanen, ihr Leben und ihr Besitzthum sind ganz in seinen Händen. Einen großen Theil des Morgens verwendet er, ihre Klagen zu hören und die Streitigkeiten zu schlichten.

Das Land Habessinien kann man in drei Theile zerlegen, deren Gränzen die Natur selbst bestimmt hat. Die hohe Bergkette von Samen, die sich von Waldubla bis zum südlichen Ende von Lasta erstreckt, und der Takazze, der den Fuß derselben im Nordosten bespült, bestimmen die Gränzen zwischen 1) Tigre und 2) Amhara. Südlich davon, jetzt ganz durch eingedrungene Gallastämme getrennt, liegt ein hohes Bergland, 3) die beiden Provinzen Shoa und Efat. (*Bruce's* travels to discover the source of the Nile. 1768 — 1773. 6 Vol. 4to. Lond. An account of a Voyage to Abyssinia etc. by H. Salt. Lond. 1814. 4to. Bericht von Pearce in den Nouv. Ann. des Voy. T. XII. — C. Ritter, die Erdkunde, 1. Th., 2. Aufl. Berlin 1822. F. A. Ukert, Erdbeschreibung der Nordhälfte von Afrika. Weimar 1824.) (*Ukert.*)

Habessinien, historisch, s. Äthiopien u. Äthiopes.

Habessinien, über Sprache und Literatur, s. Äthiopische Sprache, Schrift und Literatur.

HABHDALAH (Habhdolo), eine Cärimonie der Juden, welche sie am Ende des Sabbaths vorzunehmen pflegen, zur Scheidung dieses Feiertages von dem folgenden Werkeltage. Das Wort הבריל heißt bekanntlich Scheidung und Unterschied, und die Juden leiten die Cärimonie und ihre Benennung aus 1 B. Mos. 1, 4. und 2 B. 10, 10. ab, in welchen Stellen von der Scheidung des Lichts und der Finsterniß, des Heiligen und Unheiligen, des Reinen und Unreinen die Rede ist. Die Cärimonie wird sowohl in der Synagoge, wie zu Hause verrichtet. Sie besteht aus vier Stücken, die in den Buchstaben des Wortes יבנה (Jibneh) enthalten sind, nämlich: י (יין Jain) Wein, ב (בשמים Besamim) Gewürz, נ (נר Ner) Licht und ה (הבדלה Habhdalah) Unterschied oder Scheidung. Nach dem Abendgebete und dem Erscheinen des ersten Sterns am Himmel wird eine Wachskerze angezündet, der Vorsinger schenkt einen Becher so voll mit Wein, daß etwas davon auf die Erde läuft, nimmt dann ein Gewürzbüchschen, woran er riecht und die Andern riechen läßt, und zum Schlusse hält er beide Hände gegen das Licht, biegt sie ein und besieht dann die Nägel. Die Cärimonie, verschieden gedeutet, wird von verschiedenen Sprüchen und Gebeten begleitet. Nach dem Segensspruche, mit welchem eigentlich der Sabbath schließt, trinkt der Vorsinger ein wenig aus dem Becher, schüttet wieder einige Tropfen auf die Erde oder auf den Tisch, und löscht mit diesem Abgusse die Wachskerze aus. Auch andre abergläubische Gebräuche wurden ehemals mit dieser Feier in Verbindung gesetzt. Im Hause wird die Cärimonie durch eine heilige Mahlzeit beschlossen.*) (**R.**)

HABIA (Ornithologie). Unter diesem Namen hat d'Azara in Paraguai sechs Gattungen von Vögeln ent-

*) Nach der Frankfurter Encyklopädie.

denk, die er in seinen Apuntiamentos poc la Historia natural de los paraxos del Paraguay beschrieben hat. Vielleicht hat Azara den lateinischen Namen Saltator gegeben, und noch einige Gattungen dazu gefügt, welche, nach den alten Benennungen, der Tanagra's und Coracias angehören. S. Saltator, Tanagra und Coracias. (R.)

HABIBI, ein berühmter arabischer Dichter, der im Anfange des 16ten Jahrhunderts unter Bajazeth II. blühte; in seiner Poesie ist der Einfluß der persischen Dichtkunst sichtbar und erklärt sich nicht nur aus dem allgemeinen Charakter der türkischen Poesie, welche sich der persischen, als ihrem Muster, mehr genau anschließt, sondern auch aus dem besondern Umstande, daß Habibi erst aus Persien nach Konstantinopel gekommen war. Besonders geschätzt wird ein Gedicht in Strophen von sechs Zeilen, wovon die erste, wie sie durch Chabert*) ins Deutsche übertragen ist, hier stehen mag, weil sie einen Beweis gibt, daß der Verfasser den gerühmten Beifall wohl verdiente:

Ich sah das holde Mädchen munter und lieblich
Mit kunstverwebter Hand umherschweifende Netze schlingen;
Ein schmächtiges Wesen, kraftlos und schwach,
Mit einer Kette am Fuße, schmachtete im Netze gefangen.
„Wer ist der Unglückliche, welche Kette fesselt ihn?“
Die Netze sind meine Locken, sprach sie, — ihr Gefangener ist dein Herz!

(*A. G. Hoffmann.*)

HABICHHORST (Andreas Daniel), ein Sohn des Commandanten Daniel, zu Pasewalk am 17. März 1634 geboren, studirte zu Rostock, wurde 1654 Rektor zu Prenzlow in der Mark, 1655 Rektor zu Stettin und Pastor, legte diese Ämter Bedrängnisse wegen nieder und setzte 1655 sein Studiren in Rostock fort, ward daselbst 1658 Magister und gekrönter Poet, dann Privatdocent, machte 1664 eine gelehrte Reise, kam 1665 zurück und bald wieder Collegia, wurde 1671 Doctor der Theologie zu Greifswald, 1672 ordentlicher Professor der Beredsamkeit zu Rostock, 1679 Doctor der Theol. und bald darauf Dispp. Antipontificius, weshalb ihn der Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg Schwerin, welcher die katholische Religion angenommen hatte, nur auf einige Zeit entsendete. 1686 reiste er nach Wien, bekam Audienz bei dem Kaiser Leopold, überreichte ihm seine Centuria Anagrammatum und unterhielt sich mit dem Kaiser in lateinischer Sprache. Nach seiner Zurückkunft erhielt er auch im Jahre 1688 eine ordentliche Professur der Theologie, ward auch in der Folge Assessor des Consistoriums, und starb den 11. August 1714 als Senior der Universität und der theologischen Fakultät. Vergl. Rostock. liter. S. 2. Kurtz. Academ. zu Rostock. Gel. Lex. 4. S. 11. (*Lucas.*)

Habicht. (Ornithol.) S. Accipiter n. Falco palumbarius.

HABICHT (Symbol. und Mythol.). Die alten Ägypter verehrten den Habicht als einen heiligen Vogel, dessen Bild unzweifelhafter Mund mit dem Tode bestraft wurde. Die Griechen nennen diesen ägyptischen Habicht ἱέραξ, d. h. der heilige Vogel, und von dem Dienste desselben heißt eine Stadt in Oberägypten Hierakonpolis, auf der Westseite des Nil unweit Latopolis, und eben so eine andere im südlichsten Lande auf der Ostseite des Flusses, Elephantis gegenüber.[1]) Nach Einigen war der Habicht dem Horus heilig, nach Andern dem Osiris. Die gefiederten Habichte brachte man, wie Herodotus erzählt, alle nach Theben, wo sie begraben wurden. Über den Vogel selbst, welchen die Griechen ἱέραξ nennen, herrschen verschiedene Meinungen, und statt des Habichts wollen Einige den Sperber, Andere den Geier darin erkennen.[2])

Von nicht minder heiliger Bedeutung ist der Habicht in der ägyptischen Mythologie. Der Feresch der Zendbücher ist wahrscheinlich der Habicht, und nicht der Adler. Er heißt der Dolmetsch des Himmels, welcher auch Dieners auch den ägyptischen Priestern des Gottes gebracht hat[3]), der himmlische Rabe, der an Schnelligkeit und Scharfblick alle andern Vögel übertrifft. Auf diese Weise ist die Hieroglyphik der Perser und Ägypter dieselbe. Nach Plutarchos und Eudoxos ist der Habichtskopf den Ägyptern ein Bild der Gottheit[4]), und daher die Habichtsschwingen an den Häuptern der Götter; selbst die persische Mitra ist eine halbfeierliche Kopfbedeckung.[5]) Auch in der Mythologie mexikanischer Völker nach der Interpretation die Vögel Habicht und Adler, wenn den spätern Ansichten darüber zu trauen ist.[6])

Als Vögel von Verheißung erscheinen die Habichte bei den Persern, Griechen und Römern. Ein merkwürdiges Beispiel dazu liefert uns Herodotus (III. 76.). (R.)

HABICHT (Melchior), Jesuit und Pfarrer von St. Johann zu Schaffhausen, wo er 1735 geboren war, und in seinen Jahren am Collegium humanitatis den Lehrstuhl der griechischen Sprache bekleidete. Von 1772 — 1776 war er Pfarrer zu Lehe im Kanton Schaffhausen, darauf Pfarrer an der Münsterkirche seiner Vaterstadt, und 1783 Jesuit. Dieses Amt legte er 1812 nieder, und den 21. Januar 1817 starb er, allgemein geachtet wegen seiner aufgeklärten Ansichten, seines Eifers für katholisches Christenthum und seiner Humanität. Ein viel gelesenes und noch immer brauchbares, nur seiner Welt- und Menschenkenntniß und warmen Gefühl für Religion zeugendes Buch, sind seine: Gespräche, worin verschiedene gemeine Vorurtheile gegen das wahre Christenthum bekämpft und widerlegt werden. Schaffh. 2 Th. 1777; 1788. 8. Außer einigen Gelegenheitsschriften und einzelnen Predigten, gab er auch sechs Predigten über die Wichtigkeit der Verrichtung Jesu. Luk. 13, 23 — 31. Schaffh. 1775. 8. drucken. (*Baur.*)

---

* Briefe, über Bürgerrechten und wegen glücklichen Dichtkunst. Zürich, 1800. S. 130.

1 S. dieses Lexikon. 2 S. Herodian. II. 65. 4. 3. Diod. Sic. I. 87. 4. Plutarch. Isid. et Osir. 31. Euseb. Praep. evang. I. 10. 5 S. zur Vergleichung Visconti's Iconogr. grecque. T. II. 4. Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums. Theil II. S. 125. 6 S. Clavigero's Storia. I. S. 258.

† Mexikanische Bilderschrift. Aus der Sammlung des Lord Kingsborough. 1832. Fol. 23.

HABICHTSFANG, Vorrichtung zum Fangen der Habichte oder Falken. Sie ist verschieden theils nach der Örtlichkeit der Gegend, theils nach der Gattung der Falken, welche man zu fangen beabsichtigt, theils nachdem man bloß diese schädlichen Raubvögel wegfangen will, oder ob man sie zur Beize zu gebrauchen denkt, da im letztern Falle für die Erhaltung des Vogels mehr Sorge getragen werden muß. Man kann sie eintheilen 1) in Stoßgarne, 2) in Schlaggarne, 3) in Habichtskörbe. Unter die Stoßgarne gehört

a) die Habichtsrinne. Es wird dieselbe entweder mit Einem oder mit Vier Netzen gestellt, welche aus dreidrähtigem festen Zwirne oder aus ganz feinem Bindfaden mit Vier Zoll weiten Maschen gestrickt werden. Wenn der Fang nur aus Einem Netze bestehen soll, so fängt man mit einer Masche zu stricken an, und nimmt zu, so oft man herum gestrickt hat, bis man 20 Maschen bekommt. Alsdann wird auf der einen Seite ab- und auf der andern zugenommen, bis man eine Länge von Vier Klaftern erhalten hat. Hierauf wird wieder so lange abgenommen, bis man zuletzt wieder nur eine Masche erhält, wo dann das Garn fertig ist. In gleicher Art wie dieß einfache, werden auch die Vier einzelnen Netzen bei der andern Art der Stellung gestrickt, nur daß alle Vier wenig mehr in der Länge zusammen betragen, als jenes. Um das einfache Netz zu stellen, werden Vier 6½ Fuß hohe und 1½ Zoll dicke Stäbe einen Fuß tief in die Erde gestoßen, so, daß sie ein Viereck bilden, um welches das Garn so gezogen werden kann, daß keine Öffnung bleibt. Dieß wird dann an, in die Stäbe geschnittene, Kerbe, so lose gehängt, daß der Habicht, wenn er gezogen kommt, um nach der im innern offnen Raume angefesselten Taube zu stoßen, es abwirft und sich darin verwickelt. Wenn man Vier Netze hat, so wird Eines in gleicher Art an jede Seite des Vierecks gehangen. Man stellt diesen Fang auf größern Waldblößen oder auf Feldern zwischen Gehölz liegend auf.

b) Auf diejenigen Raubvögel, welche nicht schräg, sondern gerade herab aus der Höhe stoßen, wie der Wanderfalke, Falco peregrinus, und Blaufuß, Falco Lanarius (*Gmel. Linné*), stellt man den eigentlichen Habichtsfang. Man stößt zu dem Ende 4 zwei bis drei Zoll dicke, 7 — 8 Fuß hohe Pfähle in einem Vierecke in die Erde, so, daß jede Seite 5 — 6 Fuß enthält. Über dieselben hängt man in eingeschnittene Kerbe ein Netz, so daß der Vogel, welcher auf die darunter angefesselte Taube von oben herab stößt, sich darin verwickelt, indem es herab fällt. Man kann auch diesen Fang zugleich mit der Rinne verbinden.

2) Die Schlaggarne. Das Gebräuchlichste ist der Bömsch, welcher sowohl auf dem Lande als im Wasser für solche Raubvögel, welche von Fischen leben, gebraucht wird, wo er dann Land- oder Wasserbömsch heißt. Vorzüglich wird der Landbömsch zum Fangen der Weihen, Bussarde, Raben, Krähen und solcher Vögel angewendet, welche ihren Raub weniger im raschen Stoße erhaschen, als einen Köder im Sitzen aufzunehmen versuchen. Es läßt sich dieser Fangapparat am besten mit einem Schwanhalse, an dessen Bügeln Netze befestigt sind die bei dem Losschlagen den Vogel überdecken, vergleichen. Es werden dazu zwei schlank gewachsene, 6 — 7 Fuß lange, 1½ Zoll dicke Stöcke von einer biegsamen Holzart, als Weiden oder Haseln in einen Halbkreis gebogen und mit einer schwachen Leine befestigt. Beide werden so zusammen gebunden, daß man sie, einen Kreis bildend, auseinander legen kann, sie aber bei dem Fangen auch wieder schnell zusammen schlagen. Beide Bügel werden mit zwei Netzen überstrickt, welche etwas Busen haben müssen, so daß wenn sie zusammen schlagen, der Vogel darunter gefangen wird. Zur Stellung schlägt man einen 14 Zoll langen, 3 Zoll dicken, viereckigen Pfahl ein, worin man ein 4 Zoll langes, 1 Zoll breites Loch macht. In dasselbe wird mit einem hölzernen Nagel eine 10 bis 12 Zoll lange, 3 Zoll breite Zunge, die hinten so eingeschnitten ist, daß sie hinein paßt, befestigt, welche nach vorn zugespitzt ist und sich leicht im Loche auf und ab bewegen muß. Auf der Zunge wird vorn eben so wie oben am Pfahle ein Kerb eingeschnitten, um das Stellholz, welches das Aufwärtsschlagen der Zunge verhindert, befestigen zu können. Wenn man den Bömsch stellen will, legt man die mit Netzen bestrickten Bügel um den Stellpfahl aus einander, steckt einen 9 Fuß langen, etwa 3 Zoll dicken, elastischen Stock, am besten von einer jungen Eiche, 5 Fuß vom Netze fest in die Erde, bindet an seine Spitze gut gezwirnte Leinen und zieht mit diesen den Stock so herab, daß, die eine Leine an die Zunge gebunden, derselbe gebogen wird und die Stellung hält. Zwei andere Leinen, gleichfalls an die Spitze des Stocks befestigt, werden so an die aus einander geschlagenen Bügel befestigt, daß, wenn der an die Zunge befestigte Köder berührt wird, und dadurch die Stellung zurück schlägt, durch den sich wieder gerade biegenden Stock das Netz zusammen schlägt. Es vertritt folglich dieser Stock die Stelle der Feder bei dem Schwanhalse. — Der Wasserbömsch wird auf gleiche Art in stilles Wasser, 10 bis 15 Zoll tief gelegt, und zum Köder bedient man sich eines lebenden Fisches, dem man eine Schnur durch die Rückenfloße zieht und ihn damit an den Stellpfahl so befestigt, daß er sich etwa 6 Zoll tief innerhalb des Raumes, den die auf dem Grunde liegenden Bügel umschließen, bewegen kann. — Alle diese Fangapparate kommen, da sie mühsam sind und viel Zeit zur Verfertigung, Stellung und Abwartung kosten, mit der noch immer sich vervollkommnenden Schießkunst, und der Erkennung, wie nützlich viele so genannte Raubvögel sind, stets mehr und mehr außer Gebrauch.

Um die Beizvögel zu fangen, deren Flügelfedern nicht beschädigt werden dürfen und die deßhalb gleich bei dem Fange behutsam aus dem Netze ausgelöset werden müssen, bedient man sich eines von dem Jäger zuzuziehenden Schlaggarnes. Es werden in der Nähe des Aufenthalts zur Beize tauglicher Falken zwei Pfähle ein-

geschlagen. An den einen wird eine Taube so gefesselt, daß sie noch flattern kann, an den andern ist ein, über einen Reifen von etwa 6 Fuß Durchmesser gezogenes Netz, dergestalt befestigt, daß es durch eine gegen 100 Ellen lange Leine von einem in der Ferne verborgenen Jäger herab gezogen und der Vogel damit bedeckt werden kann, wenn dieser nach der Taube stößt und sie kröpft. Doch darf das Zuziehen erst dann geschehen, wenn man sicher ist, daß derselbe sich nicht sogleich wieder erhebt, welches gewöhnlich bei dem ersten Herabstoßen der Fall ist.

3) Die Habichtskörbe, von denen es mehrere Arten gibt, sind das beste und gewöhnlichste Mittel, sich dieser Raubvögel zu bemächtigen, da ihre Stellung sehr einfach und sicher ist. Sie werden in der Nähe der Gehölze, im Felde um Fasanerien in die Feldhecken gestellt, und selbst Adler darin gefangen: nur auf die schräg stoßenden Sperber verdient die Rinne den Vorzug. Es besteht der einfachste und vorzüglichste Habichtskorb aus einem 4 Fuß hohen, 3 Fuß in das Gevierte haltenden Korbe, welcher einen hölzernen Boden, vier hölzerne Eckpfähle und mit Draht ausgeflochtene Seitenwände hat, in deren einer ein Thürchen die Taube als Köder hinein läßt. In der Höhe eines Fußes kommt quer hindurch ein Drahtbalken, um für diese einen sichern Raum zu bilden; der obere Theil des Korbes bleibt offen. Über denselben wird ein Netz gezogen, welches bei der Stellung sich ganz zurück schieben läßt, aber durch eine Leine, woran ein Stein hängt, sogleich wieder herüber gezogen wird, sobald die Stellung losschlägt. Zu dieser wird eine Leine an das Netz gebunden, welche dieß zurück und den Korb offen erhält, indem sie auf der entgegen gesetzten Seite, als derjenigen, an welcher das Gewicht hängt, an ein Stellholz befestigt wird, welches in Verbindung mit einem quer durch den Korb laufenden, mit Seitensprossen versehenen, schwachen Balken steht, so daß es losschlägt, sobald der Vogel ihn berührt, um nach der Taube zu stoßen, wo dann das Gewicht das Netz herüber zieht. Umständlich sind diese Fänge beschrieben und mit Kupfern erläutert in Winkel's und Bechstein's Handbuche für Jäger u. a. *(W. Pfeil.)*

Habichtsinseln, s. Azoren.

Habichtskorb, s. Habichtsfang.

Habichtskraut, s. Hieraceum.

Habichtsrinnen, s. Habichtsfang.

HABICHTSWALD, ein Gebirge in dem niederhessischen Kreise Cassel auf der N. W. Seite der Hauptstadt und ein Theil des Berggiebels, welcher eines der schönsten Thäler Hessens umschließt. Durch die Fulda wird es von den Sandbergen am jenseitigen Ufer, zu welchen es seiner ganzen Bildung nach gehört, unterbrochen. Das Ganze besteht aus einer Kette durch schmale Thäler von einander geschiedner Berge, deren Kuppen verschiedene Namen führen: so der Karlsberg, das Habichtsspiel, der Ziegenberg, der große Steinhaufen, das hohe Gras; alle scheinen Auswürfe des Urgebirgs und bei einer vulkanischen Explosion das Daseyn empfangen zu haben. Diese Kette nimmt einen Umfang von vier geogr. Meilen ein; sie besteht größten Theils aus einer zusammen hangenden, mit Eichen, Buchen und andern weichen Holzarten bestandenen Waldung. Die Steinarten sind meistens vulkanisch: schwarze Wacke, Basalt, Tuff, Tarras und einzelne, in jene eingeschobne Gebilde, aber die nutzbarste ist die Braunkohle, die in 3 Gruben, dem Erb-, mittlern und Ahnoberger Stollen bearbeitet wird. Die Braunkohle liegt in diesen Gruben flötzweise und ist 8 bis 10 Fuß mächtig; die aus dem Erbstollen wird für die beste gehalten. Jetzt zieht man aus den 3 Gruben gegen 10,000 Scheffel, 1810 gaben sie mit den Ahlberger Gruben einen Ertrag von 59,869 Maß, die größten Theils zu Cassel verbraucht werden. (Nach Raspe's Beschr. des Habichtswaldes: *G. Hassel.*)

HABICOT [HABIGOT] Nicolaus, geboren zu Bonny im Departement Loiret in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, studirte zu Paris die Chirurgie, welche er zuerst in seiner Geburtsstadt ausübte, worauf er später bei der Armee und zuletzt am Hôtel-dieu zu Paris angestellt wurde. Er starb den 17. Januar 1624. Seine Gewandtheit in chirurgischen Operationen, vorzüglich aber seine anatomischen Kenntnisse machten ihn berühmt. Sein frühestes Werk (problèmes sur la nature, préservation et cure de la maladie pestilentielle. Paris 1607. 4.) ist ohne Werth und, obgleich er die Pest in Paris drei Mal sah, nämlich im J. 1580, 1596 und 1606, doch bloße Theorie. Sein Hauptwerk ist: Semaine ou pratique anatomique. Paris 1610. 4. (und dann in mehrern Auflagen, holländ. von *Kasp. Nolleus.* Haag 1629. 8.) Da es damals so sehr schwer hielt, Leichen zu den anatomischen Vorlesungen aufzutreiben, so mußten die Anatomen ihre Vorlesungen oft an Einem Cadaver vollenden; deßhalb schrieb Habicot dieß Buch, theilte die Anatomie in 16 Vorlesungen, deren er jeden Tag zwei hielt, so daß er die ganze Anatomie in 8 Tagen beendigte, und daher obiger Titel; es enthält wenig Irrthümer und handelt vorzüglich die Muskeln sehr genau und manche ganz berichtigt ab. Eine andere Schrift: paradoxe myologique. Paris 1610. 8. hat das Zwerchfell zum Gegenstande, das er für zwei Muskeln hält. Merkwürdig ist auch seine: Gigantostéologie. Paris 1613. 8.; man hatte nämlich im Jahre 1613 beim Schlosse Chaumont in der Dauphiné ein 30 Fuß langes und 12 Fuß breites Grab entdeckt, mit einem Leichensteine, worauf: Teutobocchus rex stand. Hierdurch entstand obiges Werk, das er dem König Ludwig XIII. dedicirte und was eine große Menge Streitschriften, vorzüglich zwischen ihm und Riolan, verursachte. Eine interessante Schrift ist auch: question chir., dans laquelle il est démontré, que le chirurgien doit assurément pratiquer la bronchotomie. Paris 1620. 8. Seine problèmes medicinaux et chirurgicaux. Paris 1617. 8., zwölf an der Zahl, haben alle nicht viel Werth. (*Hueschke.*)

HABIHA, ein kleines Eiland des mittelländischen Meeres an der Küste von Algier und zwar im Osten der Bai von Tlemsan; es hat süßes Wasser. *(H.)*

HABINGTON (William),[1]) der Sohn des Thomas Habington,[2]) welcher in die Verschwörung des Babington verwickelt, aber begnadigt worden war, lebte von 1605 bis 1654. Sein Vater befand sich bei seiner Geburt als Verbannter zu Hendlip in Worcestershire, und von seiner Mutter will man wissen, daß sie die Entdeckerinn der Pulververschwörung gewesen sei. Seine Erziehung und Bildung empfing Habington zu St. Omer und nachher in Paris; aber der Plan seiner Familie, ihn in jenem berühmten Seminar zum Jesuiten zu machen, scheiterte an dem Eigenwillen des Jünglings. Von seinem übrigen Leben ist nichts bekannt als seine Liebe und Heirath. Castara ist der poetische Name seiner Gebieterinn, einer Tochter der Lord Powis, welche Lucy hieß. Seine lyrischen Liebesergüsse sind nicht feurig und tief, aber gemüthlich und keusch bis zum Platonischen. Seine Geschichte Eduards IV. ist reichhaltig und anziehend, aber ihr Stil entfernt sich durch gesuchten Prunk von der Würde der geschichtlichen Erzählung. Noch hat man von ihm: Observations on History, London 1641. 8. und eine Tragikomödie: The Queen of Arragon. London 1640. fol.[3]) *Habington's* History of the Life and Reign of Eduard IV., geschrieben und bekannt gemacht auf Antrieb des Königs Karl I., erschien zuerst: London 1640. fol. und findet sich auch im ersten Bande der Compleat History of England. — Die Gedichte führen den Titel: Castara. London 1635. 8. Ebend. 1640. 8.[4]) (*R.*)

HABIT. (Vergl. Kloster und Mönch.) Die gewöhnliche Bedeutung dieses Wortes ist der lange Rock der Mönche. Zuweilen heißt es aber auch das Kloster selbst. (*R.*)

HABITANS, les, ein Kirchspiel auf der Südwestküste der französischen westindischen Insel Guadeloupe, welches seinen Namen von dem durchströmenden Küstenflusse Habitans hat. Es enthält die große Ortschaft les vieux Habitans, die 1788 mit ihren einzelnen Plantagen 588 Weiße, 68 freie Farbige und 2,226 Sklaven zählte, und 142 Zuckersiedereien und 2 Mühlen besaß. (*G. Hassel.*)

Habitant u. Habitatio, in der Kaufmannssprache, s. a. Ende dieses Bandes.

HABITATIO heißt in der Botanik der Wohnort einer Pflanze, wo sie freiwillig wuchs, in der Entomologie der Ort, wo das Insekt sich entwickelt. Die Naturforscher haben ihre besondern Klimate, wornach sie die Erde eintheilen und die Wohnörter der Vegetabilien und Animalien bestimmen: 1) das indische Klima, welches die gesammten Tropenländer einschließt; 2) das ägyptische, das sich dem der Tropenländer anschließt und Ägypten und Arabistan begreift; 3) das Austral- oder südliche Klima, welches sich von der Gränze Äthiopiens bis zum Kap erstreckt und wohin sie auch das außer den Wendekreisen belegene Südamerika und die Australländer rechnen; 4) das mittelländische, wohin sie die Länder am Mittelmeere legen; 5) das Nord- oder Borealklima; dazu gehört der ganze Norden Europa's, bis nach Lappland herauf; 6) das des Orients, wohin Sibirien, die Tatarei oder Hochasien und ein Theil von Syrien gehören; 7) das des Westens, das Nordamerika, aber auch Schina und Japan umfaßt, und 8) das der Alpen, welches die Alpenländer aller Zonen befaßt. (*Schönherr.*)

HABITATIO (röm. Recht), auch usus habitandi caussa, ususfructus habitationis, teutsch Insitz, Bestellung einer Wohnung, ist die persönliche Servitut, eines fremden Hauses als Wohnsitzes sich zu bedienen, welche auch auf Benutzung der für dieses Haus bestimmten Nebendinge, Hof, Stall und Keller, in der Regel mit geht, nicht aber auf selbstständige, mit dem Hause nur zusammen belegene Gebäude oder Grundstücke l. 41 pr. D. VIII. 2. I. Sie entsteht a) durch Vertrag, wozu jedoch nach der theoretisch richtigen Meinung (s. Archiv f. civil. Praxis, Band VII. n. 17.) und jedenfalls nach dem Gerichtsbrauche entweder gerichtliche Überweisung traditio, damit das persönliche Recht (jus ad rem) ein dingliches (jus in re) werde, noch kommen muß, ausgenommen, wenn der, welcher sie erwirbt, seither Hauseigenthümer war, wo sogar umgewandt es für den Erwerber des Hauses der zu Begründung des Eigenthums sonst nöthigen Räumung nicht bedarf: c. 28. C. VIII. 54. *Schorch* Respons. Erford. n. 341. — b) durch Vermächtniß, in welchem Falle der Erwerb mit dem vom Erben bewirkten Erbschaftsantritt ipso jure geschieht. — Durch Verjährung kann sie nicht entstehen l. 44. §. 5. D. XLI. 3. — II. Wenn über die Rechte des habitans Streit entsteht, so gibt der vor der Begründung faktisch bestandene, oder etwa seither ausgeübte Umfang den Maßstab l. 9. D. VIII. 1. *Reinhardt* ad Christinaeum. Vol. IV. obs. 68. Musäus's Beiträge zum teutschen Recht, Frankf. a. M. 1801. S. 216 fg. Seine Pflichten bestehen in Erhaltung des Hauses im tüchtigen Zustande, und Abtragung der Lasten. — III. Beendigt wird die habitatio a) durch Entsagung, welche, falls der Habitator das ganze Haus gebraucht, aus der Bewilligung des Verkaufs zu schließen ist. l. 4. §. 12. D. XLIV. 4. — b) durch Gewinnung des Eigenthums am Hause, und zwar so, daß spätere Veräußerung ein Wiederaufleben des Insitzes nicht hervorbringt. l. 17. D. VII. 4. l. 30. D. VIII. 2. — c) durch Untergang des Hauses; auf der Brandstätte haftet er nicht fort. S. Schmidt's Abhandl. prakt. Rechtsmater. Bd. II. Leipz. 1795. S. 56 fg. — d) durch Tod des Berechtigten. Daß, wenn der Insitz durch Schenkung entstanden, auch der Tod des Verleihers Aufhebung wirke, darf man nach l. 27. 32. D. XXXIX. 5. nur dann annehmen, wenn bloße mitleidige Unterstützung im Sinne des Bestellers lag, auch die Umstände sonst

*) Einige schreiben Habingdon und geben ihm den Vornamen Jahn. Wenigstens wird der Verfasser der History of Eduard IV. in dem ersten Bande der Compleat History of England so genannt. Deßwegen frägt Bouterwek: Sollten der Geschichtschreiber und der Dichter Habingdon vielleicht zwei Personen seyn? 2) Dieser Thomas Habington war ein fleißiger Geschichtsforscher, welcher viele bedeutende Sammlungen in Handschrift hinterlassen hat, z. B. fast alle Materialien zu der von dem Dr. Nash herausgegebenen Geschichte der Grafschaft Worcester. 3) Auch in *Dodsley's* Old Plays. 4) *Cibber's* Lives. II, 11. Biogr. univ. *Wood's* Athen. Oxon.

nicht widerſtreiten. Noch bemerkt l. 10 pr. D. VII. 3., die habitatio endige weder durch *non usus*, noch durch Verſchenken abſeiten des Habitator (daß er ſie vermiethen kann, iſt erſt von Juſtinian entſchieden c. 13. C. III. 33.), noch durch *capitis deminutio*, und für Letzteres gibt l. 10. D. IV. 5. den Grund an: quia in facto potius, quam in jure consistit, womit darauf hingedeutet wird, daß es eine unpaſſende Anwendung eines poſitiv rechtlichen Inſtituts ſeyn würde, wenn man mit Beziehung auf ſolche nicht etwa eine ſtatsbürgerliche Gerechtſame, ſondern eine Bewilligung, wobei die Betheiligten ein früher, als alles poſitive Recht beſtandenes naturrechtliches Verhältniß, den Selbſterhaltungstrieb, im Auge hatten, für erloſchen achten wolle. S. l. 3. D. IV. 5., l. 15. D. XLVIII. 22., l. 1. §. 3. D. XLI. 2., l. 27. §. 2. D II. 14., l. 41. D. XV. 1., l. 48. §. 1. D. XLI. 1. *Hommel* Rhaps. obs. 537. Auf ähnliche Weiſe muß man ſich wohl den Ideengang bei den zwei oben neben die cap. demin. geſtellten Fällen denken, wenigſtens glaubten die Römer, die Verjährung, ingleichen die donatio ſei nicht juris gentium, d. h. kein im allgemeinen Vernunftrecht, das alle Völker anerkennen müßten, gegründetes Inſtitut. pr. I. II. 6. l. 15. D. XLVIII. 22., §. 28. I. IV. 6., l. 22. D. XXXIX. 5. Siehe jedoch überhaupt Thibaut über Habitatio und Partus ancillae in den civiliſt. Abhandl. 1814. n. 2. S. 17 — 36. (*Emminghaus.*)

HABITZHEIM, ein ſchönes großes Dorf in dem Landrathsbezirke Breuberg der heſſenſchen Provinz Starkenburg. Es liegt an den Vorhöhen des Odenwaldes, gehört dem Fürſten von Löwenſtein Wertheim Roſenberg als ſtandesherrlicher Ort und hat ein Schloß mit der herrlichen Gartenanlage Karlsau, 1 Pfarre, 146 Häuſer, und 1811. 709, jetzt gegen 1,200 Einwohner, die ſich ſonſt ganz von Ackerbau und Viehzucht nähren. An wenigen Orten im Großherzogthume ſieht man beſſer bebaute Felder; der hieſige Ackerbau kann zum Vorbilde dienen. Das Schloß erhebt ſich auf den Grundmauern des alten Stammhauſes der Familie von Habitzheim, die in den tiefbewegten Zeiten des 30jährigen Krieges erloſch. (*Pauli.*)

HABLIZIA M. B. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen, und der 2ten Ordnung der 5ten Linnéſchen Klaſſe. Der Charakter der Gattung iſt folgender: Ein fünfblätteriger, radförmiger Kelch; keine Corolle; getrennte Staubfäden; zweifächerige Antheren; eine dreilappige Narbe; ein einziges Samenkorn in einem Fruchtſchlauche. Die einzige Art, welche dieſe Gattung ausmacht, H. tamnoides, entdeckte Marſchall von Bieberſtein in den Schluchten des waldigen Berges Metſchucha, nahe beim Badeorte Conſtantinogorsk in Kaukaſien. Sie hat eine dicke fleiſchige Wurzel, welche auf dieſelbe Art jährlich ſchuppige Sproſſen treibt, wie der Spargel und Hopfen. Aus dieſer Wurzel kommen einige einfache, ſchwache, dunkelrothe, unten ſchuppige, tief gefurchte Stiele, welche an den nahe ſtehenden Pflanzen empor klettern. Die Blätter gleichen denen des Tamus communis, und ſind alternirend, herzförmig, zugeſpitzt und etwas ſcharf anzufühlen. Die Blühten bilden eine lange, blattreiche Riſpe.*) Dieſe Gattung hat Marſch. v. Bieberſt. ſo benannt nach Karl Hablizl, ſ. den folgenden Artikel. (*Sprengel.*)

HABLIZL (Karl), ein Preuße von Geburt, aber in Rußland erzogen, war als Student einer der Begleiter Sam. Gottl. Gmelin's auf deſſen Reiſen durch das ſüdliche Rußland, die Umgebungen des kaſpiſchen Meeres und einen Theil von Perſien, in den Jahren 1769 bis 1773. Im Jahre 1773 verließ Hablizl aber die Geſellſchaft Gmelin's, indem ihm dieſer auftrug, von Engelli am kaſpiſchen Meere aus eine Reiſe nach der perſiſchen Landſchaft Ghilan anzutreten. Hablizl war alſo weder bei der Gefangennehmung Gmelin's durch den Chan oder Usbek der Chaitaken, noch bei deſſen in der Gefangenſchaft 1774 erfolgendem Tode zugegen. Nachdem er Ghilan glücklich durchreiſt hatte und nach Aſtrachan zurückgekehrt war, ernannte ihn die ruſſiſche Regierung zum Aufſeher der daſigen kaiſerlichen Gärten, und endlich im Jahre 1783 zum Collegienrath, Ökonomiedirektor und Vicegouvernór von Taurien. Wann er geſtorben, iſt nicht bekannt. Er iſt Verfaſſer der Bemerkungen auf einer Reiſe durch die perſiſche Landſchaft Ghilan, welche im 4ten Bande der Gmelin'ſchen Reiſe als zweiter Anhang ſtehen; mehrerer kleiner Aufſätze über ökonomiſche und naturhiſtoriſche Gegenſtände in Pallas's nordiſchen Beiträgen, Thl. I — V, und einer Beſchreibung von Taurien in naturhiſtoriſcher Hinſicht (der erſten, welche herauskam). Dieß letzte verdienſtvolle Werk gab Hablizl im Jahre 1785 in ruſſiſcher Sprache heraus, eine franzöſiſche Überſetzung davon erſchien in Haag 1788, unter dem Titel: Description physique de la contrée de la Tauride, relativement aux trois règnes de la nature; eine teutſche durch L. Guckenberger, Hannover 1789, in 8v. (*Sprengel.*)

HABOR (hebr. חָבוֹר, 2 Kön. 17, 6. 18, 11. 1 Chron. 5, 26.) oder Chabor, Chabur, (arab. خابور), bei den Griechen Chaboras (Χαβώρας Ptolem.) und Aboras (Ἀβώρας, Ἀβόρρας (Strabo, Ammian.), [1]) im Hebräiſchen und Syriſchen auch Chebar (כְּבָר, Ezech. 1, 3. 3, 15. 23., 10, 15. 22., حبر, حبور), ein Fluß in Meſopotamien, welcher unterhalb des maſiſchen Gebirges in der Nähe von Râs-el-Ain aus vielen Quellen, denen Plinius (hist. nat. 31, 3. §. 22) einen angenehmen Geruch zuſchreibt, entſpringt, anfangs Obermeſopotamien parallel mit dem Euphrat und Tigris durchſcheidet, dann aber plötzlich ſich gen Weſten wendet und bei Cercuſium in den Euphrat ergießt. Ammian beſchreibt ſeine Ufer als fruchtbar und blühend (XIV, 3.), und wie bedeutend er ſeyn müſſe, zeigt der Umſtand, daß Julian mit ſeinem Heere auf einer Schiffbrücke über ihn gehen mußte.[2]) Schon die aſſyriſchen Könige führten jüdiſche Colonien aus den eroberten 10 Stämmen an die Ufer dieſes Fluſ-

*) Vergl. *Marsch. a Bieberstein*, Flora taurico-caucasica. Tom. III. (Supplem.) p. 170. und *Sprengelii* Syst. veget. Volum. I. p. 824.

1) *Cellar.* Not. orb. ant. T. II. p. 608. 2) *Ammian.* XXIII, 5.

ses ins Land Gosen (Gauzanitis, s. 2 Kön. 1 Chron. a. a. O.), und Nebukadnezar wählte die Gegend von Neuem zum Sitze einer Colonie, in welcher der Prophet Ezechiel lebte und lehrte (Ezech. a. a. O.). In der Nachricht der Chronik (a. a. O.), über die erste Colonie findet sich übrigens eine Verwirrung des Textes, die wir kurz beleuchten müssen, da sie zu ganz falschen historisch-geographischen Resultaten führen mußte und geführt hat. Während es nämlich 2 Kön. 17, 6. ganz deutlich und passend heißt: „und er ließ sie wohnen in Halach (Chalcitis) und am Hebor, dem Strome von Gosen, und in den Städten Mediens," lautet die Nachricht der Chronik: „er führte sie nach Halach, und dem Habor, und Hara (d. i. das medische Bergland) und den Strom von Gosen," so daß also der Strom von Gosen und der Habor etwas Verschiedenes zu seyn schienen. Wirklich haben mehrere Ausleger und Geographen ihn für einen andern Chaboras (nämlich einen Berg in Medien) annehmen wollen: [3]) aber wer mit dem Charakter der Chronik bekannt ist, wird die Identität jener Nachricht anerkennen und nicht zweifeln, daß die Trennung der Orte „Habor" und „Fluß Gosens" durch das dazwischen gestellte „Hara" bloß ein aus Unkunde der Geographie begangenes Versehen dieses späteren Schriftstellers sei, dergleichen sich bei ihm mehrere finden.

Außer dem Chabur in Mesopotamien gibt es noch einen gleichnamigen Fluß, der Hjasemitische Khabur (الخابور الحسنية) genannt, welcher im Gebiete von Mosul von Osten her in den Tigris strömt, [4]) und ebenfalls öfter mit dem biblischen Chabores für einerlei gehalten worden ist, auch so, daß man den Chabor (חָבוֹר) und Chebar (כְּבָר) unterschied, und den einen derselben für den Chaboras jenseit des Tigris erklärte: [5]) allein der Unterschied liegt höchst wahrscheinlich bloß in den Formen, von welchen die eine der arabischen, die andere der syrischen ähnlich ist, und der Chaboras jenseit des Tigris durfte an keiner biblischen Stelle verstanden seyn. Da sich nicht gewiß sagen läßt, welche von diesen Formen die ursprüngliche ist, so läßt sich noch keine sichere Etymologie geben: חָבוֹר würde der verbindende (Fluß) heißen, כְּבָר die Länge, der lange (Fluß). (*Gesenius.*)

HABRON wird von dem Plinius als ein griechischer Maler zweiten Ranges aufgeführt. Derselbe macht von ihm die Bilder der Freundschaft und der Eintracht namhaft und erwähnt auch eines Sohnes desselben, Nessos, als eines Künstlers von geringerer Bedeutung. *) (*R.*)

HABRONEM MALACHIT (Mineralog.). Als 5tes Geschlecht der Malachit-Ordnung, stellt Mohs den Habronem (von ἁβρός, hart, schön und νῆμα, der Faden) Malachit auf, welcher in zwei Arten, nämlich den prismatischen (das Phosphorkupfer) und den hemiprismatischen (den Malachit) zerfällt. (*Keferstein.*)

HABSAL (oder Hapsal), eine kleine, im Jahre 1279 erbaute Kreisstadt in dem vormaligen Herzogthume und der jetzigen russischen Statthalterschaft Ehstland, mit einem kleinen Hafen an der westlichen Küste der Ostsee. Sie ist die Kreisstadt des Habsalschen oder des vormaligen Wiekschen Kreises. Dieser Bezirk wurde sonst in die Land- und Strandwiek eingetheilt, und begreift jetzt außer Habsal den Flecken Leal, die Inseln Nuckö, Worms und Dagen, nebst noch einigen kleineren in sich. Habsal selbst liegt 10 Meilen von Reval, hat 160 Häuser und etwa 800 Einwohner, welche meistens Teutsche sind und theils von Handwerken, theils vom Handel leben, der hier einen Gegenstand von jährlichen 90 — 100,000 Rubeln ausmacht. Der Hafen, den 10 — 12 Schiffe besuchen, versandet von Jahr zu Jahr mehr. Bedeutende Fabriken und Manufakturen hat die Stadt nicht, ihre Bürger nähren sich aber gut. Viele unter ihnen treiben auch etwas Ackerbau, die Ärmeren Fischerei. Die Stadt hat eine Lutherische Kirche, in welcher abwechselnd Teutsch, Ehstnisch und Schwedisch gepredigt wird, das Letztere für die daselbst und auf mehreren da herum liegenden Inseln wohnenden Schweden. — Ehemals war Habsal eine mächtige Stadt und hatte ein festes Schloß, wovon die Ruinen in starken Mauern zum Theil noch jetzt auf dem dabei liegenden Berge zu sehen sind. Unter ihren vormaligen Bischöfen prägte sie ihre eigenen Münzen. Der Bischof Hermann soll ihr erster Erbauer gewesen seyn. An der westlichen Seite sind noch einige Überbleibsel von Steinen, welche vermuthen lassen, daß sie ehedem mit Mauern ist umgeben gewesen; jetzt ist sie ein offener Ort. Im Jahre 1559 kam sie an Dänemark, bald darauf an den Herzog Magnus von Holstein, als den Bischof von Ösel und der Wiek, und 1574 wieder an Dänemark; dann 1645 an Schweden, und endlich 1710 an Rußland. Der gleichnamige Kreis, den man auch die Wiek nennt (von einer großen Bucht oder Einwiek, den die See macht), ist ansehnlich, aber unregelmäßig und wegen der dazu gehörigen Inseln sehr zerstreut und weitläufig. Daher erstreckt er sich ungefähr vom 58. Gr. 16 Min. bis zum 59. Gr. 17 Min. der Breite, und vom 39. Gr. 36 Min. bis zum 42. Gr. 17 Min. der Länge. Der Flächeninhalt beträgt 2182 Quadratwerste, wozu noch etwa 700 Quadratwerste auf die Inseln kommen. Er ist meistens eben, aber mit vielen Morästen durchschnitten, der Boden abwechselnd, im Ganzen nicht sehr fruchtbar, daher die Ernte vom 4ten bis auf das 8te, selten bis über das 10te Korn geht. An Waldungen fehlt es nicht, und an Wiesen ist sogar Überfluß. Der Kreis enthält mit Einschluß der Pfarreien 114 Höfe und über 46,000 Einwohner. Viehzucht, Ackerbau und Flachsbau sind die vornehmsten Beschäftigungen derselben, die Strandbauern

---

3) S. Rosenmüller's bibl. Alterthumskunde I. S. 296. vergl. mit *Ker Porter* Travels I. p. 267. 4) S. Jakuti in Schultens's ind. geogr. ad vit. Saladini, v. Chaboras. 5) Wahl's Asien, S. 708, 709, 718. Rosenmüller's Alterthumskunde a. a. O. Jahn's Archäol. I, 1. S. 17.

*) *Plin.* Hist. nat. XXXV, 11. Unter dem Namen des Habron (ἁβρών) war auch, wie derselbe Plinius erzählt, ein berühmtes Bild des Apelles vorhanden, welches zu seiner Zeit noch in Samos bewundert wurde.

leben jedoch mehr vom Fischfange, der in manchen Jahren überaus ergiebig ist. (*J. C. Petri.*)

HABSBURG, ein um das Jahr 1020 erbautes Schloß auf dem nicht sehr hohen, aber steilen Wülpelsberge im Bezirk Brugg des schweizerischen Cantons Aargau, von welchem das gräfliche Geschlecht, welches mit Kaiser Rudolf I. den teutschen Thron bestieg, seinen Namen hat. Der anfänglich sehr beschränkte Umfang muß nachher, wie die Spuren zeigen, weiter ausgedehnt worden seyn. Jetzt ist nur ein sehr fester Thurm übrig, von bedeutender Höhe, der von einem Feuerwächter bewohnt wird. Nach einem im Jahre 1804 verfertigten Modell von diesem Überbleibsel wurde dasselbe zu Larenburg nachgeahmt. Die Aussicht von dem Thurme über einen großen Theil der Aargau und Solothurn, und über den Schwarzwald, ist sehr ausgedehnt. Kaiser Rudolfs I. Vorfahren bewohnten dieses Schloß beständig: seit der Erwerbung von Östreich aber hielten sich seine Nachkommen selten mehr in Helvetien auf, und wenn es noch geschah, so war das bedeutendere Schloß bei Baden im Aargau (der Stein zu Baden) ihre Wohnung, oder auch das aus Gütern, die in der Blutrache Kaiser Albrechts I. erobert wurden, gestiftete Kloster Königsfeld. Im vierzehnten Jahrhunderte belehnten die Herzoge von Östreich die Edlen von Wildegg mit diesem Stammschlosse, und hierauf diejenigen von Wolen, von denen es im Jahre 1415, als die Eidgenossen den Östreichern das Aargau entrissen, der Stadt Bern übergeben wurde. Diese belehnte damit die Segesser von Brunegg, von denen es 1469 dem Kloster Königsfelden verkauft wurde, bei dessen Säcularisation zur Zeit der Reformation es wieder an Bern zurück fiel. Seit der Statsumwälzung im Jahr 1798 gehört es zum Canton Aargau. — Im J. 1815 besuchte Kaiser Franz II. diese Stammburg seiner Voráltern von mütterlicher Seite. — Von diesem Schlosse kommt auch der Name Grafschaft Habsburg, womit die alten habsburgschen Besitzungen im Aargau bezeichnet werden, die aber nie eine eigne Grafschaft ausmachten, sondern zu der Grafschaft Kore gehörten. (S. den Art. Habsburg, Grafen von). — Den Namen Habsburg hat man auf mancherlei Weise zu erklären gesucht: bald von einem Habichte, der sich auf diese Stelle soll niedergelassen haben, weßwegen die Grafen zuerst diesen Vogel als Schildhalter gehabt hätten: bald von Hapt, Haupit und Habis, welches man durch Haupt erklärte; bald von Habe oder Haben zu Bezeichnung eines eignen Gutes; damit stimmt dann in der Bedeutung die wahrscheinlichste Etymologie überein, die das Wort von terra aviatica ableitet. Von einer andern Etymologie von dem aventischen Berge zu Rom, s. Habsburg, Neu-. Von diesem Schlosse hat auch ein benachbartes kleines Dorf seinen Namen. (*Escher.*)

HABSBURG, Neu-, ein zerstörtes Schloß im Canton Luzern auf dem Hügel Ramenflüe, an derjenigen Bucht des Vierwaldstättersees, die bis Küsnacht reicht. Eine grundlose Sage läßt dasselbe von Flüchtlingen aus dem Geschlechte der römischen Petro-Leone oder Frangipani erbaut werden, und macht es zur eigentlichen Stammburg des habsburgschen Geschlechtes: den Namen Habsburg sollen ihm die Erbauer von dem aventinischen Berge zu Rom gegeben haben. (S. Habsburg, Grafen von). Das Schloß ist aber spätern Ursprungs als das Schloß Habsburg im Aargau, und war eine Besitzung der dortigen Grafen, die vielleicht durch desselben Erbauung festen Fuß in der Nähe der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden fassen wollten. Es wurde im J. 1352 von den Eidgenossen in dem Kriege gegen Östreich nach einer zehntägigen Belagerung erobert und zerstört. — Die Gerichte über die zu der Burg gehörigen Dörfer kaufte Luzern 1406 von den Edlen von Hünenberg, an welche sie von den Östreichern verpfändet waren. Die daraus gebildete Landvogtei hieß Habsburg, so wie der jetzige Gerichtskreis, der zu dem Amte Luzern gehört. (*Escher.*)

HABSBURG (Grafen von), Genealogie und Geschichte des Geschlechtes. Je höher die Macht und der Glanz dieser Häuser gestiegen ist, desto größer war der Reiz zu Verfertigung fabelhafter Genealogien. Nur als Beispiel, wohin sich die grundlosen Träumereien, oder absichtliche Erdichtungen versteigern können, wird hier angeführt, daß dem Hause ein trojanischer Ursprung gegeben wurde, indem man es theils von dem Geschlechte Frangipani oder Petro-Leone zu Rom (das aber jüdischen Ursprungs ist); theils von den Merovingern, und beide wieder aus trojanischem Geblüte und dann von Gam ableitete [1]). Kaum bedürfen dergleichen Fabeln heut' zu Tage mehr einer Widerlegung, obgleich mehrere der berühmtesten Kaiser aus diesem Hause es bewiesen, wie vielen Gefallen sie daran fanden. Der wahrscheinliche Ursprung von den alten elsassischen Herzogen wurde zuerst zwar nicht erwiesen, sondern errathen durch Lazius (de Migrationibus Gentium, L. VIII.), Gebwyler (vita S. Odiliae.), Guilliman (Habspurgiaca I, 3.), und Buzelinus (germania Topo-chrono-stemmatograph. s. et prof.). Lazius und Buzelinus sind bekannt als Verfertiger von Genealogien, die ohne urkundliche Grundlagen aus bloßen Vermuthungen abgeleitet sind. Guilliman läßt die habsburgschen Landgrafen des obern Elsasses aus Helvetien ins Elsaß kommen, und nennt ihre Voráltern Grafen von Altenburg. Dagegen erinnert Schöpflin (Alsatia illustrata T. 2. 462) richtig, daß die geographischen, von Bürgern abgeleiteten Namen der Grafschaften, erst im eilften Jahrhundert anfangen, da sie vorher bloß mit dem Taufnamen der Besitzer bezeichnet waren. Hingegen tadelt er Guilliman ohne Grund darüber, daß er Altenburg in die Gegend der alten Vindonissa (Windisch, oberhalb des Zusammenflusses der Reuß und Aare) verlege, und sucht dasselbe im Klekgau jenseits des Rheines. Denn allerdings findet sich in der Gegend von Vindonissa eine Burg dieses Namens, welche zu den Stammgütern der Habsburger gerechnet wird (s. Leu's Lexikon. Altenburg.).

1) S. *Jo. Ludwig Schönleben*, Diss. de prima origine Domus Habspurgo-Austriacae. Laubaci 1680. fol.

Gründlicher verfolgte dann Vignier[2]), die vor ihm aufgefundene Spur, und zeigte wahrscheinliche Grade der Abstammung der Lothringer und Habsburger von Ethiko, Herzog des Elsasses im siebenten Jahrh. Aber indem er Leudesius, Major Domus in Neustrien unter Theoderich III. als Ethiko's Vater, und den Major Domus Erchinoaldus als seinen Großvater aufstellte, verlor er sich wieder in unhaltbare, und völlig unwahrscheinliche Vermuthungen. Eben so unrichtig behauptete dann le Cointe (Annales Ecclesiast. Francorum), daß Herzog Leutharius II. von Alemannien unter Sigebert II. der Vater von Ethiko gewesen, so gewiß es auch ist, daß Ethiko alemannischen Ursprungs war. Mit weit mehr Wahrscheinlichkeit könnte man Schöpflins Vermuthung folgen, der sie aber selbst als bloße Vermuthung gibt, daß Ethiko von den alten Guelfen abstamme. Sein Vater Luithericus oder Leutericus wird zwar in Urkunden genannt, aber ohne alle nähere Bezeichnung. Wahrscheinlich war er einer der großen Güterbesitzer, Dynasten, am Rheine: wenigstens hatte sein Sohn der Herzog Ethiko II. sehr ausgedehnte Besitzungen im Elsaß, Breisgau und der Ortenau, wie die Urkunden einiger von ihm gestifteter Klöster beweisen. Er macht daher die Gränze der genealogischen Wahrscheinlichkeit, über welche hinauf Alles dunkel und nur die Unrichtigkeit der meisten aufgestellten Vermuthungen erweislich wird. Von ihm gehen daher auch die Begründer der wahren habsburgschen Genealogie aus. Diese sind der hannoversche Historiograph und Bibliothekar Johann Georg Eccard, der Pater Marquard Herrgott zu St. Blasien und Johann Daniel Schöpflin, Professor zu Straßburg[3]).

Der Pagus Alsaticus, als dessen Herzog Ethiko erscheint, kam mit dem übrigen Alemannien durch die Schlacht bei Tolbiacum (496) unter fränkische Hoheit, und gehörte folglich zu Austrasien. Bis ins siebente Jahrhundert bildete er einen Theil des Herzogthums Alemannien, das im Anfange des sechsten Jahrhunderts errichtet, dann aber durch König Pipin oder doch im Anfange von Carls des Großen Regirung, wegen der unaufhörlichen Empörungen dieser allzu mächtigen Herzoge gleich andern aufgehoben wurde. Damals aber erstreckte sich dieser Pagus südlich tief in Helvetien hinein bis an die Aare. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts erscheint nun der Pagus getrennt von Alemannien unter eigenen Herzogen. Wahrscheinlich jetzt schon, um die alemannischen Herzoge zu schwächen. Vor Ethiko werden in den Urkunden Gundonius und sein Nachfolger Bonifacius, beide ungewissen Geschlechtes, als Herzoge des Elsasses genannt. Auf diese folgt Ethiko, wahrscheinlich im Jahre 666. [Der Name erscheint verschiedentlich in den Urkunden und Geschichtschreibern: Edith, Etich, Edichin, Athicus, Atticus, Adalricus, Athelricus, Ethico, Ethicus, und mit der bei den Franken häufigen Aspiration Chadichus][4]).

Sein Geburtsjahr setzt Schöpflin um 626, das Todesjahr um 690, und beweiset unwidersprechlich die Unrichtigkeit von Herrgott's und Andrer Behauptung, daß er zugleich Herzog in Alemannien gewesen. Er wird als hart und grausam in jüngern Jahren, als milder endlich im Alter geschildert, womit die Legende von seiner Tochter, der heil. Odilia, übereinstimmt, welche blind geboren auf Befehl des Vaters sollte ausgesetzt werden, von der Mutter Berswinda aber gerettet und in einem Kloster Burgunds erzogen wurde, worauf sie durch ein Wunder in der Taufe soll sehend geworden seyn. Einen ungenannten Bruder, der sich für sie verwandte, soll der Vater umgebracht haben. Nachher stiftete er, um sein Verbrechen nach den Zeitbegriffen abzubüßen, bei seiner Burg Hohenburg das gleichnamige Frauenkloster, für Odilia, von welcher dann auch der Berg seinen Namen erhielt[5]).

Einen geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit als der Stammvater haben die einzelnen Glieder des Geschlechtes bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Daher finden sich auch bedeutende Abweichungen in den Geschlechtsregistern, welche Eccard, Herrgott und Schöpflin, meist nach Urkunden aufgestellt haben. Doch hat das System des Letztern, der außer den Quellen, welche seinen Vorgängern zu Gebote standen, noch eine große Menge andrer Urkunden benutzte, am meisten für sich. Zwei Söhne, welche Ethiko hinterließ, Adelbertus oder Adalardus, und Ethiko II., erscheinen beide mit dem Namen Herzog; aber Schöpflin beweiset wieder, daß Herrgott sie unrichtig Herzoge in Alemannien nennt. Man darf indessen daraus keine Erblichkeit dieses Amtes folgern, obgleich nach alemannischer Sitte der Sohn bei Verleihung desselben nicht leicht übergangen wurde. Ein dritter Sohn Hugo I., welcher vor dem Vater starb, ist der Stammvater eines gräflichen Geschlechtes in Elsaß, das um die Mitte des achten Jahrhunderts verschwindet. Nach Herrgott wäre Ethiko II., der älteste Sohn aber nur kurze Zeit Herzog gewesen, und auf ihn Adelbert gefolgt. Schöpflin hingegen zeigt, daß Ethiko II. wohl den Titel, aber nicht das Amt besessen habe, und jünger als Hugo gewesen, der jenen Titel nie erhielt, weil er vor dem Vater starb. Von Ethiko II. wird das Geschlecht der Herzoge von Lothringen, von dem ältesten Adelbert aber werden die Habsburger und die Zäringer abgeleitet.

Adelbert wurde von Theoderich III. noch bei Lebzeiten Ethiko's I. zum Grafen des untern Elsasses

2) Hieronymus Vignier, geb. 1606 zu Blois, reformirter Prediger daselbst, nachher Katholik, starb zu Paris 1661 als Père de l'Oratoire. 1649 gab er zu Paris heraus: La véritable origine des très illustres maisons d'Alsace, de Lorraine, d'Autriche, de Bade et de quantité d'autres. 3) Origines serenissimae ac potentiss. Familiae Habsburgo-Austriacae, ex Monumentis veteribus etc. demonstratae a *J. G. Eccardo*. Lips. 1721. fol. — Genealogia diplomatica Augustae Gentis Habsburgicae. Opera et studio *Marquardi Herrgott*. 2 Tom. 3 Vol. fol. Viennae 1737. — Alsatia illustrata. Auctor *J. D. Schoepflinus*, Colmariae 1751. 2 Tom. fol.

4) Wie Chlodwich und Ludwig. Schöpflin beweist daher, daß der Herzog Chaticus, welchen *Bobolenus* in Vita S. Germani anführt, eben dieser Ethiko sei. 5) Kaiser Maximilian I. setzte einen großen Werth darauf, daß seine Abstammung von dem Vater dieser Heiligen könne gezeigt werden.

oder Nordgaues ernannt[6]), und folgte nach des Vaters Tode als Herzog des Elsasses. Er erscheint als Stifter einiger Klöster und starb zwischen 720 und 723, indem er nebst fünf Töchtern drei Söhne hinterließ, Luitfridus I., Maso und Eberhardus. Jedem der beiden letztern wird ein einziger Sohn zugeschrieben, mit welchen ihre Descendenz verschwindet. Luitfridus I. (auch Liutfridus, Leudofredus, Leudefridus), folgte dem Vater Adelbert als Herzog und starb um die Mitte des achten Jahrhunderts. Mit ihm hört die herzogliche Würde im Elsasse auf und seine Nachkommen werden immer Grafen genannt. Das Land aber selbst behielt noch den Namen eines Herzogthums. Die Aufhebung dieses Amtes fällt also ungefähr in die gleiche Zeit mit der Abschaffung der alemannischen Herzoge und gehörte zu dem allgemeinen System der Carolinger, die Großen zu schwächen[7]). Desto mehr erhoben sich aber dann die Grafen, besonders diejenigen, welche zu Verwaltung der Rechtspflege über einen größern Gau gesetzt waren, und wieder andre Grafen unter sich hatten, von denen sie sich aber erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts durch den Namen Landgrafen zu unterscheiden anfangen. Zu jenen höhern Grafen gehörten auch mehrere der Nachkommen Luitfrids I., die als Grafen des obern Elsasses erscheinen, ohne daß bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts das Amt erblich, oder alle, die den Namen Grafen führen, dasselbe wirklich besessen hätten[8]). Man muß daher in dieser Grafschaft des alten Sundgaues, woraus die spätere Landgrafschaft der obern Elsasser entstand, zwei Perioden unterscheiden, die auch für die Geschichte der Habsburger wichtig sind. In der ersten, die bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts geht, ist dieselbe noch nicht erblich und die Grafen sind nach ihrer ersten Bestimmung noch Beamte des Königs. Daher wechseln Grafen aus verschiedenen Geschlechtern. Allein als die kaiserliche Macht gegen Ende des eilften Jahrhunderts sank, so usurpirten Luitfrids Nachkommen, die damals im Besitze der Grafschaft und durch große Stammgüter mächtig waren, dieselbe als erbliches Lehen, und sie blieb ihnen bis zum westphalenschen Frieden. In dieser zweiten Periode war aber ihre Ausdehnung weit beschränkter als unter den Carolingern. Was früher in Helvetien und im Jura dazu gehört hatte, war im J. 888 bei Entstehung des hochburgundschen Königreichs abgerissen worden, und wurde nie mehr damit vereinigt. Dagegen standen diese Grafen, die sich von 1186 an Landgrafen, zuweilen aber auch noch Grafen des Elsasses nennen, seit 916 bis zum Untergange der Hohenstaufen 1268 neuerdings unter Herzogen, indem unter Conrad I. nach dem Falle der Kammerboten, Berchtold und Erchanger das alte alemannische oder jetzt schwabensche Herzogthum hergestellt, und auch das Elsaß in seiner gegen Süden zwar beschränktern Ausdehnung wieder damit verbunden wurde. Aber wie überall, so usurpirten auch diese Grafen Lehen und Kammergüter, und vermischten sie so mit Stammgütern und andern später erworbenen Allodien, daß es oft unmöglich ist, die Natur jeder Besitzung auszumitteln.

Auf Luitfridus I., den letzten Herzog aus Ethiko's Stamme, lassen die Urkunden seinen einzigen Sohn Luitfridus II. als Grafen des Elsasses folgen, der ums J. 800 starb, mit Hinterlassung von zwei Söhnen, den Grafen Leutardus und Hugo II. Der Sohn des erstern ist der berühmte Gerhard von Rossillon, Graf von Paris. Hugo hingegen († 837) pflanzte das Geschlecht im Elsasse fort. Von seinen drei Söhnen Luitfridus III., Adalardus und Hugo starb der letzte als Knabe, Adalardus wahrscheinlich kinderlos. Ihre Schwester, Ermengardis, war die Gemahlinn Kaiser Lothars I., und die Annales Bertiniani (beim Jahre 862) erwähnen, daß Luitfridus von seinem Neffen König Lothar an Kaiser Ludwig II. nach Italien gesandt worden. Luitfridus III. starb 864. Der ältere seiner Söhne Hugo III., von dessen großer Macht sich unzweifelhafte Spuren zeigen, starb kinderlos ums Jahr 880. Der jüngere, Luitfridus IV. folgte ihm in den sämmtlichen Besitzungen. Sein Todesjahr ist ungewiß. Zwei seiner Söhne Hunfridus, der älteste, im Nordgaue mächtig, und Hugo IV., der jüngste, werden beide nur ein einziges Mal in Urkunden erwähnt[9]). Der zweite Sohn Luitfridus V., Graf des Sundgaues, wurde 925, als er das Land gegen einen Einfall der Ungern vertheidigte, in die Flucht geschlagen. Sein Todesjahr ist ungewiß. Ihm folgte als Graf des Sundgaues sein älterer Sohn Luitfridus VI., welcher noch im Jahre 977 in einer Urkunde erscheint, dieses Jahr aber wahrscheinlich nicht lange überlebte. Eben so ist auch das Todesjahr seines Sohnes Luitfridus VII., Grafen im Sundgau und Nordgau, ungewiß. 999 erscheint er zum letzten Male in Urkunden; und da mit ihm der Name Luitfridus verschwindet: so vermuthet Schöpflin, daß er der einzige männliche Nachkomme von Luitfridus VI. gewesen. Dieß wird auch dadurch wahrscheinlich, daß nach dem Jahre 1000 die Enkel seines Oheims Guntram als Besitzer der Güter und wahrscheinlich auch der Grafschaft im Elsasse erscheinen. Dagegen hatte Luitfridus V. wahrscheinlich einen zweiten Sohn Guntram den Reichen, von

6) Der Eckenbach oder der benachbarte Landgraben zwischen Schlettstadt und Gemar theilte das obere vom untern Elsaß, oder das Sundgau vom Nordgau, eben so wie die Baseler von der Straßburger Diöcese. Nach den Carolingern aber erscheint der Name Sundgau in beschränkterer Bedeutung und begreift nur einen Theil des oberen Elsasses bis zu dem Flüßchen Thur bei Thann und Sennheim. 7) Unter den Carolingern findet sich nach Liutfrid nur noch ein einziger Herzog des Elsasses, Hugo, ein natürlicher Sohn König Lothars, des Sohns von Kaiser Lothar I. Vom Jahre 867 an erscheint er 17 Jahre lang als Herzog. 8) Der Name Comes wurde allmälig auch als bloßer Titel gebraucht, den besonders diejenigen führten, die aus einem herzogl. Geschlechte stammten.

9) Von Hunfridus leitet Herrgott Guntram den Reichen ab, mit welchem die sichere Geschlechtsfolge der Habsburger beginnt. Schöpflin hingegen macht es wahrscheinlich, daß er ein Sohn Luitfrids V. war.

welchem das habsburgsche Geschlecht nun mit Gewißheit kann hergeleitet werden, während die ganze frühere Periode keineswegs darauf, sondern nur auf große Wahrscheinlichkeit Anspruch machen darf. Hier beginnen nämlich die Acta Fundationis Monasterii Murensis [10]), die in Verbindung mit den Urkunden ein helleres Licht verbreiten. Zwar hat Herrgott das Alter und das Ansehen derselben angegriffen und ihren Ursprung ans Ende des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt. Kopp vertheidigte sie aber in den Vindiciis, wo er den Verfasser der Acta ins zwölfte Jahrhundert setzt, und zwischen ihm und dem Verfasser [11]) einer späteren als der voranstehenden Genealogie unterscheidet.

Guntram der Reiche, der mit zweihundert Mann der Schlacht bei Merseburg gegen die Ungern soll beigewohnt haben, hatte wahrscheinlich durch Theilnahme an der Empörung Herzog Ludolfs von Schwaben und Elsaß gegen seinen Vater Kaiser Otto I. (953 u. 954), sich die kaiserliche Acht und den Verlust seiner Besitzungen im Elsasse und Breisgau zugezogen, und war auf die Altenburg bei Windisch geflohen [12]). Seine elsaßschen und breisgau'schen Güter kamen durch Schenkung der Ottonen an das Kloster zu Payerne und an Einsideln. Aber der größere Theil der Stammgüter und Lehen, auch die Grafschaft des Sundgaues blieb den Luitfriden, die keinen Theil an der Empörung scheinen genommen zu haben, und nach deren Erlöschen um 1000 ihre Besitzungen an Guntrams Enkel müssen gefallen seyn. Durch List und Gewalt unterwarf sich Guntram die freien Güterbesitzer zu Wolen an der Reuß und legte ihnen Dienste und Pflichten auf. Auf gleiche Weise dehnte sein Sohn Kanzelinus oder Lanzelinus das kleine Erbgut über die Ortschaft Muri aus, und zwang theils die freien Einwohner zur Knechtschaft, theils vertrieb er sie mit Gewalt von dem Ihrigen. Sein Beispiel wurde von manchen seiner Nachkommen befolgt. Allgemein wird angenommen, daß Kanzelinus eben der Lantoldus sei, von welchem auch die Zäringer abgeleitet werden. Kanzelinus wohnte auf der Altenburg und starb wahrscheinlich i. J. 990. Über die Namen zweier seiner Söhne Radeboto und Rudolf I. waltet kein Zweifel. Weniger gewiß, aber wahrscheinlich ist Bischof Wernherus von Straßburg sein Sohn, der noch einen Bruder Lanzelinus erwähnt. Ist die Gleichheit des ersten Kanzelinus und des Lantholdus erwiesen, so müssen nach Urkunden des Klosters Einsidlen noch Birctilo oder Bertholdus, von welchem die Zäringer abstammen, und ein unbekannter Graf Gebhardus beigefügt werden. Von Radeboto und Rudolf, dem Stifter des Klosters Othmarsheim im Elsaß, meldet die Geschichte, daß sie die übrigen väterlichen Güter getheilt, aber über den Besitz von Muri sich gestritten haben, weßwegen Rudolf die Gegend mit Feuer und Schwert verheert, Radeboto aber dennoch im Besitze blieb. Dieser, vermählt mit Idda, der Schwester Herzog Theoderichs von Lothringen, erbaute um 1020 auf dem Wülpelsberge in dem alten Stammgute im Eigen, nicht fern von der Altenburg, das festere aber kleine Schloß Habsburg [13]). Bekannt ist die Erzählung, daß er mit dem Gelde, welches ihm Bischof Wernher, der das Kirchengut für Bereicherung seines Stammes mißbrauchte, zu dem Baue gegeben, der Burg viele Dienstmannen aus dem umwohnenden Adel erworben. Als nun Wernher die Burg zu besehen kam, und den Umfang für so viel aufgewandtes Geld allzu enge fand, mahnte Radeboto in der Nacht seine Getreuen. Bei Tages Anbruch erblickte Wernher das vermeinte feindliche Heer, billigte dann aber des Bruders Klugheit, welcher ihm diese lebenden Mauern als die festeste Schutzwehre der Größe eines Hauses vorstellte. Eben dieser Wernher, auch als Erbauer der Stiftskirche zu Straßburg bekannt, erscheint als Stifter des Klosters Muri in Verbindung mit Radeboto's Gemahlinn Idda, welche ihr Witthum, das von Kanzelinus in dortiger Gegend geraubte Gut, dessen rechtmäßige Besitzer, wie erzählt wird, nicht mehr zu finden waren, zu Erbauung eines Klosters weihete. Von daher blieben die Besitzer der Habsburg Schirmvögte des Klosters Muri. Wernher starb 1028 oder 1024 zu Constantinopel, wohin Kaiser Conrad II. ihn soll gesandt haben, um sich des gewaltthätigen aber mächtigen Mannes zu entledigen, über dessen Beraubungen unaufhörlich von den elsaß'schen Klöstern geklagt wurde. Er übergab vor seiner Abreise die Verwaltung Habsburgs und der übrigen Güter seinem Bruder Lanzelin, da Radeboto, der in einer Urkunde Graf im Klettgau genannt wird, im Jahre 1027 starb. Dieser hin-

10) Muri im Aargau. Die beste Ausgabe dieser Acta ist von dem Abt Fridolin Kopp von Muri: Vindiciae Actorum Murensium, Muri 1750. 11) Zwei andre in diesem Streite erschienene wichtige Schriften sind: Anonymus Murensis denudatus. Auctore *P. Rusteno Heer.* Friburgi Brisgoviae 1755. 4. gegen Kopp. Hingegen für ihn: Vindiciae Vindiciarum Koppianarum etc. adornatae a *Jo. Bapt. Wieland.* Muri 1760. 4. Das letztere Werk ist aber verstümmelt; denn da Wieland (Conventual zu Muri) zu beweisen suchte, daß die Habsburger schon im zwölften Jahrhundert erloschen, und die spätern von den Grafen v. Thierstein abstammen: so wurde von Wien und Rom her die Unterdrückung des Werkes verlangt. Haller hat die weggelassenen Stellen bekannt gemacht in der schweiz. Biblioth. Bd. 2. S. 488 fg. 12) Da diese Burg mit der dazu gehörigen Landschaft Eigen im burgundschen Königreiche lag, so hatte das über Guntram gesprochene Urtheil auf den Besitz derselben keinen Einfluß. Ob er sie aber schon vorher besessen, und ob sie wirkliches Stammgut des Geschlechtes gewesen, ist höchst ungewiß, und weit wahrscheinlicher, daß er sie, vielleicht durch eine Heirath, erworben. In den St. Gallenschen Chroniken wird nämlich nach der Mitte des neunten Jahrhunderts ein Verwandter des gelehrten Abtes Hartmut von St. Gallen erwähnt, Namens Landolo, als Besitzer von Vindonissa und Altenburg und vieler andrer Güter. Er wurde Bischof zu Darwis (Trevifo) und starb 882 zu Roschach, nachdem er dem Kloster St. Gallen große Schenkungen gemacht. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die vermeintlich uralten Stammgüter der Habsburger im Aargau erst im zehnten Jahrhundert durch Guntram erworben wurden; vorausgesetzt, daß dieser Guntram der Reiche wirklich jener im Elsaß geächtete Graf gewesen, was sehr wahrscheinlich, aber nicht erwiesen ist.

13) Unter mancherlei Etymologien des Namens hat am meisten für sich diejenige, welche ihn von terra aviatica ableitet; da v oft in b verwandelt wurde. Die Gegend hieß im Eigen.

ſter von Laufenburg, Waldshut, Neu-Habsburg am Vierwaldſtätterſee, und der Beſitzungen im Klekgau. Allein ein wirkliches Theilungsinſtrument iſt nicht vorhanden und die Urkunde vom Jahre 1239 (bei Herrgott) bezieht ſich nur auf einige ſtreitige Erbſtücke. Doch zeigt ſich daraus, daß die Gegend von Muri auch mit unter Rudolfs Vogtei ſtand. Die Landgrafſchaft im Elſaß blieb zwar beiden Brüdern gemeinſchaftlich, wurde dann aber nur auf die Nachkommenſchaft Alberts vererbt. Einige von Rudolfs Enkeln erſcheinen hingegen als Landgrafen in Burgund. Hier theilt ſich nämlich der habsburgſche Mannsſtamm in zwei Äſte, von denen der ältere im J. 1740 mit Kaiſer Carl VI., der jüngere oder habsburg-laufenburgſche hingegen zum Theil ſchon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erloſch, zum Theil aber unter verändertem Namen noch fortdauert.

I. Der ältere oder Hauptſtamm des habsburgſchen Hauſes. Albertus IV. legte durch ſeine Vermählung mit Hedwig, Graf Ulrichs von Kyburg Tochter und Schweſter des letzten Grafen Hartmann des Ältern, aus dem echten kyburgſchen Hauſe den Grund zu den großen Erwerbungen ſeines Geſchlechtes aus dem kyburgſchen Erbe. Wichtige Thaten werden von ihm nicht erwähnt. Im J. 1239 unternahm er eine Wallfahrt nach Paläſtina, ſtarb aber wahrſcheinlich 1240 zu Askalon. Er hinterließ drei Söhne Rudolf IV., Albertus V. (der als Domherr zu Baſel und Straßburg ſtarb) und Hartmann (von dem keine Deſcendenz erwähnt wird), nebſt zwei Töchtern.

Rudolf IV. erhebt das habsburgſche Haus, das unter Guntram und Kanzelin von ſo unbedeutenden Anfängen ausgegangen war, durch Glück und Klugheit zu einem der mächtigſten im öſtlichen Helvetien und gibt ihm dann als Kaiſer Rudolf I. einen Glanz und eine Macht, welche auch die kühnſten Hoffnungen überſtieg. Dieſes Glück des Hauſes außerhalb Helvetien gehört in den Artikel Öſtreich, ſeine Schickſale hingegen in dem Stammlande bis zur endlichen Vertreibung aus demſelben ſollen hier folgen.

Rudolf IV. folgte im zwei und zwanzigſten Jahre dem Vater im Beſitze der durch die Theilung ſehr geſchmälerten Stammlande, und des gräflichen Amtes über einen Theil des Aargaues, des landgräflichen im oberen Elſaß. Das geringe Erbgut ſuchte er ſchnell mit Gewalt zu vermehren durch Befehdung des väterlichen Oheims zu Laufenburg und des mütterlichen, Graf Hartmanns des Ältern zu Kyburg. Beides mißlang; aber im Unmuthe über das Betragen dieſes ſeines einzigen Erben, vergabte Hartmann 1244 ſeine weitläufige Grafſchaft Kyburg, Baden im Aargau, die Kaſtvogtei über Schännis und die Burg Wandelberg im Gaſter an das Domſtift zu Straßburg als unveräußerliches Eigenthum. Die ſichere Ausſicht auf die ſein Beſitzthum weit übertreffende Erbſchaft ſchien unwiederbringlich verloren, obgleich er ſich mit Hartmann wieder ausſöhnte; denn dieſer hatte in der Vergabung ſelbſt dem Rechte entſagt, dieſelbe zu widerrufen. Allein was Hartmanns und Anderer Fürbitten bei dem Biſchofe, was die Dienſte ſelbſt, die er demſelben in ſeinem Kriege gegen die Stadt Straßburg leiſtete, nicht vermochten, die Vernichtung der Vergabungsurkunde, das erzwang Rudolf, indem er ſeine Waffen gegen den Biſchof wandte und als Hauptmann der Stadt Straßburg ihm unerſetzlichen Schaden that. Denn Rudolf erkannte beſſer als die meiſten des damaligen Adels die Kraft, die in den Bürgerſchaften lag, und indem er ſich an ihre Spitze ſtellte, ſiegte er über Große, deren Macht ſeine eigenthümliche nicht gleich kam. So brach er als Hauptmann der Zürcher die Macht der gewaltigen Freiherren von Regensberg, welche die von den Zürchern angebotene Hauptmannſchaft verſchmäht hatten, und in Verbindung mit den Grafen von Tokenburg und Andern die kyburgſche Erbſchaft Rudolf ſtreitig zu machen ſuchten. Denn als mit Graf Hartmann dem Ältern im J. 1264 der kyburgſche Mannsſtamm unterging, ſetzte Rudolf ſich ſchnell in Beſitz der weitläufigen Erbſchaft, die er mit Glück behauptete und vermehrte. Schon vorher hatte das Land Schwyz ihn zum Schirmvogt erwählt, wozu wohl auch beitrug, daß er mit ſeinem Oheim Rudolf zu Laufenburg damals in Feindſchaft lebte, welchen, weil er Papſt Innocenz IV. anhing, die dem Kaiſer Friedrich II. getreuen Landleute nicht als Vogt dulden wollten. Um 1271 erwarb er auch das Schloß und Gebiet von Lenzburg, womit 1173 beim Untergang des lenzburgſchen Hauſes Kaiſer Friedrich I. ſeinen Sohn den Pfalzgrafen Otto belehnt hatte, von dem ſie durch weibliche Succeſſion an das Haus Meran, von dieſem an Chalons, und durch die Erbtochter des letztern Hauſes, Eliſabeth, an ihren Gemahl Hartmann den jüngern von Kyburg gekommen war. Da Rudolf, nebſt Gottfried von Habsburg zu Laufenburg und Hugo von Werdenberg Vogt von Hartmanns minderjähriger Tochter Anna war, ſo zwang er ſie bei ihrer Vermählung mit Eberhard von Laufenburg zur Abtretung von Lenzburg, worauf er durch ſeine Mutter Hedwig alte Anſprüche haben mochte. So erhob Rudolf ſein Haus zum mächtigſten im öſtlichen Helvetien, noch ehe er im J. 1273 von den Kurfürſten zum Könige der Teutſchen erwählt wurde. Wie er in Teutſchland die neue Würde zu Vergrößerung des eignen Hauſes benutzte, gehört dem Artikel Öſtreich an. In Helvetien ſtrebte er auch als König die habsburgſchen Beſitzungen auszudehnen, um beſonders für ſeinen jüngſten und liebſten Sohn Hartmann (der aber noch vor des Vaters Tode im Rheine ertrank), ein bedeutendes Fürſtenthum, vielleicht die Herſtellung des alten burgundſchen Königreiches zu erwerben. Mit geborgtem Gelde, wofür er oft nach ſchon eingeriſſenem Mißbrauche die Rechte des Reiches verpfändete, gewann er Städte, Edelleute und Klöſter, daß ſie ihm Beſitzungen verkauften, Reichslehen abtraten oder doch dem habsburgſchen Hauſe dafür huldigten. Die Verſchwendung und Erſchöpfung vieler weltlicher und geiſtlicher Herren begünſtigte ſeine Abſichten, und das kaiſerliche Anſehen unterſtützte die eigennützigen Beſtrebungen, gegen welche auch die laufenburgſche Linie durch die Verwandtſchaft nicht geſchützt wurde. Der Abt von St. Gallen mußte ihm

die Herrschaft Grüningen, derjenige von Murbach, seine Rechte über Luzern nebst vielen Gütern und Rechten zu Stanz, Parnen, Küsnacht u. s. w., Eberhard von Laufenburg die Stadt Freyburg im Üchtland verkaufen. Bei seinem Tode erstreckte sich das habsburgsche Gebiet in Helvetien über die Stammlande im Aargau, mit Ausnahme der laufenburgschen Besitzungen; ferner über Zug, Lenzburg, Zofingen, Aarau, Baden, Kyburg, Winterthur, Grüningen, Luzern, Freyburg und einzelne, an vielen Orten zerstreute Rechte und Güter. Obgleich er sich den reichsfreien Städten und Ländern günstig bezeigt hatte, so erregten diese Vergrößerungen doch um so mehr Besorgnisse, da sein Erstgeborner, Herzog Albrecht, als herrschsüchtig und Feind aller gesetzlichen Schranken bekannt war. Der Sturz Kaiser Adolfs von Nassau 1298 beförderte seine Absichten in Helvetien, und was Rudolf mit List angefangen, setzte Albrecht unter dem Vorwande, Adolfs Anhänger zu bestrafen, mit Gewalt fort. Das Kloster St. Gallen mußte ihn als Kastvogt anerkennen; eben so Einsidlen und Seckingen, ihn und seine Nachkommen für ewige Zeiten; letztres mußte ihm Glaris als Erblehen überlassen: den Grafen von Tokenburg zwang er zu Abtretung der Herrschaft Embrach; dem Kloster Wettingen und dem Stifte zu Luzern entriß er wichtige Rechte und Einkünfte in den Waldstätten. Viele noch reichsfreie Edelleute wurden aus Furcht Vasallen des habsburgschen Hauses. Die Reichsvogteien, welche in der Hand mächtiger Herren immer für die Freiheit gefährlich waren, sollten das Ganze verbinden und allmälig in östreichsche Vogteien übergehen. Daher übergab Kaiser Albrecht seinen Söhnen als erbliches Lehen die Reichsvogtei über Urseren und über einen Theil von Rhätien; er selbst behielt die über das Hasliland und von da bis ins Aargau. So reifte der große Plan, die in Helvetien zerstreuten habsburgschen Besitzungen durch List und Gewalt, Versprechungen und Drohungen, Tausch und Kauf allmälig in ein großes Fürstenthum zu vereinigen. Dazu gehörte dann auch der Antrag, welchen er den reichsfreien Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, die früher bald einzeln, bald mehrere zusammen auf bestimmte Jahre Grafen von Lenzburg, dann auch von Habsburg zu Schirmherren gewählt hatten, machen ließ, die Grafen von Habsburg zu ewigen Schirmherren anzunehmen. Der Antrag wurde verworfen, und als Albrecht unter dem Namen von Reichsvögten Werkzeuge seines Despotismus in die Länder setzte, bewirkte er die Entstehung des Schweizerbundes. Die gleichzeitige Ermordung Albrechts 1308 durch die Mitverschwornen seines Neffen Herzogs Johann, welche, wie einige Spuren zeigen, die nicht beabsichtigte Wirkung einer großen Verbindung vieler Edelleute gegen Albrechts Gewaltthätigkeit war, gab nicht nur den drei Ländern Zeit, ihren Bund zu befestigen, sondern wurde auch durch die blutdürstige Rache der Königinn Agnes die Ursache der Schwächung des Adels im östlichen Helvetien. Agnes beraubte dadurch ihr Haus manches Vasallen, dessen Nachkommen in den erst 1499 endigenden Kriegen mit den Eidgenossen vielleicht gute Dienste hätte leisten können. Den Ausbruch des Kampfes mit den drei Ländern bewirkte die streitige Königswahl zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Östreich und der erste Freiheitskampf, die Schlacht am Morgarten 1315 bewies die Möglichkeit glücklichen Widerstandes gegen die habsburgsche Macht. Damals schon erklärte Ludwig dieses Haus aller seiner Rechte und Besitzungen in den drei Ländern verlustig und entzog auch die Vogteien über Urseren und Hasliland den Vasallen, an welche sie die Habsburger verpfändet hatten. Hier beginnt nun das Sinken des Hauses Habsburg in Helvetien, das durch den hartnäckigen Kampf sich selbst erschöpft und seine Anhänger zu Grunde richtet. Zwar schien es neue Kraft zu erlangen, als ihm 1330 Kaiser Ludwig die Reichsstädte Zürich, St. Gallen, Schafhausen und Rheinfelden verpfändete: aber der Widerstand der beiden erstern Städte und die Verwendung der drei Länder für Zürich, des Bischofs von Constanz für St. Gallen, vereitelte den Anschlag, und die Habsburger erhielten statt derselben außerhalb Helvetien, Breisach und Neuenburg im Breisgau. — Der Eintritt von Luzern in den Bund der drei Länder 1332, wozu die Stadt berechtigt war, entzog zwar den Habsburgern noch keines der dem Kloster Murbach abgenommenen Rechte über diese Stadt, ja dieselben wurden in dem Bundesbriefe ausdrücklich vorbehalten: aber sie wurden dadurch verhindert, die von der Stadt unter den Äbten erworbenen Rechte zu unterdrücken. Nachtheiliger noch war es für die Habsburger, als Zürich 1351 in den ewigen Bund der vier Waldstätte trat. Nicht nur erhielt derselbe größeres Ansehen und Kraft durch den Beitritt dieser wohl befestigten und durch eine zahlreiche, in den Waffen geübte Bürgerschaft bedeutenden Stadt, sondern der Bund ging damit aus dem Gebirge hervor und näherte sich so dem Herzen der habsburgschen Staten. Daher wagten sie nun auch den Feind im eignen Lande anzugreifen. Ein den dortigen Einwohnern erwünschter Kriegszug nach Glaris 1352, bewirkte die freiwillige Anschließung des Landes an den Bund: und eben so willkommen war dem äußern Amte Zug im gleichen Jahre das eidgenössische Heer, welches diese Stadt zur Übergabe und zum Eintritte in den Bund nöthigte. Zwar wurden in Glaris die Rechte ihrer Herren, in Zug ausdrücklich die östreichschen vorbehalten. Aber obgleich dieß in Friedenszeiten beobachtet wurde, so verloren die Östreicher doch vortheilhafte Angriffspunkte, und jeder Gewinn, welchen der Bund machte, war für seinen Erbfeind ein Verlust. So auch als Bern 1353 das ewige Bündniß mit den drei Ländern schloß, worin sehr deutlich Östreich als der gemeinsame Feind bezeichnet wird. Um weitere Verluste zu verhüten, schlossen die Herzoge, da das Kriegsglück ihnen immer ungünstig blieb, 1357 einen Waffenstillstand, der von Peter von Thorberg seinen Namen hat, den Eidgenossen verbot, in Zukunft habsburgsche Orte in ihren Bund aufzunehmen, und zu verschiedenen Malen verlängert bis 1385 ihre helvetischen Besitzungen gegen Angriffe der Eidgenossen sicherte. Aber als 1386 der lange verhaltene Groll in einen neuen Krieg ausbrach,

[illegible]

[illegible] 1415 [illegible]

[illegible] Kaiser [illegible]

[illegible] Stadt Freyburg, seiner letzten Be[illegible] in westlichen Helvetien und des letzten Stützpunktes seines Einflusses in jenen Gegenden. Die Stadt [illegible] ihre Anhänglichkeit an Östreich in große Schulden [illegible] und da der Oberherr nicht nur zu [illegible] nichts beitrug, sondern im J. 1450 ein [illegible] Herzog Albrechts die Last noch vermehrte: so entstand bei vielen Einwohnern Abneigung gegen Östreich. Die Parteiung wurde bald sehr heftig: östreichisch-, savoyisch- und bernerisch-Gesinnte kämpften mit einander, und die Gewaltthätigkeiten des östreichschen Statthalters von Hallwyl, Verbannungen und Hinrichtungen fachten die Leidenschaften immer heftiger an. Auch die Landleute

19) Auch die Diessenhofen erwarb die Reichsfreiheit: allein 1442 kehrte es, geschreckt durch Kaiser Friedrich III. unter östreichsche Herrschaft zurück.

nahmen Theil an den Unruhen, und da endlich Hallwyl die Unmöglichkeit einsah, seine Gewalt länger zu behaupten, borgte er von den Einwohnern so viel Silbergeschirr, als er erhalten konnte, unter dem Vorwande feierlichen Empfanges des erwarteten Herzogs, und verließ dann mit dem entwendeten Gute die Stadt, als ob er dem Herzog entgegen reise. Nachdem er den Raub in Sicherheit gebracht, kündigte er den betrogenen Vorstehern an, daß der Herzog allen seinen Rechten über Freyburg entsage. Die zerrüttete Stadt trat dann 1452 unter savoysche Hoheit, von welcher sie die Eidgenossen während des burgundschen Krieges befreiten. Daß aber auch die Überreste der habsburgschen Besitzungen im östlichen Helvetien wegen der fortdauernden feindseligen Stimmung, die besonders durch den Übermuth östreichscher Beamten genährt wurde, höchst unsicher seien, zeigte sich 1458, in welchem Jahre die durch östreichsche Bedrückungen erbitterte Stadt Rapperschweil, sich den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden näherte. Als hierauf wegen der von Herzog Sigmund beim Papste ausgewirkten Bannbulle gegen die Eidgenossen im J. 1460 ein neuer Krieg ausbrach, schwor die Stadt förmlich zu den drei Ländern, und die östreichschen Rechte gingen an diese und Glaris über. Der auf funfzehn Jahre geschlossene Waffenstillstand sicherte den Eidgenossen den ruhigen Besitz der in diesem Kriege gemachten Eroberungen. Dadurch verlor Östreich nicht nur Rapperschweil, sondern auch Walenstatt, und seinen Antheil am Sarganserlande, ferner seine Rechte über das Thurgau und die Stadt Diessenhofen. Da nun Winterthur ringsum von den Eidgenossen umgeben, und der Verlust dieser Stadt in einem neuen Kriege nicht zu verhüten war, so verkaufte Herzog Sigmund dieselbe, nachdem sie ihre Treue wiederholt erprobt hatte, im J. 1467 an Zürich. Noch größerer Verlust drohete dem habsburgschen Hause, als durch die blinde Wuth des östreichschen Adels und den unbändigen Sinn des schweizerischen Volkes im J. 1468 wider den Willen Herzog Sigmunds und der meisten eidgenössischen Regirungen ein neuer Krieg erregt wurde. Schon schien der Verlust von Waldshut und des ganzen Schwarzwaldes unvermeidlich, als die Eidgenossen den Frieden zu Waldshut im August 1468 bewilligten, nach welchem Östreich mit 10,000 Gulden sich von der Abtretung loskaufte: doch mit dem Anhange, wenn diese Summe nicht in Zeit von zehn Monden bezahlt würde, so solle Waldshut und der Schwarzwald ohne Zögerung an die Eidgenossen abgetreten werden. Allein eben dieses war einer der Gründe, warum Herzog Sigmund bei Karl dem Kühnen von Burgund Hilfe suchte, und ihm die Grafschaft Pfirt (welche 1324 beim Erlöschen des Mannsstammes dieser Grafen durch Heirath an die Habsburger gekommen war), seine Lande im Elsaß, Sundgau, Breisgau, den Schwarzwald, Rheinfelden, Laufenburg, Seckingen und Waldshut verpfändete. Wider alles Erwarten wurde durch diese Verpfändung, an welcher Sigmunds Haß gegen die Eidgenossen großen Antheil hatte, die Aussöhnung Östreichs mit ihnen eingeleitet. Denn als durch die Beleidigungen des burgundschen Vogtes Hagenbach und durch die Intriguen Ludwigs XI. von Frankreich das gute Verhältniß zwischen Burgund und den Eidgenossen gestört wurde, und zu gleicher Zeit auch das östreichsche Haus mit dem Herzoge von Burgund in Streit gerieth, kam endlich unter französischer Vermittelung im J. 1474 die „Ewige Richtung zwischen Herzog Sigmund und den acht Orten der Eidgenoßschaft und ihren Zugewandten und Zugehörigen" zu Stande, wodurch der Herzog für ewige Zeiten auf Alles Verzicht leistete, was die Eidgenossen bis dahin erobert oder auf andre Weise erworben hatten, und Alles für verglichen und aufgehoben erklärt wurde, was sich zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge oder seinen Vorfahren Feindliches ereignet hatte. So wurde das habsburgsche Haus, welches im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ganz Helvetien zu verschlingen drohte, im Laufe von anderthalbhundert Jahren, während es auswärts so große Erwerbungen machte, aus diesem Lande so verdrängt, daß ihm endlich in seinem ganzen Umkreise nur das Frickthal mit Laufenburg und Rheinfelden übrig blieb. Diese auf dem schweizerischen Ufer des Rheines gelegene Landschaft behielt Östreich bis zum Frieden von Luneville 1801., wo es dieselbe an Frankreich abtreten mußte, von welchem sie der schweizerischen Eidgenossenschaft überlassen wurde.

II. Der jüngere Stamm des Hauses Habsburg, oder die Grafen von Habsburg zu Laufenburg. Weder der Stifter dieses Stammes, Rudolf III. von Habsburg, Oheim Kaiser Rudolfs, noch seine Nachkommen haben sich Grafen von Laufenburg genannt;[20]) sie erscheinen unter den Namen Grafen von Habsburg, von Kyburg, von Rapperschweil (s. nachher). Laufenburg kam im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an die Habsburger: schon im J. 1207 war Graf Rudolf II. im Besitze der Burg und der Stadt auf beiden Seiten des Rheines. Die Herrschaft Laufenburg war ein Lehn des Stiftes Seckingen, eben so wie die Vogtei über die Stadt Seckingen, mit welcher Rudolf III. von der Äbtissinn belehnt wurde. Auch den Stein zu Rheinfelden besaßen die Laufenburger: aber es ist ungewiß, ob sie diese Burg vor oder kurz nach Kaiser Friedrichs II. Tode erworben. Die Stadt Rheinfelden hingegen behauptete ihre Reichsfreiheit, bis sie 1330 durch Kaiser Ludwig an Östreich verpfändet wurde. Rudolf III. erscheint wieder als Vogt von Schwyz und Unterwalden ob dem Wald. Allein da er in dem Kampfe zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocens IV. des Letztern Partei ergriff, verlor er diese Vogtei, weil die Länder, dem Banne trotzend, treu an dem Kaiser blieben. Aus gleichem Grunde verlor er die Gewalt über Luzern, die ihm die Kastvogtei des Klosters Murbach gewährte. Noch mehr litt das Haus durch die Feindschaft Graf Rudolfs IV., der in wildem Übermuthe der Jugend die Vergrößerung seiner Herrschaft versuchte, welche er nachher mit größerer Klugheit, besonders als Kaiser so

20) In einer einzigen Urkunde vom J. 1258 kommt der Name *Comes de Laufenberche* vor: sonst immer nur *Domini Laufenburgae.*

Hartmanns Schwiegervater, dem Grafen von Neuenburg gehörte.[25]) Dieß gab Herzog Leopold von Östreich neuen Anlaß, Einfluß auf das Haus auszuüben. Er entschied den Erbstreit zum Vortheil Hartmanns. Aber als dieser auf dem Schlosse zu Thun, wo sich der zahlreiche kyburgsche Adel zur Feier der Versöhnung eingefunden hatte, durch übermüthigen Spott den Bruder und dessen Freunde reizte, so wurde er in dem dadurch erregten Kampfe erschlagen, 1322. Die Gefahr, womit die aufgeregten Bürger Thuns Eberhard drohten, besiegte er, indem er eilends durch Abtretung einiger Besitzungen und der Lehenshoheit über Thun das Bürgerrecht und damit Schutz von Bern erkaufte. Allein statt daß dadurch die alte Freundschaft zwischen Bern und Kyburg schien befestigt zu werden, gab das Bürgerrecht Anlaß zur Entfernung. Dem stolzen und mächtigen Manne wurde es bald drückend, dem Aufgebote einer Stadt gehorchen, sie als Lehensherr ehren, ihr eine jährliche Abgabe zahlen und zugeben zu müssen, daß Thun in alle Fehden für Bern ziehen mußte. Mehr geehrt fand er sich durch Uri, Schwyz und Unterwalden, mit denen er 1327 ein Bündniß auf sechzehn Jahre schloß. Vier Jahre nachher (1331) nahm er das Bürgerrecht zu Freyburg an, das unter östreichscher Herrschaft stand, und bald brach zwischen ihm und Bern der lange verhaltene Groll in offene Fehde aus, als Eberhard seinen Vasallen, den Herren von Wippingen, gegen Bern Hilfe leistete. In dieser Fehde wurde sein schönes Schloß Landshut und manche Burg seiner Dienstmannen zerstört. Der Landsfriede vom J. 1333 hatte zwar diese Fehde gestillt, aber 1339 erscheint Eberhard in dem großen Bunde des Adels gegen Bern, der durch die Schlacht bei Laupen gebrochen wurde. Mit dem Namen Graf von Kyburg verband er den des Landgrafen von Burgundien, gab aber dieses Lehen an Östreich 1346 zurück, worauf sein Sohn Hartmann III. damit belehnt wurde. Er starb um das Jahr 1363 und hinterließ vier Söhne: Hartmann III., Grafen von Kyburg und Landgrafen in Burgundien, Graf Berchtold I. von Kyburg, Eberhard, Propst zu Solothurn, und Johannes, Propst zu Straßburg. Durch Krieg und andern Aufwand war das Haus tief in Schulden gesunken: daher verkauften die Brüder 1363 Burgdorf, Thun und Oltigen an die Östreicher, nahmen diese Orte dann aber wieder von ihnen zu Lehen, und verpflichteten sich dabei, ihnen mit aller Mannschaft zu dienen. Hartmanns III. Verwaltung konnte die Lage nicht verbessern: denn indem er, schon zum Glücksritter herabsinkend, während der Stürme der Republik Florenz Krieger dorthin führte, war der Aufwand größer als der Gewinn. Schon 1366 verkaufte er der Stadt Thun das Recht des Blutbannes und verpfändete 1375 seine meisten Rechte über Thun den Bernern. Es half dem Hause nicht auf, daß er 1375, als der letzte Graf von Nidau, Rudolf, der Bruder von Hartmanns Gemahlinn, beim Einfalle Ingelram's von Coucy erschossen wurde, Nidau, Büren und einen Theil der Herrschaft Aarberg erbte. Denn als Hartmann 1377 starb, verkaufte sein ältester Sohn Rudolf noch im gleichen Jahre einige Ortschaften an einen Bürger von Solothurn, und 1379 Nidau und Büren an Herzog Leopold von Östreich, seinen Theil von Aarberg aber an die Berner. Mit dem erhaltenen Gelde erwarb er zwar von dem Grafen von Thierstein die Burg und Herrschaft Bipp in der Nähe von Solothurn, suchte dann aber gleich dem Vater vergeblich sein Glück in den italienischen Kriegen. Aus Verzweiflung nun Alles wagend, suchte er durch einen verrätherischen Anschlag nicht nur des Verschleuderten sich wieder zu bemächtigen, sondern noch Größeres zu gewinnen. In der Nacht des 10. Novembers 1382 sollte die Reichsstadt Solothurn von ihm und andern Verschworenen durch Hilfe eines Verräthers in der Stadt eingenommen und geplündert, hierauf von Rudolf besetzt, die an Bern verkauften aarbergschen Besitzungen eingenommen und Thun wieder unterworfen werden. Der Anschlag mißlang; aber es entstand daraus ein Krieg mit Bern und Solothurn, an welchem dann auch die Eidgenossen Theil nahmen und durch den die kyburgsche Macht gänzlich gebrochen wurde. Rudolf, welchem Herzog Leopold nach dem mißglückten Unternehmen nicht öffentlich Hilfe leistete, starb 1383, und obgleich die Belagerung Burgdorfs mißlang, so sahen sich doch seine Brüder, Ego, Hartmann IV. und Berchtold II. mit ihrem Oheim Berchtold I. 1384 genöthigt, den Frieden durch den Verkauf von Burgdorf an die Berner und gänzliche Abtretung von Thun zu erkaufen. Damals blieb ihnen nebst wenigen andern Besitzungen noch Landshut und das landgräfliche Amt in Burgundien. Bipp mußten sie an die Östreicher verpfänden. Hartmann IV. und Berchtold II. starben als Ritter des teutschen Ordens. Berchtold I. und Ego suchten 1406 in der Erwerbung des Bürgerrechtes zu Bern und Solothurn die letzte Zuflucht: sie übergaben die Landgrafschaft in Burgundien der Stadt Bern, nachdem sie allmälig alle ihre Besitzungen verpfändet und verkauft hatten. Landshut und Neubechburg blieben ihnen allein noch übrig. Als auch diese Überbleibsel verkauft waren, zog Graf Ego nach Champagne, wo seine Gemahlinn aus dem Geschlechte von Rappoltstein einige Güter besaß. Mit ihm geht 1415 der kyburgsche Stamm der Habsburger unter, verarmt durch die gleichen Ursachen, wie manches andre große Geschlecht, das die Zeiten verkennend sich in fruchtlosem Kampfe gegen die kräftig emporwachsenden Städte erschöpfte, oder der Väter Sitte verlassend im Aufwande es andern Geschlechtern gleich thun wollte, die, vom Zufalle begünstigt oder durch große Männer gehoben, sich zu fürstlicher Stufe empor geschwungen hatten. (*Escher.*)

25) Hieraus erklären sich die abweichenden Nachrichten der Geschichtschreiber, von denen die Einen den Hartmann, die Andern den Eberhard als den Gefangenen erwähnen, aber die erstere Treulosigkeit im Jahre 1317 nicht anführen, die doch aus den Urkunden bei Herrgott sich erweisen läßt. Auch Müller (Buch 2, Kap. 1, Not. 178) übersah die erstere Unthat.

# Erſte Stammtafel des Hauſes Habsburg.

## Ungewiſſe Zeit.

I. Luithericus, unbekannt.

II. Ethiko I., † um 690, Herzog des Elſaſſes, 666.

III.
1. Adelbertus, Herzog des Elſaſſes, † 720 — 723.
2. ? Von dem Vater umgebracht.
3. Odilia, † um 720, Äbtiſſinn zu Hohenburg.
4. Hugo, † vor 720. Sein Geſchlecht erliſcht um die Mitte des 8. Jahrh.
5. Ethiko II., Herzog, Stammvater der Herzoge von Lothringen.

IV.
1. Luitfridus I., Herzog des Elſaſſes, † um 750.
2. Eugenia, Äbtiſſinn zu Hohenburg.
3. Attala, Äbtiſſinn zu St. Stephan.
4. Maſo, Stifter v. Masmünſter. Die Deſcendenz erliſcht mit ſeinem Sohne.
5. Gundelindis, Äbtiſſinn z. Niedermünſter.
6. Eberhardus, Graf, ſtiftet mit Luitfridus d. Kloſter Murbach, hinterl. keinen Sohn.
7. Luitgardis u. Savina.

V. Luitfridus II., Graf des Elſaſſes, † um 800.

VI.
1. Leutardus, Graf. † um 830. Sein Sohn iſt Gerhard v. Roſillon, Graf von Paris.
2. Baſilla, Äbtiſſinn von St. Stephan.
3. Hugo II., Graf. † 837.

VII.
1. Ermengardis, Gemahlinn Kaiſer Lothars I.
2. Luitfridus III., Graf, † 864.
3. Adelardus, Graf, † um 876, kinderlos.
4. Hugo, † minderjährig.
5. Adelheid.

VIII.
1. Hugo III., Graf, † um 880, kinderlos.
2. Luitfridus IV., Graf, † ?

IX.
1. Hunfridus, Graf im Nordgau, † ?
2. Luitfridus V., Graf des Sundgaues, † ?
3. Hugo, Graf; zu Egisheim. † ?

X.
1. Luitfridus VI., Graf des Sundgaues, † um 977.
2. Guntram, Graf; wahrſcheinlich Guntram, der Reiche, Stammvater der Habsburger, † ? S. Tafel 2.

XI. 1. Luitfridus VII., Graf im Sundgau und Nordgau, † um 1000, wahrſcheinlich ohne Deſcendenz.

(*Escher.*)

# Zweite Stammtafel des Hauses Habsburg.

## Sichere Zeit.

**I.** Guntram der Reiche. S. Tafel 1.

**II.** Kanzelinus (Lantoldus ?), Graf; † 990.

**III.**
1. Wernherus, Bischof zu Straßburg, † 1028 od. 1029.
2. Radeboto, Graf im Klekgau, † 1027.
3. Rudolf I., † ?
4. Lanzelinus, † ?
5. ? Birctilo oder Bertholdus, Graf im Brisgau, Stammvater der Zäringer.
6. ? Gebehardus, Graf.

**IV.**
1. Otto I., Graf. † 1046.
2. Adelbertus I., Graf. † ?
3. Wernherus II., Graf von Habsburg, † 1096.
4. Richenza, Gemahlinn Graf Ulrichs zu Lanzburg.

**V.**
1. Otto II., Graf im Elsasse, † 1111.
2. Adelbertus II., Graf im Elsasse, † 1140, wahrscheinlich kinderlos.
3. Idda, Gemahlinn eines Grafen zu Thierstein, (ungewiß, vielleicht nicht Schwester, sondern Gemahlinn Otto's II.)

**VI.**
1. Wernherus III., Graf v. Habsburg, † um 1163.
2. Adelheid, an einen Edlen von Hünenberg vermählt.

**VII.**
1. Adelbertus III., Graf zu Habsburg, Landgraf im Elsaß, † 1199.
2. Gertrud, Gemahlinn des Grafen Theoderich von Mümpelgard.
3. Richenza, Gemahlinn des Grafen Ludwig von Pfirt.

**VIII.**
1. Rudolf II., Graf zu Habsburg, Landgraf im Elsaß, † 1233.
2. ? Gemahlinn eines Grafen von Leiningen.

**IX.**
1. Adelbertus IV., Graf zu Habsburg u. Landgraf im Elsaß, † 1240. Gemahlinn Heiltwig v. Kyburg.
2. Rudolf III., Graf zu Habsburg und Landgraf im Elsaß, Stammvater der laufenburgschen und 2ten kyburgschen Linie. † 1249. S. Tafel 3.
3. Wernherus. † ?
4. Heiltwig, Gemahlinn Graf Hermanns von Froburg.
5. Gertrud, Gemahlinn Graf Ludwigs v. Froburg.

**X.**
1. Rudolf IV., Graf zu Habsburg und Landgraf im Elsaß; Kaiser. † 1291.
2. Adelbertus V., Domherr zu Basel und Straßburg.
3. Hartmann. † ?
4. Elisabeth, Gemahlinn d. Burggrafen v. Nürnberg.
5. Kunigunde, Gemahlinn eines Edl. v. Küssenberg u. in 2ter Ehe eines Edl. von Ochsenstein.
6. ? Klosterfrau.

(*Escher.*)

# Dritte Stammtafel des Hauses Habsburg.

## Die Grafen von Habsburg zu Laufenburg.

I. = = = = Rudolf I. (III.), Graf von Habsburg. † 1249. S. Tafel 2.

II. 1. Werner, † 1253, kinderlos. | 2. Gottfried I., † wahrscheinlich 1271. | 3. Rudolf, † 1293, Bischof z. Constanz. | 4. Otto, † ? | 5. Eberhard, Stammvater der Kyburger, † 1284. S. Tafel IV. | 6. ? Hartmann.

III. 1. Rudolf II., Gemahlinn Elisabetha von Rapperschweil. † 1314. | 2. Gottfried, Stammvater des Hauses Fielding in England.

IV. Johannes I., Graf von Habsburg, Landgraf im Klekgau, Graf von Rapperschweil; † 1337. Gemahlinn: Agnes, Tochter Simons, Landgrafen in Nieder-Elsaß.

V. 1. Johannes II., Graf von Habsburg und von Rapperschweil; † 1380. | 2. Rudolf III., Graf von Habsburg und Graf im Klekgau; † 1383. | 3. Gottfried II., Graf von Rapperschweil; † 1375. | 4. Agnes, Stiftsdame zu Serbingen.

VI. Johannes III., Graf von Habsburg; † 1395, kinderlos. | Johannes IV., Graf von Habsburg; † 1408. Der Letzte.

1. Ursula, Gemahlinn Graf Hermanns von Sulz. | 2. Agnes, unbekannt.

(*Escher.*)

# Vierte Stammtafel des Hauses Habsburg.

## Die zweiten Grafen von Kyburg.

I. = = Eberhard I., Graf von Habsburg, Landgraf im Zürichgau. S. Tafel 3. Gemahlinn Anna von Kyburg. † 1284.

II. 1. Hartmann I., Graf von Habsburg; † 1301. | 2. ? | 3. Margarethe, Gemahlinn Graf Dietrichs zu Cleve.

III. 1. Hartmann II., Graf von Kyburg; † 1322. | 2. Eberhard II., Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † um 1363. Gemahlinn Berchta von Buchegk.

IV. 1. Hartmann III., Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † 1377. Gemahlinn Anna von Nydau. | 2. Berchtold I., Graf von Kyburg; † ? kinderlos. | 3. Eberhard, Propst zu Solothurn. | 4. Johannes, Propst zu Straßburg.

V. 1. Rudolf, Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † 1383, kinderlos. | 2. Hartmann, 3. Berchtold, Ritter des teutschen Ordens. | 4. Ego, Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien. † 1415. Der Letzte.

(*Escher.*)

HABSBURG, Marschälle, Truchsessen, Schenken von. Gleich andern großen Geschlechtern ahmten auch die Grafen zu Habsburg das fürstliche Gepränge nach durch Ertheilung solcher Hofämter, und je mehr sich das Haus erhob, desto mehr wurden von den ihrer alten Unabhängigkeit vergessenden Edelleuten diese Ämter und die damit verbundenen Lehen gesucht. Daher finden sich Marschälle, Truchsessen, Schenken von Habsburg aus den Geschlechtern von Hallwyl (s. diesen Artikel), von Schnabelburg, von Wart, von Wädischwyl u. s. w. Oft werden dieselben auch ohne ihre Geschlechtsnamen genannt, woraus man keineswegs auf eine Verwandtschaft mit dem habsburgschen, sondern auf bloßes Lehensverhältniß und auf Hofdienste schließen darf. S. *Herrgott* Genealogia gentis Habsburgicae. Tom. I. p. 81. (*Escher.*)

HABSHEIM, großes Dorf in dem Bez. Altkirch des franz. Depart. Oberrhein, hat 1538 Einw., Marktgerechtigkeit, indem vom 28. October an ein achttägiger Markt gehalten wird, und starken Weinbau: das hiesige Gewächs gehört zu den bessern Weinen des Oberrheins. (*G. Hassel.*)

HABSTHAL, ein hohenzollern-sigmaringensches Pfarrdorf von 200 Einw., mit einem aufgehobenen Dominikanernonnenkloster, welches 1259 von Graf Rudolf von Habsburg gestiftet wurde und 1805 an Sigmaringen kam, das eine bürgerliche Mädchenschule darin einrichtete. (*Memminger.*)

HABSUCHT. Die beiden Begriffe, welche das Wort verbindet, führen von selbst auf den Sinn. Haben deutet auf Besitz, und Sucht bezeichnet immer ein fehlerhaftes Übermaß, sei es in der Befriedigung einer Leidenschaft, oder in einem gestörten körperlichen Zustande. Habsucht ist daher das Übermaß im Begehren und Streben nach Eigenthum aus Überschätzung des Besitzes. Denn an sich ist das Streben, Etwas als Eigenthum betrachten zu können, und Wohlgefallen daran und an seiner Vermehrung zu finden, keinesweges tadelhaft. Es liegt in der Natur des Menschen und dem Triebe nach Vervollkommnung des Zustandes; ist Mittel zu vielseitiger Ausbildung, zu erweitertem Wirkungskreise und selbst zur Zufriedenheit. Sobald jedoch entweder der Gegenstand oder der Grad dieses Strebens in keinem Verhältniß zu dem wahren Werth desselben steht, oder sobald dabei die gleichen Rechte, die auch Andre daran haben, vorzüglich aber die Rechtmäßigkeit der Mittel übersehen wird, wird es zur Untugend. Den Habsüchtigen leitet bloß der Trieb haben, und immer mehr haben, und wär's möglich, Alles haben zu wollen. Wenn dem Eigennützigen nur an der Befriedigung seiner Wünsche oder seiner vermeinten Bedürfnisse liegt, wenn der Gewinnsüchtige alle mögliche, oft selbst unedle Mittel aufbietet, wenn er namentlich im Handel dem kleinsten Vortheil alle bessere Gefühle aufopfert: so läßt der Habsüchtige wenigstens keine Gelegenheit aus dem Auge, wo er seine Habe vermehren, seine Vorräthe, selbst ihm wenig brauchbare, aufhäufen kann. Das Gemeinsame dieser Fehler ist Ausartung des Gewerbtriebs.

Gewöhnlich ist die Habsucht mit einer Beschränktheit des Verstandes und einer Kleinlichkeit, oft selbst schon moralischer Verderbniß des Charakters verbunden, und geht besonders im letzten Fall oft in Verletzung der Pflichten der Gerechtigkeit und Billigkeit über. Sie macht sich kein Bedenken, bei Erbschaften oder Theilungen sich immer vorzudrängen; sie hat es dabei häufig mit dem Geiz gemein, daß sie sich durch das Haben befriedigt fühlt, ohne oft selbst zu wissen, was mit dem Erworbnen anzufangen sei. Doch entsteht sie auch häufig aus dem Hang zum Verschwenden. Denn weil die Verschwender Viel haben müssen, um Viel verthun zu können, so wird die Begier immer unersättlicher. (Aviditas). Als Leidenschaft wird sie auch dadurch gefährlich, weil es Andern so leicht gelingen kann, den zu allen seinen Zwecken zu mißbrauchen, welcher der Versuchung sich zu bereichern nicht widerstehen kann; oder auch weil großer Besitz alle Pforten öffnet, und oft jede andre Macht zu ersetzen erscheint.

In Kindern ist das Verlangen, alles, was sie sehen, haben zu wollen, anfangs bloß die Folge der mangelnden Vorstellung von dem, was Eigenthum ist, und von den Rechten andrer Menschen. Aber dennoch ist der Trieb zu bewachen, und durch frühe Aufklärung der Begriffe und zeitige Gewöhnung, fremdes Eigenthum zu achten, bei Zeiten zu mäßigen. Sonst kommt die Selbstsucht (Solipsismus) empor, und erstickt alle edleren und zarteren Gefühle. (*A. H. Niemeyer.*)

HABUCHTHUND, auch HAPPUCHTHUND und HAPPIHUND, kommt in den bojoarischen Gesetzen vor, nach welchen dessen Entwendung mit 3 Schillingen gebüßet werden mußte. Schon der Name Habuchthund zeigt seine Bestimmung an. Es war ein rascher Windhund, welcher auf der Beize gebraucht wurde, um die gebeizten größern Thiere, als Rehe, Kraniche ꝛc. zu fangen, wenn sie vom Habicht im Laufe gehindert oder im Fluge zur Erde gebracht waren. Das Wort Habucht, Happucht, kommt in den ältern Gesetzen oft vor: so Ganshapuch, Habicht, womit wilde Gänse gebeizt wurden, Anothhapuch, Antenhabicht u. a. (*W. Pfeil.*)

HÄBUDES, bei Ptolemäos Ebudá, eine Inselküste, die auf der Westseite der Britannia zwischen Scotland und Ireland sich herunter erstreckte und mit den heutigen Hebriden identisch ist. Plinius zählt ihrer 30 auf, Solinus nur 5. Vgl. Hebrides Inseln. (*G. Hassel.*)

HABUR, Stadt im Bezirke Tulla des arabischen Stats Jemen, wo vorzüglicher Wein gebaut wird. Nach Niebuhr. (*G. Hassel.*)

HABYB oder HABIB (Ali ben Mohammed), ein Araber aus dem 9ten Jahrh., der eine Zeit lang als Schwärmer und religiöser Betrüger sein Wesen trieb. Ali und sein Geschlecht waren im 7ten Jahrh. untergegangen, aber unter den Moslemim, besonders der Schiiten, erhielt sich die Tradition, daß noch Sprossen jenes Heiligen sich gerettet, daß der zwölfte von ihnen in einer Höhle verborgen wohne, einst aber wiederkehren werde, um die

Gewalt des Dejal zu vernichten und alle Menschen unter den Islam zu vereinigen. Auf diese Sage gestützt, erschien auf Einmal jener Habyb, dessen Herkunft wir nicht einmal kennen, und gab sich für den verborgenen Aliden aus: er wurde das Haupt und der Schöpfer einer Sekte, die einen ungemeinen Zulauf bekam und ihn bald in den Stand setzte, den Khalifen die Spitze bieten zu können. Er schlug seinen Sitz im Jahre der Hedschra 256 oder 870 unsrer Ära zu Bassra auf und setzte diesen Platz besonders durch die Erbauung der Feste Moktarah in solchen Vertheidigungsstand, daß er darin der ganzen Macht des Khalif Al Motamed Trotz bieten konnte. 14 Jahre lang hielt er sich darin, bis endlich der Prinz Muaffak, Bruder des Khalifen, 883 Moktarah und kurze Zeit darauf auch Bassra eroberte, Habyb gefangen nahm und sogleich hinrichten ließ: sein Kopf wurde auf einer Lanze durch die vornehmsten Städte und Provinzen getragen und zuletzt über einem Thore von Bagdad aufgesteckt. Mit Habyb erlosch die von ihm gebildete Sekte, die so vielen Lärmen gemacht hatte. Er selbst war ein feiner Kopf, der Scheinheiligkeit mit einem seltnen Muthe verband; seine Anhänger hingen mit dem größten Eifer an dem heiligen Mann, der ganz wie Mohammed handelte und eben so beredt war. Nur fehlte ihm das Glück, was jenen begleitete, und die Zeiten hatten sich anders gestaltet*). Vergl. Khabith und Zendsch. (*H.*)

HACAN, oder HAÇAN, auch HACHEM. S. die unter dieser Orthographie hier und da aufgeführten Namen in Hakem und Hassan. (*R.*)

HACCIUS (Georg), oder wie sein teutscher Name Hacke, ein lutherscher Theolog, Sohn des Predigers Wilhelm Haccius zu Utleben im Schwarzburgschen, wo er am 30. August 1626 geboren war. Wie sein Vater, widmete er sich der Theologie, studirte zu Jena, und nahm dann eine Hofmeisterstelle in Westphalen an, wodurch er in diese Gegend versetzt und 1648 Conrector zu Minden wurde. Doch vertauschte er diese Stelle 1661 mit dem Pastorate an der Marienkirche, wurde 1663 Licentiat der Theologie zu Rinteln und zeichnete sich durch einen schönen und erbaulichen Vortrag so aus, daß ihn die Hamburger 1669 zum Prediger an die Maria Magdalenenkirche beriefen und ihm 1680 die einträgliche Pfarrei zu St. Michael geben. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der 1683 durch Hamburg kam, erhob ihn zum Consistorialrath zu Minden und beschenkte ihn mit einer goldnen Medaille; indeß scheint er jene erstre Stelle nicht angetreten oder abgelehnt zu haben, indem er zu Hamburg am 12. April 1684 starb. Seine Schriften, die Jöcher II. S. 1303 aufführt, bestehen in Kanzel-, Leichen-, Einweihungs- und andern Predigten, in einer Postille, einem geistlichen Baumgarten und andern Andachtsschriften, die ihr Zeitalter nicht überlebt haben. (*G. Hassel.*)

HACH, Dörfchen bei Auggen im großherz. badenschen Bezirksamte Müllheim, dadurch merkwürdig, daß daselbst schon im J. 789 der Weinbau getrieben wurde, wie aus urkundlicher Nachricht entnommen wird†). (*Leger.*)

HACHA, Rio de la, d. i. Beilfluß, 1) der Fluß an der Nordküste des südamerikanischen Continents, Costa oder Tierra firma, der unter 304° 48′ L. über Ferro, westlich von Punta de la Cruz ins westindische Meer mündet. Er entspringt bei Bobillo 10° 30′ nördl. Br. am nordwestlichen Abhange der Serra de Peija, einem Theile der Andenkette von Santa Marta, unweit der Quelle der südwestlich dem Magdalenenstrome zufließenden Zezare und vollendet, meistens durch stark bewaldete Niederungen, einen Lauf von 16 geogr. Meilen fast gerade nach Norden; er ist über 7 Meilen weit für flache Fahrzeuge schiffbar; seine Ausflüsse aber, die einen sumpfigen Delta-Werder umgeben, sind sehr seicht und wegen der starken Gegenströmung des Meeres bei dem in dieser Gegend vorherrschenden Nordwinde gefährlich zu beschiffen. Er wird daher, ungeachtet seines Reichthums an kostbaren Hölzern ꝛc. nur wenig benutzt. 2) Die Stadt. An der Westseite des Ausflusses dieses Rio de la Hacha liegt die Ciudade de la Hacha, von der Stadtkirche auf einigen Karten Nuestra Señora de los Remedios (unserer Frauen zum Heilmittel) genannt, unter welchem Namen aber der Ort in Westindien ganz unbekannt ist. Sie hat schon durch Karl V. den Rang einer Hauptstadt (ciudade) empfangen, ist aber ein schlecht gebaueter Ort von höchstens 120 Häusern, 1823 mit kaum 1500 Einwohnern, worunter etwa 700 Schwarze und Farbige. Sie hat ein kleines, sicheres Hafenbassin, welches in das hier die Küste umlagernde Klippenriff eingeht, ziemlich sicher und 10 — 12 Klafter tief ist und durch ein Fort beschützt wird. Der Landungsplatz ist auch zum Ausbessern der Schiffe bequem. Die Stadt ist ein Einfuhrhafen mit einer Zollbehörde. Es haben sich hier, außer den Einheimischen, einige britische Kaufleute niedergelassen. Hauptausfuhrartikel ist Färbeholz, namentlich Gelb- und Rothholz, und zwar letzteres von der Sorte, die in Hamburg St. Martaholz heißt: 10 — 20 Mark Banko kostet die Quantität von 100 Pfund. Es wird mit andern geschätzten Hölzern in den Niederungen des Rio stromaufwärts gefällt und auf Maulthieren zu Markte gebracht. Im Junius 1824 lagen daselbst 18 fremde Schiffe, worunter 4 aus Jamaika. Von Kingston, dem Haupthafen dieser britischen westindischen Insel liegt die Stadt de la Hacha, 112 Meilen im Südosten; Maracaibo, wohin eine Maulthierpfad führt, liegt 16 Meilen Land einwärts, und Santa Marta westwärts fast eben so weit; der Weg dahin längs der Küste wird durch 8 Flußmündungen unterbrochen. Mit dem Innern steht die Stadt de la Hacha, schlechthin Hacha genannt, nur über Maracaibo in Verbindung und mit Santa Marta, Cartagena, Puerto Caballo, Caracas und andern colombischen Häfen wird eine ziemlich lebhafte Küstenfahrt unterhalten.

*) Nach *Elmacini* hist. Sarac. und Ockley's Gesch. der Sarazenen.

†) Fecht's Gesch. der großh. bad. Landschaften. II. Heft, S. 92.

In der Nähe der Stadt baut man [illegible] Baumwolle, [illegible] und etwas Indigo [illegible] und sehr ungesund; Fremde und [illegible] an gallichen Fiebern. [illegible] 18 [illegible] 19° R und im [illegible] Hitze gewöhnlich auf [illegible] 26 [illegible] — [illegible]. Der Bezirk, wovon diese Stadt der Hauptort ist, [illegible] mit den Bezirken Santa Marta und Cartagena einen Theil des columbischen Departements Magdalena. Der Bezirk Rio de la Hacha, grossten Theils [illegible] wegen der starken Bewässerung mit [illegible] Boden, erstreckt sich von der Stadt [illegible] Meilen [illegible] an der Küste hin bis zum [illegible] am Cabo S. Agostino und 15 Meilen [illegible] von der Stadt bis zur Punta de las Gallinas, [illegible] de Vela und die ganze Nordostküste der [illegible] Halbinsel ein, welche sich vor den Meerbusen von Maracaibo nach Nordosten hin zieht. Die Südwestküste dieser Halbinsel gehört zur Intendanz Maracaibo (Departamento Sulia), woran der Bezirk Rio de la Hacha auch im Süden gränzt. In den kleinen Buchten und Flußmündungen, nordöstlich von den Mündungen des Hauptstromes liegen die Landungsplätze: Marocco, [illegible], Calabaza, el Toco, Tocuraca, Rincon del Carpintero, el Portete und nahe an Punta de las Gallinas die Bahia honda, eine tiefe, zu einem trefflichen Kriegshafen geeignete Bucht. In diesen und andern Küstenpunkte und an den Ufern der Flüsse leben ungefähr 7000 Menschen, meistens Schwarze und Mulatten, worunter auch Flüchtlinge aus Cuba, Jamaika rc., die sich als sehr brauchbare Schleichhändler zeigen. Im Gebirge [illegible] den Urwäldern und Wildnissen und an einzelnen Stellen bis an die Küste hin, streifen wilde Guajiros, [illegible] reicher tapferer Indianerstamm, der unbezwungen und unbekehrt geblieben ist und durch Überfälle den Ansiedlern und Holzhauern gefährlich wird. Ihre Krieger sind sämmtlich beritten und durch den Verkehr mit der Küste mit engländischen Flinten versehen. Sie wagen in ihren Canoes Fahrten ins Meer und [illegible] treiben [illegible] als geschickte Taucher, Perlenfischerei auf dem [illegible]riff am Strande. Durch diese Perlenausternbänke angelockt, stiftete der spanische Eroberer Rodrigo Bastidas schon im Jahre 1527 die Stadt de la Hacha und jene Bänke lieferten bis zum Jahre 1550 für mehr als 300,000 Piaster schöner, großer Perlen vom reinsten Wasser. Weil aber die indianischen Taucher von den Spaniern und besonders nachmals von den Teutschen, welche das Augsburger Handelshaus Welser, Eigenthümer der ganzen Küste, unter Ambrosius Alfinger hinsandte, aufs grausamste gemißhandelt wurden, so gerieth die Perlenfischerei gänzlich in Verfall. Im Jahre 1823 hat eine britische Aktiengesellschaft das Recht, Perlenaustern fischen zu lassen, von der colombischen Regierung gepachtet. Bis zum Ausbruche der Revolution in Südamerika bildete Rio de la Hacha eine Provinz des spanischen Vicekönigreichs Neugranada, welche zur Intendanz Santa Marta gehörte. Unter den Kaufleuten in Santa Marta, wie unter denen in der Stadt [illegible] de la Hacha [illegible] Eifersucht gegen das in jener [illegible] Cartagena und als [illegible] im August 1811 für unabhängig [illegible] Truppen anforderte, [illegible], folgte [illegible] der Provinz Santa Marta, erkannte [illegible] Regierung und nahm [illegible] von 1813 bis 1815 zwischen den [illegible] und [illegible] zu dieser Gegend [illegible]. Die Spanier [illegible] mit großem [illegible] gegen die Insurgenten und erst [illegible] des Jahres [illegible] die Stadt und [illegible] de la Hacha der [illegible] Regierung, welche [illegible]. Doch noch [illegible] des Jahrs [illegible] einige royalistische [illegible] von Rio de la Hacha [illegible] Obersten Nieur [illegible] Stadt Santa Marta, besetzten das [illegible] die Stadt und [illegible] sich, bis der [illegible] General [illegible] von Cartagena her anrückte und sie [illegible] des Februars vertrieb. Jene Indianer [illegible] zu verhalten, aber [illegible] der Regierung der Republik, welche sie [illegible] nicht unterworfen [illegible]. Das [illegible] vom 18. Julius [illegible] de la Hacha das Recht des [illegible] mit dem Auslande: den hamburgischen und andern [illegible] ist [illegible] (*C. Röding.*)

[illegible] Jos. s. Haitze.

HACHEL [illegible], Meerrettig. Die Hacheln, heißen in einigen Gegenden die dünnen Stangen, welche die Gemüsegärtner [illegible] mit Acheln und Stangen. In andern Orten nennt man sie [illegible] und [illegible]. Die Wurzel ist das veraltete [illegible], welches überhaupt etwas Spitziges bezeichnet und vielleicht mit dem Griechischen ἀκή verwandt ist. Daher kommt auch die Benennung der Hachel oder Hechel, als eines aus scharfen Drahtspitzen bestehenden Werkzeuges, und des Hachelkrautes, [illegible] Hauhechel Ononis spinosa L.) (*R.*)

Hachen den Hasenein, s. Hakem.

HACHENBERG (Paul), Geschichtforscher, zu Steinfurt 1652 geboren, war Erzieher des gemüthskranken Kurfürsten Karl von der Pfalz, des letzten Regenten seines Hauses, bekleidete darauf das Lehramt der Geschichte und Beredsamkeit zu Heidelberg, und starb daselbst im December 1681 mit dem Charakter eines kurfürstlichen geheimen Raths. Mit großem Fleiß und Belesenheit lieferte er schätzbare Beiträge zur Aufklärung einer sehr dunkeln historischen Periode, in seinem Hauptwerke: Germania media, in qua mores, ritus, leges, sacrae profanaeque ceremoniae a Trajano ad Maximilianum I. recensentur. Heidelb. 1675; Jen. 1686; und ex edit. W. Turkii. Halae 1709. 4. Für die Specialgeschichte von Werth ist sein (jetzt seltenes) Gedicht: Tubantus redivivus, seu illustr. comitum in Benthem genealogia. Steinf. 1663. 8. Mehrere Dis-

sertationen und eine Abhandlung de rebus ad Labadiam pertinentibus im Museum Turic. Vol. I. T. I. n. VI.*) (*Baur.*)

HACHENBURG, 1) Stadt im gleichn. Amte des Herzogthums Nassau. Sie liegt auf dem Westerwalde zwischen dem Horterbache und dem Nieſter, hoch und angenehm; auf dem höchſten Punkte erhebt ſich das Schloß, einſt der Sitz der alten Grafen von Hachenburg, die eine Nebenlinie der Burggrafen von Kirchberg ausmachten, und gewährt eine der reizendſten Umſichten. Außerdem hat die Stadt 1 Kirche, 310 Häuſer, 8 Loh-, 1 Mahlmühle, 1 Ziegelei und 1428 Einw., die 3 Tabaksfabriken, Rothgärbereien und Leinweberei unterhalten, auch 7 Märkte haben, und Krämerei treiben. Es iſt jetzt der Sitz des Amts. (*Pauli.*) 2) Ein naſſau'ſches Amt am Weſterwalde, das außer der vormaligen Grafſchaft Sayn-Hachenburg auch noch andre Parzellen begreift. Es gränzt im Weſten und Norden mit der preuß. Provinz Niederrhein, im Oſten mit dem Amte Marienberg, im Süden mit dem Amte Selters, iſt rauh, gebirgig, von einem Theile des Weſterwaldes bedeckt und vom kleinen Fluſſe Nieſter bewäſſert, und hat nach dem Naſſauer Statshandbuche 51,386 Morgen, wovon 120 Wohnplätze, 454 Gartenland, 20,649 Ackerland, 6667 Wieſen, 3572 Weiden, 19,689 Wald und 715 unbeſteuerte Grundſtücke ausmachen. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1825 auf 10,232 in 2510 Familien: 1821, wo erſt 9764 gezählt waren, waren darunter 7022 Evangeliſche, 2539 Katholiken und 203 Juden. An Wohnplätzen ſind regiſtrirt 1 Stadt, 53 Dörfer, und 37 Höfe, worin 1673 Wohnhäuſer und 3421 Nebengebäude ſtanden: an Vieh 1821 135 Pferde, 3 Eſel und Mauleſel, 8319 Rindvieh, 3195 Schafe, 822 Schweine, 303 Ziegen und 837 Bienenſtöcke. Das Steuerſimplum betrug 4954 Gulden 39 Kreuzer. Das Amt iſt in 42 Gemeindebezirke eingetheilt. (*Pauli.*)

HACHENBURG (die Grafen von), ein altes wetterau'ſches Dynaſtengeſchlecht, das im Mittelalter erloſch und ſeine Beſitzung, die Grafſchaft Sayn Hachenburg, die auf der wetterau'ſchen Grafenbank Sitz und Stimme hatte, an die Burggrafen von Kirchberg vererbte. Dieß uralte Geſchlecht erloſch 1799 mit Johann Auguſt im Mannsſtamme; und die Grafſchaft Sayn Hachenburg kam an des letztern Burggrafen Bruders Enkelinn, Gemahlinn des regirenden Fürſten von Naſſau-Weilburg als rechtmäßige Erbinn, wodurch ſie ein Beſtandtheil der weilburgſchen Länder wurde. (*H.*)

HACHETTE (Jeanne), eine franzöſiſche Heroine, die ſich 1472 bei der Belagerung ihrer Vaterſtadt durch die Burgunder hervor that, indem ſie auf die Mauern ſprang, einem burgundſchen Soldaten die aufgepflanzte Standarte entriß und ſie in die Kirche der Jakobiner trug. Um ihretwillen ſoll Louis XI. dem ſchönen Geſchlechte zu Beauvais durch ein Patent von 1473 den Vorgang vor den Männern bei der Proceſſion, die jährlich am Tage der heiligen Agadrema bis zur Revolution Statt fand, und jetzt wohl wieder hervorgeſucht ſeyn wird, zugeſtanden haben. Indeß nennen die Schriftſteller den Namen dieſes Mädchens verſchieden: Comines Jeanne ourquet, Mathieu Jeanne Fouquet, Andere Jeanne Lainé und erſt in einem Trauerſpiele Rouſſets, das ſich handſchriftlich auf der königl. Bibliothek zu Paris findet, kommt ſie als Jeanne Hachette vor, ein Name, den die meiſten franz. Hiſtoriker jetzt adoptirt haben. Nach der Biogr. univ. XIX. p. 284. (*G. Hassel.*)

HACHIA, im Mittelalterlatein: die beſchimpfende Strafe des Hunde- und Satteltragens, über welche unter dem Artikel Harmiscara gehandelt werden wird. Neufranzöſiſch: la Hachée. Vgl. *Du Cange* s. v. Harmiscara. (*R.*)

HACHINBUAYA, d. h. Hainbuche, altteutſches Wort (carpinus betulus). (*W. Pfeil.*)

HACHIREN, 1) in der Technologie, bei den Emailleuren, Vergoldern und Schwertfegern den Grund aufkratzen oder kerben, das heißt, die Arbeit, die vergoldet, emaillirt oder verſilbert werden ſoll, vorher mit einem Meſſer oder eingreifenden Stahle ritzen und rauh machen, damit das einzutragende Gold, Silber oder Email beſſer hafte. (*H.*) 2) in der Zeichnenkunſt, die Züge der Feder oder des Grabſtichels dergeſtalt anbringen, daß einer quer über dem andern zu ſtehen komme, um Etwas zu ſchattiren. (*H.*)

HACHURE, 1) in der Zeichnenkunſt, die Kreuzſchattirung; 2) in der Heraldik, die Schraffirung, wodurch die Tinktur angezeigt wird. (*H.*)

HACK und MACK, und zuſammen gezogen Hackemack, ein ſprichwörtlicher Ausdruck, mit welchem die gemeine Sprache theils einen Haufen des ſchlechteſten Pöbels, theils einen Zuſammenwurf werthloſer oder doch unordentlicher Dinge bezeichnet. Daher heißt Hack und Mack auch zuweilen: unordentlich durch einander. An manchen Orten — Adelung führt Lübeck an — ſagt man Hack und Pack, im Meklenburgſchen Hüsk und Schlüsk. Da nun Hüsk dort ein Schweinchen bedeutet, ſo hat man daraus gefolgert, Hack habe dieſelbe Bedeutung, (das gemeine: Hackſch) und Mack heiße dann (von Mage) etwas Verwandtes oder Ähnliches. Alſo: Schwein und Familie. Im Schwedenſchen iſt dagegen Hack die niedrigſte Karte; und wenn die Bedeutung dieſes erſten Wortes überhaupt feſt ſtände: ſo wäre das folgende leicht als bloßer Reimſchluß zu erklären. Man könnte bei Hack leicht an das unordentliche Durcheinanderfallen des Gehackten (wie auf dem Wurſtklotz) denken, um ſo mehr, da es gebräuchlich iſt, zu ſagen, durch einander wie Häckerling. Der Begriff des Unordentlichen liegt ferner auch in Hacken, wenn es einen ſtammelnden Vortrag oder überhaupt eine mühſelig durchgeführte Leiſtung bezeichnet. Das engländiſche to hack iſt dem verächtlichen Sinne noch näher, daher ſogar in neutraler Bedeutung: zu Jedermann's Gebrauch ſeyn (von öffentlichen Dirnen), und das Hauptwort hack,

*) Sein Leben in der Vorrede von Jung's histor. Benthem. Hanov. 1773. 4. p. I—VII. *Könige* bibl. vet. et nov. *Freytagii* adpar. lit. T. III. 477. *Saxii* onomast. T. V. 102. 602. Wundt Magaz. f. d. pfälz. Geſch. 3. Bd. 209.

ſtand herabgeſunken ſeyn, doch können wir nicht ſagen, ob die von H., welche noch im vorigen Jahrh. die Güter Bahrendorf und Süldorf, im erſten Distrikt des Holzkreiſes beſaßen, und aus welchen Wolf Chriſtoph 1719 als königl. preuß. Generallieutenant das Zeitliche verließ, ob ferner die Patricier dieſes Namens in Stassfurt von den alten Dynaſten, oder von ihren Lehenmännern abſtammen. Die Dynaſten führten einen achtſtraligen Stern im Wappen. — Einer der Soolbrunnen zu Halle heißt der Hackeborn, und es wäre wohl unmöglich, daß die Familie von ihm zuerſt den Namen empfangen hätte. (*v. Stramberg.*)

HACKELBERG. Die Sage vom wilden Jäger, wüthenden Heere, oder von dem durch ſeine nächtlichen Luftjagden berühmten Geſpenſte Hackelberg iſt bekannt. Der Aberglaube ließ ſie folgender Geſtalt entſtehen: Hanns von Hackelberg, geboren 1521 zu Wolfenbüttel und geſtorben 1581 zu Wülperode unweit Homburg, wo er in dem Garten des Mulenſchenkrugs auf ſeinem Leichenſteine in voller Jagdrüſtung abgebildet iſt, war Oberjägermeiſter am braunſchw. Hofe. Als leidenſchaftlicher Jäger durchſtreifte er ununterbrochen die Forſten, ſchonte auch wohl nicht immer die Felder und Saten der Bauern, bis er an einer, durch ein ſtarkes wildes Schwein erhaltenen Wunde ſtarb. Auf dem Todbette forderte ihn ſein Beichtvater auf, den harten Jägerſinn vom Irdiſchen nach dem Himmliſchen zu wenden, worauf er erwiederte: „Was Gott mir dort oben zugedacht „hat, will ich gern einem Andern überlaſſen, wenn mir „nur die Jagd bleibt.“ Deßhalb wurde er nun auf der Stelle verdammt, ewig des Nachts in den Lüften zu jagen, wo er von einer großen Eule: der Tut-Urſel begleitet wird, welche ſeinem Zuge voraus eilt. Gewöhnlich ſoll dieſer über dem Hackel, einem Gehölze bei Halberſtadt, von der wüſten Dornburg nach der gleichfalls wüſten Dorfſtelle Ammendorf gehen. — Der Urſprung dieſer Sage iſt jedoch offenbar älter: denn ſchon unſre Vorfahren vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume fabelten von nächtlichen Luftjägern, die ſie die Striezhelden nannten und unter die böſen Geiſter zählten, wie wir aus den vorgeſchriebenen Beichtfragen wiſſen, da die chriſtliche Geiſtlichkeit ſorgfältig bemüht war, dieſes Überbleibſel des Heidenthums auszurotten. (*W. Pfeil.*)

HACKELMANN (Leopold), ein Rechtsgelehrter, wurde 1563 zu Stade im Herzogthum Bremen geboren, wo ſein Vater ein angeſehener Kaufmann war. Nachdem er ſich auf der dortigen und der lüneburgſchen Schule vorbereitet hatte, bezog er im Jahr 1584 die Univerſität Helmſtädt, von wo er erſt nach Leipzig und dann nach Jena ſich begab. Hier erlangte er am 23. September 1591 die juriſtiſche Doktorwürde und verband ſich an demſelben Tage mit Margaretha verwitweten Schneidewein, gebornen Benſold. Bald darauf wurde ihm die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, ſo wie 1594 eine außerordentliche Profeſſur der Pandekten ertheilet, endlich erhielt er nach Daniel Eulenbeck's Tode (1596) deſſen Stelle, als ordentlicher Profeſſor und Beiſitzer des Hofgerichts. Dennoch folgte er im J. 1598 einem Ruf nach Magdeburg, als Rath des Erzbiſchofs. Vergebens wünſchte der Kurfürſt von Sachſen ihn im J. 1604 als Hofrath nach Dresden zu ziehen. Das magdeburgſche Domkapitel verweigerte ſeine Entlaſſung und erſt 1612 nach Wirth's Tode ſetzte der Kurfürſt es durch, daß er an deſſen Stelle ordentlicher Profeſſor zu Leipzig und Beiſitzer des dortigen Oberhofgerichts wurde. Als 1613 der Herzog Johann Philipp von S. Altenburg zum Rektor der Univerſität ernannt wurde, übergab derſelbe Hackelmann das Prorektorat. Um eben dieſe Zeit ſtarb ſeine vorhin erwähnte Gattinn und 1614 verehelichte er ſich zum zweiten Male mit Eliſabeth, der Witwe des Profeſſors der Medicin, Georg Feig. Die Ehrenſtellen, welche er bekleidete, wurden am 17. Junius 1618 noch um zwei vermehrt, indem er zum Domherrn von Merſeburg und Decemvir der Univerſität Leipzig hinauf rückte. Allein ſchon im folgenden Jahre lähmte ein Schlagfluß ſeine rechte Seite und er ſtarb bald darauf am 11. November 1619. Er war als Lehrer und Fakultiſt eben ſo ausgezeichnet, wie als Praktiker: für das Erzſtift Magdeburg hatte er beſonders einige wichtige Sachen ausgeführt. Unter ſeinen Schriften bemerken wir nur die quaestiones illustres ex jure civili, pontificio, feudali et saxonico. Jenae 1594. 4. Ed. 2. Francofurt. 1602. Ed. III. Magdeb. 1613, die noch jetzt Auktorität haben. Sonſt haben wir von ihm bloß Diſſertationen, manche nicht ohne Bedeutung, auch hat er *Schneidewins* epitome in usus feudorum. Hannover 1595 und Magdeburg 1618 neu auflegen laſſen und mit Verbeſſerungen verſehen*). (*Ad. Martin.*)

HACKEMANN (Johann Gottlieb v.), ein Rechtsgelehrter, der am 6. Mai 1706 zu Helmſtädt geboren wurde, wo ſein Vater, Auguſt von Hackemann, Profeſſor der Moral war. In Erfurt und nachher in Weimar bereitete er ſich zum Studiren vor; beſuchte auch in dieſer Abſicht ſeit 1731 die Univerſität Halle, und ſeit 1734 Helmſtädt. Hier erlangte er am 12. November 1737 eine außerordentliche Profeſſur der Rechte, und ſpäterhin 1740 zu Halle die juriſtiſche Doktorwürde. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Profeſſor der Inſtitutionen zu Frankfurt an der Oder an, welche Stelle er 1744 mit der Profeſſur der Pandekten und dieſe 1752 mit der des Codex vertauſchte. Zugleich wurde er Senior der dortigen Juriſtenfakultät. Er ſtarb am 30. Julius 1784. Sein Vortrag war nicht gefällig, daher er auch keinen großen Beifall hatte: er nützte auch mehr in der Fakultät, wo er höchſt gediegne Arbeiten lieferte, als durch ſeine Schriften, die bloß in Diſſertationen und Programmen beſtehen, und in Meuſel's verſt. Deutſchl. V. 10 u. 11., in Weidlich's verſchiednen Werken und Hymmen's Beiträgen zur juriſt. Lit. in den preuß. Staten. Samml. 5. S. 238. verzeichnet ſind. (*Ad. Martin.*)

*) Über ihn parentatio in ejus honorem a *B. Walther*, abgedruckt in *Witte* Mem. Ictorum. Decas I, 87.; *P. Freher* theatr. p. 1026.; *Zeumer* vitae prof. Jenens. classis II. p. 71. *Jöcher* und Anb.

HACKENBROICH, Pfarrdorf des preußischen Reg. Bez. Düsseldorf, auf dem linken Rheinufer, bei Dormagen und hart an der Gränze des Reg. Bez. Cöln gelegen, so daß einige Zubehörungen des Kirchspiels bereits in den Reg. Bez. und Landkreis Cöln, Bürgermeisterei Worringen, gehören, ist als der Hauptort der Herrschaft H. merkwürdig. Es war dieselbe einer der gräflichen Sitze des Erzstiftes Cöln, d. h. auf dem Landtage nahm der Besitzer, der Graf von Salm-Rusferscheid-Dyk, seinen Platz auf der Grafenbank. Nach dem Regulativ vor 1669 gehörte das herrschaftliche Gut, 530 Morgen, zu den vollkommen steuerfreien Sitzen.

(*von Stramberg.*)

HACKENLANDES. Ist ein sehr alter Ausdruck und bezeichnet den sehr unsichern Maßstab der Größe der Land- und Bauerngüter. Er ist nur noch in Liefland gebräuchlich, wo er einen Umfang von Ländereien bedeutet, der keinen festen, bestimmten Maßstab hat, und gewöhnlich den Bauern für eine Abgabe von 60 Rubel und einige Frohndienste überlassen wird. (*Schilling.*)

HACKER (Joachim Bernhard Nikolaus), Pfarrer zu Zscheyla bei Meißen, geboren den 11. November 1760 zu Dresden, wo sein Vater, Joh. Georg Nikolaus, beinahe 48 Jahre lang ein sehr beliebter Prediger war. Der Sohn studirte zu Grimma und Wittenberg, wo besonders Reinhard sich um seine Bildung verdient machte. Nachdem er mehrere Jahre zu Dresden als Hauslehrer gelebt hatte, wurde er 1786 Rektor und Diakonus in Gommern, 1790 Pfarrer zu Hasseloff, 1796 zu Straacha bei Wittenberg, 1805 zu Brück und 1812 zu Zscheyla, wo er am 4. October 1817 starb. Eine hohe Achtung gegen das Christenthum und den Stifter desselben, in Wort und That, war das leitende Princip seines Lebens, und machte ihn auch zu einem geschätzten, moralischen und ascetischen Schriftsteller. Man hat von ihm: Thanatologie, oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber; ein unterhaltendes Lesebuch für Kranke und Sterbende. Leipzig 1795 — 1799. 4 Th.; 2te Aufl. 1819. 8. Jesus, der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe für alle seine wahren Verehrer. Eb. 2 Th. 1800. 8. Der Schulmeister Anton. Eb. 2 Abth. 1809. 8. Der Unsichtbare, oder Menschenschicksale und Vorsehung. Eb. 2 Th. 1811. 8. Meine Vorbereitung zum Tode, nebst der Jugendgeschichte des Verfassers, nach dessen Tode herausgeg. von J. G. Trautscholb. Eb. 1818. 8. Anordnung, Composition und Diction sind in diesen Schriften nicht ohne Tadel, aber sie enthalten doch auch für nachdenkende Verehrer des Christenthums viele schätzbare Belehrungen und für Leidende viele Tröstungen. Hacker ließ auch Geistliche Gesänge. Pirna 1783. 8. und andere Gedichte drucken, die keinen besondern Werth haben*).

(*Baur.*)

*) Leipziger Lit. Zeit. 1818. No. 103. Allgem. Anzeiger der Teutschen 1819. No. 125. Bengel's Archiv. 5. Bd. 1. St. 280. Richter's Lex. d. Liederdichter. Hall. Lit. Ztg. 1819. Ergänz. Bl. No. 6.

HACKER (Joh. Georg August), erster evangelischer Hofprediger in Dresden, wo er den 24. Januar 1762 geboren war. Sein Vater war ein Bäcker, der den talentvollen Sohn die Kreuzschule besuchen und zu Wittenberg die Theologie studiren ließ. Wie J. B. N. Hacker, sein Vetter, dankte auch er das Meiste dem Unterrichte Reinhards, mit dem er später in den angenehmsten amtlichen und freundschaftlichen Verhältnissen lebte. Schon 1784 wurde er Prediger und Katechet bei dem Zucht- u. Arbeitshause zu Torgau, kam 1790 als Substitut des Garnisonpredigers nach Dresden, und seinen empfehlenden Leistungen, wie Reinhard's Verwendung, hatte er es zu danken, daß er 1796 als zweiter, ja noch vor Ende dieses Jahres als erster Hofprediger angestellt wurde. Obgleich von Reinhards ausgezeichnetem Predigertalente überstrahlt, wußte er dennoch als Prediger und Seelsorger sich allgemeine Liebe und Achtung zu erwerben und zu bewahren, bis er den 21. Februar 1823 starb. Ohne auf den Ruhm eines vorzüglichen Gelehrten Anspruch zu machen, besaß er dennoch gründliche Kenntnisse, und reichte seinen Zuhörern gern gesunde, kräftige Nahrung. Viele Beweise davon enthalten seine mit Beifall aufgenommenen Schriften: Abendmahlsreden an Familien aus den gebildeten Ständen. Freiberg 1801. 2 Th.; 1810. 8. Ausführliche Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägliche und über freie Texte. Leipz. 6 Samml. 1804 — 1813. 8. Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heil. Schrift, welche 1810 und 1811 beim evangelischen Gottesdienst in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen. Ebend. 2 Bde. 1810. 8. Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden. Ebend. 6 Bändchen. 1806 — 1813; n. Aufl. 1817. 8. Religiöse Amtsreden in Auszügen und vollständig. Ebend. 6 Samml. 1816 — 1821. 8. Kommunionbuch für Personen aus den gebildeten Ständen. Stuttg. 1812; 1822. 8. Einzelne Predigten und a. m. Was er für die Kanzel schrieb, empfiehlt sich durch logische Ordnung, eine natürliche und leichte Behandlung sehr erheblicher und anziehender Gegenstände und einen herzlichen Vortrag. Zu der Leipziger Literaturzeitung lieferte er viele Recensionen, auch übernahm er 1813 die Herausgabe des letzten Jahrganges der Reinhardschen Predigten und dessen Übersetzung der Psalmen, und aus den ungedruckten Predigten desselben gab er einen Jahrgang Evangelienpredigten heraus.*)

(*Baur.*)

HÄCKERLING, HECKERLING, HÄCKSEL, HEXEL, SIEDE wird das klein geschnittene Stroh genannt, welches zum Viehfutter kurz geschnitten wird. Das Häckerlingschneiden ist für jede Landwirthschaft vom größten Vortheile; 1) weil man so alles Geströh zur Fütterung nutzen kann, und das Vieh durch die Ver-

*) Zum Andenken Hackers von (seinem Amtsnachfolger und Schwager) C. G. Frisch. Dresd. 1823. 8. (mit Hackers Bildnisse). J. A. Schmidt's neuer Nekrolog der Teutschen. 1 Jahrg. 1 Heft. 207 — 223. In der Abendzeitung und dem literar. Merkur wurde Hackers Verlust in Gedichten beklagt.

mischung der verschiedenen Futterarten gezwungen wird, auch diejenigen Futterkräuter, welche es sonst nicht fressen würde, obgleich dieselben eben so nahrhaft wie andere sind, mit zu fressen; 2) frißt ihn auch das Vieh leicht und gern, so wie es ihn auch leicht kauet und verdauet; 3) kann das Vieh das Futterkorn, in der Vermischung mit Häckerling in kleinen Portionen gegeben, viel kauen und mit den Zähnen zermalmen, welches von der größten Wichtigkeit für die thierische Ökonomie ist; 4) kann man damit viel haushalten, da nichts von dem Viehe in die Streu getreten wird; 5) ist es nothwendig, daß den Pferden Häckerling unter den Hafer gemischt werde, damit sie sich nicht überfressen und verschlagen; 6) kann man auch, wenn etwas Körnerschrot darauf gestreut wird, das Rindvieh damit wohlfeiler und kräftiger satt füttern.

Wenn man beim Häckerlingschneiden unten in die Bank langes Stroh, darauf Heu oder Grummet, und dann auf dieses wieder Stroh legt, und Beides schneidet, so erhält man einen kraftvollern Häckerling. Das Schneiden desselben ist das Geschäft der Knechte, welches sie vorzüglich in den langen Winterabenden verrichten. Der Häckerling zum Pferde- und Rindviehfutter darf nicht länger als höchstens ¼ Zoll geschnitten werden; für Schafe muß er noch kürzer seyn. — Das Stroh, welches zu Häckerling geschnitten werden soll, muß besonders gut und rein seyn. Der Häckerling muß an einem trocknen und nicht dumpfigen Orte aufgehoben werden.

Roggenstroh wird gewöhnlich für die Pferde geschnitten; sollte aber dieß verdorben oder sonst Mangel daran seyn, so wählt man auch Gerstenstroh; Haferstroh aber nur in der allergrößten Noth. Das Stroh sei von Unkraut so rein als möglich, besonders kein Rabenstroh darunter befindlich. Wenn der Häckerling mit Hafer vermischt wird, so nimmt man dem Maße nach doppelt so viel von jenem; wird aber Roggen gefüttert, so muß vier Mal so viel Häckerling genommen werden. Den Zugpferden mischt man statt des Hafers zuweilen auch Wickenfutter unter, und zwar läßt man in diesem Falle zwei Bund langes Stroh mit einem Bund Wicken unter einander schneiden. — Den Ochsen und Kühen läßt man auch Gerstenstroh unter das andere schneiden; zuweilen werden auch Kleien darunter gemischt und dieses naß verfüttert.

In allen gut eingerichteten Landwirthschaften ist die Häckerlingfütterung wegen des großen einleuchtenden Nutzens eingeführt. — Die Arbeit und Kosten, die durch das Häckerlingschneiden verursacht werden, sind keineswegs von Erheblichkeit, weil die Nachtheile der so genannten Rauhfütterung jenes weit überwiegen. Man hat nämlich durch mehrere Erfahrungen gefunden, daß ein Landwirth, welcher sein Stroh ungeschnitten füttert, weit weniger Vieh zu halten im Stande ist, als wenn er das Stroh zu Häckerling schneiden läßt; dieses beträgt so viel, daß in jenem Falle nur 30, in diesem hingegen 50 Stück Kühe von derselben Menge Futter erhalten werden können. Eine Mannsperson kann auf der gewöhnlichen Häckerlingsbank täglich wenigstens 36 Scheffel Häckerling schneiden. Für eine melkende Kuh, welche Häckerlingfutter bekommt, werden täglich nicht mehr als ¾ Scheffel Häckerling, bei Voraussetzung eines guten Anmengsels, erfordert. Wenn ein Arbeiter täglich 36 Scheffel Häckerling schneiden kann, so ist offenbar, daß damit 48 Stück Kühe unterhalten werden können. In einer Melkerei von 100 Stück Kühen würden also täglich nur zwei Futterschneider nöthig seyn. (*Schilling.*)

HÄCKERLING STREUEN, ein Gebrauch, der in ganz Niedersachsen und in andern Gegenden Teutschlands in älteren Zeiten üblich war und jetzt noch wohl trotz der strengsten Verbote Statt findet. Haftete nämlich ein Makel auf der Ehre einer Braut, die als Jungfrau zur Kirche ging, so war es gebräuchlich, daß am Abende vor der Hochzeit vor der Hausthüre der Braut Häckerling hingeworfen, auch wohl der Weg, der zu dem Tempel führte, damit beworfen wurde. Hier und da bedient man sich statt des Häckerlings der Spreu. An einigen Orten aber streuet man Häckerling einer verlassenen Geliebten an dem Tage, wo der untreue Liebhaber Hochzeit hält, oder umgekehrt dem Manne, dem ein Mädchen untreu geworden ist. Die Gesetze haben diese alte Sitte verpönt, und verstatten dem Bräutigam einer auf diese Art beschimpften Braut sowohl, als dem Vater einer beschimpften Tochter die Injurienklage gegen den Thäter. (*Rüder.*)

HÄCKERLINGSBANK, HÄCKSELBANK, FUTTERBANK, FUTTERLADE, SIEDKASTEN, heißt das hölzerne Gerüste, worauf das zum Viehfutter bestimmte Stroh, Klee u. s. w. zu Häckerling geschnitten wird. Die gewöhnliche Häckerlingsbank besteht aus einem hölzernen Gestelle in Gestalt einer länglich schmalen Lade, welche oben und auf beiden schmalen Seiten offen ist, um nicht allein das Stroh von oben in die Lade zu legen, sondern auch zum Schneiden des Häckerlings vorn gegen die Futterklinge vorzustoßen. An diesem vorderen Ende sind die Bretter, woraus die Lade zusammengesetzt ist, mit Eisen beschlagen, und daselbst ist auch die Futterklinge vermittels eines Gelenkes mit einem Fußtritt vereinigt. Dieser ist unter der Lade angebracht, und mit ihm wird die Futterklinge bei dem Schneiden des Häckerlings in Bewegung gebracht, das Stroh aber mit der linken Hand aus dem Kasten so weit vorgestoßen, als der Häckerling lang werden soll.

Die eben beschriebene Häckerlingsbank ist eine teutsche Erfindung, und erst seit dem 7jährigen Kriege den Franzosen und Engländern bekannt geworden. Von Letzteren wurden nach der Zeit immer mehrere Verbesserungen an derselben nach und nach angebracht; so daß jetzt die von Lester in London erfundene Patent-Häckerlingsmaschine, mit der Verbesserung, welche der Schmied Haak in Rostock angebracht hat, für die beste gehalten wird. Eine Abbildung der Lesterschen Häckerlingsmaschine findet man im I. Bde der 2ten Lieferung des Magazins aller neuen Erfindungen, Entdekkungen und Verbesserungen ꝛc., und in André's ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, 1819, 18 Heft,

einflußreich auf seine höhere Ausbildung, und dem genannten Gönner verdankte er auch die erste Versetzung nach einer dem Landschaftsmaler günstigern Gegend. Er war nämlich durch denselben dem Baron Olthoff in Stralsund empfohlen worden, welcher ihn nach Rügen und Stockholm führte, und dessen Haus für den jungen Künstler eine Schule guter Sitte und Gesellschaft wurde. Ein Neffe des Barons war Hackert's Schüler geworden, und als Begleiter desselben kam er 1765 nach Paris, wo eine neue Periode seines Künstlerlebens beginnt. Er erwarb sich hier theils durch sein Talent, theils durch seine anziehende Persönlichkeit Gunst und Beschäftigung, so daß er in Kurzem nicht allein seine eigene Exsistenz hinreichend gesichert hatte, sondern auch noch für den Unterhalt seines Zöglings sorgen konnte, dessen Oheim in unglückliche Umstände gerathen war. Auch ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb aus Berlin zu sich kommen und malte mit diesem besonders viel in Gouache, welche Manier damals in Paris sehr beliebt war. Seine Studien nach der Natur setzte er auf kleinen Ausflügen durch die Normandie und Picardie fort, und sobald er die Mittel erschwungen hatte, eine größere Reise unternehmen zu können, eilte er mit seinem Bruder nach dem Lande der schönen Natur und Kunst, Italien, und beide langten im December 1768 in Rom an. Hier wetteiferten die Meisterwerke der Kunst mit dem malerischen Reichthume der Natur, seine Aufmerksamkeit und Bewunderung und sodann seine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen. Mehrere Monate brachten die Brüder in Tivoli zu, durchstreiften von da die benachbarten Berge, und füllten ihre Mappen mit Zeichnungen und Studien, deren Vorarbeitung ihnen leicht von der Hand ging und sich einträglich bezahlt machte. Reifenstein, seit Winkelmann's Tode der Führer aller Fremden von Stande und Namen, wurde damals ihr Freund und beförderte in vieler Hinsicht die Annehmlichkeit und den Erfolg ihres ersten Aufenthalts in Rom. Im Frühling 1770 reiste das Brüderpaar nach Neapel, wo besonders der engländische Gesandte Lord Hamilton und dessen berühmtere Gemahlinn sie in ihre Gunst schlossen und ihnen mehrere Aufträge zu Zeichnungen und Gemälden ertheilten. Kurz nachdem sie wieder in Rom eingetroffen waren, hatte der russische General Schuwaloff von seiner Kaiserinn den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, welche so genau als möglich die von den Russen über die Türken erfochtene Seeschlacht bei Tschesme (5. Jul. 1770) und die hierauf erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten. Hackert übernahm diese Arbeit, die er nach seinem eigenen Plane auf sechs Darstellungen vertheilte, mit dem Beding, daß man ihm alle zu einer so fremdartigen Aufgabe gehörigen Details mittheilte. Dieser Forderung entsprach der Sieger von Tschesme, Graf Orlow, welcher damals mit einem Theile seiner Flotte nach Livorno kam, auf das großartigste, indem er als Modell für den Maler, eine russische Fregatte vor dem Hafen dieser Stadt in die Luft sprengen ließ. Das Aufsehen, welches dieses ungeheure, viele Monate vorher in allen Zeitungen angekündigte Modell erregte, trug nicht wenig dazu bei, Hackert's Namen mit ungemeiner Geschwindigkeit zu verbreiten, und die Seeschlacht von Tschesme legte den Grund nicht allein zu seinem Ruhme, sondern auch zu seinem Glücke, wenn wir dahin seine Wohlhabenheit und seine nachherigen glänzenden Verhältnisse an dem neapolitanischen Hofe rechnen wollen.

Nachdem der Künstler diese große Arbeit vollendet und seinen brüderlichen Gehilfen und Begleiter, welcher mit bestellten Gemälden nach London gegangen war, durch einen frühzeitigen Tod verloren hatte, suchte er sich durch Reisen und Naturstudien zu zerstreuen und zu stärken. Er besuchte 1774 Neapel wieder, wo der Ausbruch des Vesuvs seine Mappen mit neuen Skizzen bereicherte, und späterhin durchstreifte er die Gebirge des mittlern Italiens, von den neapolitanischen Gränzen der Abruzzen über die Apenninen bis nach Ravenna. Auf dieser Reise zeichnete er eine Ansicht von Cesena, dem Geburtsorte des Papstes Pius VI., die er nachher für diesen in Öl ausführte und sich dadurch dessen Gunst erwarb. Inzwischen war Hackert's jüngster Bruder, Georg Abraham, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, zu ihm nach Rom gekommen, und ließ es sich angelegen seyn, ihm den Verlust Johann Gottliebs zu ersetzen. Eine mit zwei Engländern 1777 unternommene Reise nach Sicilien war besonders fruchtbar für Hackert's Naturstudien, und das folgende Jahr führte ihn in entgegen gesetzter Richtung durch Ober-Italien bis in die Schweiz. Unterdessen hatte sich sein Ruf immer mehr ausgebreitet; alle bedeutende Fremde besuchten ihn; und obgleich er um diese Zeit die Preise seiner Gemälde beträchtlich erhöhet hatte: so waren doch immer für Holland, England, Teutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre Vorausbestellungen vorhanden. Auch fehlte es ihm nicht an Einladungen von hohen Häuptern, wie z. B. die Kaiserinn Katharina ihn unter glänzenden Versprechungen nach Rußland ziehen wollte, und ihm durch den Großfürsten und die Großfürstinn, welche 1781 Italien bereisten, ihren Antrag auf das Dringendste wiederholen ließ.

Im Frühlinge 1782 trat Hackert eine malerische Reise nach Neapel an, und wurde während seines dortigen Aufenthaltes durch den russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, dem Könige Ferdinand vorgestellt, welcher sogleich ein besonderes Wohlgefallen an den Arbeiten und der Persönlichkeit des Künstlers fand, und ihn bald nachher unter den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste nahm. Hackert gewann allmälig die Neigung und das Vertrauen seines neuen Herrn in einem hohen Grade, und machte sich demselben, besonders auf seinen Jagdzügen, unentbehrlich. Er und sein Bruder genossen einer ansehnlichen Pension und erhielten außerdem eine herrliche Wohnung in dem Palaste Francavilla auf der Chiaja, und es verging nicht leicht eine Woche, in welcher sie sich nicht irgend einer Auszeichnung ihres königlichen Freun-

des hätten rühmen können. Dagegen wußten sie sich aber auch diesem in vielen Angelegenheiten sehr über die Sphäre ihrer Kunst hinaus zu nützen und treue Diener, unter andern in der Anlegung einer Bibliothek und in der Verbesserung der Druckerei. In diesen häuslichen Verhältnissen lebten sie stets in Neapel, stets auf den Lustschlössern des Königs, stets auf in malerischen Ausflügen an den Küsten Kalabriens und Siciliens umherstreifend, bis zum Ausbruche der Revolution, welche die königliche Familie nach Sicilien versetzte. Hackert, von den Franzosen für einen Royalisten, von den Royalisten für einen Revolutionär genannt, rettete sich mit manchen Gefahren Marseillaisen und Kanonen nach Livorno. Hierauf lebte er sich in Florenz wieder ein, sein Bruder einen Kupferstichhandel unternahm. Er selbst kaufte sich in der Nähe der Stadt ein Landgut, auf welchem er den Rest seiner Tage verlebte. Sein Bruder ging ihm 1805 in dem Tode voran, und er folgte ihm im April 1807. Mehrere Monate vorher hatte ihn Schlagfluß seine Thätigkeit gehemmt.

Goethe charakterisirt Hackert mit folgenden Worten:

„Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glückes Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich bald und in ruhiger Kraft, eine unausgesetzte Bemühung brachten ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn jetzo sehen. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung Jedermann dienen und Niemand gehorchen mögen. Er wußte die Leute, wo er Menschen zu schätzen, ohne im Mindesten bedient zu sein. Dabei gewährte es ihm Vortheil zum zweiten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor allen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit welcher er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, wurde mit der Zeit ihm Anderen, indem sein sogleich sicheres Wesen den Umgang angenehm machte. Die besten Preise bezahlten und bezahlten ihm die besten Objekte nach, und Jeder war schon zufrieden, wenn er sich nur einen Theil jener großen Talente zugemessen hatte. So war Hackert gehoben, ohne beneidet zu werden, und konnte immer so leicht kommen, ohne den Neid zu fürchten. Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er wurde ihnen zugleich Lehrer, Führer und Gesellschafter. Sein Aufseres war seinem Innern ähnlich gebaut. Wohlgebaut prägte es sich stark, ohne steif zu sein, hoch, mit einem ernsten als gefälligen Anstande. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen, in der Verbindlichkeit besteht, ohne das Zudringliche von diesen zu haben. Der Diplomat sieht immer auch gegen die Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Entfernung, indem er, wenn er auch ihres Beistandes gewiß ist, doch ihren Widerstand vorzustellen hat. Hackert nicht vergessen, daß er ein Preuße und seinen Adel von der Miene des Königs sich zueignete. Er ahmte daher durch [illegible] Einfalt, Genauigkeit und Ausdauer den Besten nach, die uns aus dieser Nation bekannt geworden, und bewährte sie, indem sie den Begriff von ihm nehmen und nur an Ehre gereichen kann."

Hackert's künstlerische Würdigung ist in der Goethe'schen Darstellung gewiß überschätzt, so wie auf der andern Seite die neueste Kunstkritik ihn zu tief herabsetzen. Betrachten wir das, was er geleistet, in Zusammenhange mit seinem Leben, so gebührt ihm unstreitig die Anerkennung, die Vervollkommnung durch Zurückführung auf Natur und bestimmte Kunstregeln zu einer Vollkommenheit erhoben zu haben, welche alle gleichzeitigen Leistungen weit übertraf und den nachfolgenden in seinem Vaterlande als Vorbild gedient hat. Die Zahl seiner Gemälde in Öl und Gouache, und seiner Zeichnungen in Sepia ist sehr groß; und obgleich der Werth derselben ungleich ist, so zeigt sich doch nirgends in ihnen eine Spur des Verfalles seiner leichten und bestimmten Hand zu unförmiger Arbeit. Alle seine Werke zeugen von Fleiß und Liebe, und selbst den ungünstigsten Umständen, die er zuweilen auf Bestellung machen mußte, verstand er immer einige freundliche oder doch charakteristische Züge abzugewinnen. Sein Pinsel und Stift haben die Küsten von den Küsten der Ostsee bis zu denen von Sicilien in unzählbaren Studien, Skizzen und ausgeführten Bildern nachgebildet, und fast immer mit charakteristischer Treue. Sicherheit und Leichtigkeit. Die sämmtlichen Bände seiner künstlerischen Tagebücher, die Reise von Rom nach Neapel, und so viele andere ohne Zusätze und Veränderungen daraus entstandene Werke zu kennen, da ist er Meister in der Auffassung und Anordnung der Landschaft. Weniger glücklich zeigt er sich in eigenen Erfindungen; und obgleich alle seine Kompositionen aus Naturstudien bestehen: so fehlt ihm doch das Talent, die Natur aus ihren Fragmenten natürlich zusammen zu stellen. Das läßt sich auch schon oft aus den Vordergründen bemerken, die er seinen Prospekten zuweilen nach eigenen Ideen hinzu fügt.

Was sein Kolorit betrifft, so fehlt es demselben nicht an Lebendigkeit und Frische, aber wohl oft an Harmonie, besonders in der Verbindung der Vordergründe, die gewöhnlich zu stark und grell gegen die Fernen abstechen, mit den Hintergründen. Einige seiner Aquarellmalereien sind frei von diesem Vorwurfe und überhaupt zu seinen trefflichsten Arbeiten zu zählen. Übrigens führte er den Pinsel mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine so zweckmäßige Methode, daß es ihm dadurch möglich ward, so viele und doch so fleißig ausgeführte Arbeiten zu liefern. Seine Lüfte sind leicht, seine Fernen oft von vorschwebender Durchsichtigkeit, sein Baumschlag beweglich und nach der Blätterverschiedenheit deutlich behandelt, an den Felsen ist oft die Steinart angedeutet, und die Pflanzen der Vordergründe sind oft bis in die botanischen Details ausgemalt.

Nicht bloß im Malen, sondern auch im Restauriren hatte er besondere Einsicht. Davon zeugt sein Sende-

schreiben an den Ritter Hamilton Sull' uso della Vernice nella pittura [2]). Andre schriftstellerische Fragmente von seiner Hand finden sich in dem Goethe'schen Buche aufbewahrt.

Außer den Blättern, welche Georg Abraham Hackert nach Zeichnungen und Gemälden seines Bruders gestochen hat, gibt es eine Unzahl von bessern und schlechtern Nachbildungen derselben durch die Radirnadel und den Grabstichel. Wir nennen die Blätter von Eichler, Lorieux, Lacroix, Dunker, Volpato, Gmelin ꝛc. [3]) Er selbst hat mehrere kleine Landschaften radirt [4]). (*R.*)

Hackesia, s. Astrantia und Hacquet.

HACKET (John), stammte von einem alten schottischen Geschlechte ab, und war zu Westmünster 1592 geboren, studirte zu Cambridge, wo ihn der Bischof in sein Haus nahm, ward darauf Kaplan bei König Jakob I. und Prediger zu St. Andrews Holbrun, und 1631 Archidiakonus zu Bedford. Als das Parliament nach Jakobs Tode die Bischöfe abschaffen wollte, brachte er es durch seine Vorstellungen bei dem Unterhause dahin, daß die Bischöfe in ihren Würden blieben, er selbst aber wurde in Verhaft genommen und flüchtete sich nach wieder erhaltener Freiheit auf das Land, bis Karl II. wieder an die Regirung kam; darauf erhielt er das Bisthum Lickfield und Coventry, und starb im Jahre 1670, nachdem er dem Trinity College zu Cambridge 1200 Pfund, und der dortigen Bibliothek seine Bücher, die man 1500 Pfund schätzte, vermacht hatte. Er war ein guter Theolog und Philolog, hielt es zwar nicht mit den Remonstranten, that ihnen aber auch kein Leid, und wünschte eine Vereinigung der christlichen Kirchen, ob er gleich keine Möglichkeit dazu sah. Er starb am 28sten October 1670. Man hat von ihm das Leben des Erzbischofs William, unter dem Titel: Scrinia reserata, or a memorial of John William, Arch-Bishop of Yorck. Lond. 1693. fol., auch eine Sammlung Predigten, welchen ein gewisser Plume Hacket's Leben beifügte. (*Rotermund.*)

HACKHOPFEN nennt man denjenigen Hopfen, welcher im Jahre zwei Mal behackt und ein Mal gedüngt wird, im Gegensatze des Grashopfens. (*Schilling.*)

HACKING, 1) Dorf im Viertel unter dem Wiener Walde des Landes unter der Ens an dem Flüßchen Wien, der teutschen Ordenscommende in Wien gehörig, mit einer Sohlen- und Kalblederfabrik und einem schönen Wäldchen von weißen Maulbeerbäumen, welches die Kaiserinn Maria Theresia zur Beförderung der inländischen Seidenraupenzucht angelegt hat. — 2) Dorf im Lande ob der Ens, in dem Hausruckviertel, am Flusse Aschach, welches zum Werbbezirk Aschach, zur Herrschaft Erlach und zum Stift Lindach gehört und nach Hartkirchen eingepfarrt ist. (*Rumy.*)

HACKINSACK, Hauptort der Neujersey Grafschaft Bergen an dem gleichnamigen Küstenflusse, der aus Neuyork her strömt, sich in die Newarkbai ergießt und bis an die Baien des Orts große Fahrzeuge trägt. Er besitzt ein Rathhaus, worauf die Grafschaftsgerichte gehalten werden, 1 Gefängniß, 2 Kirchen, worin noch holländisch gepredigt wird, 1 Akademie, und 1,918 Einw., die von den Holländern zum Theil fortstammen und Krämerei treiben. (*G. Hassel.*)

HACKMANN (Jakob), der Sohn eines Schreib- und Rechnenmeisters, war zu Otterndorf im Lande Hadeln im Jahre 1610 geboren, besuchte das dortige Lyceum und einige andere Schulen, zog 1634 auf die Universität Wittenberg, studirte neben der Theologie die spanische, griechische, hebräische, chaldäische und arabische Sprache, und erhielt im März 1637 die Magisterwürde. Im Begriff, Adjunkt der dortigen philosophischen Fakultät zu werden, bekam er einen Ruf zum Predigtamte im Holsteinschen und zugleich einen andern, den er auch annahm, nach Altenwalde im Herzogthume Bremen. Dieses Amt hatte er nur wenige Jahre verwaltet, so verlangte man ihn 1641 als Prediger nach Amsterdam, und gleich darauf auch als Hauptpastor an die Nikolauskirche in Stade; er zog die letzte Stelle vor. Als ein eifriger Verfechter der Orthodoxie, bekam er mit seinem Collegen M. Gerhard Ramm über dessen 1654 gedruckte Predigt, Jesus Episcopus, vielen Streit*); er predigte nicht allein dawider, sondern setzte auch 40 Anmerkungen auf, die er unter dem Namen Carneadis Cyrenaei Antitragus, 1655 der Welt vorlegte, und da er von der theologischen Fakultät zu Jena, auch von zwei andern Gegnern scharf beurtheilt wurde, vertheidigte er sich in einer Schrift, Correctio Caco-Censoris. Eben so bekam er auch mit dem Generalsuperintendent und Licent. Mich. Havemann und mit dem Mag. Johann Fischer Streit. Er erlebte in Stade 1645 die Einnahme der Stadt durch die schwedenschen Truppen, 1657 durch die dänemarkschen, und 1659 den großen Brand dieser Stadt. Im Jahr 1658 ward er Senior des Ministeriums, 1669 königlich schwedenscher Consistorialrath, stand bis in das 61ste Jahr im Predigtamte, und starb den 30. Sept. 1698. Unter seinen Schriften, die man in meinem gelehrten Hannover, Bd II. S. 209 f. findet, ist sein Stada Tabeerae s. igne castigata, d. i. Denkmal der großen Stade'schen Feuersbrunst, Stade 1661. 4. 14 Bog., wegen der historischen Anmerkungen noch jetzt brauchbar. (*Rotermund.*)

HACKNEY, eins der Dörfer, die in der britischen Grafschaft Middlesex um London her liegen, und durch an beiden Seiten bebauete Straßen dergestalt mit der ungeheuern Metropolis verbunden ist, daß es jetzt nur eine Vorstadt auszumachen scheint. Zu seiner Pfarrkirche gehören 5 Weiler; außerdem hat es im Weiler Clapton das Irrenhaus Broke House, den St. Johns palace, einst ein Sitz der Johanniterritter, mehrere Bet-

2) Übersetzt von Riedel (Dresden 1801. 4.). 3) Eine große Auswahl derselben liefert der Winckler'sche Katalog. 4) Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe. Tübingen 1811. 8.

*) S. Pratje's Relig. Gesch. der Herzogth. Bremen und Verden, III. Abschnitt, 2te Hälfte, S. 26 folgg.

disputt. theol. et philologg. (Altorf. 1663. 4.), ganz im Geiſte der früher erwähnten Schriften.

(*A. G. Hoffmann.*)

HACKWALD — auch HAUBERGE genannt — iſt Niederwald, welcher nach der Abholzung einige Zeit zum Getreidebaue benutzt wird, indem man zwiſchen den abgeholzten Stöcken den Boden umhackt und beſäet. Es iſt die Hackwaldwirthſchaft in Franken und Schwaben gebräuchlich, vorzüglich in der Gegend von Siegen, wo ſehr beträchtliche Flächen von ihr eingenommen werden. Ihr Urſprung verliert ſich in die Vorzeit, denn ſchon eine naſſau'ſche Verordnung von 1562 regelt die Behandlung der Hauberge. Sie iſt in der neuern Zeit vielfach beſchrieben und auch zur größern Ausdehnung empfohlen, um ſtark bevölkerten waldreichen Gegenden das Mittel zu geben, die nöthigen Nahrungsmittel zu gewinnen, wenn der Boden die Umwandlung des Waldes in bleibendes Ackerland nicht geſtattet; ſie kann aber wohl nur unter gewiſſen Umſtänden als empfehlenswerth betrachtet werden.

Die Hackwaldwirthſchaft iſt wahrſcheinlich im Siegenſchen entſtanden. Dieſer Landſtrich, reich an Bergbau und Hütten, hatte eine ſehr ſtarke Holzkonſumtion, welche die Umwandlung der Hochwälder in Niederwald herbeiführte, indem der Bedarf an Kohlen nicht mehr erlaubte, das Holz ganz auswachſen zu laſſen. Die gebirgige Gegend machte die Ausdehnung des Ackerbaues durch Rodung des Waldes zu Ackerland, ſo weit, daß er der anwachſenden Bevölkerung genügt hätte, unthunlich. Man kam daher auf die Idee, den Boden zwiſchen den abgetriebenen Mutterſtücken umzuhacken, und ihn einige Jahre mit Roggen oder Buchweizen zu beſäen, bis die wieder hervortreibenden Wurzel- und Stammausſchläge ſo groß wurden, daß ſie die Getreidebenutzung hinderten, wo dann der Schlag liegen blieb und als Wald behandelt wurde. Da man das ſchwache Reißholz nicht benutzen konnte und die düngende Kraft der Aſche bemerkte, ſo wurde das ſchlechtere, wenig Werth habende Holz, wie auch zum Theil noch jetzt geſchiehet, auf Haufen gebracht, angezündet und zugleich dadurch der abgeſchälte, getrocknete Raſen mit verbrannt, und die Aſche dann mit einem eiſernen Haken — Hainkratze — über den Schlag verbreitet. Hierauf erfolgt die Getreideſaat, gewöhnlich das erſte Jahr mit Buchweizen, das folgende mit Roggen.

Die Hauberge ſind Privateigenthum. Vor der Haubergsordnung von 1567 bewirthſchaftete jeder Eigenthümer ſein Stück in gleicher Art nach Willkür. Da jedoch alle Stücke ſehr unter einander lagen, ſo wurde es unmöglich, die jungen Schläge gehörig gegen das Vieh, das Getreide gegen Verhämmung durch das anſtoßende alte Holz zu ſchützen, weßhalb die Haubergsordnung erlaſſen wurde, wodurch nicht bloß die Zuſammenlegung aller Schläge erfolgte, ſondern auch die Haubergswirthſchaft zweckmäßiger geregelt wurde. Der ganze, einem Dorfe gehörige Hackwald wurde als ein Ganzes zuſammen gelegt, wovon jährlich ein beſtimmter Theil, $\frac{1}{17}$ — $\frac{1}{20}$ der Fläche, in einem Schlage oder in mehreren, abgeholzt wurde. Von dieſem Schlage bekam ein jeder Intereſſent nach Maßgabe der ihm früher gehörigen Fläche einen gewiſſen Antheil. Um die Vertheilung bewirken zu können, theilte man jeden Schlag in eine gewiſſe Anzahl Stammjähne, — deren Zahl niemals über 16, gewöhnlich weniger iſt. Dieſe Stammjähne waren anfangs wahrſcheinlich Antheile der Intereſſenten, ſo daß jeder Theilhaber einer Stammjahn erhielt. Da jedoch in der Folge durch Erbtheilung und Verkauf auch dieſe Stammjähne wieder mehrere Beſitzer erhielten, ſo wurde jeder wieder in gewiſſe Theile getheilt, die man entweder mit einem beſtimmten Fruchtmaße oder einer Geldmünze bezeichnet. Wenn z. B. ein Jahresſchlag in 4 Stammjähne getheilt iſt, und jeder Stammjahn in 12 Albus, ſo hat ein Einwohner des Dorfes, welcher für 3 Albus Haubergsgerechtigkeit kauft, das Nutzungsrecht von $\frac{1}{48}$ der Fläche eines Jahresſchlags. Es kann auf dieſe Art wohl das Nutzungsrecht getheilt werden; in Hinſicht der Wirthſchaftsführung aber ſind die Hauberge als untheilbares, mehreren Mitgliedern einer Kommune gehörendes, Privateigenthum zu betrachten.

Wo man den Wald mit Vortheil als Niederwald behandeln kann, der Ackerbau wegen gebirgiger Beſchaffenheit der Gegend und Armuth des Bodens nicht mehr durch Rodung zu immerwährendem Acker auszudehnen iſt, hinreichende Bevölkerung die Mittel darbietet, den Boden mit der Hacke zur Getreideſaat zu bereiten, da iſt der Hackwald gewiß eine vortheilhafte Art der Wirthſchaft. Unter andern Verhältniſſen ihn aber einführen zu wollen, wie z. B. für Würtemberg der Vorſchlag gemacht wurde, dürfte dagegen nicht vortheilhaft ſeyn, indem man mehr Frucht und mehr Holz erziehen wird, wenn man die Waldfläche lieber verkleinert, indem man die fruchtbarſten, zu Acker ſich eignenden Stellen umwühlt und robet, den bleibenden Wald aber als regelmäßigen Hoch-, Mittel- oder Niederwald behandelt, da es ſelten nützlich iſt, ganz geſchloſſene Holzbeſtände in den Haubergen zu erziehen, wovon die am beſten bewirthſchafteten Siegener Hauberge den Beweis führen.

(*W. Pfeil.*)

HACQUET (Belsazar*)), ein Naturforſcher und Geograph. Er war zu le Conquet in der Bretagne 1739 geboren, war aber ſchon, man weiß nicht wie, nach Öſtreich gekommen, und diente ſchon im ſiebenjährigen Kriege als Wundarzt in der Armee. In der Folge verließ er gegen die Abſichten des berühmten Swieten, der ihn für den Generalſtab zu behalten wünſchte, dieſe Laufbahn, wurde Profeſſor der Anatomia, Chirurgie und Hebammenkunſt am Lyceum zu Laibach, dann 1788 Profeſſor der Naturgeſchichte zu Lemberg, eine Stelle, die er 1810 aufgab, um den Reſt ſeines Lebens in literariſcher Muße zu Wien, wo ihm die Schätze der dortigen

*) Nicht Balthaſar, wie die vaterl. Blätter 1815. S. 53 berichtigen. Auch ſteht der Taufname richtiger auf dem Kupferſtiche von Hale Berlin 1797. Nach dem Nekrolog in der A. L. Z. Ergänz. Bl. 2. S. 69 ſoll er zu Metz geboren ſeyn, welches indeß Ridini beſtreitet.

Bibliothek und Kunstanstalten offen standen, zuzubringen. Mehrere gelehrte Gesellschaften eilten, ihn in ihren Schooß aufzunehmen: er war auch beständiger Secretär der k. k. Societät der Agrikultur und Künste, und beschloß sein thätiges Leben am 10. Januar 1815 zu Wien. Hacquet hat fast alle östreichschen Staten mit der größten Aufmerksamkeit durchreiset. Während seiner Reisen, welchen er 3 Monate des Jahres widmete, und durchaus zu Fuß machte, stieß er häufig auf Schwierigkeiten und hatte zuweilen unerwartete Gefahren zu bestehen. Die Bewohner von Kärnthen sahen in ihm einen Ketzer, und zeigten ihn als solchen der Behörde an. Indeß hinderte ihn nichts, seine den Wissenschaften geweiheten Reisen nach einem gewissen vorgesteckten Plane, den besonders Maria Theresia und Joseph II. durch Geldunterstützungen förderten, fortzusetzen. Das, was ihm ein vorzügliches Verdienst um die Monarchie, der er angehörte, erwarb, war die einheimische Erzeugung der Flintensteine, die man bis dahin mit großen Kosten für das Heer aus Frankreich ziehen mußte, und deren Mechanism er zuerst den Östreichern kennen lehrte. Er war als biederer, großherziger Mann hoch geachtet; seine Thätigkeit war ohne Beispiel, sein Urtheil unbefangen und frei, meistens auf Thatsachen sich gründend: und er würde gewiß den ersten Naturforschern an die Seite zu stellen seyn, wenn er nicht als Anatom sich zu fest an die Außenseite der Natur, ihre materiellen Kräfte gehalten, und darüber die geistigen so sehr verkannte und aus der Acht ließ, daß er nicht zu jenen Ansichten gelangen konnte, die sich dem Auge des tiefer blickenden oder philosophischen Naturforschers durch den Nebel der spekulirenden Vernunft darbieten. Ein Bonnet war er nicht. Seine vornehmsten Schriften sind: 1) Oryctographia carniolica, oder physikalische Geographie von Kärnthen, Istrien und einem Theil der benachbarten Länder, Leipzig, 4 Bände in 4. mit Karten und Figuren, 1776, 1781, 1785 und 1789; 2) physikalisch-politische Reise auf die dinarischen, julischen, karnischen, rhätischen und norischen Alpen, gemacht in den Jahren 1781 und 1783, 4 Bände in 8. mit Figuren und Karten, Leipzig, 1785, 1787; 3) Reise durch die norischen Alpen in Bezug auf Physik, gemacht vom Jahr 1781 bis zum Jahr 1786, 2 Bände in 8. Nürnberg. 1791. 4) Neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1794 und 1795 durch die dacischen und sarmatischen oder nördlichen Karpathen. Nürnberg. gr. 8. 4 Theile, 1796 mit 6 Kupfern. 5) Mineralogische und botanische Reise auf den Berg Terglou in Kärnthen und auf den Berg Glockner in Tyrol, gemacht im Jahr 1779 und 1781, ein Oktavband mit Figuren. Wien 1784. 6) Plantae Alpinae Carnioliae. Wien 1782. 4. 7) Über Versteinerungen von Schmalthieren, die sich in ausgebrannten feuerspeienden Bergen finden. Nürnb. 1790. 8. 8) Beschreibung der Flintensteine. Weimar 1780. 8. Diesem fleißigen Schriftsteller, der außerdem noch eine Menge Abhandlungen in Zeitschriften geliefert hat, zu Ehren hat Reker eine Pflanzengattung Hacquetia aufgestellt, welche aber von der Gattung Astrantia nicht generisch verschieden und daher eingegangen ist. Sein Nekrolog von Ribini in den vaterl. Bl. 1815. S. 53 und A. L. Z. Ergänz. Bl. 9. S. 69.

(*Sprengel u. Brehme.*)

HACSAVA (spr. Hatschawa), slowakisches Pfarrdorf in Oberungarn diesseits der Theiß, Gömörer Gespanschaft, Kleinhonter Comitats-Bezirk, an dem Flusse Rima, mit 34 Häusern, 46 Familien und 300 luther. Einwohnern. Die Einwohner zeichnen sich durch Thätigkeit aus: die meisten von ihnen sind Drechsler, die hölzerne Scheiben, Teller, Mörser und andere Hausgeräthe, vorzüglich aber die in Ungarn auf Reisen sehr gewöhnlichen hölzernen Weinflaschen, die den Namen Veres Gyurko (spr. Djurko) führen, in Menge drechseln. Es befindet sich hier eine Sägemühle. Das Ortsgebiet ist bergig und die Äcker und Wiesen liegen den Rücken der Hügel hinan. In den hiesigen Bergen gräbt man von Zeit zu Zeit Granaten und Topasen aus. (Ungrisches Magazin von Windisch, IVs Heft. S. 252 ff.). Das Dorf gehört mehreren Herrschaften, den größten Theil besitzt aber die gräfliche Familie Vass (spr. Wasch)*). (*Rumy.*)

HACZFELD, HATZFELDS ZSOMBOLY (spr. Schombolj). Marktfl. in Oberungarn jenseits der Theiß, Torontaler Gespanschaft, Török-Kanischaer Comitatsbezirk, der adeligen Familie Csekonics (spr. Tschekonitsch) gehörig, mit einer katbol. Pfarre und Kirche und einer herrschaftlichen Bibliothek. Der fruchtbare, aus Thon und Humus gemischte Ackerboden erzeugt vorzüglich guten Weizen, der auf den Wochenmärkten zu Török-Becse abgesetzt wird. (*Rumy.*)

HADAD (הֲדַד), 1) Name einer syrischen Gottheit, wovon oben u. d. W. Adad, I. 356. Er findet sich deßhalb auch in den Eigennamen syrischer Könige, Ben Hadad (Sohn d. i. Verehrer des Hadad) und Hadad-Eser, u. m. a. Josephus nennt auch die Könige, welche in der Schrift Ben-Hadad genannt werden, bloß Hadad, und Nikolaus Damascenus (in Jos. Archäol. VII. 6.) erwähnt eines syrischen Königs dieses Namens zur Zeit Davids. 2) Ein Edomiter von königl. Stamm, der bei dem von Joab in Edom angerichteten Blutbade als Kind entkommen, in Ägypten erzogen, mit der Schwester Pharao's vermählt und von Pharao sehr begünstigt war, unter Salomo aber zurückkehrte, und sich unabhängig zu machen suchte (1. Kön. 11, 14—21.), ohne daß dieses jedoch von Erfolg gewesen zu seyn scheint, da wir unter Jerobeam keine Könige, sondern nur Statthalter daselbst finden (1. Kön. 22, 48.). Auch sonst kommt Hadad von idumäischen Fürsten vor (1. Chr. 1, 50.).

(*Gesenius.*)

HADAD-ESER (הֲדַדְעֶזֶר d. i. dem Gott Hadad hilft, s. Hadad, vgl. Asarja, dem Jehova hilft, Hasdrubal, dem Baal hilft), König von Aram Zoba, d. i.

*) Der Name Hacsava bezeichnet eigentlich einen einzelnen schmalen Wasserkanal für Mühlen und Eisenhämmer, und diesen Namen erhielt der Ort wahrscheinlich wegen der benachbarten Eisenhämmer.

nicht, wie seit Michaelis fast allgemein angenommen wurde, Nesibis in Mesopotamien, sondern ein Landstrich zwischen Damaskus und Haleb, der sich bis an den Euphrat erstreckte*). David schlug ihn, der ausgezogen war, seine Hand gegen den Euphrat zu wenden (2 Sam. 8, 3.), nebst den verbündeten Damascenern, und eroberte unter andern viel Erz. (2 Sam. 8, 3—12. 1. Chron. 19, 3—10.). Eben so glücklich war ein späterer Krieg Davids gegen die Ammoniter, welchen Hadadeser seinen Feldherrn mit Miethstruppen aus Mesopotamien geschickt hatte (2. Sam. 10, 16 ff.). An mehreren Stellen steht statt Hadad-Eser im Texte Hadar-Eser הדרעזר, welches aber offenbare Corruption ist, wie schon die Bedeutung des Namens zeigt. (*Gesenius.*)

HADAD-RIMMON (הֲדַד־רִמּוֹן), Name einer Ortschaft in der Ebene Megiddo im nördlichen Palästina, wo der König Josias in einer Schlacht blieb. Nur Zach. 12, 11. vgl. 2. Kön. 25, 29. Hieronymus zu Zach. a. a. O. gibt als späteren Namen des Ortes Maximianopolis an, welcher Ort nach dem Itin. Hieros. 17 römische Meilen von Cäsarea, und 10 von Jesreel lag†). (*Gesenius.*)

HADAMAR, 1) Stadt und Amtssitz an der Els in dem Herzogthume Nassau. Sie liegt höchst angenehm, und ist mit verfallnen Mauern umgeben, im Innern altfränkisch gebauet, mit 1 Schlosse der längst erloschenen nassau-hadamarschen Linie, worin das Pädagogium, das 7 Lehrer hat und viele treffliche Männer gezogen hat, seinen Sitz hat; außerdem sind 1 evangel., 1 kathol. Kirche, letztere sehr geräumig und aus dem 16ten Jahrh. originirend, 330 Häuser und 1600 Einw. vorhanden. Diese unterhalten 1 Buchdruckerei, 3 Tabaksfabriken, 1 großen Eisenhammer, 1 Papiermühle, Leinen- und Strumpfweberei und andre Gewerbe, treiben auch Krämerei und halten Märkte. Der Ursprung des Orts verliert sich in die Nacht der Vorzeit: es wurde Residenz einer nassau'schen katholischen Linie 1606 und blieb es bis zu deren Aussterben 1711. (*Pauli.*) 2) Das Amt, welches einen Theil des vormaligen Fürstenthums Hadamar, aber auch andre Parzelen begreift. Es liegt auf dem Westerwalde, wird von den Ämtern Weilburg, Runkel, Limburg und Meudt umgeben, von der Els durchflossen, und hat einen wellenförmigen, nicht eben fruchtbaren Boden, doch gute Viehzucht und Obstbau. Nach dem Statshandbuche hält es 41,669 Morgen, wovon 195 Wohnplätze, 161 Gärten, 22,395 Äcker, 5276 Wiesen, 3609 Weiden, 26 Triften, 9713 Wald und 294 steuerfrei. Die Zahl der Einwohner belief sich 1825 auf 14,339 in 3350 Familien, 1821 auf 13,072 in 3082 Familien, worunter 221 Evangelische, 12,678 Katholiken, 7 Mennoniten und 160 Juden; die Zahl der Wohnplätze auf 1 Stadt, 28 Dörfer und 47 einzelne Höfe, worin 2526 Wohnhäuser, 30 Kirchen und 3956 Nebengebäude standen. An Vieh sind 1821 gezählt: 683 Pferde, 22 Esel und Maulesel, 7660 Rindvieh, 9025 Schafe, 1383 Schweine, 431 Ziegen und 445 Bienenkörbe. Das Steuersimplum beträgt 8869 Gulden 13 Kreuzer. Das Amt zerfällt in 28 Gemeindebezirke. (*Pauli.*)

HADAREM, ein Stamm der Dankoli in dem Küstenlande von Habesch, der in den die Salzebene begränzenden Bergen wohnt und 200 Krieger in das Feld stellen kann. (*H.*)

HADARNIEL, bei den Talmudisten, ein Engel des Firmaments von ungeheurer Größe. Er gehört zu denen, die über das Feuer gesetzt sind, und bei jedem Worte, das er spricht, fahren zwölf tausend Blitze aus seinem Munde. Als er den Moses erblickte, der auf Gottes Befehl durch das Firmament wandelte, um das Gesetz zu empfangen, redete Hadarniel ihn mit ungestümen Worten an: Was hast du an dem Orte der oberen Heiligen zu suchen? Da erschrak Moses so sehr, daß die Thränen ihm aus den Augen flossen und er von der Wolke, die ihn trug, herabfallen wollte. Aber Gott erbarmte sich seiner und sprach zu dem Hadarniel: Von dem Tage an, da ich euch erschaffen habe, seid ihr zänkisch gewesen. Als ich im Anfange den Menschen erschaffen wollte, habt ihr euch beklagt und gesprochen: Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest? Deßwegen habe ich mich über euch erzürnet und euch haufenweise verbannt. Und nun zanket ihr mit demjenigen, der meinem Hause getreu ist, und hier her kommt, um das Gesetz für meine auserwählten Kinder zu empfangen, und wenn dieses Gesetz nicht wäre, so hättet ihr keine Wohnung in dem Firmament. Da beruhigte sich Hadarniel und ging als Botschafter vor dem Moses her, wie ein Jünger vor seinem Meister. Gebückt schritt er vor ihm her, bis er zum Feuer des Engels Sandalfon gekommen war. Da sprach er: Gehe zurück, denn ich kann mich wegen des Feuers des Sandalfon hier nicht aufhalten, daß er mich nicht verbrenne*). (*R.*)

HADDINGTON, ein Grafentitel, der dem Hause Hamilton in Scotland gehört. Von den Hamiltons, die diesen Titel vorzugsweise geführt, zeichnen wir nur aus: 1) Thomas, den ältesten Sohn Thomas Hamiltons von Priestfield, war 1563 geboren, und widmete sich den Rechten seines Vaterlandes mit solchem Erfolge, daß er zu seiner Zeit für den scharfsinnigsten Richter und besten Juristen in Scotland galt. Er bekleidete seit 1592 die oberste Richterstelle bei dem court of Session, wurde 1616 dessen Präsident, 1626 Geheimerath und starb 1637. 2) Die Lady, eine Tochter des Grafen Gaspard Coligny, Urenkelinn des berühmten Admirals, eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, merkwürdig durch ihre weiblichen Talente, ihren Witz und ihre

*) S. *Michaelis* de Syria Sobaea, in dessen Commentt. in Soc. Scientiar. Gotting. per annos 1763—68 praelectis. Bremae 1769. 4. S. 67 ff., und dagegen Rosenmüller bibl. Alterthumskunde II. S. 144. 250, wo die ältere Meinung von *Hyde* ad *Peritsol* itin. mundi cap. 8. pag. 5. und And. mit überwiegenden Gründen vertheidigt wird.

†) s. Reland's Palästina. S. 891. 892.

*) Parascha Mischpatim im großen *Jalkut Rubeni.* 107. 2. 3. Pesikta rabbetha. 35. 2—4. Eisenmenger's entdecktes Judenthum. I. S. 308 ff. Majer's mythol. Lexikon.

Schicksale, heirathete den dritten Grafen Haddington, nach dessen Tode 1651 sie sich zum zweiten Male mit Gaspard Champagne, Grafen von Suze, einem Huguenotten verband, aber schon 1653 scheiden ließ, nun katholisch wurde und 1673 starb. (*G. Hassel.*)

HADDINGTON (John Ramsay), ein Bruder Georgs, des ersten Lord Ramsay, lebte am Hofe Königs James V. von Scotland (I. von England). Er machte sich um denselben hoch verdient, indem er bei dem Überfalle des Grafen Gowrie und dessen Bruders Alexander Ruthven 1600 den König rettete, ihn von Ruthven, mit dem er rang, losmachte und Gowrie niederstieß. Der König vergaß ihm diesen Dienst nie, erhob ihn zum Viscount Haddington, überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen und blieb bis an seinen Tod 1625 sein Gönner. Nach Wilh. Harris in den histor. account of the life and writings of James I. etc. Lond. 1754. 8. (*G. Hassel.*)

HADDINGTON, 1) auch EAST LOTHIAN, eine Seeprovinz und der östliche Theil der vormaligen Shire Lothian, die von 14° 37′ bis 15° 20′ östl. Länge und 55° 44′ bis 56° 4′ nördl. Br. reicht, im N. W. an den Frith of Forth, im N. O. an das teutsche Meer, im S. O. und S. an Berwick, im W. an Edinburgh stößt, und nur 13$^{96}$ QMeilen groß, mithin eine der kleinsten scotischen Grafschaften ist. Die gewellete, im S., wo sich das Lammermoor mit dem 1615′ hohen Spartlehill erhebt, gebirgige Oberfläche hat nur einen dürren und sandigen Boden, der jedoch leicht Verbesserungen annimmt, und ist auch zum Theil ganz gut angebauet; die Flüsse Biel und Tyne bewässern ihn, und am Frith öffnen sich in kleinen Baien gute Hafen. Der Ackerbau, der mit vieler Umsicht betrieben wird, liefert vorzüglich Weizen, Garten- und Hülsenfrüchte und Flachs: man bauet Turnipse und andre Futterkräuter, brennt am Meere Tang, und unterhält eine bedeutende Hornvieh- und Schafzucht, welche Thiere besonders auf dem Lammermoore eine ihnen sehr zusagende Weide finden. Die Dörfer am Strande nähren sich zum Theile von der Fischerei, die auf Häringe, Hummern und Austern geht. Das Land gehört hier, wie überall in Scotland, den Baronen, aber die Pachter, die für ihre Produkte einen leichten Absatz im nahen Edinburgh finden, sind wohlhabend, der Kunstfleiß ist unbedeutend, man unterhält einige Tuchweberei und Papiermühlen. Die Volksmenge belief sich bei dem Census von 1821 auf 35,127 Köpfe, worunter 16,828 männlichen, 18,299 weiblichen Geschlechts; der Familien waren 7934. 1811 waren erst 31,164 gezählt. Überall hört man das Broad Scots. Die Grafschaft, die in 24 Kirchspielen 3882 Häuser enthält, sendet 1 Deputirten zum Parliament und zahlt jährlich an Grundsteuern ein Assessmentquantum von 168,000 Pf St.; die übrigen königl. Gefälle mögen 200,000 Pf betragen. Keine der scotischen Grafschaften zählt so viele schöne Landsitze nach Pitfour und dem Edinb. Geg. 2) Ein Burgflecken und der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, der mit Dunbar, Rothberwick, Jedburgh und Lauder ein gemeinschaftliches Parliamentsglied stellt. Er liegt am reißenden Ty besteht aus 4 Straßen, die sich in rechten Wink durchkreuzen, hat 1 alte gothische Kirche, 1 Stadt- u 1 Grafschaftshaus, wo die Gerichte gehalten werd 1 Grammatikalschule, 1 Vorstadt Nungate, die mit Stadt durch eine Brücke von 3 Bogen zusammen hän 680 Häuser und 4910 Einw., die 4 Jahr- und 1 W chenmarkt halten. Die vormalige starke Tuchweberei abgenommen, dagegen findet man 1 weitläuftige Bra weinbrennerei. Von der ½ Meilen entfernt gewesen Abtei Haddington ist jede Spur verschwunden, auch si man nichts weiter von den Festungswerken, die sie Mittelalter umgaben. In der Vorstadt Nungate ist d berühmte John Knox geboren. (*G. Hasse*

HADDO, eine kleine Stadt oder Ortschaft in d scotischen Grafschaft Aberdeen, wovon der älteste So des Grafen Aberdeen den Titel Lord Haddo führt. (*G. Hasse*

HADDON (Walter), ein gelehrter Engländer d 16ten Jahrh., welcher sich besonders durch seine cice nianische Latinität berühmt gemacht*), war 1516 v einer guten Familie aus der Grafschaft Buckingham g boren und bekleidete verschiedene Professuren an d Universität Cambridge, zuerst des bürgerlichen Rech dann der Rhetorik. Sein Eifer für die Reformati empfahl ihn dem König Eduard VI., und dieser bef derte ihn bis zum Präsidenten des Magdalenencollegiu von Oxford. Aber Maria's Thronbesteigung vermoc ihn, diesen Posten unabberufen aufzugeben. Elisab eröffnete ihm wieder glänzende Aussichten. An den H gezogen, bekleidete er mehrere hohe Ehrenstellen u wurde 1566 als Abgesandter nach Brügge geschickt, u dort den unterbrochenen Verkehr zwischen England u den Niederlanden wieder anzuknüpfen. Er starb 157 verehrt wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamke Hadden hat sich wesentliche Verdienste um die Belebu des Studiums der klassischen Sprachen in seinem Vat lande erworben. Als Schriftsteller gehört er mehr f ner Zeit, als der Ewigkeit an. Wir nennen seine kl neren vermischten Aufsätze: Lucubrationes. Lond. 156 4. Poemata, ebend. 1576. 8. Als theologischer Auct hat er Theil an der von John Fox 1571 herausgegeben Übersetzung der englischen Kirchengesetze in das Latei sche, Reformatio Legum Eccles. Auch lieferte er d Streitschrift: Admonitio ad Elizabetham, Reg. An (contra Osorium). Lond. 1563**). (*H*

HADELICH (Siegmund Lebrecht), ein fleißig Sprachforscher und außerdem vielseitig beschäftigter L rer der Kameralwissenschaften und Schriftsteller über r turgeschichtliche, physikalische, ökonomische, politische u moralische Gegenstände, war 1754 zu Frohnder in Ki sachsen geboren und begab sich nach Vollendung sein Studien nach Erfurt, wo er erst die hebräische Sprac

*) Königin Elisabeth soll bei einem Streit über d Vorzug der Latinität des Buchanan und des Haddon ge haben: Buchananum omnibus antepono. Haddonum nemini po pono. ** Biogr. Brit. und Biogr. univ.

nachher als ordentlicher Professor die Kameralwissenschaften lehrte. Daneben bekleidete er auch die Stelle eines Oberbürgermeisters und starb 1783. Seine kleineren und größern Abhandlungen in lateinischer und teutscher Sprache finden sich zerstreut in den Erfurter Gelehrten Nachrichten, in den Erfurter, Hamburger, Wiener, Braunschweiger und andern Wochenblättern, in Beckmann's Beiträgen zur Ökonomie, oder sind als akademische Programme gedruckt. Wir nennen davon, der Kuriosität halber, folgende: America dudum ante Columbi tempora veteribus Rabbinis nota. Rabbini e tenebris Talmudicis vocantes. De Solano in Prophetis passim obvio. De acaciis earumque usu apud Ebraeos. De tormento militari Erfordiensi, quod insigne est antiquitatis monumentum etc.*) (*R.*)

HADELN, ein Bestandtheil des Königreichs Hannover und zwar gegenwärtig der Landdrostei Stade. Das Ländchen gränzt im Norden an die Elbe, im Osten ans Amt Neuhaus, im Süden ans Amt Bederkesa, im Westen an das Klosteramt Neuenwalde, Land Wursten und Ritzebüttel. Es enthält 6 QM. und 14,960 Einwohner. Der Medemfluß durchströmt das Land und fließt unterhalb Otterndorf in die Elbe. Der Boden ist größten Theils Marsch, im Süden findet man Moor. Hadeln besteht aus 3 Ständen, dem Hochlande mit 5 Kirchspielen, dem Siedlande mit 4 Kirchspielen und dem Weichbilde Otterndorf. — Das Hochland enthält die Kirchspiele Altenbruch, Ludwigworth (wo von 1590 bis 1644 die Festung Franzenburg bestand Nordlede, Neuenkirchen, Osterbruch, Wester- und Osterende, Otterndorf. Im Siedlande sind die Kirchspiele Flienworth, Westerende und Osterende, Odisheim, Steinau und Wanna. Den dritten Stand macht die Stadt Otterndorf (400 Häus., 1760 Einw.) aus, ein volkreicher Ort, der gute Nahrung von der Schifffahrt hat. Bekannt durch ausgezeichnete Männer, die derselben vorstanden, ist die gelehrte Schule zu Otterndorf. — Das Land Hadeln, welches in sehr frühen Nachrichten genannt wird, war ein Wohnsitz der chaukischen Sachsen. Der Name rührt von dem Worte hahlen, zuwachsen, her und bezieht sich auf die Art und Weise, wie der Boden dem Meere abgewonnen ward. Karl der Große bezwang die Einwohner dieser Gegend, durch einen Zug, den er selbst in ihr Land unternahm. Hadeln gehörte später zur Grafschaft Lesum, der Erzbischof Adalbert gab das Land den Grafen von Stade zu Lehn; Kaiser Lothar vererbte Hadeln an das Welfische Haus; bei Heinrich des Löwen Fall huldigten die Einwohner, geschreckt durch das Benehmen des Erzbischofs Siegfried von Bremen wider die Ditmarsen, lieber dem Bruder desselben, dem Herzoge Bernhard, Stammvater der Häuser Anhalt und Lauenburg, und seitdem blieb das Land bis 1689 unter den Herzogen von Lauenburg. Die Hamburger suchten im 13ten Jahrh. Verträge und Bündnisse mit den Hadelern einzugehen; sie erhielten von Herzog Johann II. dem Blinden († 1321) die Erlaubniß zu Neuenwerk einen Thurm zu erbauen. Unter Erich IV. († 1412) ward Ritzebüttel, ein Lehn des Geschlechts der Leggen von Hadeln getrennt und kam an Hamburg. Erich V. verpfändete das ganze Land Hadeln 1414 an Hamburg und erst 1480 ward es von Johann IV. gegen Erlegung von 3000 Goldgulden wieder eingelöset. Im Jahre 1524 bemächtigte der Erzbischof Johann Rode sich auf kurze Zeit des Landes. Um diese Zeit verbreitete sich die Reformation nach Hadeln. Franz I. ließ 1583 das Landrecht sammeln und gab demselben gesetzliche Kraft. Dieser Fürst vermachte Hadeln seinem Sohne, dem Erzbischofe Heinrich; nach dessen Tode (1585) ward es aber wieder von Bremen getrennt und blieb bei den Herzogen von Lüneburg. Als diese 1689 mit Julius Franz ausstarben, verlangten dessen Töchter, die Pfalzgräfinn von Neuburg und die Markgräfinn von Baden als Allodialerbinnen den Besitz des Landes; gleiche Ansprüche aber machten Kursachsen, Lüneburg und Brandenburg. Es ward darauf eine kaiserliche Sequestration verfügt und erst 1731 aufgehoben, da Hadeln an Kurbraunschweig abgetreten ward. Das Land wurde während der lauenburgschen Herrschaft stets als abgesonderte Provinz, sowohl in geistlichen wie weltlichen Sachen betrachtet. Die alte Gerichtsverfassung ist am 20. December 1813 wieder hergestellt und das Land am 5. August 1816 der Provinzialregierung in Stade (jetzt der Landdrostei) untergeben. Die weltlichen Gerichte sind Ober- oder Untergerichte; erstere bestehen aus dem so genannten Landgerichte, dem Vicegerichte, dem Ober-Stadt- und Ober-Stadt-Appellationsgerichte, dem Extraordinär- oder Obergerichte und dem Executionsgerichte; letztere sind die Kirchspielgerichte und das Gericht der Stadt Otterndorf. An der Spitze aller Gerichte stand bis auf neuere Zeiten ein Grefe. Zur Handhabung der peinlichen Gerichtsbarkeit ist in jedem Stande ein besonderes Criminalgericht angeordnet. — Das Gut Welkingsbüttel, früher den Kuhlen, gegenwärtig den von Klenck (nicht zu verwechseln mit den Klenken) gehörig, hat Patrimonialgerichtsbarkeit. Früher gab es mehrere adelige Geschlechter im Lande, wie das der Jüng, Lüding, beim Graben und von der Medem. Sie wurden kurz vor der Reformation vertrieben und ihre Güter einigen Landsassen zu Theil; daß die Kuhlen blieben, hatten sie den Wohlthaten zu danken, welche sie in einigen Nothfällen der Landschaft erwiesen hatten. Die Grundeigenthümer sind alle freie Erberen. Hadeln bildete eine eigene Landschaft, deren Rechte darin bestehen, daß keine Steuern ohne Bewilligung erhoben werden können, wie ihr denn auch das Recht zusteht, die Pfarren und Schulstellen zu besetzen und die Rechte eines Consistoriums (welches 1588 gegründet ward), zu üben*). (*v. Kobbe.*)

HADER (der), Mehrheit: die Hadern, ein oberteutsches Wort, welches alte, zerrissene Lumpen bezeichnet, die so abgenutzt sind, daß ihr Gewebe lose gewor-

*) G. Meusel's gelehrtes Teutschland. B. 1.

*) Die Literatur über Hadeln s. in Kobbe bremenscher Geschichte I, 183.

den und ihre Fäden zerrissen sind. Man nennt solche Hadern auch Haderlumpen und die Lumpensammler oder Haderer: Haderlumpenmänner. Das Messer, womit solche Lumpen geschnitten werden, um sie zur Papierfabrikation vorzubereiten, und welches Aehnlichkeit mit einer Häckerlingsschneide hat, heißt Hadermesser, die ganze Maschine Haderlade, und der sie in Bewegung setzt: Haderschneider. Auch größere Lappen werden zuweilen Hadern genannt, z. B. ein Fußhader, Schuhhader (ein Lappen, um sich Fuß oder Schuh daran abzuwischen), Küchenhader, Wischhader (Handtuch).

Über die Etymologie dieses Wortes hat Gottsched in seiner Sprachkunst eine seltsame Meinung an den Tag gelegt. Er sagt, es sei aus dem Geschrei der Lumpensammler entstanden: Hat ir Lumpen? (habt ihr L.). Daher man zum Spott gesagt ein Haderlump, und endlich allein ein Hader und die Hadern. Stosch leitet es ab von dem niedersächsischen sich háddern, verhádern, d. h. verwirren, verwickeln, z. B. vom Garn gebräuchlich, dessen Fäden sich in einander gewirrt haben. Damit stimmt die gemeine Aussprache Hader, die nicht bloß niedersächsisch ist, überein. Ferner nennt man in Obersachsen eine Art Suppe Hadersuppe, in welche man Eier so hinein laufen läßt, daß sie sich, Weißes und Gelbes, gleichsam wie verhádbert zertheilen. Eine dritte Ableitung ist die von dem alten Hadeln, welches nach Fulda eine und dieselbe Wurzel mit Hat, Haz, Haß und mit Huzen und Hudeln haben soll. Mag nun aber auch der ursprüngliche Begriff von Hadeln der des Zerreißens seyn, wie andre Sprachforscher behaupten: so scheint doch Hadel, Hader und Hadder bald zu einer Bedeutung des Verwirrens zusammen zu fließen. Daher nennt man die Büschel der Hirse und einiger Grasarten, die das Ansehn verwirrter Fäden haben, Hadeln, und die durch solche Büschel ausgezeichnete Grasart, (gramen panicolatum, Bromus L.) Hadelgras.

Dem Begriffe des Zerreißens und Verwirrens verwandt ist der Hader, d. h. ein heftiger Zank, der, obgleich er nur um eine Kleinigkeit ausgebrochen ist, doch in Rauferei und Schlägerei auszubrechen droht oder wirklich ausbricht*). Den Begriff des Kleinen und Unbedeutenden legt wenigstens der Sprachgebrauch hinein, wonach Hadergericht ein Untergericht bedeutet, welches nur geringe Streitigkeiten schlichtet. Dahin gehört auch das Haderbuch, worin z. B. in Nürnberg, Prozesse über unerhebliche Gegenstände verzeichnet wurden. Dieß führt dann den verächtlichen Sinn herbei, in welchem es in der Zusammensetzung Haderlehre, Haderschrift ꝛc. gebraucht wird, und noch mehr in Hadergern, Haderkatze, Haderbalg ꝛc. So sagt auch Hagedorn:

Sie wollen nun als Helden fechten,
Und nicht wie kleine Had'rer rechten.

*) In verschiedenen Zeiten verschiedene Begriffe des Worts. Namentlich hat die lutherische Bibelübersetzung Hader in weiterer und stärkerer Bedeutung.

Nach Frisch bedeutete Hadern vormals vorzüglich das Zanken um Ehrenstellen, und Haderleute hießen die, welche, um ein Amt zankend, Andre verdrängen wollten. Ob Haderer, als Benennung der hervorstehenden Hauer des Ebers aus Hauer verderbt, oder ebenfalls mit Hader (im Begriffe des Zerreißens) verwandt sei, mag hier unentschieden bleiben. (R.)

Hadern oder Lumpen, s. Papier.

HADERSDORF, Dorf im Viertel unter dem Wiener Walde des Landes ob der Ens, westlich von Wien, hinter Maria Brunn, der Hauptort einer freiherrlich von Loudon'schen Herrschaft mit einem Schlosse, einem großen Park und der Grabstätte des berühmten östreichschen Helden. Dieses Dorf hat eine äußerst romantische Lage. Es besteht, außer dem herrschaftlichen Schlosse, aus einem Wirthshause, einer Mühle und 24 Häusern, worunter sich einige hübsche Landhäuser und Gärten befinden. Die Einwohner nähren sich vom Feldbau und von der Viehzucht. Das Schloß gleicht in seiner Bauart einer alten Festung, in deren Inneres man über eine Aufzugbrücke gelangt: es ist mit einem breiten Wassergraben umgeben. Der Park ist im französischen Geschmack, aber der daran stoßende Thiergarten dehnt sich in eine reizende Gegend aus, wo Hügel, Thäler, Wälder und Wiesen abwechseln. Mitten auf einer Wiese erhebt sich ein kleines Sommergebäude, welches der Lieblingsaufenthalt Loudon's war. Sein Bildniß aus carrarischem Marmor hat zur Unterschrift: Meditatio mortis optima philosophia. An der äußersten Spitze des Parkes ist ein eigener eingeschlossener Platz, das türkische Gärtchen genannt. In der Mitte desselben erhebt sich Loudon's Grabmahl. Es ist ein längliches Viereck von Sandstein, mit Tropäen, Kriegs-Armaturen und Basreliefs geschmückt, welche sich auf die ausgezeichnetsten Unternehmungen des Helden beziehen, von der Hand des Professors Franz Zauner. Auf der Vorderseite ist die Inschrift:

Tiro
Ad Borysthenem
Dux
Ad Moravam. Viadrum
Boberim. Neissam. Vistritiam
Veteranus
Ad Unnam. Istrum. Savum
Clarus Triumphis
Simplex. Verecundus
Carus Caesari
Militi. Civi.

Auf der Rückseite steht:

Gideoni. Ern. Loudono
Conjux
Contra Votum Superstes
Ac Haeredes
Pos.
MDCCLXXXX.

(*Rumy.*)

*) S. über Hadersdorf: Wiens Umgebungen von Seibel, Wien 1826. S. 245 ff. Wiens Umgebungen von Weidmann.

HADERSDORF, großes Dorf *) im Viertel Untermanhartsbergs des Landes unter der Ens, bei Poysbrunn, nahe am Kampfluß, 106 Wiener Klafter über dem Meere, nicht zu verwechseln mit Hadersdorf im Viertel unter dem Wiener Walde, zur Herrschaft Walterskirchen gehörig, mit einer eigenen katholischen Pfarre (im Decanat an der Hochleiter) und 104 Häusern. Das Patronat ist landesfürstlich. Das Landgericht übt die Herrschaft Walterskirchen aus, welche auch die Ortsobrigkeit besitzt. Gehört zum Werbbezirk des Infanterie-Regiments Baron Kerpen Nr. 49. Die Einwohner treiben Weinbau und erheblichen Weinhandel. (*Rumy.*)

HÁDERSDORF, ungarnsch Haduslalva (spr. Haduschfalwa), slawisch Hadussowce (spr. Haduschwowze), ein slavakisches Dorf im Oberungarn diesseits der Theiß, Zipser Gespanschaft, im obern Proceß oder Bezirk, im so genannten Sitz der X Lanzenträger (Sedes X Lanceatorum), theils dem ungarnschen Studienfond, theils mehreren Gutsbesitzern gehörig, in einer Ebene bei Tamusfalva (Thomsdorf), 3 Stunden von Leutschau, mit einer katholischen Filialgemeinde von Letharfalva, dessen Einwohner sich vom Feldbau nähren. (*Rumy.*)

HADERSFELD, Dorf im Viertel ob dem Wiener Walde an der Donau, zur fürstlich Liechtensteinschen Herrschaft Judenau gehörig. Das fürstl. Schloß liegt auf einem Berge, von dessen 400 Toisen hoher Spitze man eine der entzückendsten Ansichten über die Umgebungen, die malerisch sich krümmende Donau, das fruchtbare Murchfeld u. s. w. genießt: auf dieser Spitze erhebt sich ein Obelisk. Auch hat der Fleck mehrere Sehenswürdigkeiten, die erst seitdem entstanden sind, nachdem die Herrschaft, die vormals der Familie Stettern gehörte, Liechtensteinisch geworden ist. (*Rumy.*)

HADERSLEBEN, 1) ein königl. dänemarksches Amt in dem Herzogthume Schleswig. Es bildet dessen nördlichsten Theil, hat in O. das baltische, in S. die Ämter Apenrade und Lygan, nebst der Lohharde, im W. das teutsche Meer, im N. die Koldinger- und Schottburger-Aue nebst den jütischen Ämtern Ribe und Koldingen zu Gränzen, und ist nicht völlig geschlossen, indem mehrere Parzelen des Amts Ribe in seinem Umfang: im teutschen Meere gehört der nördliche Theil des Eilands Romöe zum Amte. Der Flächeninhalt wird zu 32 $^{05}$ Q.M. von Rhode, der indeß die Ribe'schen Enclaven mitzurechnen scheint, auf 45 Q.Meilen angegeben, die Volksmenge beläuft sich gegenwärtig mit der Stadt auf etwa 45,000 Köpfe: im J. 1769 machte sie auf dem Lande 30,825, 1803 36,964 Köpfe aus. Es sind durchaus Dänen, die auch die dänische Sprache reden und bloß in der Amtsstadt findet man Teutsche; sie befinden sich meistens im Mittelstande, die Männer bearbeiten den Boden, treiben Viehzucht und Fischerei und hausiren mit Spitzen, die ihre Weiber knüppeln, dabei Wodmal zum eigenen Gebrauche weben, stricken und spinnen; überhaupt ist der Landmann fleißig, welches er indeß auch seyn muß, da sein Boden nicht durchaus gut ist. Das Land erhebt sich im O. gegen das baltische Meer und wechselt hier mit Hügeln und Thälern ab: dieß ist der beste Theil, der mancherlei Abwechselung und gute Kornfelder und Wiesen darbietet. Nach W. zu fällt das Land immer mehr in Ebenen und Flächen ab: schon der mittlere Theil, die Gram- und Frößharde haben viele Heiden und Moor, noch mehr der westliche Theil oder die Kaislund- und Hviddingharde, doch zieht sich längs der Küste eine unbedeichte und daher der Fluth häufig ausgesetzte Marsch hin. Die Torfmoore gewähren hinreichende Feuerung, so daß man die freilich sehr verwüsteten Wälder ganz zu andern Zwecken schonen kann. Die beiden vornehmsten Flüsse sind die Nips- und Schottsburger Aue, die beide dem teutschen Meere ihr Wasser zollen und fischreich, aber nur in den Mündungen fahrbar sind; der größte See ist der Heilssee in der Thystrupharde; im O. treten 3 Föhrden, die Hadersleber, die Koldinger und Gianner, etwa 2 bis 1 Meilen tief in das Land. Die durch den O. dringende Hügelkette oder vielmehr Landrücken erhebt sich nicht über 400 bis 500′, doch soll eine Spitze, der Grönninghövet, 620′ hoch seyn. Der Ackerbau besteht in einer Art von Dreifelderwirthschaft und wird meistens mit Pferden, nur strichweise mit Ochsen getrieben: Rocken ist die Hauptfrucht der bessern Striche, Buchweizen die der Geest. Auf der Ostseite fällt eine gute Pferderasse, auch zieht man schönes Rindvieh und Schweine, die Schafe tragen nur grobe Wolle, doch in den neuern Zeiten auch hier Verbesserung durch andere Rassen. Das Amt enthält 1 Stadt, welche aber besondere Gerichtsbarkeit hat, 1 Marktflecken und 254 Dörfer, die 60 Kirchspiele bilden, wovon 35 zur Propstei Hadersleben gehören, 25 aber dem Sprengel des Bischofs von Ribe zugeschrieben sind. In Hinsicht der politischen Eintheilung wird es in 7 Harden und 1 Vogtei eingetheilt: die Harden Hadersleben, Thystrup, Gram, Fröß, Kalslund, Hvidding und Norderrangstrub und die Vogtei Boltersleben. Jede Harde hat ihren Hardesvogt und Reitvogt: das Amt bilden 1 Amtmann, 2 Amtsverwalter und 2 Hausvogte; in Hinsicht der finanziellen Eintheilung wird es in den Oster- und Westertheil abgetheilt. Zum Landausschusse stellt das Amt 21 Reiter, eben so viele Pferde und 200 Infanteristen,

Fünfter Ausflug. Wien 1826. S. 213 ff. Dr. Rumy's Erläuterung von Kunike's 264 Donauansichten von dem Ursprunge des Stroms bis zu seinem Ausfluß in's schwarze Meer, in pittoresker, topographischer und historischer Hinsicht. Wien 1826. Fol. S. 18. — Daß Hadersdorf schon im 12ten Jahrhunderte existirte, weiß man urkundlich. Die Familie der Ritter Hederichsdorf, die es damals besaß, scheint aber schon im 13ten Jahrhunderte ausgestorben zu seyn, denn in späterer Zeit hatten mehrere adelige Geschlechter Hadersdorf von den Landesfürsten zu Lehen gehabt. Das Schloß zu Hadersdorf war damals ein kleines Jagdhaus. Ferdinand I. verkaufte im Jahre 1530 Hadersdorf an den Waldmeister Nikolaus Pithy. Im Jahre 1677 brachte die Kaiserinn Eleonore, Witwe Leopolds I. Hadersdorf an sich. Im Jahre 1778 gelangte Johann Baptist von Lichtenstern in Hadersdorf Besitz und von diesem erkaufte es 1779 der Freiherr Gideon von Loudon. Nach dessen Tode ging es 1790 an seine Witwe, und, als diese starb, an seinen Neffen über.

*) Nach Crusius im Postlexikon, und nach dem niederöstreichschen Landschematismus von Strinius 1822, nach Blumenbach's Landeskunde von Östreich unter der Ens aber ein Marktflecken.

an Rekruten jährlich 30 Mann (größten Theils nach Niemann's Handbuche der schleswig-holstein. Landeskunde S. 1—32, vergl. mit Guals und Cron und Gudme). 2) Die Harde, eine der Abtheilungen, worein das Amt politisch zerfällt: sie liegt im Ostertheile, zwischen der Hadersleben und Gienaer Bucht und enthält die Stadt und 10 Kirchspiele: Althadersleben, Moltrup, Aastrup, Wonsbäk, Starup, Grarup, Sösbye (mit dem Eilande Aarö), Halk, Wilstrup und Holtrup mit etwa 9,000 Einwohnern. 3) Die Stadt, die nördlichste in Schleswig, unter 55° 15′ 30″ N. Br. und 27° 10′ Ö. L. Sie liegt am nördlichen Ufer der Haderslebener Föhrde, ist ganz offen, und wird durch ein schmales Wasser in Neu- und Althadersleben getheilt. In beiden findet man 1 ansehnlichen Markt, 22 Straßen, 2 Kirchen, 1 lateinische Stadtschule, 1 deutsche und 1 dänische Filialschule, 1 Hospital für 36 Präbendarien, gegen 320 H. und 3100 Einw. (1803 390 Häuser und 2685 Einw.), die sich von Ackerbau, Handwerken, Brauerei und Brennerei nähren. 1798 fanden sich 20 Kaufleute und Krämer und 152 Handwerksmeister. Schiffe wurden 1795 nur 11 mit 67 Commerzlasten und 26 Mann gehalten; auch 2 Kram-, 2 Fisch-, 2 Hornviehmärkte und Pferdemärkte von Fastnacht bis Ostern jeden Montag. Überhaupt ist der Ort ganz ländlich. Doch hat sie 1 Druckerei und auch Garnison. Ihre Majestät übt die Gerichtsbarkeit über Stadt und deren Feldmark aus; aber der daneben liegende Schloßgrund gehört unter das Amt.

(*G. Hassel.*)

HADERWASSER (hebr. Me Meriba מֵי מְרִיבָה). So hieß ein Brunnen in der Wüste Zin (צִן) unweit Kadesch im Süden Palästina's und Osten von Idumäa, nach der biblischen Relation 4 Mos. 20, 1—13 durch ein Wunder entstanden, indem die Israeliten dort aus Wassermangel gegen Mose haderten, dieser aber auf Befehl Gottes den Felsen 2 Mal mit seinem Stabe schlug, und Wasser hervorsprang. Zu genauerer Bezeichnung wird der Brunnen auch „das Haderwasser von Kadesch" genannt 5 Mos. 32, 51. Ez. 47, 19, auch auf die Begebenheit häufig angespielt (Ps. 81, 8. 106, 32.) — Eine ganz ähnliche wird indessen als zu andrer Zeit und an einem anderu Orte, nämlich in den ersten Jahren des Auszugs und in der Wüste Sin (סִין), nahe am Sinai vorgefallen, 2 Mos. 17, 1—13 erzählt, so daß die Vermuthung von Vater und de Wette Wahrscheinlichkeit hat, daß beides nur verschiedene Gestaltungen derselben Sage sind, zumal die Namen Zin und Sin leicht verwechselt werden konnten. Das letztere Wasser wird Massa (Versuchung) und Meriba (Zank) genannt. Jetzt zeigen die Mönche des Sinai in einem Thal el Ledscha 1 Viertelstunde vom Kloster Erbaia einen Granitblock mit etwa 20 (aber größten Theils künstlichen) Öffnungen, welchen sie für den Wunderfelsen Moses ausgeben, der übrigens jetzt gar kein Wasser hat *). (*Gesenius.*)

Hades (ᾅδης), s. Pluto und Unterwelt.

*) S. Burkhardt's Reisen in Syrien, Palästina u. s. w. Th. 1. S. 925. Note des teutschen Übers.

HADESSITEN (الحدثية), ist eine der zahlreichen ketzerischen Secten der Muhamedaner und führt diesen Namen von ihrem Stifter Fasl Alhadessi*).

(*A. G. Hoffmann.*)

HADEWIG (Joh. Heinrich), ein lutherscher Prediuger zu Lübbecke im Stifte Minden, welcher von 1623 bis 1671 lebte, hat eine große Anzahl geistlicher Gedichte in verschiedenen Sammlungen herausgegeben, wie z. B. Christliche Weihnachtsfreude; Geistliche Donner- und Wetterglocke; der blutige Jesus u. s. w. Sie sind mit seinen Predigten, deren er auch mehrere durch den Druck bekannt gemacht hat, verschollen. Als literarisches Curiosum verdient seine teutsche Verskunst schon durch ihren seltsamen Titel eine Erwähnung. Dieser ist: מבאכת השיר בלא, das ist wohlgegründete teutsche Verskunst oder eine nützliche und ausführliche Anleitung, wie in unsrer teutschen Muttersprache ein teutsches Gedicht zierlich und ohne Fehler könne geschrieben und verfertigt werden; in gewissen Regeln und allerhand Gedichten also deutlich vorgestellt, daß ein Liebhaber der teutschen Poesie zu einer gründlichen Wissenschaft in derselben ohne sonderliche Mühe gelangen kann ꝛc. Bremen 1660. 8. †).

(*R.*)

HADGE HAJIL, eine afrikanische Ortschaft in dem Reiche Fezzan, ostwärts von Mursuk, mit etwa 300 armen Fezzanern: es ist Hornemanns Sidi Beschir und in der Nähe liegt dieser berühmte Reisende begraben, auch findet man die Trümmer des alten Castells Gusser Hamadi. (*H.*)

HADHÁZ oder HATHÁZ (spr. Hathás), ein privilegirter Hajducken-Flecken oder Stadt in der Szabolcser Gespanschaft Oberungarns jenseits der Theiß, 2 Meilen von der königl. Freistadt Debrezin, auf einem sehr sandigen, jedoch nicht unfruchtbaren Boden, mit 1 reformirten Pfarre, 1 kathol. Filialkirche und Poststation zwischen Nyiregyház, Nagy Kálló und Debrezin. Die wohlhabenden Einwohner, 3700 an der Zahl, treiben sehr einträglichen Feldbau, Viehzucht, Krämerei, welche Märkte unterhalten, leiden aber Holzmangel. (*Rumy.*)

HADHER NADHER oder HADHIR NADHIR, (حاضر ناظر) nach persischer Aussprache hafir nafir, heißt wörtlich gegenwärtig und sehend und gehört zu den in der moslemischen Religionslehre oft gebrauchten Formeln, um die Unermeßlichkeit und Allwissenheit Gottes, der Nichts entgehen kann, zu bezeichnen. Der Islam legt auf die verschiedenen Namen, welche man dem höchsten Wesen gibt, einen hohen Werth, und nach Angabe der Araber sind ihrer nicht weniger als 99, meistens Bezeichnungen gewisser Ortschaften [1]). Der Koran selbst bedient sich zahlreicher

*) Encyclop. Übers. des Orients S. 410 nach dem Dirr des Anßariten.

†) S. Jöcher.

1) Man findet sie z. B. von Marracci zusammengestellt in seiner Ausgabe des Koran S. 414 in der refutatio von Sur. 17, 109. und Joh. Heinr. Hottinger liefert in der Historia orientalis

Wendungen, um die Größe und Allwissenheit Gottes zu bezeichnen[2]); jedoch hat er, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht trügt, den Ausdruck hadher nadher selbst nirgends gebraucht, auch sucht man ihn vergebens in den Verzeichnissen der Namen Gottes, welche Marracci und Hottinger[3]) geliefert haben, und aus bloßen Übersetzungen, welche z. B. Toderini[4]) davon gegeben hat, läßt sich natürlich nichts Sicheres schließen. Nichts desto weniger hat es seine Richtigkeit, daß diese Formel zu den Bezeichnungen der Gottheit gehört. Denn bei Anfertigung der Listen von den Namen Gottes hielt man sich wohl nicht immer genau an den Buchstaben, sondern erlaubte sich, wie eine Vergleichung der beiden eben erwähnten außer allem Zweifel setzt[5]), ein anderes, aber freilich synonymes Wort zu wählen. Als einen solchen parallelen Ausdruck betrachte ich in dem Koran selbst z. B. die beiden mit einander verbundenen Worte vase' alim (وَاسِعٌ عَلِيمٌ) d. i. amplus et sciens (Sur. 2, 116. 269.). In den mehrmals namhaft gemachten Verzeichnissen bei Marracci und Hottinger fehlt es an Synonymen des hadher nadher nicht; so ist unter andern das gegenwärtig wohl durch وَلِيٌّ gegeben.

Der Koran bedient sich der Hinweisung auf Gottes Allwissenheit sehr gern, hauptsächlich da, wo er Pflichten einschärft und zu ihrer Erfüllung ermuntert, oder wo er vor Fehlern und Lastern warnt[6]). Die Commentatoren machen mit Recht auf die Wichtigkeit des Glaubens an Gottes Allwissenheit aufmerksam und betrachten ihn als ein kräftiges Hilfsmittel der Tugend[7]). Man wird allerdings nicht läugnen können, daß ein solches Motiv leicht zu dem beschränkten und egoistischen Verfahren verleiten kann, der Tugend nur aus Hoffnung auf Belohnung nachzujagen, und das Laster lediglich aus knechtischer Furcht vor der Strafe zu meiden. Allein dieß wird man dem moslemischen Religionsstifter nicht zur Last legen dürfen, denn er begegnet sich darin mit den Moralisten des A. T.; selbst der herrliche Ausspruch des alten Tobi (Tob. 4, 5—6) geht von dieser Ansicht aus. Muhammed hatte seine Nation und ihren Charakter richtig aufgefaßt und glaubte, gewiß nicht ohne Grund, die hartnäckigen Gemüther durch die Hindeutung auf Gottes Allgegenwart und Allwissenheit am ehesten beugen zu können. Daneben bemühte er sich, auch edlere Gesinnung zu erwecken und zu nähren. — Der echt religiöse Beweggrund zum Guthandeln, den das Christenthum aufstellt, nämlich die Liebe zu Gott, blieb ihm zwar fremd; allein es finden sich doch zahlreiche Ermunterungen zur Dankbarkeit gegen die gütige Gottheit.

Da die Erklärer über solche Stellen des Koran, wo es von Gott heißt: er hört, was ihr sprechet, er sieht die Thaten der Menschen u. s. w., sich besonders ausführlicher Erläuterungen beflissen, so sammelte Dschemaleddin ebn alkhateb almocdessi († 698 d. Hedsch.) das Merkwürdigste davon in ein großes Werk von mehr als 50 Bänden[8]). (*A. G. Hoffmann.*)

HADI (هَادٍ oder هَادِي) bezeichnet seiner ursprünglichen Bedeutung nach einen „Anführer und Leiter" und wird z. B. auch von dem wilden Stiere gebraucht, der an der Spitze der Herde geht, und sie gleichsam anführt, oder von dem Stiere, der zum Behuf des Ausdreschens des Getreides von den Morgenländern in die Mitte der Tenne gestellt wird und von andern mit dem Austreten des Korns beschäftigten Stieren rings umgeben ist. Derselbe Name wird aber auch mehreren Personen beigelegt, theils in Beziehung auf ihr Amt und Geschäft, theils aber auch, weil man sie irgend eines Verdienstes wegen einer solchen Auszeichnung werth hält. Daher heißt Muhammed als Lehrer und Prophet bei Persern und Türken hadii sübül (هَادِي سبل) d. i.: dux viarum und Gott selbst aus gleichem Grunde hadissebil (هَادِي السبيل) oder hadit-terik (هَادِي الطريق) d. i. der Führer des (rechten Weges*). Mehrere Männer empfingen dieses Wort als Beinamen †). (*A. G. Hoffmann.*)

Hadi al nedschm, s. Hadin-nedschm.

Hadi el nedschm, s. Hadin-nedschm.

HADID, in der biblischen Geographie, eine Stadt in Judäa, zum Stamme Benjamin gehörig. Esra (2, 33.) und Nehemiah (11, 34.) nennen sie unter den Städten, welche nach der babylonschen Gefangenschaft wieder von den Juden bezogen wurden. (*R.*)

HADIDI (حَدِيدِي) d. i. der Eiserne, ein türkischer Dichter aus Karadschik bei Adrianopel, benannt

---

S. 387 ff. nach einer arab. Handschrift ein ähnliches, das aber nicht nur in der Reihenfolge der Epitheta, sondern auch in der Bestimmung derselben von dem erstern in mehreren Stücken abweicht. Vergl. auch *Reland.* de relig. muhammed. p. 8., wo aber die lat. Übersetzung durch einen Druckfehler nur von 90 Namen Gottes redet, jedoch der arabische Text das Richtige enthält.

2) Dahin gehören unter andern عَلِيمٌ wissend (Sur. 2, 274 u. 283 ed. Marracc.), welches auch gern mit سَامِعٌ hörend (Sur. 2, 128. 138) verbunden wird; ferner خَبِيرٌ erkennend und بَصِيرٌ sehend (Sur. 2, 110. 172. 5, 9. 57, 10.), auch wohl حَكِيمٌ weise (Sur. 2, 130. 261. 3, 6. 57, 2.) und andere Synonyma. 3) S. Anmerk. 1. 4) Literatur der Türken. Aus dem Italien. von Hausleutner. 1 Th. S. 26—27.) 5) Vergl. das, was unter Anmerk. 1 darüber bemerkt ist. 6) Man sehe z. B. Sur. 5, 8—9. 57, 4. 68, 8. ed. *Marr.* 7) Einiges dieser Art findet man bei d'Herbelot in der oriental. Biblioth. u. d. W. Hadher nadher.

8) S. d'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Tahrir.

*) *Meninski* Lex. Turcico-Pers.-Arabicum und *Richardson* Dictionary Persian Arabic and English unt. d. W. هَادِي.

†) d'Herbelot orient. Bibl. teutsch. Übers. 2r Bd. S. 606.

über Arabiens Gränzen hinaus in viele Länder verbreitet hatte, da konnten Verschiedenheit der Ansicht über Religionswahrheiten, Zweifel an der Richtigkeit dieser oder jener Überlieferung, und in ihrem Gefolge Uneinigkeit, Zank und Streit nicht ausbleiben. Die Entscheidungen der Gelehrten (Fetwa's) wurden immer zahlreicher, selbst die Hilfe der Großen und Mächtigen nahm man in Anspruch; doch die Einheit suchte man vergebens. Hatten sich die Freunde mündlicher Überlieferung auf Muhamed's Beispiel berufen, der dem Sawal-Hasri die begehrte Erlaubniß zum Aufschreiben derselben verweigert habe [2]): so sahe man dennoch ein, daß ihnen nicht länger gewillfahret werden könne, und die richtigeren Grundsätze fanden an mehreren Aussprüchen Muhamed's, welche durch die Tradition selbst aufbewahrt worden waren, einen Haltepunkt. Dahin gehört z. B. das Wort des arabischen Propheten: „Die Wissenschaft ist das Wild der Jagd, die Schrift ist das Netz und der Herr hat sich Eurer durch die Schreibkunst erbarmet [3]). Sehr bald wurde die Kenntniß der Überlieferungen zu einer eignen Wissenschaft; es entstand die Überlieferungskunde (علم الحديث). Sie zerfällt in 2 Theile, nämlich 1) in die Erzählung der Überlieferung, welche die Traditionen selbst angibt, von ihrem Zusammenhange unter einander handelt und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit in Beziehung auf ihre Quellen untersucht, und 2) in die Überlieferungsgrundlehre (علم اصول الحديث), oder wie man, das Geschäft dieses Zweiges der Wissenschaft besser bezeichnend, auch sagt, Überlieferungskritik (علم دراية الحديث). Denn diese letztere Wissenschaft hat den Sinn der überlieferten Worte nach den Regeln der Sprachgesetze zu untersuchen, setzt also Kenntniß der Philologie nothwendig voraus, vergleicht dann aber auch die einzelnen Überlieferungen mit dem Zustande und der Lage des Propheten, um über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben ein entscheidendes Urtheil fällen zu können, und verlangt daher gründliche Erforschung der Geschichte und Lehre Muhameds [4]). Beide Zweige sind von den moslemischen Gelehrten bearbeitet; da indeß Kritik, auch die historische, nicht Jedermanns Sache, mehr ein unschätzbares Geschenk der Natur ist, als daß sie sich durch Unterricht und Übung erwerben ließe, so ist der erstre Theil dieser für den moslemischen Theologen und Juristen höchst nothwendigen Wissenschaft unseres Erachtens von Mehrern weit glücklicher behandelt, als der letztere.

Sammlung der Überlieferungen war ein Lieblingsgeschäft im ersten Jahrhundert der Hedschra, und Mancher unternahm große und beschwerliche Reisen, um eine einzige Überlieferung zu hören [5]). Zuletzt war eine ganze Schar von Imam's oder Gesetzgelehrten mit der Aufbewahrung der Hadith beschäftigt, als Abdolmalek ben Dscherich, Malek ben Ins und Andere [6]). Wer zuerst darüber geschrieben habe, darüber sind die Historiker und Bibliographen nicht einerlei Meinung; Einige behaupten es vom Ibn Dscherich, Andere vom Malek und noch Andere von Er-rabil ben Saleh aus Bassora [7]). Außer der Überlieferung selbst suchte man auch — und dadurch wurde der Kritik vorgearbeitet — die Zeugnisse ihrer Gewährsmänner durch die folgenden Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht zu erhalten.

Die Anzahl der Überlieferer ist fast unzählbar, indeß haben doch schon in den ersten Jahrhunderten des Islam sechs Sammlungen allen übrigen den Rang abgelaufen und werden als bewährte und kanonische Werke betrachtet; nämlich die des Bochara, Malek, Ebu David, Tarmesi, Nissai und Moslim. Später wurde ihnen ein siebentes, nämlich die Sammlung des Sejuti, zugesellt [8]). Im Ganzen und Wesentlichen stimmen alle diese und ähnliche Sammlungen mit einander überein, weichen jedoch darin von einander ab, daß sie theils mehr, theils weniger Überlieferungen enthalten, sie verschieden eintheilen und auch wohl über dieselbe Handlung, denselben Ausspruch oder denselben Theil der Lebensweise des Propheten sich etwas anderer Worte bedienen.

Was die Methode der Bearbeiter dieses Faches betrifft, so ist diese sehr mannichfaltig. Bald beschränken sie sich darauf, die Überlieferungen bloß zusammen zu stellen, und unbekümmert um Kritik berufen sie sich auf irgend einen Gewährsmann; zu dieser Klasse gehört Abdollah ben Musa Al-abassi, ferner Ebu David Et-tailassi und Achmed ben Hanbal, deren Auctorität Ebubekr ist [9]). Viel zweckmäßiger war das Verfahren einer zweiten Klasse, welche sich der Sachordnung befliß, und ihre Werke nach den Materien in Abschnitte zerlegte. Auf diese Weise war der reiche Stoff, welcher immer mehr angewachsen war, leichter zu übersehen. Da indeß eine und dieselbe Überlieferung zuweilen auf mehrere Gegenstände Bezug hatte, so war freilich die kleine Inconvenienz unvermeidlich, daß hier und da eine Wiederholung eintrat. Nach dieser nützlichen Methode arbeitete zuerst Malek sein berühmtes Werk Motha (موطّى); und da man sich von der größern Brauchbarkeit der Sammlungen überzeugte, welche so bearbeitet wurden: so folgten die späteren Sammler bis auf die Zeiten Bochara's und Moslim's diesem Muster [10]). Nachmals verließ man indeß diese Methode wieder und zog es vor, die Quelle der Überlieferung als Eintheilungsgrund zu gebrauchen. Diesem Principe folgen z. B. die Sammlungen des Achmed ben Mohammed Er-remani, dann Ebu Meßud Ibrahim ben Mohammed, ferner Ben Abdu Dimischti und Ebi Abdollah Al-hamidi [11]). Noch andere Gelehrte haben Compendien der Überlieferungen entworfen

2) Encykl. Übers. a. a. O. 3) Encykl. Übers.. S. 130. 4) Encykl. Übersicht, S. 620 ff. 5) Hadschi Khalfa in der Encykl. Übersicht, S. 623. 6) Hadschi Khalfa a. a. O.

7) Hadschi Khalfa a. a. O. 8) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146. 9) Hadschi Khalfa in der Encykl. Übers., S. 624. 10) Hadschi Khalfa a. a. O. S. 625. 11) Hadschi Khalfa a. a. O.

oder Commentare über den Text derselben gefertigt, so daß ihre Anmerkungen lediglich die Sprache betreffen, nicht aber auch den Inhalt. Dahin gehören Ebu Obeid Alkassem, Ben Selam, Ebu Mohammed Abdollah ben Moslem, Ben Kotaiba und Andere. Manche dagegen benutzten die Überlieferung, um Lehren und Ermahnungen daran zu knüpfen, z. B. Ebu Suleiman ben Mohammed Alkhatai in seinem Werke ilm assonan علم السنن [12]).

Es war natürlich, daß die späteren Schriftsteller in diesem Zweige der Literatur von den älteren abhängig wurden und diese als ihre Quellen betrachteten, während man sonst auf die ersten Verbreiter einer Überlieferung, ja, wo möglich, bis auf die unmittelbaren Jünger Muhamed's zurückging. Die 6 kanonischen Werke, welche oben namhaft gemacht wurden, galten schon als sichere und zuverlässige Grundlagen und man fing an, sich lediglich auf sie zu berufen. Zur Erleichterung ihres Gebrauchs wurde es Sitte, ihre Namen durch eine Abbreviatur anzudeuten, so daß Ch den Bochara, Th Malek's Motha, D den David, T den Tarmesi, Ss den Nißaji und M den Moslim bezeichnet. An diese Werke schließt sich unter andern an Ebul-hassan Serni ben Moawije [13]).

Die Methode der Überlieferer war übrigens auch nach den Orten verschieden, wo sie lebten und sich bildeten. Obschon anfangs viele Städte und Länder im Besitz von Männern waren, welche sich in dieser Wissenschaft Ruhm erworben hatten, als Bassora, Damask, Kairo, Kufa und in der Provinz Irak, so stellte man doch die Verfahrungsweise der Überlieferer aus dem Theile Arabiens, welcher Hedschas heißt, vor Allem hoch, weil man durch sie die Zuverlässigkeit der Überlieferung am meisten gesichert glaubte. Der Imam Malek ben Ins aus Medina gilt als das Haupt dieser Methode; ihr huldigten auch Schafii Ibn Weheb, und später Ahmed ben Hanbal. Der berühmteste Sammler, Bachara, hat die Überlieferungen zu Folge dieses an verschiedenen Orten abweichenden Verfahrens in hedschas'sche, syrische und irak'sche eingetheilt [14]).

Ein wahrer Überlieferungsgelehrter zu seyn im vollen Sinne des Wortes, ist keineswegs leicht. Das Geringste, was man von ihm fordert, ist nach Hadschi Khalfa's Angabe [15]), daß er alle Auctoritäten, Ursachen und Quellen der Überlieferungen kenne, eine große Anzahl derselben auswendig wisse, außer den Werken der sechs kanonischen Überlieferer die des Imam Ahmed ben Hanbal, des Bihaki und Ali Ettaberani studirt, auch selber Etwas über die Hadith geschrieben habe. Da es eine heilige Beschäftigung ist, so pflegt ein frommer Moslem keine einzige Überlieferung niederzuschreiben, ohne sich vorher durch die gesetzmäßige Waschung gereinigt und ohne ein Gebet von zwei Rik'at verrichtet zu haben [16]). Die moslemische Literatur hat sogar eigene Schriften aufzuweisen, in welchen die von den Überlieferern beobachteten Gebräuche geschildert werden; z. B. das Adab al Mohadsthin (آداب المحدثين) von Abdalgani [17]). Für diese Beschwerlichkeit seiner Arbeit wird er reichlich durch das Ansehen entschädigt, das er genießt, darf sich auch wohl nach einer herrschenden Meinung ein langes Leben versprechen [18]). Ja Muhamed soll versichert haben, Gott werde den von der Furcht vor dem jüngsten Tage befreien, wer aus seinem Volke 40 Überlieferungen bewahre. In Folge dieser Voraussetzung haben die Überlieferer sich bemüht, wenigstens diese Anzahl zusammen zu bringen und nach ihrer Weise auszulegen [19]).

Von den einzelnen Überlieferern selbst kann hier nicht ausführlich Bericht erstattet werden, sondern es ist über sie und ihre Werke in den sie betreffenden Specialartikeln das Wichtigste erwähnt, worauf hier ein für alle Mal verwiesen seyn soll. Mehreres dahin Gehörende findet man auch unter den Artikeln Sunna und Sonan. Nach den kanonischen Werken hebt Hadschi Khalfa noch folgende als die besten hervor: das Kefaiat des Khatib Ebibeker ben Thabet, dann die Bücher des Hakim Ebi Abdallah und des Ibn Essaleh [20]). Nach und nach erkaltete der Eifer, so daß sich mit Bochara und Moslim ihre Blüthenzeit schließt und sie immer mehr in Verfall geräth.

Als besondere Zweige der Überlieferungskunde zählt Hadschi Khalfa folgende Wissenschaften auf: 1) die Exegetik der Überlieferung (علم شرح الحديث); daran schließt sich 2) die geheime Auslegung der Worte des Propheten (علم تاويل اقوال النبي), es gibt darüber Abhandlungen vom Mewlana Schemseddin Alfanari und vom Scheich Sadreddin aus Konia; ferner 3) die Überlieferungsätiologie (علم اسباب ورود الحديث) oder die Kunde von der Zeit und dem Orte, wo eine Überlieferung entstand, und von den Ursachen, welche sie veranlaßten; 4) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Überlieferungen (علم ناسخ الحديث ومنسوخه) oder die Bekanntschaft mit denjenigen Traditionen über den Propheten, welche mit einander im Widerspruch zu seyn scheinen, wovon aber die eine durch die andere aufgehoben ist; hiermit hängt innig zusammen 5) die Vereinigungskunde der Überlieferungen (علم تلفيق الحديث) oder die Wissenschaft, scheinbar einander widersprechende Traditionen, wovon weder die eine noch die andere aufgehoben ist, in Einklang zu bringen; 6) die Apologetik der Überlieferungen (علم دفع طعن عن الحديث)

12) Hadschi Khalfa a. a. O. S. 625. 13) Hadschi Khalfa a. a. O., S. 625. 14) Hadschi Khalfa a. a. O., S. 626 — 27. 15) Encykl. Übers., S. 628.

16) So machte es wenigstens Bochara nach seinem eigenen Geständniß; vergl. Fundgruben des Orients, 1. Bd. S. 148.; s. auch den Artikel Bukhara in Encycl. 13. Bd. S. 413. Anmerk. *) 17) D'Herbelot orient. Bibl. I. S. 16. 18) Daß die meisten Überlieferer dieses Glück gehabt haben, ergänzt Tadschedin Es-sebeki; s. Encykl. Übers., S. 628. 19) Encykl. Übers., S. 640. 20) Encykl. Übersicht, S. 629.

oder Lehre der Vertheidigung derselben gegen den Spott und die Polemik der Ungläubigen; 7) die Kunde des Fremdartigen der Überlieferung (علم غرايب الحديث) oder die Kenntniß von den dunkeln, schwer verständlichen Stellen in den Überlieferungen, auch wohl der nicht rein arabischen Ausdrücke, welche hier und da darin gebraucht sind[21]); 8) die Kenntniß aller Feinheiten der Überlieferung (علم رموز دقايق الحديث) ist von wenig Belang, da sie sich nur mit Spitzfindigkeiten und gesuchten Erklärungen beschäftigt; dasselbe gilt 9) von der Prophetenarzneikunde (علم طبّ نبوة) oder der Kenntniß von der Heilkraft, welche dem Propheten allein zu Theil geworden. Dagegen ist 10) die Literargeschichte der Überlieferer (علم احوال رواة الحديث) offenbar von großem Interesse; da sie sich mit den Lebensumständen der Überlieferungserzähler, aber auch mit ihrer Beurtheilung beschäftigen, oder sich auf eine bloße trockene Nomenclatur derselben beschränken kann: so erhält sie verschiedene Namen, je nachdem das Eine oder das Andere hervorsticht. So heißt sie Wissenschaft der Überlieferungsmänner (علم رجال الحديث) oder Namenkunde der Überlieferer (علم اسماء رجال الحديث) oder auch Wissenschaft der Bewährten (علم ثقات). Bloß bibliographischen Inhalts sind unter andern die Geschichten des Ibn Dscherir, ferner des Morudsch aſ-ſahab (مروج الذهب), worin außer den Namen der einzelnen Gelehrten nur ihre Geburts- und Sterbejahre angeführt sind; Andere z. B. Hakem in seiner Geschichte von Nischabur und Ebubekr Al-khatib in seiner Geschichte von Bagdad, trennen die bibliographischen Notizen von den biographischen Angaben. Nützlicher ist es aber, Beides zu vereinigen, weßhalb mehrere Historiker dieses vorziehen, als Abulfaradsch ben El-dschuſi, dann Ebiſchſchame in seinem Werke: die zwei Gärten, Hafis Schemſeddin Eſ-ſehebi, gewisser Maßen auch der Scheich Amadeddin, obschon er mehr von dem Propheten, als von den Überlieferern redet. Das vorzüglichste Werk in dieser Wissenschaft verdankt man dem Imam Hafis Ebi Hatem Mohammed ben Haban Albeßi[22]). In Bochara's Sammlung sind 134 Überlieferer einzeln angeführt[23]).

Die Sammler der Überlieferungen sind sehr oft schwer zu verstehen und setzen vielfältige Kenntnisse voraus; moslemische Schriftsteller, sogar vom ersten Range, gestehen dieß ein. So urtheilt z. B. Ibn Khaledun über Bochara's Sammler[24]), und führt auch einen Ausspruch an, wornach ein Mann die Erklärung des Bochara kaum unternehmen möge, sondern dieß das Werk der vereinten Kräfte aller moslemischen Gelehrten seyn müsse. Bochara will seinen Sammler aus 600,000 Überlieferungen ausgezogen und 16 Jahre damit zugebracht haben; und wenn diese ungeheure Masse bei ihm auf 7275 zusammen schmolz, wie Ibn Salah und nach ihm Hadschi Khalfa berichtet, auch die Wiener Handschrift (No. 278 nach von Hammer's[25]) Angabe) am Ende ausdrücklich sagt[26]): so kommt dieß daher, daß er keine Überlieferung aufnahm, von deren Wahrheit er sich nicht durch vollständige Beweisführung überzeugt hatte[27]). Aber selbst diese sehr verminderte Anzahl läßt sich noch gewaltig reduciren und auf ein paar Tausend zusammen schmelzen, da immer noch sehr viele Wiederholungen, zuweilen mit wenigem oder fast gar keinem Unterschiede, darin angetroffen werden. Dieß läßt sich schon aus den Proben sehen, welche Joseph von Hammer in den Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 149 — 188 und S. 277 — 316 daraus mitgetheilt hat[28]). Unter jenen, welche nach Absonderung der Wiederholungen noch übrig bleiben, sind wiederum mehr als die Hälfte nicht Reden und Ermahnungen des Propheten, sondern umständliche Berichte von seiner Art zu schlafen und zu wachen, zu essen und zu fasten, zu gehen und zu stehen, zu sitzen und zu knieen[29]). Einiges der Art hat der Verfasser der Encyklopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients (S. 629 ff.) aus dem Enmuſedsch des Tarßußi beigebracht. Vieles aus dem Leben des Propheten ist in der Tradition enthalten, was einer Region angehört, die man der gebildeten Welt wohl nicht durch eine Übersetzung enthüllen darf.

Nach Hadschi Khalfa war der Imam Nowi der Erste, welcher die Traditionen im Bochara sonderte und aufzählte; ihm folgte der Imam Hafis ben Hadscher, welcher in Allem eine Summe von 7397 Überlieferungen, also 122 mehr, als Hadschi Khalfa und die Wiener Handschrift annimmt, herausbrachte, die jedoch im Grunde nach Abrechnung der Wiederholungen, wie jener große Bibliograph selbst hinzu setzt, nicht mehr als 2602 Überlieferungen ausmachen. Rechnet man hierzu noch die dazu gehörigen Texte (المتون المتعلقة), an der Zahl 159: so sind es in Allem 2761 reine Überlieferungen. Nimmt man nun zu jener Anzahl von 7397 noch die Anhängsel (التعاليق), welche freilich meist Wiederholungen sind und sich auf 1341 belaufen, so wie die Folgerungen (المتابعات) und Ermahnungen, welche sich an mehrere Erzählungen anschließen: so erhält man die Gesammtsumme von 9082 Überlieferungen. Hierin sind aber die Zusätze der Jünger und Gefährten des Propheten nicht mit begriffen[30]).

Aus dieser kurzen Analyse des trefflichen Bochara läßt sich für die Überlieferungen überhaupt Manches ab-

21) Letzteres versteht wenigstens der berühmte Imam Ebu Soleiman Mohammed ben Mohammed Al-chatai mit darunter; vergl. Encykl. Übers., S. 641. 22) Encykl. Übers., S. 640 — 646. 23) Hadschi Khalfa in Fundgruben, 1. Th. S. 148. 24) Encykl. Übersicht, S. 627, und Fundgruben des Orients, I. Bd., S. 146.

25) Fundgruben des Orients, 2. Th. S. 411. 26) Fundgruben a. a. O., S. 147 — 48. 27) A. a. O., S. 148. 28) Man vergl. z. B. No. 216 und No. 461; No. 233 u. No. 514; No. 284 und No. 451; No. 378 und No. 461; No. 388 u. No. 459. 29) Fundgruben des Orients, 1. Bd. S. 148 — 9. 30) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146 — 148.

nehmen, da die Moslemen den wahrhaften Sammler (جامع الصحيح), wie er sein Werk betitelt hat, nicht nur als das vortrefflichste Buch in diesem Zweige der Literatur ansehen, sondern ihm den Platz unmittelbar nach dem Koran anweisen. Reicher an reiner Tradition ist kein andres Werk, und der nach ihm berühmteste Bearbeiter der Überlieferungen, Moslim, legt selber das Geständniß ab, daß Niemand dem Bochara in der Überlieferung gleich komme [31]).

Wegen der großen und zahlreichen Schwierigkeiten, welche der Erklärung der Überlieferungen in den Weg treten, sind die namhaftesten Sammlungen derselben sehr oft commentirt worden. So zählt uns z. B. Hadschi Khalfa nicht weniger als 77 Bücher auf, welche theils eigentliche Commentare über den Bochara sind, theils das Verständniß desselben erleichtern sollen [32]).

Durch den Druck ist zur Zeit keine der Sammlungen im Originaltexte bekannt gemacht, so daß zur gründlichen Kenntniß des Islams und seines Stifters eine wichtige Quelle noch immer nicht gehörig und vollständig benutzt werden konnte. Joseph von Hammer ist in unserm Vaterlande der Einzige, der bei verschiedenen Gelegenheiten, als in der Encyklopädischen Übersicht des Orients hier und da, besonders aber in den Fundgruben des Orients im 1sten Bande, wo er 700 Überlieferungen übersetzte, und neuerdings im 34sten Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, wo er den Werth seiner Anzeige des Mischkat durch die Übersetzung von 100 Numern der Tradition erhöht, sehr instructive Auszüge aus diesem reichen Borne islamitischer Theologie und Rechtslehre gegeben hat. Vor ihm waren bei europäischen Schriftstellern nur wenige Stellen den Hadith benutzt, selbst der große Umfang derselben und der darin wehende Geist war wenig erforscht. Der große Umschwung, den die englischen Pressen in Ostindien für die morgenländischen Studien erwarten lassen und zum Theil schon bewirkt haben, wird wahrscheinlich auch hier das, was den beschränkten Kräften Europa's nicht gelingen will, nämlich eine vollständige Ausgabe wenigstens eines der kanonischen Sammler, vor Allem des Bochara, und zwar in der Ursprache bewerkstelligen. Ein schöner Anfang, der auch für diesen wichtigen Zweig orientalischer Gelehrsamkeit noch Wichtigeres für die Zukunft verheißt, ist von dem englándischen Artillerie-Kapitán A. N. Mathews gemacht worden. Er hat zwar keines der 6 kanonischen Werke edirt oder übersetzt, sondern nur einen sehr geschätzten Commentar des arabischen Werkes Massabih d. i. die Lampen (s. diesen Artikel), welches Hussein ben Mesud von Karabagh gesammelt hat, nämlich das Mischkat al Massabih, d. i. die Nische der Lampen (s. den Art. Mischkat), verfaßt von Welieddin Ebu Abdallah Mahmud, ins Englándische übertragen unter dem Titel: Mishcat-ul-Masabih or a collection of the most authentic traditions regarding the actions and sayings of Muhammed; exhibiting the origin of the manners and customs, the civil, religious and military policy of the Muslemans. Translated from the original arabic by Capt. A. N. Mathews, Bengal artillery. Calcutta. 1809. 2 starke Bände in 4. Nichts desto weniger ist der daraus zu schöpfende Gewinn nicht unbedeutend; denn dieses Werk zeichnet sich durch die Auswahl und Anordnung der Überlieferungen nach dem Grade ihrer Verdächtigkeit oder Echtheit sehr vortheilhaft aus. Dieser Umstand ist natürlich von großem Gewichte; denn bei der ungeheuern Masse von Überlieferungen sind viele verdächtig, andere völlig untergeschoben und irrig, was vernünftige Moslemen selbst zugestehen. Über diese unechten Traditionen gibt es besondere Schriften, z. B. von Ebu Mohammed Kasem Annahui und von Hebatallah ben Salama [33]). Die wichtigsten europäischen Bibliotheken, welche im Besitz orientalischer Handschriften sind, haben auch mehrere Codices, welche sich auf die Traditionen der Moslemen beziehen. Sehr viele führen die Namen Sonan, Sahih, Sahihin und sind daher von d'Herbelot unter diesen Artikeln in seiner orientalischen Bibliothek aufgeführt worden; viele andere findet man bei demselben Schriftsteller unter Khetab. Eine ähnliche Übersicht soll auch bei uns unter den erwähnten Artikeln folgen.

Da Athúr, oder Atsar, besonders aber mit dem Artikel el-athár (الآثار), eigentlich Zeichen, Spuren, daher auch Denkwürdigkeiten, Traditionen, von der moslemischen Überlieferung gebraucht wird [34]), so sind mehrere Schriften über die Hadith mit diesem Namen bezeichnet. Auffallend könnte es scheinen, daß auch arba'un oder erbe'un (أربعون), welches im Arabischen die Zahl 40 bedeutet, als Büchertitel von vielen Sammlungen moslemischer Überlieferung gebraucht wird [35]); allein dieser Name verliert dadurch das Auffallende, daß er nur bei solchen Büchern angewandt wird, welche 40 Traditionen enthalten, und der Ausdruck demnach nur elliptisch ist. Nach einem Ausspruche Muhammed's ist dem Verfasser einer Sammlung von diesem beschränkten Umfange mit den ausgezeichnetsten Gesetzeslehrern im Paradiese ein gleiches Loos beschieden [36]); daher haben Viele ihren Fleiß über diese Zahl hinaus für unnöthig gehalten, aber auch im Titel des Buches sogleich ihren beschränkten Zweck angedeutet. Daß auch sie die verschiedenartigsten Gegenstände behan-

31) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 147. 32) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146.

33) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Nassekh.

34) *Golii* Lexic. Arab. unter أثر; vergl. auch *Camus* ed. Calcutt. T. I. p. 449, wo die ganz gleichbedeutende Pluralform othur oder ôtsur أثور durch نقل الحديث, d. i. Erzählung der Überlieferung, erklärt ist. 35) D'Herbel. orient. Bibl. unter d. W. Arbain. Vergl. *Richardson* dictionary Persian, Arabic and English, p. 70. 36) Hadschi Khalfa in der Enc. Übers., S. 640. Vergl. D'Herbel. a. a. O.

delt haben werden, welche anders hier in Betracht kommen konnten, ist von selbst zu erwarten. Einige haben solche Traditionen, welche sich auf einen Gegenstand beziehen, zusammen gestellt; Andere haben ohne solche Auswahl die 40 Denkwürdigkeiten aufbewahrt, wie sie ihnen der Zufall gerade zugeführt haben mag. Unter diesen Sammlern sind vorzüglich zu erwähnen Mobarek El-meruzi[37]), Mohammed ben Aslem El-tusi[38]), Ibn Sofian[39]), Mohammed ben Hosein El-Adschari[40]), Darcathani[41]), Salefi El-isfahani[42]), Muhammed ben Hosein Assalemi[43]), Malini[44]), Ebu Sthman Sabuni aus Nisabur[45]), Ansari[46]), Albihaki[47]), Navavi[48]), Sojuthi[49]) u. s. w. Viele derselben, z. B. Navavi und Sojuthi, haben wieder ihre Commentatoren gefunden[50]). Noch in den neuern Zeiten hat man solche Sammlungen veranstaltet; so bewahrt die ältere herzogliche Bibliothek zu Gotha eine im J. 1052 der Hedschra vollendete Handschrift, in welcher sich neben andern Sammlungen dieser Art auch eine im Jahr 1202 unsrer Ära zu Mekka entstandene befindet, der ein Commentar in türkischer Sprache, wahrscheinlich noch viel späteren Ursprungs, beigegeben ist[51]). Daß man übrigens auch solche Sammlungen veranstaltete, um gewisse Ansichten durch sie in Umlauf zu setzen, lehrt das Beispiel des Abulkasem ben Hamza Sehemi, welcher 40 vorgebliche Traditionen des Muhammed in ein Ganzes brachte, um die Ansprüche der Abbasiden auf das Khalifat zu begründen, und sie zu empfehlen[52]).

Die Lehrer der Tradition werden mit dem Ehrennamen Mohaddeth oder Muheddes (مُحَدِّث) belegt[53]). Der Sultan Mureddin Zenki, welcher ein großer Freund der sunnitischen Ansicht war[54]), hat zuerst ein eignes Concilium gestiftet, worin die Tradition gelehrt werden sollte[55]).

Die Traditionen müssen auswendig gelernt werden, und wer ihrer recht viele weiß, bekommt den ehrenden Beinamen Hafedh oder Hafis (حَافِظ), mit dem Artikel al Hafedh, d. i. Bewahrer, memoriae tenens. Daher finden wir dieses Wort als Name mehrerer moslemischer Gelehrten. Wer ein glückliches Gedächtniß besitzt, kann sich diesen Titel freilich leicht verdienen; im Allgemeinen aber sind Völker, welche sich wenig aufs Schreiben einlassen, leichter im Stande, Viel zu behalten. Da ein großer Theil der moslemischen Nationen das Schreiben nicht allzu fleißig treibt, besonders aber die Beduinen Arabiens gewöhnlich nicht darauf zu kommen: so gibt es sehr viele Individuen unter ihnen, die sich hierin auszeichnen und von denen sich dasselbe behaupten ließe, was jener Bewohner der arabischen Wüste antwortete, als man ihn wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß der Tradition bewunderte. Ich behalte deßhalb so viele Überlieferungen, sagte er, weil ich dem Sande der Wüste ähnlich bin, der alle herab fallenden Tropfen des Regens in sich zieht, und keinen einzigen verloren gehen läßt[56]). Als einen von der Natur mit einem vorzüglichen Gedächtnisse beschenkten Mann nennt man Abdallah Alhafedh. Er konnte, wie man sagt, ungemein viele Überlieferungen an den Fingern herzählen, und leitete diese Fähigkeit von dem fleißigen, mit großer Andacht geschehenen Trinken des Wassers aus dem Brunnen Zemzem zu Mecca (s. den Art. Mecca) her[57]). Ein anderer berühmter Erhalter der Traditionen oder Hafedh war Abul-Donja Abdallah ben Muhammed[58]). Wer nicht mit solchem Gedächtnisse von der Natur beschenkt ist, darf ihm durch Aufschreiben der Traditionen zu Hilfe kommen; man beruft sich dabei auf Aussprüche des Propheten. Er soll nämlich einem über Schwäche des Gedächtnisses klagenden Araber als Trost die Lehre gegeben haben: Hilf dir mit deiner Rechten! Bei einer andern Gelegenheit läßt man ihn sagen: Binde das Wissen durch die Schrift fest[59]). Eine ähnliche Auszeichnung wie Hafedh, nur noch höherer Art, ist der Name Ombat almohaddethin (عُمْدَةُ ٱلْمُحَدِّثِين), d. i. Stütze oder Säule der Überlieferer[60]).

Die interessante Frage, was als Quelle dieser Überlieferungen anzusehen sei? beantwortet D'Herbelot[61]) offenbar ganz unrichtig dahin, daß die moslemische Überlieferung großen Theils aus dem Talmud entnommen sei. Höchstens hätte diese Hypothese von denjenigen Überlieferungen sich mit einigem Scheine vortragen lassen, welche die alttestamentliche Geschichte und Geographie oder die hebräischen Alterthümer berühren; allein diese sind gerade die unwichtigeren und eine unbedeutende Anzahl gegen den ganzen gewaltigen Reich-

37) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Mobarek. 38) A. a. O. unter d. W. Aslem. 39) A. a. O. unter d. W. Arbain. 40) A. a. O. unter d. W. Agiari. 41) D'Herbel. unter dem Worte; vgl. *Abulf.* Annal. II. p. 588. 42) D'Herbel. a. a. O. Art. Salefi. 43) Ebend. Art. Nischaburi und Salemi. 44) Ebend. unter d. W. Malini. 45) Ebend. unt. d. W. Sabuni. 46) Ebend. Art. Arbain. 47) Ebend. unter d. W. Baiheki. 48) Ebend. unter d. W. Nauai. 49) Ebend. unter d. W. Sojuthi. 50) So besitzt die herzogl. Bibliothek zu Gotha über Navavi allein 3 handschriftliche Commentare (Cod. 74 — 76); s. *Mölleri* Catalog. librorum in bibl. Goth. Part. I. p. 14 — 15. 51) *J. H. Mölleri* Catal. libr. oct., p. 38 — 39. 52) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Sehemi. 53) S. D'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Nauai und *Golius* lex. Arab. unter حدث. Firusabadi gebraucht dieses Wort gewöhnlich, wenn er den Namen eines solchen Mannes anführt, der sich durch Sammlung der Traditionen ausgezeichnet hatte, s. z. B. unter وزع und أثر. 54) *Abulfed.* Annal. T. IV. p. 14; vergl. p. 643. not. 12. *Barhebr.* chron. Syriac. p. 372, 15. text. Syr. 55) D'Herbelot a. a. O. unt. d. Art. Habith.

56) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Habith. 57) D'Herbel. orient. Bibl. unt. den Art. Abdalla u. Habith. 58) D'Herbel. a. a. O. unt. d. W. Abul Donja. 59) D'Herbelot a. a. O. unt. d. W. Habith. 60) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Ketab Thena. 61) Orient. Bibl. unt. d. W. Habith, 2. Bd. S. 609.

thum moslemischer Tradition, und es möchte selbst von ihnen schwerlich Jemand den Beweis zu führen im Stande seyn, daß sie den jüdischen Talmud zur unmittelbaren Quelle hätten. Sie haben gewiß mit den Lehren und der Geschichte des Korans einen und denselben Ursprung (vergl. die Art. Islam und Koran). Verschieden hiervon ist aber eine zweite, hier noch zu beantwortende Frage, nämlich diese: auf wessen Auctorität stützen sich denn die islamitischen Überlieferungssammler in letzter Instanz? Natürlich können nur Zeitgenossen des Propheten und unter diesen wieder solche, welche demselben nahe standen und daher Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, seine Aussprüche zu hören und seine Handlungs- und Lebensweise mit eigenen Augen zu sehen, kurz, die Freunde und Vertrauten des Muhammed, seine ersten Anhänger, die so genannten Helfer (s. den Art. Ansarier und Muhammed) und Gefährten (s. den Art. Sahabah) desselben als Gewährsmänner gelten. Doch sind einige Personen vorzugsweise eines besondern Ansehens gewürdigt worden, nämlich vor Allen Ajeschah, nach dem Tode der Chadidscha, die liebste Gattinn Muhammeds, welche ihn lange überlebte und über viele Dinge von den Anhängern des Islams befragt wurde, ferner Ebu Hureire, Muhammeds beständiger Begleiter und Diener [62]), Abdallah Ibn Abbas, ein Verwandter desselben und wegen seiner Kenntniß der Tradition der Lehrer genannt [63]), Abdallah ben Omar ben El-aß, dessen Nachrichten jedoch Bochara nicht allzu große Sicherheit beilegt [64]), Dschaber ben Abdallah El-ansari [65]), und Ans ben Malek, einer der letzten Genossen Muhameds [66]). Mit diesem gelangen wir an das Ende des ersten Jahrhunderts der Hedschra, nach dessen Schluß der Eifer für die Überlieferung erkaltete [67]). Was nach dieser Zeit sich mit diesem Zweige des Wissens beschäftigte, mußte auf die Überlieferer des ersten Jahrhunderts zurück gehen, so daß die so genannten Nachfolger (s. die Art. Muhammed und Tabeun), welche ohnehin den ältern Lehrern im Ansehen nicht gleich kommen, nicht mehr als sichere Quellen für die Überlieferung angesehen werden können. Sonst aber war man in dieser Zeit mit dem Sammeln beschäftigt und arbeitete dadurch denen vor, welche sich nachmals darum die größesten Verdienste erwarben, einem Bochara, Moslim und Andern.

Eine zweite Frage, welche noch kürzlich erledigt werden muß, betrifft das Verhältniß, in welchem Hadith und Sunna zu einander gedacht werden müssen. Der Etymologie nach nämlich sind beide Worte nicht einerlei, indem die Grundbedeutung des erstern Wortes in dem Neuen, Frischen, in dem Erzählen einer Neuigkeit, eine Begebenheit liegt, der Stamm des zweiten aber, das Verbum sanna (سنّ) ein Bilden im physischen und tropischen Sinne, daher auch vorschreiben, Lebensregeln geben bezeichnet. Es ist demnach Hadith mehr die Angabe und Relation der Überlieferungen, Sunna dagegen die durch mündliche Tradition erhaltenen gesetzlichen Bestimmungen [68]). Da aber beide Begriffe einander sehr nahe liegen, so sind sie im Sprachgebrauch nicht selten mit einander verwechselt worden und werden oft ganz gleichbedeutend genommen [69]). Daraus erklärt sich auch der Name Sonan, die Pluralform von Sunna, als Bezeichnung vieler Sammlungen der Hadith (s. die Art. Sunna und Sonan).

Die mündliche Überlieferung nimmt in der Reihe der Quellen für die islamitische Gesetzgebung die zweite Stelle ein; die aus ihr abgeleiteten Gebote und Verbote gelten dem Moslem eben so gut, als die Aussprüche des Koran als das unmittelbare Resultat göttlicher Eingebung und Offenbarung [70]). Koran und Sunna enthalten Gottes und des Propheten Wort. Auf beide stützen sich erst die beiden andern Quellen der Theologie und Rechtskunde, nämlich die Entscheidungen der rechtgläubigen Imams (s. den Art. Idschmaa) und die Analogien, welche aus Koran, Sunna und jenen Entscheidungen abgeleitet sind (s. den Art. Kias). Diese große Wichtigkeit der Überlieferung nach moslemischer Ansicht kann man schon aus folgenden Aussprüchen Muhammeds abnehmen. Er sagte, wie Alhakim nach Ebuhureire erzählt, einst zu den Seinen: „Ich habe euch zwei Dinge hinterlassen, bei deren Besitz ihr unmöglich in Irrthum geführt werden könnt: die Schrift Gottes und meine Sunna. Beides wird bei Euch bleiben bis an den Tag des Gerichts.“ Und ein anderes Mal, wie Ed-dilemi angibt, sprach er: „Welch' eine vortreffliche Hilfe des Glaubens ist die Sunna!“ [71]).

62) Wenigstens halten die meisten Moslemen seine Angaben für richtig, obschon mehrere wegen der ungeheuern Masse seiner Überlieferungen ihn in den Verdacht des absichtlichen Truges gebracht haben. Vergl. *Abulfed.* Annal. T. I. p. 374. 63) *Abulf. Annal.* I. p. 416. Vergl. D'Herbelot's orient. Bibl. unter Abbas und Rabbani. 64) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Malek. Vergl. über Ibn Omer überhaupt auch D'Herb. a. a. O. unter dem Worte Amru ben al As. 65) S. über ihn Ibn Koteiba's liber notitiarum Cod. Goth. (N. 316) p. 181. 66) S. Ibn Koteiba a. a. O. 67) Hadschi Khalfa in der Encykl. Übersicht, S. 624.

68) So sagt Firusabadi im *Camus* (ed. Calcutt.) T. I. p. 201: الحديث الجديد والخبر d. i. Hadith heißt das Neue und die Erzählung und vom Stammwort حدث erklärt er a. a. O. نقيض قدم es ist der Gegensatz von قدم alt seyn. Ganz anders spricht er sich über سنة aus (T. II. pag. 1766.); es bedeute, sagt er unter andern, so viel als الصورة والسيرة . . d. i. ratio vitaeque modus, und fährt dann fort, was hier besonders her gehört, von Gott gebraucht bedeute es حكمة وامر ونهية d. i. seine Urtheile, seine Befehle und seine Verbote. 69) So auch *Mouradgea d'Ohsson* tableau général de l'empire othoman. Paris 1788. 8. T. I. p. 5. Vgl. in teutsch. Übers. v. Beck. 1r Th. S. 17. 70) Fundgruben des Orients. 1r Thl. S. 144—45. 71) Encyklop. Übers.

Außerdem verdient die Überlieferung auch deßhalb unsre Aufmerksamkeit, weil die in ihr erhaltenen Reden Muhammeds ohne allen Vergleich höher stehen und von einem umfassenderen Geiste zeigen, als diejenigen, welche der Koran darbietet. Fast überall stößt man auf edlere religiöse und moralische Grundsätze, als im Koran, und sonder Zweifel enthält die moslemische Überlieferung die trefflichsten und geistreichsten Sittensprüche, welche der Orient überhaupt kennt.

Die Überlieferungen werden in verschiedene Klassen zerlegt. Man theilt sie zunächst nach ihrem Ursprunge in zwei Arten, welche man echt menschliche und himmlische nennen könnte. Denn die erstern sind von Muhammed, als solchem, ausgegangen und werden el hadissün nebewi (الحديث النبوي) d. i. Überlieferungen des Propheten genannt; die andern aber sollen durch Offenbarungen des Engels Gabriel an Muhammed veranlaßt seyn und heißen daher hadissil kudüss (حديث القدس), d. i. heilige Überlieferung[72]). Bei einer zweiten Eintheilung der Überlieferungen geht man von dem Grade ihrer Glaubwürdigkeit und ihres Ansehens aus und zerlegt sie darnach in folgende vier Klassen. Obenan stehn die allgemein und öffentlich anerkannten, sie heißen Hadiss mütewatire (حديث متواتر), d. i. wörtlich die ununterbrochene, also eine durch eine ununterbrochene Zeugenreihe hinlänglich begründete Überlieferung[73]). Die zu dieser Abtheilung gehörenden sind in den 3 ersten Jahrhunderten der moslemischen Ära bekannt, als richtig anerkannt und aufgezeichnet worden. Die zweite Klasse begreift die zwar öffentlich, aber nicht von Allen anerkannten, die Hadiss meschhure (حديث مشهور), d. i. die bekannte, verbreitete Überlieferung[74]). Sie sind, wie die der ersten Klasse, im ersten Jahrhundert der Hedschra bekannt gewesen, unterscheiden sich aber dadurch von ihnen, daß sie erst in den beiden folgenden Jahrhunderten aufgezeichnet und angenommen wurden. Eine dritte Klasse bilden die geheimen, durch mündliche Tradition erhaltenen Erzählungen und Aussprüche. Ihr Name deutet auf ihre geringe Verbreitung hin; denn sie heißen Khaber wahhid (خبر واحد), d. i. vereinzelte Nachricht, Erzählung eines ungewissen Ursprungs[75]). Da sie schon von Muhammeds Zeitgenossen Wenigen bekannt geworden waren, so kamen sie in der folgenden Zeit zu keiner allgemeinen und öffentlichen Anerkennung, sondern traten immer mehr in den Hintergrund zurück. Endlich die letzte Klasse enthält diejenigen, welche sich nicht, wie die bisher erwähnten, durch giltige Gewährsmänner bis auf den Propheten zurück führen lassen; man nennt sie Hadiss mürsel (حديث مرسل) gering geachtete Überlieferung. Das hierher Gehörige wurde im ersten Jahrhundert nach Muhammed selten und in den beiden folgenden Jahrhunderten auch nicht besonders häufig aufgezeichnet und ist daher sehr wenig gekannt[76]). Will man endlich die Überlieferungen nach ihrem Inhalte rubriciren, so zerfallen sie erstlich in die Aussprüche, Rathschläge und bloß mündlich gegebenen Gesetze Muhammeds und werden mit kawl (قول), d. i. Ausspruch benannt. Dann aber zweitens faßt man die Überlieferungen über seine Handlungen, seine Werke und Gewohnheiten und bezeichnet dieses Alles mit dem Worte fil (فعل), d. i. Handlung. Nach Mouradgea d'Ohsson[77]) wird sünneth auch in dieser speciellen Bedeutung angewandt. Endlich drittens die Traditionen über Muhammeds Stillschweigen bei verschiedenen Handlungen der Menschen, wodurch sie von seiner Seite, ohne es gerade auszusprechen, nach dem Grundsatze: qui tacet, consentit, gebilligt sind und daher gesetzmäßig und mit seiner Lehre übereinstimmend angesehen werden. Man bezeichnet diese Art der Überlieferung mit dem Worte takrir (تقرير), was hier wohl so viel als Bestätigung oder Billigung (nämlich stillschweigende des Propheten) heißen soll[78]).

Die Pflichten, welche der Islam durch seine verschiedenen Quellen vorschreibt, sind nicht alle gleich wichtig, sondern sind sehr von einander verschieden nach dem Grade ihrer Verbindlichkeit, welche sie auflegen. Unumgänglich nothwendig sind nur die im Koran vorgeschriebenen Pflichten, minder streng verbindlich sind dagegen die durch die anderen Quellen der islamitischen Gesetzgebung, also auch die durch die Hadith auferlegten. Nennt man die erstern fars (فرض), d. i. (göttlicher) Befehl oder nothwendige Pflicht[79]), deren Unterlassung als eine Todsünde betrachtet wird, so heißen die andern wadschib (واجب), d. i. gebührende, die man billig beobachten sollte. Einen dritten Grad bilden die frommen Handlungen, welche bloß nach dem Beispiele des Propheten und der ersten Imams verrichtet werden; man nennt sie Sunneth (سنّة), d. i. nachzuahmende. Sie zerfallen wieder in mehrere

S. 635 u. S. 637. 72) *Golii* Lex. arabic. latinum. *Meninskii* lex. Turcico-Arabico-Persicum und *Richardson* dictionary Persian, Arabic and English unt. d. W. حديث. 73) Vgl. *Meninskii* lex. unt. d. W. متواتر. 74) Beck in seiner Übersetzung des classischen Tableau général de l'empire othoman von *Muradgea d'Ohsson* (1r Th. S. 18) nennt diese Klasse „mündliche Gesetze, die nicht so öffentlich anerkannt werden," allein seine Übertragung ist falsch und willkürlich; denn das Original hat les lois orales d'une notoriété publique und nur dieses liegt im Worte meschhure. 75) Vergl. *Meninskii* lex. unt. d. W. وحد, welches er durch solitaria et ab aliis separata (fosa) und incognitae tribus aut originis (vir) erklärt.

76) *Mouradgea d'Ohsson* tableau général de l'empire othoman. Introduction. §. 1. 77) a. a. O. Introduction. §. 1. 78) *Meninskii* lexic. unt. d. W. تقرير. 79) *Meninskii* lexic. und *Richardson* Dictionary unter d. W. فرض.

Unterabtheilungen; ein Mehreres darüber s. im Artikel Sunneth [80]).

Die orientalischen Christen haben den moslemischen Traditionen, wie es scheint, zu Folge einer wunderlichen Rivalisation mit den Muhammedanern, etwas Analoges entgegen gestellt. Besonders hat aber die Sitte, vierzig Überlieferungen zusammen zu stellen, ihren Beifall gefunden. Daher findet sich ein Buch unter dem Titel Arbeun Khabar (اربعون خبر), d. i. 40 Erzählungen, worin ein Anonymus die Lebensbeschreibungen von 40 Vätern, die zum Theil in einer ägyptischen Wüste hausten, mittheilt [81]). (*A. G. Hoffmann.*)

HADLEY (John), ein geschickter Optiker und Astronom des 18ten Jahrhunderts, Vicepräsident der königl. Societät zu London, in deren Denkschriften mehrere werthvolle, vorzüglich optische Instrumente betreffende Aufsätze von ihm enthalten sind. Am meisten ist sein Name bekannt geworden durch den nach ihm benannten Spiegeloctanten, welchen die Engländer Hadley's Quadrant nennen *). Die erste Beschreibung dieses trefflichen Instruments legte H. im Jahre 1731 der königl. Societät vor; es verflossen aber wenigstens 20 Jahre, ehe dasselbe in Gebrauch kam. Am frühesten scheint Hooke die Idee eines Reflexionswinkelmessers aufgefaßt zu haben (s. dessen posthumous works, p. 503), ohne jedoch seinen Zweck ganz zu erreichen, weil er nur eine einfache Reflexion anwandte. Späterhin nahm Newton die Sache wieder auf, und theilte seinem Freunde Halley einen Aufsatz mit, welcher die Beschreibung eines Instrumentes enthielt, das im Wesentlichen mit dem nachher von Hadley angegebenen übereinkommt. Halley machte aber Newtons Schrift nie bekannt, sie wurde erst nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden. Vielleicht hatte nun Hadley, der auch mit Newton befreundet war, von diesem gehört, daß sich durch eine doppelte Reflexion erreichen lasse, was Hooke beabsichtigte, und so mag er auf die Construction seines Octanten gekommen seyn, ohne von Newton's Schrift Etwas zu wissen. Halley hat ihn wenigstens nie eines Plagiats beschuldigt. Auch Godfrey in Pennsylvanien kam auf eine ähnliche Combination von Spiegeln und wird daher von einigen seiner Landsleute für den Erfinder des Spiegeloctanten gehalten. Leicht kann es seyn, daß jeder der genannten Männer unabhängig von den Übrigen die Erfindung gemacht hat. — Über Hadley's Lebensumstände lassen sich keine weitern Nachrichten auffinden; wir müssen uns daher begnügen, diesen Artikel mit der Angabe seiner vorzüglichsten, in den philos. Transactions enthaltenen Aufsätze zu beschließen: 1) An account of a catadioptrik telescope — with the description of a machine contriv'd for the applying it to use Year 1723 (Nr. 376). 2) Observations on the satellites of Jupiter and Saturn (Nr. 378). 3) The description of a new instrument for taking angles. Year 1731 (Nr. 420). 4) An account of observations made on board the Chathom Yacht ..... for the trial of an instrument for taking angles. Year 1732 (Nr. 425). 5) A spirit level to be fixed to a quadrant for taking a meridional attitude at sea, when the Horizont is not visible. Year 1733 (Nr. 430). 6) On the combination of transparent lers's with reflecting planes (Nr. 440). †) (*Gartz.*)

HADMERSLEBEN, Stadt an der Bude im Kreise Wanzleben des preuß. Reg. Bez. Magdeburg. Sie besteht aus der ummauerten, mit 2 Thoren versehenen und in 2 Viertel getheilten Stadt, und aus dem gleichnamigen Dorfe, welches gleichsam die Vorstadt bildet, aber zum platten Lande gerechnet wird. In ihrer Mauer hat sie 3 gottesdienstliche und 10 andre öffentliche Gebäude, 143 Privatwohnhäuser, 196 Ställe, Scheuern und Schuppen und 801 Einw., worunter 722 Evangelische, 42 Katholiken und 37 Juden. Die Nahrung der Einwohner beruhet auf Ackerbau, Viehzucht, Garn- und Leinwandhandel. (*Krug u. Mützell.*)

HADIN-NEDSCHM (حادي النجم), bedeutet wörtlich Treiber des Gestirns und ist Bezeichnung eines Fixsternes erster Größe im Stier. Er bildet mit 4 andern kleinern Sternen, welche rechts von ihm liegen, fast die Gruppe eines liegenden lateinischen ⊱, oder wie es die arabische Astronomie bezeichnet, des arabischen Buchstaben dal (د) [1]), am Kopfe jenes Sternbildes; diese Sterne heißen bei uns die Regensterne oder Hyaden (s. diesen Art.). Das Wort nedschm mit dem Artikel steht hier nicht in seiner ursprünglichen und allgemeinen Bedeutung, sondern wird in specie und vorzugsweise von dem Siebengestirn oder den Plejaden gebraucht [2]), in sofern behauptet wird, daß der Regen, der bei ihrem heliacischen Aufgange fällt, einen großen Überfluß bringe [3]). Dieser Stern heißt nun der Treiber des Siebengestirnes, in sofern er kurz nach demselben aufgeht, ihm also nachfolgt, wie ein Kameeltreiber seinen Thieren. Aus derselben Ursache erklären sich auch seine anderen Namen, als Tabit el nedschm (تابع النجم) und das Synonymum Tali el nedschm (تالي النجم) Nachfolger der

80) Vgl. Ibn Esir in der Encyklop. Übersicht S. 622 und v. Hammer Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs. 1r Th. S. 14—16. 81) d'Herbel. Orient. Bibl. unt. d. Art. Arbain Khabar.

*) Eine Beschreibung desselben wird in dem Art. Spiegel-Sextant gegeben werden.

†) *Hutton's* math. and philos. dict. vol. II. p. 311. Bobnenberger's Anl. zur geogr. Ortsbestimmung. S. 57. Biogr. univ. S. XIX. Philos. Transact. a. a. O.

1) s. *Ed. Pococke* Specimen hist. Arabum. p. 130. 2) *Firusabadi* im *Camus*. T. II. p. 1698. ed. Calcutt. sagt النجم . . الثريا d. i. en-nedschm bedeutet . . . die Plejaden. So im Griechischen τὸ ἄστρον für den Sirius. 3) Vgl. Ideler's Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen S. 137 und dessen Fragmente zur Erläuterung der arabischen Sternnamen in den Fundgruben des Orients. 2r Th. S. 248 ff.

Plejaden oder schlechthin El-tabi (التابع) der Nachfolgende, und der gewöhnlichste Name desselben Aldebaran (s. den Art.) oder Eldebaran (الدبران). Denn schon Kazwini in seinem trefflichen encyklopädischen Werke[4]) sagt ausdrücklich, daß dieser Stern den Namen Debarân führe, weil er hinter den Plejaden stehe (لاستدبارة الثريّا). Dieser Name ist abgeleitet von dabar (دبر) hinten seyn, nachfolgen[5]). Unsere Astronomen nennen ihn das Stierauge, weil er wirklich das südliche Auge des Stiers bildet; eben so nennt ihn Kazwini[6]) und Nassir Eddin[7]) ain el thaur (عين الثور) d. i. Auge des Stiers. Außerdem findet sich auch der Name el-midschdah (المجدح) für diesen Stern[8]), nur ist die Bedeutung des Wortes nicht ganz klar[9]). Endlich finden wir auch noch die Benennung großes, fettes Kameel im Gegensatz der herum liegenden Sterne, welche Kalass (قلاص) d. i. junge Kameele heißen[10]). Nach einer andern Vorstellung wird Eldebaran als Treiber der jungen Kameele d. i. der herum liegenden Sterne, namentlich der Plejaden, betrachtet, weßhalb ein Dichter, davon sein Bild entnehmend, sich so ausdrückt:

Ibn Auf genüget in seinem unterthänigen Dienste,
Wie der Plejaden Kameelchen genüget ihr Treiber[11]).

Die beiden, am Ohre des Stieres nahe bei einander stehenden Sterne heißen El-kelbein (الكلبين) d. i. die beiden Hunde, und zwar die Hunde des Eldebaran[12]).

Eldebarân hat ein röthliches Licht, wie schon Kazwini bemerkt[13]), und bezeichnet die 4te Mondstation, wie das kurz vor ihm aufgehende Siebengestirn die dritte. Diese vierte führt daher von ihm den Namen Debarân[14]). Die Araber halten diesen Stern für ein böses Zeichen und haben daher das Sprichwort: böser als Hadi elnedschm. Diese Annahme geht wahrscheinlich von seiner rothen Farbe aus, weßhalb man auch vom Antares, dem vorzüglichsten Sterne im Skorpion, dieselbe Vorstellung hatte[15]). Wenn bei seinem heliacischen Aufgange Regen fällt, so behaupten die Araber, es bedeute ein unfruchtbares Jahr[16]). Die alten Araber, welche dem Sterndienst ergeben waren[17]), verehrten auch den Eldebaran[18]). (*A. G. Hoffmann.*)

HADLEIGH, ein Marktflecken am Bret in der englándischen Grafschaft Suffolk, ist gut gebauet und hat 1 Kirche, 12 Armenhäuser, 456 Häus. und 2592 Einw., die 1 Wochenmarkt halten und sich von der Garnspinnerei für die norwicher Weber nähren; die sonstige Manufaktur in Trauerflor und Flaggentuche ist verschwunden. Hier sollen einst die Könige von Ostengland residirt haben und Guthram, der Dáne, geboren seyn, der Prediger Rowland Taylor starb hier am 9. Febr. 1555 für seinen Glauben. (*G. Hassel.*)

Hadock, s. Gadus.

HADORAM (הֲדוֹרָם), ein Volk des südlichen Arabiens vom joktanitischen Stamme, 1. Mos. 10, 27. 1. Chron. 1, 21., dessen weitere Bestimmung und Nachweisung Michaelis[1]) mit Unrecht aufgab. Fast ohne Zweifel sind die Ἀδραμῖται des Ptolemáos[2]) an der Südküste zwischen den Homeriten und Sachaliten (11 — 14° Gr. der Breite, 82° — 90° der Länge) zu verstehen, und einerlei mit den Atramitae des Plinius[3]) die er zu den an Weihrauch reichen Sabäern rechnet. Der samaritanische Codex 1. Mos. a. a. O. liest Adoram (אדורם). (*Gesenius.*)

HADORPH (Johann), ein berühmter schwedenscher Antiquar, ward den 6. Mai 1630 zu Hadorp, einem Dorfe nicht weit von der Stadt Linköping in Östergöthland geboren, und starb 1693. In seiner Jugend studirte er zu Upsala, und wurde im Jahre 1660 zum Secretár dieser Universität gewählt. Seine gründliche Kenntniß der schwedenschen Alterthümer machte ihn bald darauf dem Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie bekannt, der ihm 1666, nach des Antiquars Lorenz Burri Abgang, dessen Stelle verschaffte. Doch wurde ihm, mit seinem guten Willen, zuerst Nicolaus Verdius und nachher dessen Stiefsohn Reenhielm als Mitarbeiter beigesellt, bis dieser im Jahr 1679 wei-

4) Die ganze Stelle s. in den Fundgr. d. Orients. 2r Th. S. 249. 5) *Ed. Pococke* spec. hist. Arab. p. 129. Nassir eddin el Tusi bei Hyde in Commentar über Ulug Bek's Sternverzeichniß S. 40. Vgl. auch Fundgruben des Orients. 2r Th. S. 249. 6) Pococke a. a. O. S. 130. 7) Bei Hyde und in den Fundgruben a. a. O. 8) *Pococke* specimen histor. Arab. p. 129. und *Camus* ed. Calc. T. I. p. 279. Letztrer legt jedoch denselben Namen auch einem kleinen Sterne zwischen den Plejaden und dem Debaran bei. 9) Das Wort bedeutet nämlich nach Golius (col. 476) ein Instrument, womit man Arznei und andre Dinge durch einander rührt; damit stimmt auch Firusabadi im Camus (ed. Calc. T. I. p. 279) überein. Nun setzt zwar Golius hinzu: Ita autem dictum volunt (Eldebaran), quod postremo oritur et *quasi commoto coelo* (mit Anspielung auf die Grundbedeutung der Radix (جدح) commovendo miscuit) emergit; allein das Gezwungene in dieser Erklärung liegt vor Augen. 10) Fundgr. d. Or., 1r Th. S. 12. *Pococke* im spec. histor. Arab. p. 129—30 nach Kazwini. Derselbe gibt dabei das Wort الغتيف als Bezeichnung des Eldebaran an, wofür wohl أخيف zu lesen ist. Denn dieses bedeutet nach Golius, womit auch Firusabadi (*Camus* ed. Calc. T. II. p. 1161) übereinstimmt, camelus ampliore ubere, wozu denn die jungen Kameele recht gut passen. Da mir de Sacy's Ausgabe des Specimen hist. Arab. zufällig nicht zur Hand ist, so weiß ich nicht, ob die e oder eine andre Verbesserung von jenem ausgezeichneten Arabisten bereits vorgeschlagen ist, denn غتيف ist kein arabisches Wort. 11) Fundgruben des Orients 2r Th. S. 237. 12) Ideler's Untersuchungen S. 137. vgl. Fundgruben 2 Th. S. 249.

13) Fundgr. a. a. O. S. 249. 14) Ideler in den Fundgr. 2 Th. S. 249. 15) Ideler nach Kazwini in den Fundgruben 2 Th. S. 249 u. 50. 16) Fundgruben a. a. O. 17) Fundgruben des Orients 1 Th. S. 3 — 4. Gesenius Commentar zum Jesaia 3 Th. S. 330 ff. 18) *Pococke* specimen hist. Arabum. p. 4. vgl. p. 130.

1) Spicileg. Geogr. Hebr. exterae II, 162. 2) VI, 7. 3) VI, 28. S. 32. XII, 14. S. 30.

ter befördert wurde, da Hadorph endlich die Stelle allein bekam. 1669 ward er zum Secretär des königl. Archivs ernannt, und als König Karl XI. in den Jahren 1670 und 1673 mehrere Provinzen seines Reichs besuchte, hatte Hadorph die Ehre ihn zu begleiten, um ihm die merkwürdigsten Denkmähler des Alterthums zu zeigen. Diese Reise gereichte ihm selbst zum größten Nutzen, indem sie seine Kenntnisse bedeutend vermehrte. Unter andern fiel ihm während derselben ein altes schwedensches Gedicht eines Ungenannten, der zu des Königs Albrecht von Mekelnburg Zeiten gelebt, in die Hände, das Leben Alexanders des Großen enthaltend, welches er 1672 drucken ließ. Das folgende Jahr ging er nach Kopenhagen, wo er mit dem dänischen Antiquar Thomas Bartholinus Freundschaft stiftete. Nach seiner Rückkehr nach Stockholm ließ er zwei alte schwedensche Reimchroniken, unter dem Titel: Twå gambla Swenske Rümkröniker uthgångne of Joh. Hadorphio. Stockholm 1674. in 4to drucken, und zwei Jahre später (1676) suchte er die Wahrheit dieser Chroniken durch eine Menge Urkunden unter dem Titel: then andra Delen til Rymkrönikorne hörande etc. in 4to zu bestätigen. Um die nämliche Zeit, nämlich 1675, gab er auch die Geschichte Olofs des Heiligen, Königs von Norwegen, unter dem Titel: St. Olovs Saga på Swenske Rym etc. in 8vo, und im folgenden Jahre then gambla Skåne-Laghen und Dahle-Laghen, oder alte Gesetze der Schonen und Dalen in Folio heraus. Da er 1676 die volle Besoldung als Reichsarchivar erhielt und sich also ganz dem Dienste des Königs widmen mußte, legte er seine Stelle als Secretär der Hochschule zu Upsala nieder. Es ward ihm zu gleicher Zeit von Karl XI. ein Gnadenbrief gereicht, worin der König allen Unterthanen befahl, ihm auf seinen Reisen zur Aufsuchung der Alterthümer behilflich zu seyn. Nach der Zeit machte er fast alle Jahre eine Reise in diese oder jene Landschaft des Reichs, untersuchte besonders der alten Könige Schlösser und Höfe und kam zuletzt auf den Gedanken, es könne aus den Überbleibseln derselben bewiesen werden, daß die Art zu befestigen, deren sich die alten Schweden und Gothen bedient, dem Festungsbaue der Römer, den Vegetius und Lipsius beschrieben, nicht nachstehe. Im J. 1680 ließ Hadoph 23 Runendenkmähler, mit einer schwedenschen Übersetzung, drucken, welche dem König so wohl gefielen, daß er, ähnliche Unternehmungen zu fördern, neue Runenstaben gießen ließ. Durch seinen Rath und seine Empfehlung bei des Königs Ministern munterte der Reichsarchivar auch andere Gelehrte zur Nachfolge seines Beispiels auf; so entstanden die Observationes de tribus coronis, die Scheffer seinem Buche de antiquis verisque regni suecici insignibus anhängen ließ, ferner der Anti-Cluverius und die Dissertatio de Hyperboreis. Im J. 1687 gab er Biörköarätten (die Stadtgesetze nämlich Stockholms) gedruckt heraus, und ließ zugleich die vornehmsten Abschiede und Hofrechte von der Zeit des Königs Magnus Ladulås (Scheunenschloß) bis auf Gustav I. Wasa abdrucken. Zu gleicher Zeit ließ er Östgötha-Laghen und Westgötha-Laghen (die Gesetze der Landschaften Öster- und Westergöthland), nebst einem alten historischen Bericht, von den Einwohnern des Gothenreichs (Götharike) und ihren Kriegszügen in Druck erscheinen. Das folgende Jahr ließ er die Municipalgesetze der Stadt Wisby auf der Insel Gottland, mit einer neuen schwedenschen Übersetzung, und 1689 die Seerechte Wisby's, mit der Übersetzung Michaelis Agricola, Bischofs von Åbo, der zur Reformationszeit gelebt, auflegen. Durch alle diese Arbeiten, die geeignet waren, auf die ältere schwedensche Geschichte neues Licht zu verbreiten, hat sich Hadorph um sein Vaterland verdient gemacht. Hauptquelle seines Lebens und Wirkens ist: Dal in specimine biographico de antiquariis Sueciae. (*von Eckendal.*)

HADOT (Marie Adélaide Richard, verwitwete Barthélemy), gehört zu den fruchtbarsten, aber auch mittelmäßigsten Romanschreiberinnen Frankreichs und verdient bloß wegen der Masse ihrer Produktionen hier erwähnt zu werden. Sie war Erzieherinn in Paris und starb daselbst im 19. Februar 1821 in einem Alter von zwei und funfzig Jahren. Ihre gedruckten Schriften füllen über 100 Bände und bestehen, außer den Romanen, auch aus Theaterstücken, besonders Molodramen, welche auf den kleinen Bühnen der Hauptstadt gegeben worden sind. Dazu hinterließ sie noch Materialien zu vielen Bänden in Manuscript†). (*R.*)

HADRACH (חַדְרָךְ), eine Gegend von Syrien, welche nur Zach. 9, 1. in Verbindung mit Damaskus genannt wird:

Ausgesprochen ist Jehova's Wort gegen das Land Hadrach und Damaskus, seinen Ruhesitz.

Die Rabbinen nahmen das Wort, wie manche andere, die sie nicht verstanden, für einen Namen des Messias. Aber schon R. Jose, aus Damaskus, erklärte in einer gelehrten Disputation gegen R. Juda, Sohn des Elai (lebte unter Hadrian): „Wie magst du so die „Schrift verdrehen? Ich rufe Himmel und Erde zu „Zeugen an, siehe, ich bin in Damaskus geboren, (dort) „ist ein Ort, der Hadrach heißt*)." Dazu stimmt eine Nachricht des Joseph Abassi, eines Arabers aus der Gegend jenseit des Jordan, der 1768 in Göttingen war, und Joh. Dav. Michaelis auf Befragen sagte: so heiße eine jetzt kleine, ehemals größere Stadt in der Wüste östlich von Damaskus, die Hauptstadt eines gleichnamigen Landes, aus welchem viele vornehme Familien ihr Geschlecht ableiteten, und von welchem man sich viel Fabelhaftes erzählte**). Obgleich Niemand, der mit eingebornen Arabern zu thun gehabt hat, auf deren Aussagen ein großes Gewicht legen wird, so möchte ich doch diese nicht bezweifeln, wenigstens das Urtheil aufschieben, bis die Gegend zwischen dem Libanon und Euphrat genauer bekannt seyn wird, als es bis jetzt der Fall ist.

(*Gesenius.*)

†) Ein Verzeichniß ihrer Schriften gibt Mehul im Annuaire nécrologique von 1821.

*) s. Jarchi zu Zachar. a. a. O. **) S. *Michaelis* Supplemm. ad Lexic. hebr. S. 576.

HADRAMAUT حَضْرَمَوْت (das ist Vorhof des Todes, nach der Erklärung eines arabischen Lexikographen, nicht sowohl wegen der Ungesundheit des Landes und der benachbarten Giftwinde, noch wegen der Todesgefahr derer, welche Weihrauch sammelten, als wegen der nordöstlich anstoßenden großen Wüste, worauf auch der Name der zu Hadramaut gehörigen Landschaft Mahrah Bab al Bawady, die Pforte der Wüste, zielt). Eine große südarabische Provinz, die nach Westen an Jemen, nach Südost an das Weltmeer, nach Nordost und Ost an die große Wüste und an Oman gränzt, und welche die alten griechischen Erdbeschreiber zum so genannten glücklichen Arabien rechneten; so wie sie noch jetzt unter Jemen im weiteren Sinne begriffen wird. In der Genesis heißt dieß Land Chatsar mavet חצר מות, wovon aber Hadramaut keine Verstümmelung ist[1]). Von einem Sohne Joditan's, des Stammvaters der Südaraber (1. Mos. 10. V. 26.); bei Eratosthenes und Strabo Chatramotitis, wo jede Stadt, wie noch jetzt, ihrem Häuptling gehorchte, und wo alle gebärende vornehme Weiber sich Hoffnung machen konnten, ihren Sprößling zur Herrschaft zu bringen, weil nicht der Sohn, sondern der nächste vom Adel aus den Kindern des Landes zum Nachfolger des Herrschers genommen wurde[2]). In diesem heißen und dürren Küstenlande, dessen Berge aber mit schönen Weiden besetzt und bewohnt sind, war immer der Hauptsitz der Myrrhen und Spezereien, auch des südarabischen Handels, von Jemen bis Maskat und Hindostan, wohin noch jetzt die gewerbtreibenden Hadramauter (die im Auslande nur Beischläferinnen nehmen und immer wieder kehren) reisen und ihre Shawls, Teppiche und Leinwand zu Markte bringen, so wie sie auch Jambna's oder große Messer verfertigen, welche die Araber in ihrem Gürtel tragen. Auch führen sie noch den südarabischen Binnenhandel mit ihren Kameelen. Sie sind fromme Sunniten von der Schaffäischen Lehre, und reden einen eigenen, von dem der Jemen's verschiedenen Dialekt. Leider haben wenig neuere Reisende dieses Land besuchen können, ungeachtet der von einem Hadramauter in Mecka gerühmten Wohlfeilheit und Sicherheit des Landes[3]). Bisher war das Land immer unruhig wegen der vielen Fehden der auf den Bergen wohnenden Häuptlinge, die ihre eigenen Soldaten halten; auch hatten die Wahabiter einige Küstenstädte, nicht aber das Innere des Landes besetzt. Einige Nachrichten über die Produkte und die Städte dieses Landes kann man bei Seetzen (Zach. a. a. O.) und Niebuhr[4]) finden. Die Städte sollen alle von den Hamjariten d. h. von der ältesten Zeit herrühren, welches durch die Übereinstimmung der alten mosaischen Geschlechtsnamen der Chuschiten mit einigen Ortsnamen dieser Gegend bestätigt wird[5]). Abulfeda, der den Ort Hadramaut zu Jemen im engern Sinne rechnet[6]), nennt hier nur zwei Städte Tariam (jetzt Terim) und Schebam, die Hauptstadt, wo auch noch jetzt einer der mächtigsten Schechs wohnt (bei D'anville unter 67° der Länge und 16° der Breite), vermuthlich der Ursitz Seba's des Sohnes Kaema's (1. Mos. 10, 25.). Der dabei gelegene Berg zeichnet sich, nach dem Zeugniß arabischer und persischer Geographen, durch Steinbrüche von Karneol, Onyx und Achat aus[7]). Zu Hadramaut im weiteren Sinne des Wortes gehören die kleineren Landschaften Mahrah, nordöstlich an Oman und die große Wüste stoßend, und Schehr شِحْر (nicht Schedscher oder Sedschár, wie in Zachs monatl. Corresp. B. 20. S. 320 aus einer unbekannten arab. Geographie und auf einigen Karten steht) eine Landschaft, welche zwischen Mahrah und Hadramaut (im engeren Sinn) an der Küste liegt, vermuthlich auch noch südlich unter Hadramaut weg den Küstenstrich bis zur Gränze Jemens begreift: ursprünglich von den Stämmen Mahrah's, die einen eigenen Dialekt reden, bewohnt. Mahrah, die alte Pforte der Wüste, ist zwar dermalen ganz unbekannt[8]). Man weiß aber aus Abulfeda und anderen orientalischen Erdbeschreibern, daß es hier viel Kameele oder Dromedare und Myrrhen, aber wenig Palmen gibt. Auf der Gränze von Schehr aber noch zu Mahrah gehörig liegt die Stadt Merbath مِرْبَاط nicht Marbat, eine bequeme Hafenstadt (unter 71° der L. und 17° der Br.), wo man schon vor Alters, wie noch jetzt, den Weihrauch aufkaufte, und wo nach einem unbekannten arabischen Geographen[9]) die Männer ihre Schwestern heirathen, und Weiber und Verwandtinnen den Fremden Preis geben. Hier lag in der Nachbarschaft das Grabmahl des alten Patriarchen Hud, (so Abulfeda und Edrisi) das ist Eber's, des Vaters Joditan's oder Kachtan's (1. Mos. 10. V. 25.), dessen auch im 46sten Kap. des Korans gedacht wird, und den einer Sage nach die unter Abu Beckr zuerst hieher dringenden Mohammedaner noch in seinem Grabe mit einem Schwerte an der Seite fanden. Auch Niebuhr (der dieses Grab unweit Keschin setzt) hörte, daß die eifrigen Hadramauter sich hier noch versammeln, um das Andenken ihrer alten Propheten (darunter Noah's und Abraham's) zu feiern, und bemerkt dabei, daß es in dieser Gegend noch einen Ort Kachtan gibt. Von der Landschaft Schehr, die nach einer von Seetzen mitgetheilten Nachricht (Zach's monatliche Corresp. a. a. O.) 900 arabische Meilen lang und 25 breit (?) und fast durchgängig sandig ist (die Einwohner leben nur von Fischen und Datteln), konnte Niebuhr nichts erfahren; daher er auch die kleine Hafenstadt Schähr wiewohl unrichtig zu Jafa, einem Gränz-

1) Vgl. Ritter's Erdkunde, Th. II. S. 198. 2) *Strabon.* lib. XVI. 3) S. Zach's monatl. Corresp. B. 28. S. 243, vorher 242 u. 241. 4) Beschr. von Arabien. S. 283 u. f. m. 5) Niebuhr's Arab. S. 293.

6) p. 42 meiner *Abulf.* Arab. descr. 7) S. *Abulf.* Arab. desc. a. a. O. S. 37. 8) Vgl. die vollständ. Erdbeschr. von Gaspari und Hassel Abth. IV. B. II. S. 470. 9) Zach's monatl. Corresp. B. 20. S. 309.

distrikt Jemens rechnet, man muß aber dem ausdrücklichen Zeugniß Abulfeda's zu Folge, die durch ihren Weihrauch (Oliban) berühmte, in der Nachbarschaft von Merbath (unter 71° der L. und 17° der Br.) gelegene Weltseestadt Chafar (Dafar, gleichnamig der untergegangenen alten Hamjaritenstadt in der Gegend von Jerim) zur Landschaft Schehr rechnen, von welcher Stadt Niebuhr glaubt, daß sie Sephara des Moses sei[10]). Sie hatte keinen bequemen Ankerplatz, daher die zu ihr fahrenden fremden Schiffe in Merbath blieben. Abulfeda's Nachricht, daß hier der Kokosbaum (bei den Arabern Nardschil) und die Betelpflanze (Tenbul), so wie andere indische Pflanzen einheimisch wären, wird durch den Ebn Batutah[11]) bestätigt, der auch Bananen bei Saphar fand (so nennt er diesen Ort), und unter andern bemerkt, daß man hier aus den Fibern der Kokospalmen Stricke zum Nähen der Schiffe bereitet, welche Vorzüge vor den Schiffen hätten, die mit eisernen Nägeln gezimmert wären. (Arrian, der schon den Kokosbaum auf einer der hier an der Küste liegenden unbekannten Inseln angibt, erwähnt auch des Gebrauchs der Blätter dieses Baumes für die Schambedeckung). Nach Ebn Batutah ist der größte Theil der hiesigen Einwohner mit der Elephantiasis behaftet, auch herrsche hier wegen der Menge von Fischen ein übler Geruch.

(*Rommel.*)

HADRANUM (Ἄδρανον), eine Stadt in Sicilia, welche ihren Namen von dem Nationalgotte Hadranus hatte, dessen alter Tempel hier, auf einem Hügel am westlichen Abhange des Ätna auf dem östlichen Ufer des Symäthus stand. Dionysius der Ältere gründete bei demselben die Stadt, deren Name sich bis heute in Aderno erhalten hat. Auch das Flüßchen, welches sich bei dieser Stadt, von Norden herab fließend, in den Symäthus ergießt, hieß Hadranum und heißt jetzt Adriano, jedoch gewöhnlicher Gabella*). (*W. Müller.*)

HADRES, großes Dorf des Landes unter der Ens, im Viertel unter dem Manhartsberge, am Pulkabach, zur Herrschaft Kadolz gehörig, mit Marktgerechtigkeit, 222 Häusern, einer eigenen kathol. Pfarre (im Decanat an der Pulka), deren Patronat landesfürstlich ist. Gehört in den Werbbezirk des Infanterieregiments Erzherzog Karl Nr. 3. Das Landgericht übt die Herrschaft Kadolz aus, welche auch die Ortsobrigkeit besitzt. Die Grundherrschaften sind: Kadolz, Mailberg und die Pfarre Hadres. (*Rumy.*)

HADRIA (ἡ Ἀδρία), eine Stadt in Picenum, welche, obgleich sie gegen 5 Milliarien von der See entfernt lag, dennoch als Seestadt aufgeführt wird, und von welcher bekanntlich einige Schriftsteller den Namen des Hadriaticum Mare ableiten. S. Hadr. Mare. Nach Plinius sollen die Liburner ihre ersten Bewohner gewesen seyn. Die Römer führten sehr frühzeitig eine Kolonie hierher, und die Stadt erhielt sich, durch ihre Lage an der Küstenstraße, in Wohlstand, begünstigt auch durch den Kaiser Hadrianus, welcher sein Geschlecht aus Hadria herleitete. Im Mittelalter verfiel sie, aber ihr Name hat sich in dem kleinen Atri aufbewahrt. Hadria lag zwischen zwei Flüssen, welche sich hier in das adriatische Meer mündeten, dem Vomanus im Norden und dem Matrinus im Süden. An dem letztern befand sich wahrscheinlich der Hafen der Stadt, denn der Vomanus ist zu klein, um Seeschiffe zu tragen†). (*W. Müller.*)

Hadriametum, s. Adriametum.

HADRIAN oder ADRIAN, eigentlich ADRIANI (Giambattista), aus einer adeligen Familie, zu Florenz im Jahre 1513, nicht 1511 geb., war ein Sohn des Marcellus (nicht Marcus) Virgilius, Professors der Beredsamkeit und Secretärs der Akademie; als die kaiserlichen und päpstlichen Truppen 1530 Florenz zugleich angriffen, mußte er mit vielen seiner Landsleute Kriegsdienste nehmen. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er sich durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit aus. Nach wieder hergestellter Ruhe setzte er seine Studien in Florenz und Padua fort, wurde auf der letzten Universität außerordentlicher Professor der Philosophie, 1549 aber ordentlicher Professor der Beredsamkeit zu Florenz, wo er auch 1579 sein irdisches Leben beschloß*). Außer mehrern schönen gedruckten lateinischen Reden, Elegien, Oden und Epigrammen, hat man von ihm: Istoria de' suoi Tempi divise in libri ventidue, di nuovo mandata in luce. Con li Sommarii e tavola delle cose più notabili. In Firenze, nella Stamperia dei Giunti 1583. Fol. mit seinem Bildniß in Holz geschnitten, et in Venezia 1587, 3 partes in 4. libri XXII., welche sein Sohn Marcellus nach seinem Tode herausgab. Es ist eine mit vieler Beurtheilungskraft, Wahrheit und Genauigkeit geschriebene Fortsetzung des Guicciardini, oder wie er selbst pag. 3. Edit. in Fol. sagt, des Vacchi, nicht aber, wie es in der Bibl. Hamburg. hist. Centur. V. S. 292 heißt, des Nardi. Sie fängt mit dem Jahre 1536 an und gehet bis zu Ende des Jahres 1573 also bis zum Tode Cosmus I. Herzogs zu Florenz. (*Rotermund.*)

Hadrianopolis, s. Adrianopolis.

Hadrianus, s. Adrianus nebst allen Zusammensetzungen mit Hadrian.

Hadrias, s. Hadriaticum mare.

HADRIATICUM MARE[1]), ὁ Ἀδρίας (κόλπος) und außerdem bei den Griechen und Römern noch unter verschiedenen Benennungen vorkommend, wie ὁ Ἀδριατικὸς μυχός, ὁ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλπος oder θάλαττα, Ἀδριανὴ θάλαττα, Adria, Hadria, Adrianum, Hadrianum, Adriaticum, Hadriacum mare (sinus, aequor) etc. Die Gränzbestimmung des Meeres, welches unter diesem Namen in den alten Schrift-

10) S. 290 a. a. O. Vergl. m. *Abulf.* Arab. desc. p. 30.
11) Bei Seetzen, Zach's monatl. Corresp. 1819. B. 20. S. 308.
*) S. *Diod.* XIV, 37. *Ael.* nat. anim. XI, 20. *Steph. Byz.*

†) S. *Plin.* III, 14. *Sil. Ital.* VIII, 438. *Strabon.* V. p. 369. *Ael. Spart.* Vit. Hadr. c. V.
*) S. *Ant. Landi* Hist. de la litérature d'Italie, Tom. IV. S. 262. *Mich. Pocciantius* de script. Florent.
1) Vgl. adriat. Meer im ersten Bande, S. 437.

ſtellern erſcheint, iſt ſehr ſchwankend. Nach der weiteſten Ausdehnung iſt es gleichbedeutend mit der bei den Römern üblichen Benennung des Meeres, welches die ganze Oſtſeite Italiens bis nach Sicilien umfaßt, Mare Superum. Die engere Bedeutung beſchränkt es aber auf den nördlichen Theil dieſes Meeres, ungefähr in dem Umfange des adriatiſchen Meeres in der neuen Benennung. Die Meerenge von Hydruntum trennt alsdann das Mare Hadriaticum von dem Mare Jonium. Nun iſt aber noch zu bemerken, daß auch das Mare Superum zuweilen das Mare Jonium ausſchließt und ſomit ſynonym mit Hadriaticum Mare, auch in der engen Bedeutung, iſt. Wenn Skylax und Thukydides das Mare Hadriaticum als gleichbedeutend mit dem Ἰόνιος κόλπος anführen, ſo muß dieſe alte Benennung des ioniſchen Buſens nicht mit dem ioniſchen Meere verwechſelt werden. Joniſcher Buſen heißt bei den Griechen, ehe die Benennung Ἀδρίας herrſchend wird, eben dieſes Meer, wahrſcheinlich, weil die ioniſchen Griechen aus Kleinaſien es zuerſt beſuchten und ihre Landsleute mit demſelben bekannt gemacht hatten. Joniſches Meer hingegen heißt beim Herodotos und Thukydides das ganze Mare ſuperum bis an die Küſten des Peloponneſes. Als nun aber die Benennung Ἀδρίας oder Hadriaticum Mare die gewöhnliche wurde für das Meer von dem Paſſe bei Hydruntum bis zum tergeſtiniſchen Meerbuſen, ſo ſchränkte ſich der Umfang des ioniſchen Meeres auf den ſüdlichen Theil des Mare ſuperum, von Hydruntum bis an die Küſten des Peloponneſes und Siciliens ein: und ſo iſt die römiſche Benennung Ionium mare zu verſtehen. Nahm man aber Mare Hadriaticum in der weiteſten Bedeutung, ſo war der ioniſche Buſen nur ein Theil desſelben [2]).

Was den Urſprung des Namens betrifft, ſo iſt die wahrſcheinlichſte Herleitung die von dem Worte ὁ Ἀδρίας, mit welchem Herodotos den Küſtenſtrich an den Mündungen des Padus bezeichnet [3]). Auf der Weſtſeite dieſer Landſchaft Adrias lag das Städtchen Atria, jetzt Adria, zwiſchen den Mündungen des Po und der Etſch, und dabei die Paludes Atrianorum und viele alte künſtliche Kanäle. Die eine Etſchmündung, nahe bei Atria, welche Ptolemäos Atrianos benennt, heißt bei Stephanos Hadrias, und ſo zeigen alle dieſe Namen auf eine weit ausgedehnte Bedeutung von Adrias an dieſer Küſte hin. Dazu kommt, daß, nach Livius und Plinius, eine tuscíſche Völkerſchaft, alſo gebildete und gewiß Schifffahrt und Handel treibende Menſchen, die älteſten Bewohner dieſes Küſtenſtriches waren, welche vielleicht Adrianer hießen [4]). So brauchen wir alſo das Meer nicht von der Stadt Atria zu benennen, welche darauf wohl nicht viel mehr Anſprüche haben kann, als das ſüdlichere Hadria in Picenum, ſondern von der Landſchaft Adrias. Jenes Hadria kann, vermöge ſeiner Lage, fünf Milliarien von der Seeküſte [5]), und ohne Berührung mit einem großen ſchiffbaren Fluſſe, nie eine meerbeherrſchende Stadt geweſen ſeyn. Und wie ſollte es alſo ein Meer benannt haben? — Mit der hier angenommenen Herleitung des Namens des Mare Hadriaticum ſtimmen auch einige oben angeführte Benennungsarten desſelben, beſonders bei Polybios, welcher ὁ Ἀδρίας als Hauptwort ſtets ohne Verbindung mit κόλπος gebraucht. Sein Epitheton iſt Ἀδριατικός, und zuweilen ſagt er: ὁ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλπος und ἡ κατὰ τὸν Ἀδρίαν θάλαττα, einmal ſogar: οἱ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλποι [6]). (*W. Müller.*)

HADSCHAR (Hadsiar) هَجَر, ſo heißt die ganze oſtarabiſche, nach Oſten an den perſiſchen Meerbuſen, nach Norden an das Gebiet von Basra, nach Weſten an Nadſched und Jamamah, nach Süden an Omân gränzende Provinz, von der die Küſtengegend und Inſelgruppe von Bahhrain nur ein Theil iſt (S. dieſen Artikel oben Th. VII. S. 131 bei Bahrein Bahhrain). Man nennt auch dieſe Provinz El-Haſſa oder Lachſa richtiger Al-Ahhſa الأحسا (nicht Heſſe) von der Stadt gleiches Namens, deren ſandiger, vom Waſſer durchdrungener Boden mit dieſem Worte bezeichnet wird [1]). Dieſe im Alterthum durch das Handelsvolk der Gerrhäer, in neueſter Zeit durch die von den Briten beſiegten und zurückgedrängten arabiſchen Korſaren, zu allen Zeiten durch die Perlenfiſcherei berühmte Gegend hat ſo viel Datteln, daß man bei den Arabern ſprichwörtlich ſagt: Datteln nach Hadſchar bringen. Die darin wohnenden Beduinen, welche im Bund mit den Wahabiten ſtehen, und von denen die Beni Chaled und Muſſilim auf dem feſten Land, Dſchiwaſſem auf den Inſeln die mächtigſten ſind (die Monteſidi wohnen nördlicher nach dem Euphrat zu) ſind Sunniten oder Rechtgläubige, die Städtebewohner, ſo wie die Einwohner von Bahhrain Schiiten (Abtrünnige, oder Aliten, wie die Perſer ihre Nachbaren). Das ganze Land, ehemals eine türkiſche Provinz, jetzt unter zertheilter Herrſchaft der eingebornen Stämme, iſt in Gefahr von den Briten beſetzt zu werden, deren Siege über die Dſchiwaſſem und andern Inſelbewohner, ſo wie ihre Handelsſtationen an der Küſte eine merkwürdige Erſcheinung unſerer Zeit iſt [2]). Unter den Städten ſind zu bemerken Katif القطيف an einem Buſen des Meeres, wo nach Abulfeda die bis an die Stadtmauern dringende Seeflut die Anlandung der Schiffe ſo ſehr begünſtigte [3]), ſchwerlich, wie Mannert glaubt, das (weiter ſüdlich zu ſuchende) Gerrha der Alten, wenn auch Abulfeda die Lage von

2) Leitende Stellen in dieſer Verwirrung ſind: *Herod.* VI, 137. VII, 20. *Thucyd.* I, 24. *Scyl.* p. 5 u. 11. *Strabo* II, p. 185. *Eustath.* ad *Dion. Perieg.* v. 92. Über die verſchiedene Bedeutung von Mare Sup. ſ. *Liv.* V, 33. *Plin.* III, 5. 20. *Pomp. Mel.* II, 4. 3) *Herod.* I, 163. V, 9. Vgl. Mannert's Geogr. von Italia. I. S. 9 ff. 4) *Liv.* V, 33. *Plin.* III, 16.

5) *Plin.* hat irrig ſieben angegeben. Vgl. Hadria. 6) S. Mannert a. a. O.

1) Vergl. meine *Abulf.* Arab. descr. p. 91. und Niebuhrs Arab. S. 339. 2) S. Ritter's Erdkunde Th. II. S. 156. 157. 166. 167. 3) S. Abulf. nach meinem Commentar S. 90.

[illegible] nördlich (nämlich 6 Tagereisen von [illegible]) [illegible]). Östlich von Katif eine halbe Tagereise davon lag nach Abulfeda eine Stadt Tarut (an Weinstöcken reich) der Wasserflut so ausgesetzt, daß sie bis zur Zeit der Ebbe eine Insel wurde, wie auch zur Zeit Niebuhrs[9]), dann aber wieder gangbar bis nach Katif[5]). Zwei Tagereisen südwestlich von Katif lag Ahsa (wovon die Provinz auch ihren Namen erhalten hat), der Hauptsitz der kurz nach Muhammed aufgekommenen Karamatah[7]). Diese Stadt hieß auch Hadschar, wie die Provinz[8]), ist aber verschieden von dem kleinen auf Niebuhrs Karte des persischen Meerbusens (S. 310 der Beschr. Arab.) weiter südlich angegebenen Hafen Adsiar, den Einige für Gerrha halten[9]). Der alte Hafen Catara findet sich in dem neben Katar liegenden Hafen Gattar, der Bahraininsel gegenüber wieder. Hier herrschte zur Zeit Niebuhrs der Stamm der Mussillim, der auch weiter südöstlich an dieser Küste die Häfen von Huale, Jusefie und Faráha besitzt, und daselbst an das kleine Gebiet der Beni Ar[illegible]eb. Ob die im Westen der Insel Charedsi خارج (nicht Scharadsche) gelegene gerühmte Hafenstadt Ras al Khyma (nach Andern Ras-El-Khraim), bei Algier des Schrecks der furchtbaren Dschwassem, deren Arsenale 1809 von den Briten zerstört wurden, noch zur Provinz Hadschar gehört[10]) ist zweifelhaft. Nach Niebuhr gehört aber in dieser nördlichen Gegend noch die einige Tagereisen unter Basra gelegene Hafenstadt Rounit mit 10,000 Einwohnern und 800 Schiffen dazu, in deren persischem Namen Grán (Krain قرين) er eine Ähnlichkeit mit Gerrha findet, obgleich die Lage dieses Orts weiter südlich gesucht werden muß. Merkwürdig ist aber das Stillschweigen der neueren Reiseberichte über die Stadt Katbemah كاظمة, welche nach Abulfeda zwischen Basra und Katif in gerader Linie, zwei Tagereisen von jener, von dieser vier Tagereisen entfernt lag (eine so genaue Bestimmung, daß man dadurch seine Angabe von der Lage Katifs bestätigt findet), ein berühmter Standort der Araber wegen der grasreichen Plätze und der in der Nähe der Meeresflut gelegenen Brunnen. Er rechnet sie bald zu Bahdrain, bald zur Wüste von Basra[11]). Diese ganze Gegend, zu der weder Niebuhr noch Seetzen kamen, verdiente die genauere Untersuchung eines Engländers, unter dem Schutz der dasigen Handelsstationen seiner Nation[12]).

(*Rommel.*)

HADSCHAR oder HADJAR-ALASSOVAD*), d. h. der schwarze Stein. So benennen die Muhammedaner einen wunderbaren Stein von schwarzer Farbe, welcher an einem Pfeiler der Halle des Tempels zu Mekka befestigt ist, in dem südöstlichen Winkel der Kaaba. Er hat mancherlei Schicksale und Veränderungen erlitten. Nach Khandemirs Bericht, im Leben des Muhamed, wurde er seit den ältesten Zeiten im Tempel zu Mekka verehrt. Damals waren die Dschorhamiden die Wächter des Tempels, und als die Banu Modar (Söhne Modar) die Stadt Mekka erobert hatten, flüchtete Amru Ben Hareth, das Oberhaupt der Dschorhamiden, mit dem Steine und verbarg ihn in dem Brunnen Zempem. Hier lag er lange Zeit, bis Abdalmothleb, Muhamed's Großvater, durch eine Offenbarung unterrichtet, ihn herauszog und wieder im Tempel aufstellen ließ. Als unter dem Kalifat des Mektader die Karmathen oder Karmothianer Mekka plünderten, nahmen sie den Stein weg und erst nach mehr als zwanzig Jahren wurde er zurück gebracht. Ein kleines Stück davon ließen die Kalifen in einen Thorpfosten ihres Palastes zu Bagdad einmauern, wodurch alle Hinein- und Herausgehende sich verbunden hielten, ihn zu küssen.

Die Muhammedaner küssen den Hadjar Al Assovad bei ihren Wallfahrten mehrere hundert Male und schreiben ihm viele wunderbare Kräfte zu. Er soll ein mageres Kameel, das ihn trägt, fett machen, zuweilen so leicht seyn, daß er auf dem Wasser schwimmt, und zuweilen so schwer, daß mehrere Ochsen und Pferde nicht im Stande sind, ihn von der Stelle zu bewegen. Seine schwarze Farbe soll von den Sünden der Menschen herrühren. Denn früher war er weiß und fiel mit dem Adam aus dem Paradiese auf die Erde**). (*R.*)

Hadschi, s. am Ende dieses Bandes.

Hadschi, Emir al, s. am Ende dieses Bandes.

HADSCHI HAMSA, ein osmanischer Kasaban im Sandschak Tschurum des Paschalik Siwas, groß und mit Badern, Hafen- und Kaufmannsbuden angefüllt. (*G. Hassel.*)

Hadschibei oder Gadschibei, s. Odessa.

HADSCHREK, einer der 15 Sandschaks, worein der Paschalik Tschaldir oder das osmanische Georgien abgetheilt ist. Er hat von einem Kasaban und Schlosse den Namen. (*Hassel.*)

Haduskalva, s. Hadersdorf.

HADY MUZA, der vierte Khalif der Abassiden, der Sohn Al Mehdi und der ältere Bruder des großen Harun, folgte dem Vater 785, und wurde von den Arabern als Khalif anerkannt. Aber er glich seinem großen Vorfahrer nicht, und wurde von einem kleinlichen Geiste beherrscht, der ihn eifersüchtig auf die hervorstechenden Talente seines Bruders und seiner Verwandten machte. Im Begriff, sich diese von der Seite

---

4) S. [illegible] Beschreibung derselben im 1. Th. seiner Chron. S. 145. [illegible] 5) S. 54. u. d. T. 6) S. Abulf. a. a. O. p. 22. und Ritter a. a. O. S. 150 mit auf Karbema [illegible] 7) S. Seite [illegible] Karma dorum prae limmaire p. 154. [illegible] 8) [illegible] Bagdad und meine Bemerk. in den [illegible] Bem. B. 14. S. 27. 9) Ritter's Erdk. Th. II. S. 1[illegible] 10) S. Asiatic Journal, den Gebrüdern und Hafiz. Lit. [illegible] 11) S. Abulf. a. a. O. S. 96. 12) Lady [illegible] Sultan of Mashat, together with an account of the Persian Gulf particularly

---

lady of the Wahabees By Sarah Maria, a native of Rome. Translated from the original Italian. Lond. 1819.

*) Bei Herbelot Bibl. Orient. Hagar Alassoved. Andere schreiben Hadschar al assoued. **) Herbelot l. c. Mayer's Mythologie Indiens.

zu schaffen, ließ ihm seine Mutter Khaizeran Gift beibringen, und er starb nach einer 15monatlichen Regirung 786, ohne Etwas für die anwachsende Größe des Reichs gethan zu haben. Doch hatte er das Glück, daß der Alide Hussein ben Ali, welcher sich in Arabistan gegen die Abassiden erhoben hat, durch sein Haar unterdrückt und getödtet wurde. Ihm folgte auf dem ruhigen Throne Harun al Raschid. Nach Ockley und Marigny. (*H.*)

HAFAIVA, HAFAIVE, eins der kleinen Eilande, welches zu der Gruppe Kotu des Tongaarchipels gerechnet wird. Es liegt neben der Hauptinsel Kotu, ist von einem Korallenriffe eingeschlossen, aber mit starker Vegetation bekleidet, gut angebauet und bewohnt. (*G. Hassel.*)

HAFAR, ein Kasaban im Lande des arabischen Stamms Beni Kiab der iranschen Provinz Khusistan: er liegt an einem Arme des Karun. (*G. Hassel.*)

HAFEDHAH, HAFEDAH, eine Gottheit der alten Araber, und namentlich der Aditen, eines Stammes, welcher das Land Hadramaut in Jemen bewohnte. Es werden überhaupt vier Götzen der alten Araber namhaft gemacht: Hafedah, welcher die Reisenden schützt und segnet; Sakiah, der Regengeber; Razekah, welcher über die Bedürfnisse des Lebens schaltet; und Salemah, der die Kranken heilt und die Gesunden erhält. Der Patriarch Heber, der Hud des Korans, soll diese Götzen gestürzt haben. Im Koran heißt es: „An den Stamm Ad haben wir den Hud geschickt, der ihm sagen mußte: O meine Brüder, dient nur Gott allein; es ist sonst kein Gott außer ihm. Was ihr euch eingebildet habt, sind falsche Götzen. Bekehret euch zu eurem Schöpfer, so wird er eure von dreijähriger Dürre ausgesogenen Felder durch einen Regen befeuchten." Aber die Aditen gehorchten und glaubten dem Propheten nicht, der sich mit wenigen Gläubigen in die Gegend zurückzog, wo hernach Mekka erbauet wurde. Unter Anrufung des Hafedah wanderten sie nach der Provinz Hegiaz, und dort stellte sich, während Einige sich zu der neuen Lehre hin gezogen fühlten, ein eifriger Anhänger des Hafedah an die Spitze der Betenden und rief: Herr, gib den Aditen einen Regen, wie dir gefällig ist! Da zeigten sich drei Wolken am Himmel, eine weiße, eine rothe und eine schwarze, und zugleich hörte man eine Stimme, welche rief: Wähle! Der Adit glaubte, die schwarze Wolke sei die wässerigste und wählte dieselbe. So kehrten die abgöttischen Pilger wohlgemuth in ihre Heimath zurück. Die schwarze Wolke kam, aber aus ihr hervor stürmte ein kalter und heftiger Wind, welcher in sieben Tagen und Nächten das ganze Volk sammt seinen Götzen spurlos vertilgte†). (*R.*)

HÄFELI (Johann Kaspar), der Vater, gebürtig von Zürich, einer der vorzüglichsten teutschen Kanzelredner neuerer Zeit. Er wurde den 1sten Mai 1754 in dem thurgau'schen Dorfe Basadingen geboren, wo sein Vater, Johann Kaspar, Prediger war. Seine Ältern verlor er in zarter Jugend, wurde dann zu Winterthur von mütterlichen Verwandten erzogen, und erhielt auf dem Gymnasium zu Zürich seine wissenschaftliche Bildung. Hier zeichnete er sich durch Aufmerksamkeit, Bestimmtheit und Klarheit seiner Antworten und schriftlichen Arbeiten, angestrengten Privatfleiß und dadurch erworbene gründliche Kenntnisse bald rühmlich aus. Denn schon damals bewies er in Allem ein auf's Tiefe und Gründliche gerichtetes Forschen, das ihn auch durch's ganze Leben charakterisirte, und ihm alle Oberflächlichkeit verhaßt und verächtlich machte. Eine gewisse Verschlossenheit und ein düsterer Sinn, vielleicht zum Theil auch durch den Eindruck bewirkt, den der Verlust der Ältern auf den tief fühlenden Knaben gemacht hatte, begünstigte jene Richtung seiner Studien. Mit seinen Mitschülern hatte er daher wenig Umgang. Im Jahre 1773 wurde er ordinirt, und hierauf seinem betagten mütterlichen Großvater, Kaspar Freudweiler, Pfarrer des zürcherischen Dorfes Ellsau, als Vikar zugegeben. Etwas mehr als drei Jahre besorgte er die Pfarrgeschäfte mit großer Gewissenhaftigkeit und wurde in der Umgegend als Prediger rühmlichst bekannt. Seine Verbindung mit einer treuen Lebensgefährtinn, Regula Trachsler von Zürich, führte ihn im Frühjahre 1777 nach Zürich zurück, wo er sich 7 Jahre mit dem Unterrichte von Jünglingen beschäftigte, die zum Theil in seinem Hause Kost und Wohnung hatten. Zu letztern gehörte auch der selige Professor Georg Müller von Schafhausen. Während seiner Studienjahre war er mit dem frommen und geistreichen Pfenninger in Zürich, Lavaters eifrigem Anbeter, und dadurch mit Lavater selbst bekannt geworden, wodurch zwar einsweilen seine theologischen Ansichten eine dem Geiste dieser Männer entsprechende Richtung erhielt, ohne daß jedoch sein Sinn für eignes, tieferes Forschen geschwächt worden wäre, welcher ihn vor sklavischem Nachbeten und andern Verirrungen bewahrte, und nachher zu weit freiern Ansichten führte. Auf Lavater's Empfehlung erhielt er im J. 1784 einen Ruf nach Wörlitz als Hofkapellan des Fürsten von Dessau und als Vorleser seiner Gemahlinn, bei denen Lavater Alles galt. Es ist kein Zweifel, daß die Entfernung aus den bisherigen Umgebungen seiner theologischen Selbstständigkeit, die er nun immer mehr zeigte, sehr beförderlich war. Bis zum September 1792 blieb er in diesem Verhältnisse, und begleitete die Fürstinn auf ihren Reisen: dann wurde er nach seinem Wunsche, damit seine beiden Kinder die Schule zu Dessau besuchen könnten, dahin als Consistorialrath versetzt, mit dem Auftrage, abwechselnd Sonntags zu predigen. So kurz sein Aufenthalt daselbst war, so wirkte er doch als Prediger und durch die Stiftung der anhalt-dessau'schen Pastoralgesellschaft sehr wohlthätig, so daß die Burgerschaft höherer und niederer Stände zu Dessau, als Häfeli im März 1793 von der Gemeinde zu St. Ansgarii in Bremen zum dritten Prediger berufen wurde, den Fürsten dringend bat, dem Lande diesen Mann zu erhalten. Die Antwort des Fürsten lautete: „Es soll Mich sehr freuen, wenn der Consistorialrath H. hierauf Rück-

†) *Herbelot* Bibl. orient. Vgl. Ad, Aditen, I, 355 f.

ficht nehmen will und kann, und werde Ich das Meinige hierzu möglichst beizutragen suchen." Indessen nahm H. den Ruf nach Bremen an, wo er sich anfänglich in den neuen Verhältnissen nicht recht gefiel, bis der glückliche Erfolg seines Predigtamtes ihn allmälig in eine frohere Stimmung versetzte. Ganz ausgezeichnet als Prediger, wovon nachher die Rede seyn wird, wirkte er auch in andern Beziehungen höchst wohlthätig zu Bremen. In Verbindung mit Ewald, der 1796 nach Bremen berufen wurde, errichtete er aus Beiträgen der Einwohner eine Bürgerschule als Privat-Institut, die zwar nach mehrern Jahren wieder einging, aber den Nutzen hatte, daß die öffentliche Schule dem Bedürfnisse gemäßer eingerichtet wurde. Die Verleihung der theologischen Doctorwürde durch die Fakultät zu Marburg, den 23. Jan. 1798, war eine verdiente Anerkennung seines Werthes. Vier Jahre nachher, 23. Apr. 1802, wählte ihn der Senat zum Professor der Theologie am Gymnasium zu Bremen, und als im J. 1804 der Pastor Primarius an der Kirche St. Ansgarii starb, wurde er von der Gemeinde zur zweiten Predigerstelle gewählt. Allein noch in demselben Jahre erhielt er vom Fürsten von Anhalt-Bernburg einen Ruf als Superintendent, den er auch annahm. Im Mai 1805 trat er diese Stelle an, und bekleidete dieselbe mit großem Ruhme bis zu seinem allzu frühen Hinscheiden im 57sten Altersjahre, den 4. Apr. 1811. Versuche, den ausgezeichneten Mann seinem Vaterlande wieder zu gewinnen, waren mißlungen, und die Stelle eines Professors der didaktischen Theologie an der Akademie zu Bern, die ihm 1808 angetragen wurde, lehnte er eben so wohl ab, als eine vorgeschlagene Hofpredigerstelle zu Berlin oder Potsdam, zwischen welchen er selbst wählen sollte. Häfeli hinterließ eine Witwe, die ihm im nächsten Jahre folgte, einen Sohn und eine Tochter. — Als gelehrter Theologe erhob sich Häfeli zu einer nicht geringen Stufe durch gründliche, in allen Verhältnissen fortgesetzte und in schönem Gleichgewichte gehaltene philologische, historische und philosophische Studien. Seine tiefe Kenntniß der Kirchengeschichte beweisen die Vorlesungen, die er zu Bremen über diese Wissenschaft hielt [1]). In der Philosophie vertraut mit allen, auch den neuesten Systemen, unterwarf er sich keinem, und hier so wenig als in der Theologie gab es für ihn ein Stillestehen, oder ein Verwerfen oder Annehmen irgend einer neuen Ansicht, ehe er sie sorgfältig geprüft hatte. Aber je mehr dadurch der seinem ganzen Wesen natürliche Geist des Prüfens geschärft wurde: desto mehr gewann auch seine Selbstständigkeit. Beweise davon gab er schon zu Dessau, noch stärkere dann zu Bremen. Das religiöse Gefühl selbst, das im Umgange mit Lavater und Pfenninger viele Nahrung gefunden hatte [2]), blieb immer gleich innig: aber es wurde immer mehr geläutert und reiner durch die Fortschritte in wissenschaftlicher Bildung. Häfeli's hellere Ansichten in spätern Jahren beweisen besonders die Recensionen theologischer Schriften, welche er vom Jahre 1801 bis 1804 für die Marburger theologischen Annalen verfertigte [3]), und man muß die frühere Periode seines theologischen Lebens, die auch noch einen Theil seines Aufenthaltes zu Dessau umfaßt, wohl von der spätern unterscheiden. Deßwegen mußte sich auch das Verhältniß zwischen ihm und Lavater allmälig ganz umgestalten, je mehr Letzterer in gründlichen Kenntnissen gelehrter Theologie zurück blieb. — Vorzüglich glänzt Häfeli als Kanzelredner. Schon in jüngern Jahren entwickelte sich sein ausgezeichnetes Talent, und erregte zu Zürich, weil gerade damals Lavater, als Redner mit Recht so berühmt, krank war, den Wunsch, Häfeli von der Reise nach Dessau abzuhalten. Je mehr dann der Schatz seiner Kenntnisse anwuchs, je tiefer er in's Innerste des menschlichen Herzens blickte, durch die mancherlei Berührungen, in die er kam, und besonders durch die Wachsamkeit, womit er die leisesten Regungen seines eignen Herzens beobachtete, und je klarer und reiner, aber eben dadurch auch, bei gleicher Innigkeit, kräftiger und sicherer sein sittliches und religiöses Gefühl wurde: desto gehaltreicher und ergreifender wurden seine Predigten. Eine besondere Stärke besaß er in moralischen Ermahnungen, Warnungen, Ermunterungen, Strafen oder den so genannten Nutzanwendungen. Der Eindruck war um so stärker, da Alles als augenblicklicher Erguß ungeheuchelter Empfindung und eines ergriffenen Gemüthes erschien, und nirgends eine Spur mühsamer Vorbereitung sich zeigen konnte. Denn der allmälig gesammelte Reichthum von Ideen gab ihm endlich eine solche Sicherheit, daß er auch vor einem an treffliche Prediger gewöhnten, und sie zu beurtheilen fähigen Auditorium, wie dasjenige zu Bremen, oft nur nach kurzen Entwürfen, zuweilen auch ohne irgend Etwas schriftlich aufgesetzt zu haben, nach bloßer Meditation, und doch immer mit großem Erfolge predigte. Unstreitig wurde der Eindruck, welchen er machte, durch sein ganzes Äußeres sehr befördert. Häfeli's College zu Bremen, Stolz aus Zürich, schildert dieß trefflich in der Vorrede zu den nachgelassenen Schriften: „Seine ganze Gestalt, sein kräftiger Körperbau, sein auffallend markirtes und dabei wohl proportionirtes, blasses Gesicht, sein unter den Stirnknochen tief liegendes Auge, sein durchdringender Blick, der sein cholerisch-melancholisches Temperament schon dem dunkeln physiognomischen Gefühle empfindbar machte, seine gewaltige, selbst die größte Kirche füllende Stimme, seine scharfe Articulation jedes Wortes, seine schöne Diction, sein edler Anstand, seine ausdrucksvolle Geberdensprache, die gehaltene Kraft und die durch sein ganzes Äußeres sich ankündigende Würde seiner Rede hatte etwas Imposantes für Reiche wie für Arme, für Gelehrte wie für Ungelehrte. Alle fühlten sich ergriffen durch die Macht seiner Beredsamkeit u. s. w." Häfeli war von der Natur zum Redner bestimmt, und das angeborene Talent zeigte sich im höchsten Glanze,

1) Man findet sie im zweiten und dritten Bande von Häfeli's nachgelassenen Schriften, herausgegeben von Stolz. Winterthur 1813. 3 Bde in 8. 2) Pfenninger gedenkt Häfeli's einige Male in den bekannten Zirkelbriefen.

3) Ein Theil derselben ist im dritten Bande seiner nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt.

weil es durch die trefflichſte, meiſt durch ſich ſelbſt gewonnene Ausbildung unterſtützt wurde. Denn auch die äſthetiſche Bildung vernachläſſigte er neben den ernſtern Studien keineswegs. Es iſt höchſt merkwürdig, ja es ſcheint ſogar ein Widerſpruch, daß der tiefſinnige, verſchloſſene und zur Hypochondrie geneigte Jüngling, der mit eiſernem Fleiße ſeinen Studien oblag, zu gleicher Zeit alles verſchlang, was im Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften einige Bedeutung hatte, und dabei vom Scherzhaften eben ſo ſehr als vom Ernſten angezogen wurde, ja ſelbſt das Mittelmäßigſte nicht verſchmähete. Was auf Viele ſo verderblich wirkt, unmäßiges Romanenleſen, war für Häfeli in ſeiner Jugend ein Gegengift gegen das Finſtere und Herbe ſeines Charakters. Später bedurfte er deſſen nicht mehr; denn ſo wie bei Andern eine ſolche Anlage mit zunehmenden Jahren immer nachtheiliger wirkt, ſo hatte hingegen Häfeli eine ſolche Gewalt über ſich ſelbſt errungen, daß er nach und nach mittheilender und umgänglicher wurde, ſo daß, wer ihn erſt in Teutſchland kennen lernte, nur die Kraft und Tiefe, aber keineswegs mehr die urſprüngliche Bitterkeit des Charakters erkennen konnte. Seine Einbildungskraft hatte übrigens durch das Leſen jener Schriften einen reichen Schatz von Bildern gewonnen, die er auch als Prediger trefflich benutzte; und obgleich er ſich allmälig nur auf das Vorzüglichere aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften beſchränkte: ſo blieben ihm doch einige Romane als Jugend-Erinnerung Zeit Lebens werth, wie z. B. Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, die er von Zeit zu Zeit wieder las. — Als Menſch wird Häfeli dadurch deſto achtungswürdiger, daß jene Kraft des Charakters, jene Überlegenheit der Kenntniſſe und Talente ihn nicht zum Stolze verleitete: im Bewußtſeyn ſeines Werthes duldete er zwar keine Zurückſetzung; aber vorherrſchend blieb immer ein reines ſittliches Gefühl, das ihn abhielt, Andern ſein Übergewicht auf drückende Weiſe fühlen zu laſſen. — Was Häfeli im Drucke erſcheinen ließ, iſt von keinem großen Umfange [4]): aber der Gehalt ſeiner ſpätern Schriften (außer den oben angeführten Recenſionen meiſtens Predigten), und beſonders die nachgelaſſenen Schriften ſichern ihm den Namen eines vorzüglichen, wenn ſchon nicht fruchtbaren, Schriftſtellers. Denn ſo ſchnell er auch Etwas zu entwerfen im Stande war, ſo langſam arbeitete er es aus, und arbeitete es oft mehrere Male ganz um, ehe er einiger Maßen damit zufrieden war. Das reifſte Werk ſeines Geiſtes ſind wohl die drei Predigten über die Reformation. 1790. — Ein ſprechend ähnliches Bild vom Jahre 1778 findet ſich in Lavater's franzöſ. Phyſiognomik (Tom. 3. p. 110), und es verlohnt ſich der Mühe, Lavater's Bemerkungen darüber an dieſer Stelle, und in der teutſchen Phyſiognomik (Th. 3. S. 38) und endlich in der kleineren von Armbruſter heraus gegebenen Phyſiognomik (Th. 3. S. 232) zu vergleichen.

(*Escher.*)

4) Das Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich in der Vorrede zum erſten Theile der nachgelaſſenen Schriften.

HÄFELI, Johann Kaspar, der Sohn des Vorigen; geb. zu Zürich 1779. In dem durch vorzügliche Talente und ausgebreitete Kenntniſſe zu großen Hoffnungen berechtigenden Jünglinge ſchien der treffliche Vater verjüngt. Seine Bildung erhielt er neben der Leitung des Vaters zuerſt auf dem Gymnaſium zu Bremen, dann auf den Univerſitäten Helmſtädt und Göttingen. Im J. 1803 kam er in ſein Vaterland zurück, wo er im Frühjahr 1804 als erſter Lehrer an die Stadtſchule zu Frauenfeld im Thurgau berufen und 3 Jahre ſpäter auch zum Actuarius des dortigen Kirchenrathes gewählt wurde. Die Klarheit, Beſtimmtheit und Gründlichkeit ſeines Unterrichtes bleibt bei ſeinen Schülern in dankbarem Andenken. In dieſer Zeit gab er heraus: Ebene und körperliche Elementar-Geometrie. Zürich und Leipzig. 1806. Später erſchienen von ihm, Griffe aus meinem Gedankentopf, die den tiefen Denker beweiſen; hingegen wurde ihm unrichtig Antheil an der Schrift, Über Schwärmerei, zugeſchrieben. Eine vorzügliche metriſche Überſetzung des 104ten Pſalms beweiſet ſeine gründliche Kenntniß der hebräiſchen Sprache, ſo wie ſeinen gebildeten Geſchmack und ſein dichteriſches Talent. — Den 16. Oktober 1809 erhielt er vom Herzoge von Anhalt-Bernburg einen ehrenvollen Ruf als Kapellan an der Schloßkirche zu Bernburg und Pfarrer des Filialdorfes Dröbel. Allein bald entwickelte ſich eine Anlage zur Lungenſchwindſucht, die ihn endlich im Junius 1811, da durch das Hinſcheiden des Vaters auch das Band gelöſet war, wodurch er an Bernburg gefeſſelt wurde, nöthigte, ſeine Entlaſſung zu begehren. Mit dem rühmlichſten Zeugniſſe erhielt er dieſelbe. Allein die Hoffnung, im Vaterlande die Herſtellung ſeiner Geſundheit zu finden, ging nicht in Erfüllung. Er verwaltete zwar nach ſeiner Rückkunft in die Schweiz im Junius 1811 wieder einige Zeit das Actuariat des thurgau'ſchen Kirchenrathes; allein den 31. Oktober 1812 machte das unheilbare Übel ſeinem ſchönen Leben ein zu frühes Ende.

(*Escher.*)

HAFEN, SEEHAFEN, FLUSSHAFEN. Einleitung. Ein Ort zum ſicheren Aufenthalte, zu einem Bergeplatze der Schiffe, zu ihrer Beladung und Entladung, Bemannung und Entmannung, Ausrüſtung und Abrüſtung beſtimmt, iſt zur Förderung der Schifffahrt im Frieden und im Kriege unentbehrlich. Er wird am Meere und an Landſeen, ſo wie an Flüſſen gebraucht, und unterſcheidet ſich hauptſächlich ein Mal als Seehafen und Strom- oder Flußhafen, dann wieder in beiden Arten als Kriegs-, als Handlungs- und als Fiſcherhafen, durch nothwendig größere und kleinere Waſſertiefe, und mehr und weniger bedeutenden Umfang und Maſſe der ihn beſtimmenden Theile. Die Handlungshäfen ſind manchmal bloß ſolche, die zum Ein- und Ausladen der Waaren als Ladungshäfen, und andere, die nur als Niederlagshäfen gebraucht werden. Ein gemiſchter Hafen iſt derjenige, der für Kriegs- und Handlungsſchiffe zugleich beſtimmt iſt.

Ein Hafen muß, um der oben angezeigten Beſtimmung vollkommen zu entſprechen, eine Rhede ſeyn, die zur

[illegible]

[illegible] damit sie an der Seite zu Lande angelegt werden, [illegible] um das vom Sturme ohne [illegible].

[illegible] bei den Sandländern und [illegible] II. Abschn. [illegible] Bestimmung desselben [illegible] werden können (s. XI. Abschn.), bestimmen zur Wahl des Orts.

Der Ort soll hinlänglich groß seyn, damit der Hafen eine bequemere Weite zur bequemen Aufnahme einer großen Anzahl Schiffe erhalten kann. Solche Orte, wo Meeresströme die künftige Mündung des Hafens zu [illegible] müßten, sollen so viel wie möglich vermieden werden. Hingegen nahe dem Orte, wo der Hafen angelegt werden soll, eine hinlänglich große Rhede, welche leicht zu einer geschützten Rhede gemacht werden kann (s. X. Abschn.), soll zur Wahl des Orts bestimmen.

Ein Fluß in der Gegend, der leicht durch einen Kanal mit dem Hafen in Verbindung gesetzt werden kann, oder sich gar selbst schon in dem Orte, der zum Hafen bestimmt werden soll, ausmündet, ist ein weiterer Bestimmungsgrund, den Hafen an dieser Stelle anzulegen: denn durch ihn allein wird nicht nur der Werth des Hafens erhöht, indem er dessen Verbindung mit dem innern Lande befördert, den Handel blühend, und den Kriegsstand mächtig macht; sondern er kann auch zur Verbesserung und Unterhaltung des Hafens mit großem

1) [illegible] seyn müssen und sind, wie jene, wird Jedermann leicht einsehen.

Vortheile angewendet werden: doch darf er nicht zu viel Erde, Sand und Schlamm mit sich führen, wodurch er dem Hafen gerade zu schädlich würde (s. II. Abschn.). Daher soll auch ein Ort, in welchen sich ein solcher unreiner Landstrom ausmündet, und wenn dieses auch selbst in einer nicht zu großen Entfernung oberhalb des Ortes in einem vorbei streichenden Meeresstrom erfolgte, in so weit es andere Umstände zulassen, vermieden werden (s. II. Abschn.).

Die umliegende Landgegend soll aber reich an Erzeugnissen seyn, welche zum Schiffbaue, zur Unterhaltung und Ausbesserung aller Arten von Schiffen erforderlich sind.

Endlich soll man sich's zum unabänderlichen Grundsatze machen: unbequeme und fehlerhafte Hafenanlagen gänzlich zu verlassen, und dafür günstige aufzusuchen: denn man kann wohl mit erstaulichem Aufwande manche Fehler auf eine Zeit lang verbessern, allein mit der Zeit werden sie wieder so schlimm wie zuvor.

Noch gehört hierher die Bemerkung, daß in Meeren, deren Wasser nicht sehr salzig ist, ein Schiff nicht länger, als 18 bis 24 Jahre gebraucht werden kann, da es hingegen in anderen salzreichen Meeren 30 bis 45 Jahre die See hält, wenn die Ausbesserungen gehörig geschehen. Daher sind die Häfen am Ocean und am Kanale den Häfen an der Ostsee und den Flußhäfen vorzuziehen.

II. Wassertiefe. Ursachen ihrer Zerstörung. Mittel zu ihrer Erhaltung und Wiederherstellung. Hafenräumer. Stau- und Spülschleusen. Spülbusen. Das Wasser muß für die schwersten Schiffe tief genug seyn, damit sie zu jeder Stunde ohne Gefahr einlaufen können, und im Hafen selbst flott liegen bleiben. Für die großen Kriegsschiffe und für die größten Handlungsschiffe, wie die Ostindienfahrer, sind bei vollkommener Ladung 25 bis 30 Fuß Tiefe nöthig. Die kleineren Handlungsschiffe erfordern wenigstens 10 bis 16 Fuß Wasser (s. übrigens Schiff). Weil aber zu tiefes Wasser eben so nachtheilig ist, wie eine seichte Rhede, indem die Anker in großer Tiefe nicht gut haften: so muß man sich bei solchen Häfen, wo die Flut stark ist, wie am großen Weltmeere, mit einer Wassertiefe von 12 Fuß für die Ebbe begnügen. Vor der Anlage eines Hafens muß also das Wasser abgelothet werden. Findet sich die gehörige Tiefe über dem guten Ankergrunde vor, so hat man an Orten, wo die Wasserhöhe durch Ebbe und Flut nicht sehr verändert wird, wie z. B. im mittelländischen Meere, keine weitern Rücksichten mehr in Beziehung auf die Tiefe zu nehmen, als auf eine künftig mögliche Versandung.

Die verschiedenen Ursachen und Umstände, welche die Zerstörung der Hafentiefe durch Versandung oder Verschlammung herbei führen können, sind nebst den Mitteln gegen dieselbe zu wirken, hauptsächlich folgende: Wenn sich ein Fluß in den Hafenraum ausmündet, welcher, wie die Flüsse an den Küsten des mittelländischen Meeres, entweder Sand oder Erde oder Schlamm mit sich führet: so wird er den Hafen unfehlbar nach und nach ausfüllen, und durch so bewirkte Untiefe unbrauchbar machen. Man muß ihn daher ableiten, und ihm seine neue Mündung möglichst weit von dem Hafen entfernt und unterhalb desselben anweisen, weil sonst der Meeresstrom die Theile, die der Fluß ausschüttet, dem Hafen zuführen, dessen Mündung verstopfen, und zuletzt auch den H. selbst zusanden würde. Wenn daher ein Meeresstrom vor dem Hafen vorbei streicht, in den sich oberhalb des H. ein solcher unreiner Landstrom ergießt, so hat man außer andern Unfällen auch die eben angezeigte nachtheilige Folge für den H. zu erwarten. Man kann ihm aber durch dasselbe Mittel, das auch den Meeresstrom stehen macht, entgegen wirken, und man wird es weiter unten im V. Abschn., wo von dem Hafenmunde und dessen Verwahrung gehandelt wird, anzeigen. Dort wird man auch finden, wie derjenigen Versandung möglichst gesteuert wird, welche an den Küsten oder vor dem Hafen im Meere befindliche Sandbänke herbei führen, wenn der Sturm ihren Grund in Bewegung setzt, und mit ihrem Sande spielt. Denselben Nachtheil, wie ein unreiner Landstrom, haben für den Hafen auch Entwässerungsgräben und Kloaken. Sie werden den Hafen mit Sand, Schlamm, und Unrath aller Art anfüllen, wenn man ihre Leitung in den Hafenraum zuläßt. Ja sogar das süße Flußwasser, wenn es sich mit dem salzigen Meerwasser vermischt, soll einen der Tiefe des H. schädlichen Bodensatz veranlassen. Aber auch die Natur des Wassers selbst im H. kann von der Art seyn, daß es jetzt an der Stelle, wo es durch Umdammung in einen ruhigen Zustand versetzt ist, bedeutende Niederschläge von sandigen, schlammigen, oder erdigen Theilen macht, welche vor der Anlage des H. durch die gewaltige Bewegung der Wellen mit fort genommen wurden, und nun bei der künstlich zu Stande gebrachten Wasserruhe den Hafen auszufüllen drohen. Wie trieglich es ist, sich durch Versuche von dem zu überzeugen, was erst eine langjährige Erfahrung am sichersten lehren kann, und wie schwierig und meistens unmöglich, dann einen Ort von allen Fehlern frei für den Hafenbau aufzufinden, wird man leicht begreifen. Meistens kann man daher den Ort, den vor dem Hafenbaue im offenen Meere guter Ankergrund und zweckmäßige Tiefe zur Anlage des Hafens empfohlen haben, nach vollendetem Baue nicht ganz ohne alle auswärts treibende Bewegung des Wassers lassen, und man muß daher fast in allen Fällen die der Lage und den Umgebungen angemessensten Reinigungs- und Vertiefungsmittel vorbereitet halten.

Wenn also der H. die hinlängliche Wassertiefe, welche zum Gange der Schiffe, für die er bestimmt ist, erfordert wird, von Anfange her nicht gewährt, oder in der Folge durch herbei geführte Versandung oder Verschlammung verloren hat: so muß er vertieft oder gereinigt werden. Ehe man aber dieses Geschäft bei einem neu anzulegenden H. vornimmt, muß man zuvor untersuchen, ob sich der H. auch vertiefen lasse, wobei man seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf zwei Stücke zu richten hat;

[illegible] man auch nach der Vertiefung einen guten Zufluss erhalten werde, zweitens, ob das Wasser an dem H. auch eine solche Tiefe habe, daß der Grund nicht nach der Vertiefung des Hafenraumes nicht höher zu liegen komme, als im H. selbst: denn wenn dieses der Fall wäre, so würde das Meer den höheren Vorgrund in die Tiefe des H. hinab schieben, und der H. in kurzer Zeit seine vorige Untiefe wieder erhalten.

Die Reinigung und Vertiefung der Häfen kann übrigens auf mannichfaltige Weise geschehen. Das erste Vertiefungsmittel, das sich dem menschlichen Verstande aufdringt, ist, den Hafenraum theilweise abzudammen, das Wasser aus der Umdammung heraus zu schöpfen, den Grund bis zur nöthigen Tiefe vermittels Spaten und Schaufeln auszuheben und auf Kähnen fort zu bringen. Zur Ersparung des großen Zeit- und Kostenaufwandes, welchen diese Abdammungen und dieses Ausschöpfen des Wassers u. s. w. veranlassen, hat man längst schon Maschinen erfunden, durch welche die Häfen ohne alle weitere Vorbereitungen vertieft und gereinigt werden können. Sie sind unter dem Namen Hafenräumer, Modermühlen und Moderzangen bekannt, und werden in der Reihe des Alphabetes dieser Encyclopädie unter ihren eigenen hydraulischen Artikeln beschrieben werden. (S. Vertiefungsmaschinen.)

Allein schneller und einfacher wird dieser Zweck erreicht, wenn sich ein Fluß in den Hafen ergießt, der zwischen festen Ufern herströmt, von denen sein Gewässer keine bedeutende Theile abschwemmen kann, wie dieses bei den meisten an den Küsten des Weltmeeres der Fall ist. Er wird nicht nur allein den Werth des H. erhöhen, indem er die Verbindung desselben mit dem inneren Lande erleichtert (s. I. Abschn.), und zugleich auch zu einem inneren H. gebraucht werden kann (s. VII. Abschn.), sondern ein solcher ist auch gerade am tauglichsten, zur Verbesserung und Unterhaltung des H. und der meistens nothwendigen Hafenstraßen (s. V. Abschn.), zu ihrer Vertiefung und Reinigung. Ja es ist in Bezug auf Gewinnung des ersten Vortheils nicht nur allein höchst nutzlich, sondern auch zur Erreichung des andern Zweckes mehrsten Falls nothwendig, dergl. Flüsse durch Gräben mit dem H. zu verbinden, die natürlicher Weise ebenfalls zwischen festen unabschwemmbaren Ufern geleitet werden müssen. Zu diesem Ende muß man den Hafenmund der Flußmündung gegen über anlegen, oder den vom Flusse in den H. geleiteten Kanal der bestimmten Hafenmundung gerade entgegen richten. Im Flusse oder Kanale wird hierauf eine Stau- und Spülschleuse erbaut, und vermittels dieser das hinter ihr herbei strömende Wasser gestaut. Öffnet man nun beim Eintritte der Ebbe die Schleuse: so stürzt das Wasser mit voller Gewalt in den Hafenraum herab, bringt allen darin liegenden Schlamm oder Sand in Bewegung und führt ihn mit sich zum Hafenmunde hinaus. Beispiele liefern Cherbourg, Dünkirchen, Havre und viele andern. Ist ein Kanal zur erforderlichen Wirkung nicht hinreichend, so müssen mehrere Kanäle herbei geführt, und auf gleiche Weise eingerichtet werden, und leicht begreiflich wird es aus diesem, daß auch mehrere kleinere Flüsse reinen Wassers, die sich in einen H. ausmünden, durch eine gleiche Einrichtung zu demselben Zwecke benutzt werden können. Wenn aber die Herbeiführung solcher Gräben wegen großer Entfernung der Flüsse oder wegen einer zur zweckmäßigen Leitung ungünstigen Lage nicht thunlich ist: so führt man am obersten Ende des H. ein großes Wasserbecken auf, das man auch einen Spülbusen nennt, und dem Hafenmunde gegen über mit einer, oder nach Maßgabe der Größe des Beckens und des H., mit mehreren Spülschleusen versieht. Bei der Fluthöhe wird das Wasser durch diese Schleusen eingelassen, und durch Schließung derselben zurück gehalten. Bei eintretender niedriger Ebbe werden aber die Schleusen geöffnet, wodurch man denselben Zweck, wie durch Flüsse und Kanäle, erreichen wird. Wenn ein H. im Verhältnisse zu der Menge eingeleiteter Gewässer zu weit ist, so werden diese ihre Gewalt verlieren, den Grund des H. überall aufzuwühlen und die Schlamm- und Erdtheile mit sich zur Mündung hinaus zu führen. In solchen Fällen bedient man sich der Hafenknechte, das sind bewegliche Maschinen, mit denen man den Strom einschränken, seine Gewalt vermehren und nach allen Theilen des H. hin lenken kann.

Man wird aus dem bisher Gesagten entnommen haben, daß diese zuletzt beschriebenen Hafenreinigungsmethoden auf das Steigen und Fallen des Wassers bei Flut und Ebbe berechnet sind. Allein auch da, wo diese nicht Statt finden, können Spülbusen zur Unterhaltung der Hafentiefe angewendet werden, sobald es nur die Ufer des Flusses oder der Kanäle, welche zu dem gedachten Zwecke in den Busen geleitet werden, zulassen, daß ihr Wasser 4 Schuhe hoch oder höher für eine Spülzeit geschwellt werden kann. Ja selbst da, wo sich auch kein Fluß vorfindet, wo keine Kanäle in den H. gezogen werden, und keine Ebbe und Flut herrscht, können Spülbusen vermittels Schöpfmaschinen und besonders der Dampfmaschinen angefüllt werden. Es gibt daher fast keinen H. und keine Hafenstraße, die man nicht vermittels Spülschleusen reinigen und vertiefen könnte, wenn nur ihr Bett aus beweglichem Materiale besteht, und keine falschen Begriffe von Sparsamkeit von Seiten des States im Wege stehen. — Endlich kommt es für die gute Wirkung der Spülschleusen hauptsächlich noch auf ihre Entfernung von dem Hafenmunde an. — Diese Bestimmung hängt aber von gar verschiedenen Umständen ab; und zwar erstlich, von der Art des Materials, welches fortgeschwemmt werden soll; zweitens, von der Höhe, zu welcher der Spulbusen mit Wasser angefüllt wird, drittens, von der Wassermenge, die er faßt; viertens, von der Größe der Öffnung oder von der Weite der Spülschleuse, und fünftens, von der Gestalt, und von der Länge und Breite einer Hafenstraße, welche vertieft werden, oder in vertieftem Zustande erhalten werden soll. Denn ist z. B. der Spülbusen groß, und die Wasserspannung hoch: so kann man die Spülschleuse bei sonst gleicher Menge und Zusammenhaltbarkeit des fortzuführ-

renden Stoffes von der Mündung der Hafenstraße weiter entfernen, als im entgegen gesetzten Falle geschehen könnte. Wiebeking gibt hierüber einsweilen folgende, aus einigen Erfahrungen abgeleitete Regel an: Wenn nämlich die Schleusenweite nicht über $\frac{2}{3}$ kleiner als das Profil des Kanals, die Spülflut 12 Fuß hoch, und der Spülbusen zugleich so groß ist, daß bei diesen Umständen zwei Stunden gespült werden kann: so kann man die Schleuse von der Hafenmündung beim Sande 5000 Fuß, beim Schlicke weniger, beim Kiesel aber nur 1600 Fuß entfernen. — Wiebeking gesteht aber, daß die Anzahl der Erfahrungen, auf welche er diese Bestimmungen gründet, sehr gering sei, und wünscht daher, daß man Beobachtungen anstellen möge, wie groß die Geschwindigkeit des Spülstroms seyn müßte, um dieses oder jenes Material bei dieser oder jener Entfernung fortzureißen. Er gibt endlich für Hafenstraßen überhaupt den Rath, die Spielschleuse, wenn es anders möglich ist, in die Straße selbst, wie zu Schiedam anzulegen, wo dieselbe dann zu einer Kammerschleuse einzurichten ist; wenigstens bei langen Hafenstraßen dieses niemals anders zu machen, weil über 5500 Fuß von der Schleuse der Spülstrom, selbst auf den Sand, wohl nicht mehr stark wirken möchte. — Oft ist das Flutwasser in einem Hafen tief genug, allein bei der Ebbe tritt eine so geringe Wassertiefe ein, daß die Schiffe, die zuvor flott waren, nun auf den Strand gesetzt würden, welches bekanntlich in jedem Tage zwei Mal der Fall wäre. Der VII. Abschnitt wird zeigen, welches Hilfsmittel man anwendet, um diesem Übel zuvor zu kommen.

III. Gestalt und Größe der Häfen im Allgemeinen. Die Gestalt der Grundfläche oder eigentlich der Wasserfläche richtet sich bei den Häfen, für welche die Natur schon vorgebaut hat, nach diesen bestimmten örtlichen Umständen. Der Baumeister hat dann so viel wie möglich eine regelmäßige Gestalt durch die Umfassung zu bewirken. Denn durch eine regelmäßige Gestalt wird nicht nur allein der Zweck der Bequemlichkeit in Raumbenutzung und innerer Raumabtheilung leichter und vollkommener erreicht, sondern auch dem Zwecke der Formbildung in einer edeln Anschauung entsprochen. Noch bewundert man in den Ruinen der H. des Alterthums, wie zu Antium, Ostia (Porto), Terracina und Civita-Vecchia diesen herrlichen Anblick, welchen die Regelmäßigkeit der Gestalt der H. gewährt. Vorzüglich eignen sich die längliche Rundung und ein längliches, ungleichseitiges, doch reguläres oder symmetrisches Rechteck und Vieleck (s. im VII. Abschn.). Aber auch der Kreis, das gleichseitige Rechteck, und ein gleichseitiges, regelmäßiges Vieleck können zur Formbestimmung eines H. mit großem Vortheile gebraucht werden. Allein vor solchen Figuren, welche nach Innen vorspringende Ecken haben, muß man sich hüten, weil diese in den Hafenraum vortretenden Theile Widerströme und Schlammanhäufungen erzeugen. — Die so eingeschlossene Wasserfläche muß aber auch eine hinlängliche Größe haben, um eine große Anzahl Schiffe fassen zu können, ohne daß Verwirrung und unbequeme Störung in ihrem Gange veranlaßt werde. Über die genauere Bestimmung dieser Größe vergl. man dasjenige, was weiter unten im VII. Abschn. von Bestimmung der Größe der inneren Häfen oder Bassin mitgetheilt wird. Besonders wichtig ist es, den Hafenraum durch dergl. innere Häfen, Gräben oder Grachten, die in die anliegende Stadt selbst hinein reichen, zu vergrößern [2]). Durch eine solche Anordnung wird zugleich der große Vortheil gewonnen, daß die Waaren ohne viele Umschweife vor den Handlungshäusern selbst abgeladen und unmittelbar von denselben eingenommen werden können. In Rotterdam, welches hier als ein ausgezeichnetes Beispiel dient, landen sogar Dreimaster in der Stadt. Ja es befinden sich in der Stadt über dreimal so viel Schiffe, als in dem H. selbst vor Anker liegen. (Vergl. übrigens den folgenden IV. Abschn.).

IV. Innere Raumabtheilungen der Häfen. Unmittelbar an die im vorhergehenden Abschnitte für Form und Größe der H. entwickelten Grundsätze schließt sich die Idee von innerer Raumabtheilung derselben an. Solche Raumabtheilungen werden nun wirklich auch als Hauptabtheilungen der gemischten H. bedingt; dann können sie auch von dem Gesetze der Bequemlichkeit als Abtheilungen der H. überhaupt, oder als Unterabtheilungen der Hauptabtheilungen eines gemischten H. für die verschiedenen Größen der Fahrzeuge und für andere Hafenbedürfnisse gefordert werden. In Bezug auf die Hauptabtheilungen eines gemischten H. müssen besonders in einem solchen, den seine vortheilhafte Lage und darnach bedingter Bau zu einem Kriegs- und Handlungshafen bestimmt haben, die Kauffahrteischiffe durch einen hohen und breiten, doch mit Durchfahrtsschleusen versehenen Damm von den Kriegsschiffen geschieden werden, nicht nur allein, um vielen Unbequemlichkeiten auszuweichen, welche die Geschäfte der Marine und des Handels, und das Treiben der Bemannung auf beiderlei Flotten in zu naher Berührung veranlassen würden, sondern auch um die Kriegsflotte der Gefahr eines in einem Handlungsschiffe unversehens entstehenden oder von Verrätherei absichtlich veranstalteten Brandes zu entrücken, und weil man überdieß noch die Arbeiten auf den Kriegsschiffen und die Bewegungen im Kriegshafen verborgen zu halten Ursache hat. Auf solche Weise waren die alten H. von Alexandria, Karthago und Rhodos angeordnet, und sind heut' zu Tage noch die H. von Copenhagen, Toulon, Venedig und andere.

Außer solchen Hauptabtheilungen, die ein gemischter Hafen nothwendig macht, werden aber auch in großen und stark besuchten H. Unterabtheilungen für die verschiedenen Arten und Größen von Schiffen gefordert, welches besonders dann, wenn der Hafen eine verschiedene Wassertiefe hat, ganz unumgänglich nöthig wird,

2) Unter den zu diesem Artikel gehörigen Zeichnungen ist in Fig. 1 eine solche Hafenanlage durch äußere Anschauung verständlicht, wo A, B der Hafen, und C, D, E, F, G, H, I, K u. s. w. die in die Stadt hinein reichenden Wasserbecken vorstellen.

kommt eine oder die Schiffe vom Ufer oder kommen sie
dagegen fahren. Das Landungsboot besteht gewöhnlich
aus Eisenblech gebaut. Eine vollständige mo-
derne Hafenanlage umfasst gewöhnlich mehrere
Hafenbecken, die durch Schleusen oder Kanäle
miteinander in Verbindung stehen. Die Form der verschiedenen
Arten von Schiffen und die Schleusen, Ein-Fahr-
Bäder und Schiffsmaschinenwerke, die eigener Art
sind, und der ganze Betriebsapparat machen Häfen
zu sehr komplizierten Anlagen. Hafenbauten werden auf Grund der Lage
der jeweiligen Verhältnisse die mannigfachste Art und
Anordnung, und es ist daher nicht möglich, für
die Wahl der Hafenanordnung und der Lage
zu bestimm

mehr, die Theile, die sie mit sich führen, in die Tiefe des Meeres fortzureißen. Sie lassen sie also in dieser Gegend niederfallen; die Küste versandet, und schwere Schiffe können nun nicht in den H. einlaufen. Ein anderes Mal zeigt er sich bei H., vor deren Mündung die See in der Ebbe weit zurück tritt. Die zur Reinigung geöffneten Schleusen haben hier keine weitere Kraft mehr, als daß sich der eingestürzte Spülstrom über dem Strande ausbreitet, und krumme Gänge aushöhlet, ehe er sich in das Meer ergießt. Dem Strome oder den geöffneten Schleusen muß jetzt die Hafenstraße zu Hilfe kommen. Diese besteht aber aus 2 Dämmen op und nb Fig. 2, 3, 4, von uns Hafenstraßendämme und Einfahrtsdämme, und in Frankreich Jettés (jettées) genannt, welche den Ausfluß in Gestalt eines Grabens fassen, und die Gewalt des Stromes durch diese Einschränkung so vermehren, daß er den Grund nach und nach vertieft, oder in vertieftem Zustande und den Schiffen die Bahn zum Ein- und Auslaufen offen hält.

Die Länge dieser Dämme wird hauptsächlich durch die Größe der Untiefe vom eigentlichen H. an bis zu derjenigen Stelle in der See bestimmt, wo die Wassertiefe in der Ebbe noch groß genug ist, um das Einlaufen der schwersten Schiffe zuzulassen. Sie ist daher oft sehr bedeutend, und die Anlage eines solchen Werkes mit großem Kräfte- und Kostenaufwande verknüpft. So z. B. Dünkirchen. Da indessen die Hafenstraße ungemein Viel dazu beiträgt, die Ruhe der Wasserfläche im H. herzustellen: so pflegt man bei Bestimmung ihrer Länge, besonders für Untiefen, die kürzer als 900 Fuß sind, und wo der Hafenmund zugleich dem Flutstrome sehr ausgesetzt ist, auch diese Umstände zu berücksichtigen, und für enge, aber von Schiffen stark besuchte H., die eine ziemlich weite Mündung haben, und nicht seitwärts von derselben sich ausbreiten, die Hafenstraße nicht leicht unter 900 Fuß lang zu machen; weil nur in dieser Weite ein Schiff bei hartem Winde mit Sicherheit aufgehalten werden kann; es müßte dieses dann durch Kabeltaue, die auf den Straßendämmen befestigt sind, geschehen, was aber ein unsicheres und gefährliches Unternehmen ist. Bei einem engen Hafenmunde und weiten H., auf dessen großer Wasserfläche die zur Mündung hinein rollenden engen Wellenprofile sich ausdehnen, und ihre Höhe und Gewalt verlieren, kann die Hafenstraße immer kürzer werden. Beide Dämme werden ganz zweckmäßig von gleicher Länge in die See hinaus geführt. Allein wenn gewöhnlich ein starker Meeresstrom vor dem Ende der Straße vorbei streicht, welcher die einlaufenden Schiffe seitwärts treibt, und das Einsegeln ungemein schwierig, ja oft gefährlich macht: so muß man den oberen Damm, das ist jenen, von dessen Seite der Strom herzieht, und der in Fig. 2, 3 und 4 mit op bezeichnet vorgestellt ist, um ein Stück ap weiter als den unteren in die See hinaus reichen lassen. Hierdurch wird der Meeresstrom von der Mündung abgehalten, und das Einlaufen der Schiffe nicht mehr stören. Doch darf man den oberen Damm nicht zu weit über den unteren hervor treten lassen: denn je weiter er vortritt, desto mehr wird die Mündung eintreibender Gewalt von Meereswogen geöffnet und dem Versanden ausgesetzt, ja der Widerstrom, der sich von dem am oberen Hafendamme auslaufenden Meeresstrom erzeugte, würde sogar das Einlaufen der Schiffe wieder stören. Der Baumeister muß daher die Wirkung des Spülstromes, die Beschaffenheit des Bodens von der Hafenstraße und vom Strande, die Tiefen längs der Küste, und die Richtung, so wie die Stärke des Ebbe- und Flutstromes wohl erforschen und gegen einander vergleichen, ehe er die Anlage der Hafenstraße entwirft: denn von allen diesen Umständen hängt Länge und Gestalt der Hafenstraßendämme sowohl als der ganzen Hafenstraße ab. Im Allgemeinen gilt die Regel: den oberen Straßendamm um die Weite ab der Mündung über den unteren hervor treten zu lassen, also daß ap gleich ab werde: denn alsdann wird der Strom gewöhnlich gerade so abgewiesen, daß er selbst die einlaufenden Schiffe in die Straße lenkt, und die Gefahr der Versandung bleibt ohne Wirkung, sobald nur die Spülschleusen ihre richtige Anordnung und Lage erhalten haben. Endlich ist es rathsam, an das Ende jeden Dammes einen Schenkel br und pt unter einem ziemlich spitzen äußeren Winkel anzusetzen, um zu bewirken, daß der aus der Straße heraus geführte Sand von der demselben entgegen wirkenden See an diesen schief gerichteten Dammschenkeln hin und hinter dieselben getrieben werde. Er wird sich dann an den äußeren Seiten qq... der Straßendämme wie hinter Buhnen in einem Strome zu Boden setzen, diese immer mehr durch nach und nach erfolgende immer größere Versandung befestigen, am Ende gar verlanden, und schwere Unterhaltungskosten für die Zukunft ersparen.

Die Breite der Hafenstraße wird regelmäßig ihrer ganzen Länge nach gleich gehalten, oder, welches einerlei ist, beide Hafenstraßendämme werden in gerader und paralleler Richtung gegen einander aufgeführt, und dieß vorzüglich, wenn die Straße eine bedeutende Länge hat; weil dann die eingetriebenen Wellen sich ohne dieß abmatten und verlieren, auch die Erhaltung der Gewalt des Spülstromes in diesem Falle besonders zu berücksichtigen ist. Die Bestimmung des Maßes dieser Breite ist mit Bestimmung der Weite des Hafenmundes einerlei; denn sie beruhet auf derselben allgemeinen Regel, welche also lautet: „Die Mündung des Hafens darf nicht zu weit seyn, damit von Außen das Einrollen der breiten Meereswogen so viel wie möglich verhindert werde, und von Innen der Spülstrom die beste Wirkung zur Reinigung oder Reinhaltung des Hafens behalte, das ist, mit der möglichsten Geschwindigkeit und Kraft nach Außen ströme. Sie darf aber auch nicht zu enge seyn, damit das Ein- und Auslaufen der Schiffe unter allen Umständen mit der möglichsten Leichtigkeit geschehen kann." Aus Vergleichung der Mündungsweiten vieler Häfen mit der inneren Beschaffenheit derselben hat Wiebeking folgende Maßbestimmungen als Gränzen, zwischen denen sich der Hafenbaumeister nach Maßgabe der ört-

.uren Umstände halten soll, abgeleitet: Die Weite der Mundung bei gewöhnlicher Fluthöhe kann 108 Fuß betragen, wenn sie eine bedeutende Tiefe, die Straße selbst aber die beste Lage und zugleich eine Rhede vor sich hat. Sie betrage 120 Fuß, wenn weder Sand- noch Kiesbänke vor ihr liegen. Sie werde 125 Fuß weit gemacht, wenn auf das Ausweichen zweier Kriegsschiffe gerechnet werden muß. Sie sei 150 Fuß, wenn das Einlaufen schon mit Schwierigkeiten verknupft ist. Aber nie mache man sie größer als 180 Fuß, außer wenn sie von einem Flusse, der etwa eine größere Weite nöthig macht, gebildet wird: denn in diesem letzten Falle, oder vielmehr in jedem Falle muß die Weite der Mündung so wie auch die Weite der ganzen Hafenstraße mit der Normalbreite des Stromes, oder mit der Summe der Breiten aller Kanäle oder Spülschleusen, die zur Reinigung in den Hafen geleitet werden, übereinstimmen. Ist aber der Fall oder die Gewalt dieser Ströme stark genug, so kann man auch den Wunsch der Schiffer berücksichtigen, und die Breite der Straße, nie aber die Weite des Hafenmundes vergrößern, welche letztere sich immer nach den eben gesetzten Bestimmungen zu richten hat.

Nach Belidor soll diese Erweiterung der Straße nach Außen, gegen das Meer hin, erfolgen, und in allen Fällen den zwölften Theil der ganzen Straßenlange betragen. Nach diesem würde also der Hafenmund am Anfange der Straße seine Stelle haben. Gewiß aber ist Riebeking's Regel richtiger, nach welcher diese zur Bequemlichkeit der Schifffahrt erfolgende Erweiterung von Außen nach Innen, das ist, gegen den Hafen selbst hin geschehen soll, und der eigentliche Hafenmund also am Ende der Straße bei a b Fig. 5. bestimmt festgesetzt ist: denn dadurch wird nicht nur allein der durch diese Erweiterung gewählte Spülstrom nicht zu sehr geschwächt, weil sich mit der Entfernung von seinem Falle das Stromprofil verengt, und so die Geschwindigkeit oder Kraft, die er durch diese Entfernung verloren hat, zum Theile wieder ersetzt wird, sondern es wird zugleich auch der andere Hauptzweck, die Hafensicherheit erreicht, indem die vom Meere bei in die Hafenstraße hinein rollenden Wellen desto niedriger und kraftloser werden, je näher sie dem eigentlichen Hafen kommen, weil sie bei dieser Anordnung aus engeren Profilen immer in weitere übergehen; welches Alles bei der Belidor'schen Anordnung der umgekehrte Fall seyn würde. Soll aber diese Erweiterung einer Seits für die Wirkung des Spülstromes nicht zu groß, anderer Seits für die Schwächung der in den Hafenmund einrollenden Wellen und für die Bequemlichkeit der Schifffahrt groß genug ausfallen, so hält man jetzt für das Sicherste, daß diese Erweiterung ⅛ der Straßenlänge betrage. Ein daß z. B. bei einer Straßenlänge a w von 3000 Fuß die Mündungsweite a b bis auf ungefähr 200 Fuß von der Mündung, im Beispiele bis o n, dieselbe bleibe, und sich von hier an nach der eben festgesetzten Regel erweitere, folglich in w a ab | [illegible] ya werde. Uebrigens dürfen sich weder bei den Stellen o und n, wo die Erweiterung der Straße anfängt, noch in w und x, wo die Straßendämme mit den Hafenwänden zusammen stoßen, scharfe Ecken dem inneren Hafenraume darbieten, sondern die Verbindung muß nach krummen Linien gebildet werden, wie es auch im Beispiele Fig. 5. anschaulich gemacht ist.

Die Richtung der Hafenstraße ist desto vortheilhafter, je mehr sie mit der Richtung des Stromes oder der geöffneten Schleusen übereinstimmt; denn das Wasser wird um so kraftiger strömen, und folglich um so sicherer die ausgeführten Theile mit sich forrühren, je weniger Hinderniß seiner freien Stromrichtung entgegen steht. Doch muß man bei Bestimmung dieser Richtung auch noch den Strich der Flut und die herrschenden Winde in Betrachtung ziehen. Denn wenn die Flut gerade und schnell in die Straße rollt, so werden die Schiffe in eine schwankende Bewegung gesetzt, wodurch sie in Gefahr kommen, gegen einander selbst und gegen die Straßendämme gestoßen zu werden. Kann man aber die Richtung der Straße gegen die Flut nicht vermeiden, so legt man dieselbe nach einer gebogenen Linie an, um die Gewalt der Flut zu brechen, welches um so nothwendiger wird, wenn die Straße nicht besonders lang ist. Doch darf die Biegung nicht bedeutend seyn, damit nicht zugleich der Strom aus dem Hafen her zu viel von seiner Kraft innerhalb der krummen Straßendämme verliere. Die vortheilhafteste Anordnung dieser Biegung ist, wenn dieselbe nach Fig. 5. bloß an der unteren Hälfte u a p b v der Straßenlange, und zwar also erfolgt, daß der obere Straßendamm o p gegen die Straße hin hohl werde, die Krümmung selbst aber in der oberen Hälfte n o u v in geradelinige Richtung übergehe: denn nun wird der Spülstrom nicht nur allein seine Wirkung nach der ganzen Lange der Hafenstraße hin nicht verlieren, sondern auch an ihrem Ende und zwar gerade auf diesen hohlen Theil p u des oberen Straßendammes besser wirken, wo sich sonst immer der von dem Widerstrome oder auch von der Flut und von den Brandungen herbei geführte Kiesel anwirft. Wenn aber nach Fig. 4. der untere Damm b n diese nach der Straße hin gewendete hohle Gestalt erhielte, so würde aus bekannten hydrotechnischen Gründen der Strom von dem oberen Straßendamme o p abgewiesen und in der hohlen Bahn nach n b zu laufen genöthigt werden, sich also in der ganzen Straßenlänge am oberen Damme o p hin eine Sandbank anlegen. Noch weniger darf man die Straße gerade dem herrschenden Winde entgegen richten: denn dieser würde sie bei jedem Sturme so sehr mit Sand verstopfen, daß sie in langer Zeit nicht wieder gereinigt werden könnte. Erlauben es endlich noch die anderen Forderungen und Umstände, der Hafenstraße eine solche Lage anzuweisen, daß die größte Ausdehnung des Hafens seitwärts von der Straße zu liegen komme, wie die musterhafte Anlage des Hafens von Havre hievon ein Beispiel liefert, und wie ich dieses auch in zwei der hieher gehörigen erklarenden Figuren, nämlich in Fig. 1. und Fig. 5. durch äußere Anschauung verständlicht habe: so hat man alles

Mögliche gethan, des Hafens Wasserfläche den heftigen Bewegungen der Meereswogen zu entziehen, und ihr die schönste Ruhe und die vollkommenste Sicherheit für die Schiffe anzueignen.

Fast alle Häfen längs der franz. Küste am Ocean und am Kanale müssen Hafenstraßen haben, wie Bajonne, Boulogne, Calais, Cherbourg u. s. w., und es gibt Fälle, daß fast der ganze Hafen, wie zu Brielle und Helvoetsluis, nichts als eine solche Hafenstraße ist. Häfen an Seen, die, wie das mittell. Meer, eine unbedeutende Abwechslung von Ebbe und Flut haben, bedürfen der Hafenstraßen nur in dem Falle, wenn man sich derselben zur Einschränkung eines in den Hafen zur Erhaltung der Tiefe geleiteten Flusses bedienen will, wie z. B. Bajonne, Colberg, Memel und Riga.

VI. Hafenleuchten, Leuchtthürme oder Pharen und Baaken. Besonders nothwendig ist es, die Lage des Hafenmundes den ankommenden Seeleuten in möglichst weiter Entfernung kenntlich zu machen, und in der Nacht die Einfahrt selbst durch ein sicheres Licht zu erhellen. Hiezu dienen gewaltige Thürme, die am Tage durch ihre bedeutende Höhe, ihre ausgezeichnete Dicke und Farbe, bei Nacht aber durch angebrachte Leuchtfeuer diesem Zwecke genügen. Solche Thürme müssen also zunächst an der Mündung erbaut, und mit einer Einrichtung für Leuchtfeuer in der Art versehen werden, daß sie nicht nur allein im Verhältnisse zu ihrer Höhe in der weitesten Entfernung sichtbar werden, sondern auch die Mündung selbst und ihre Umgebung so weit als möglich erleuchten. Sie dienen ferner durch ihre Höhe, die Signale, besonders die Nothschüsse ankommender Schiffe aus weiter Ferne zu vernehmen, und auch den fernen Schiffen, die Gegenlosung durch bewegliche Leuchtsignale, Flaggen und Kanonenschüsse zu empfangen. Sie sind unter dem Namen Hafenleuchten, Leuchtthürme und Pharen bekannt, und werden in Bezug auf ihre Anlage, Form, Einrichtung, Ausführung und Alterthum unter einem eigenen Artikel, Leuchthürme abgehandelt.

Auch der Weg zum Hafenmunde muß so viel wie möglich gesichert werden. Machen ihn also Klippen oder unsichtbare Strandorte gefährlich: so werden für die Nachtzeit ebenfalls Leuchtthürme an solchen Stellen unterhalten, für den Tag aber Tonnen, am besten aber Baaken ausgelegt. S. d. Art. Baaken.

VII. Innere Häfen oder Bassin und Vorhäfen. Wenn das Flutwasser in einem Hafen tief genug ist, allein bei der Ebbe eine so geringe Wassertiefe eintritt, daß die großen Schiffe auf dem Strande liegen würden, wie dieses bei den meisten Häfen an der Nord- und Westküste Europa's der Fall ist: so muß durch Erbauung eines oder mehrerer großen Wasserbecken, wie C, D, E, F, G u. s. w. in Fig. 1. geholfen werden, welche Bassin und innere Häfen heißen. In Bezug auf sie wird nun der übrige Hafen A B Fig. 1. der Vorhafen genannt. Ein solcher innerer Hafen wird mit einer Schleuse, wie an den inneren Häfen C, D, E u. s. w. bei c, d, e u. s. f. versehen, welche während der Flutzeit offen steht, und das Einlaufen der Schiffe zuläßt, vor dem Eintritte der Ebbe aber geschlossen wird, um so die darin befindlichen Schiffe während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes flott zu erhalten. Dieses Hilfsmittel ist aber nur für Fregatten von 40 bis 50 Kanonen hinlänglich, aber nicht für die schweren Schiffe, die 25 bis 30 Fuß Wasser brauchen: denn der Unterschied der Wasserhöhe von Ebbe und Flut beträgt gewöhnlich, selbst in den Zeiten des Neu- und Vollmondes, wo er am bedeutendsten ist, nur 15 bis 16 Fuß. Wenn also während der Ebbe nicht eine eben so große Wassertiefe übrig bleibt: so müssen die schweren Kriegsschiffe und die größten Handlungsschiffe auf der Rhede vor Anker liegen bleiben, welche daher bei Häfen dieser Art durch Natur und Kunst besonders gut verwahrt seyn muß. Allein die inneren Häfen können auch, so wie die Spülbusen durch herbei geführte Kanäle und durch Wasserhebmaschinen bis zur nöthigen Wasserhöhe angefüllt werden: denn auch die Spülbusen sind innere Häfen, und die inneren Häfen selbst können zur Reinigung des Hafens, und müssen zu ihrer gegenseitigen Reinigung als Spülbusen eingerichtet werden. Vgl. übrigens II. und IV. Abschn.

Bei Anlage der inneren Häfen hat man indessen vor Allem zu beobachten, daß man sie und ihren Eingang in dem Falle, wo die Flut gerade in den Hafenmund streicht, nie diesem gegenüber, sondern seitwärts anlege, damit die schnell einrollende Flut keinen Schaden verursache. Die Gestalt ihrer Grundfläche soll aber so lang und so schmal seyn, als nur möglich ist, weil dadurch nicht nur allein die vollkommenste Ruhe auf ihrer Wasserfläche hergestellt wird, indem sich die Wellen nur desto höher erheben, je breiter die regelmäßige Wasserfläche ist, die der Wind trifft, sondern weil auch der Verkehr am Hafen erleichtert wird, wenn alle Schiffe sich an den Hafenwänden anlegen können, wie dieses durch die angedeutete Gestalt bei der größten Ökonomie des Raumes möglich wird.

Zur Beurtheilung und Bestimmung der Größe solcher inneren Häfen, so wie des Hafenraumes überhaupt, dienet die Kenntniß der Länge und Breite der verschiedenen Arten von Schiffen (s. Art. Schiff), welche der Hafen fassen soll, und die Erfahrung des Raumes, welchen eine jede Art bei der Bewegung zum Umdrehen einnimmt. Ein allgemeines Beispiel wird das höchst einfache Verfahren für alle Fälle anschaulich machen. Wenn nämlich z. B. die nöthige Breite und Länge eines inneren Hafens, einer Gracht oder eines Kanales, welche alle, wie ich bereits im III. u. IV. Abschn. bemerkt habe, theils zur Erweiterung der Häfen, theils zur bequemen Abtheilung derselben so zweckmäßig sind, bestimmt werden soll: so muß man wissen, daß sich die Schiffe mit ihrer Länge an die Hafenwände oder Kaie anlegen, und daß zur Bequemlichkeit je zwischen zwei Schiffen eine halbe Schiffslänge Raum erforderlich ist. Soll nun auf jeder Seite eines Hafens eine solche Reihe von Schiffen zu liegen kom-

men: so muß zwischen beiden Reihen zur sicheren Bewegung der Schiffe ein Raum gleich der ganzen Länge eines Schiffes mit dem Bugsprit gelassen werden. Bezeichnet also b die größte Breite eines Schiffes, l seine ganze Länge mit dem Bugsprit, B die Breite des Hafens, L dessen Länge und n die Anzahl der Schiffe: so ist $L = n\left(l + \frac{l}{2}\right)$ und $B = 2b + l$. Nach Wiebeling ist für einen auf diese Art angelegten Hafen, wenn er bloß für große Kriegsschiffe bestimmt ist, eine Breite von 392 Fuß erforderlich, und wenn auf einer Seite große, auf der andern Seite kleine Kriegsschiffe liegen sollen, eine Breite von 300 Fuß; für einen dergleichen Handlungshafen mit größeren Schiffen fordert er ebenfalls eine Breite von 300 Fuß, und wenn nur auf die eine Seite große, auf der andern aber kleinere Kauffahrteischiffe gelegt werden: so hält er eine Breite von 250 Fuß für hinlänglich. Übrigens zeigt sich bei den bestehenden Bassin oft eine große Abweichung von diesen Maßen, und eine große Verschiedenheit derselben unter sich. Zur Beurtheilung des nutzbaren Raumes eines weiten Hafens kann man das Quadrat der doppelten Länge eines Schiffes mit dem Bugsprite für den zur beuemen Bewegung nöthigen Raum auf der Wasserfläche des Hafens annehmen. — Die inneren Häfen kommen sehr häufig vor, z. B. in Italien zu Civita Vecchia, in England zu London, zu Liverpool u. s. w. In Frankreich sehr viele, z. B. in Cherbourg, in Dünkirchen, in Havre u. s. w. In Holland trifft man eine noch größere Anzahl an, wie die Beschreibung der Häfen viele Beispiele davon liefert. Als Muster eines in dieser Hinsicht wohl angeordneten und eingetheilten Hafens wird der Hafen von Havre empfohlen. Auch ist in der hieher gehörigen Fig. 1. eine solche, durch innere Häfen bewirkte bequeme Anordnung anschaulich gemacht.

VIII. Kaie; Hafendämme; Hafenwände oder Hafenhäfter; Hafenstraßendämme; Molen oder Meerdämme überhaupt, sind also die wesentlichen Bauwerke, durch welche die Hafenräume gebildet, und gegen die Einwirkungen des Meeres gesichert werden. Die Begriffe der verschiedenen Benennungen sind theils oben in der Einleitung zu diesem Art., theils in dem V. Abschn. festgestellt. Hier bleibt noch übrig, das Nöthige von der Lage, von der Form, von den Abmessungen und von der Construction dieser Bauwerke zu berühren, oder auf die Stellen dieses Art. und jene Art. unserer Encyclopädie zu verweisen, wo davon umständlich gehandelt werden muß.

Die Lage der Kaie und Hafenwände hängt hauptsächlich von der Gestalt des H. ab, welche entweder der menschliche Verstand kunstmäßig angeordnet, oder die Natur zum Theile vorbereitet hat, und diese ist schon durch die Betrachtungen, die im III. Abschn. von der Gestalt der H. und im VII. Abschn. über die inneren H. angestellt wurden, bestimmt, wobei nur noch die Bemerkung zu machen ist, daß Inseln und Klippen bei der Umfassung sehr zu Statten kommen, vorausgesetzt, daß sie nahe genug an der Küste liegen; sie dürfen nur durch Dämme zusammen gehängt werden, und der Hafenraum ist geschlossen. Die Lage der Hafenstraßendämme geht aber aus den Bestimmungen hervor, die im V. Abschn. über die Anlage der Hafenstraßen gemacht wurden, und die Lage der Meerdämme aus dem, was in eben diesem Abschnitte von Sicherung des Hafenmundes überhaupt gesagt wurde, und im X. Abschn. von Sicherung der Rheden noch berührt werden wird.

Die zweckmäßige Form, die nöthigen Abmessungen, und die verschiedene Construction der Kaie wird der Artikel Kai abhandeln, und durch Beispiele der musterhaftesten Kaie zur Anschauung bringen. Hier ist nur im Allgemeinen auf das, was die Hafenkaie besonders angeht, aufmerksam zu machen. Die Kaie sind es, welche nicht nur allein die künstlich befestigten Ufer der See- und Flußhäfen, sondern auch alle Wände der inneren Häfen, der Grachten und Kanäle bilden, wodurch der Hafenraum abgetheilt oder erweitert wird. Ihre Höhe muß natürlicher Weise den Wasserspiegel des Seehafens und an Flußhäfen den höchsten Wasserstand des Hochwassers übersteigen, damit die am Ufer liegenden Waaren und andere Gegenstände nicht benetzt, oder gar von den Fluten fortgerissen werden. Der Verkehr und die Volksmenge, die sich der Geschäfte und des Vergnügens wegen an den Hafenufern umher treibt, fordert, daß sich auf der Höhe der Hafenuferkaie eine 40 bis 60 Fuß breite Straße hinziehe, welcher die zum H. gehörigen Gebäude angränzen. Die Mauerstellen, in welchen gewaltige Ringe zum Anbinden der Schiffstaue mit der größten Haltbarkeit zu befestigen sind, müssen von dem festesten Materiale gemacht werden, und da, wo Mauerpfeiler oder Anbindesäulen zu diesem Ende angeordnet werden, soll ihre Anordnung nicht nur allein der Bequemlichkeit, sondern auch der Symmetrie und Eurythmie, und dem Charakter des Ganzen entsprechen. Die zweckmäßige Form dieser allen Kaien und Hafendämmen eigenthümlichen Theile wird ebenfalls der Art. Kai durch Anschauungen versinnlichen. Gleiches wird von der Anlage und dem Baue der Treppen gefordert, welche von der Höhe der Kaie sowohl als der Hafenwände überhaupt in das Wasser hinab führen. Bei diesen hat man besonders zu beobachten, daß sie nicht in den Hafenraum vorspringen, sondern sich mit der äußersten Wand- oder Mauerfläche der Hafenwände endigen. Je breiter diese Treppen sind, desto vollkommener wird die Bequemlichkeit ihres Gebrauches und der Zweck der Schönheit erreicht. Die höchste Bequemlichkeit und den herrlichsten Anblick gewähren sie, wenn sie in großen Massen den ganzen Hafenraum rings umfangen.

Was nun die Hafendämme besonders angeht, so müssen diese so weit aus dem Meere hervor ragen, daß die vom Sturme aufgeregten Meereswellen nicht mehr über dieselben einschlagen: denn dieses ist eben der Hauptzweck des H., durch dessen Vernachlässigung die Schiffe im H. weit größerer Gefahr Preis gegeben würden, als auf der offenen See, wo sie sich mit Hilfe

der Segel den Wellen entziehen können. Die Hafendämme müssen also nicht nur allein um einige, allenfalls 2 bis 4 Fuß über die tägliche Flut erhöht, sondern auch noch überdieß mit einer Brustwehre versehen werden, welche die Brandungen vom H. abzuhalten hat. Eine solche Brustwehre muß zu diesem Ende eine bedeutende Stärke, allenfalls von 6 bis 10 Fuß, und eine Höhe erhalten, welche über die Brandungen hinlänglich empor ragt, wozu bei geringer Höhe des Dammes oft 20 und etliche Fuß nöthig sind. Hinter der Brustwehre muß aber noch Platz zum Verkehr vorhanden seyn. Dafür ist das Maß von 8 Fuß in der Krone des Dammes das geringste. Sollen die Hafendämme zu Befestigungen dienen, so müssen sie sich wenigstens 12 Fuß über die tägliche Flut erheben, damit sie von feindlichen Schiffen nicht beherrscht werden, und zu Wallgängen müssen sie eine Breite von 14 Fuß erhalten. Allein zur vollkommenen Ausbildung eines nach dem Gesetze der Zweckmäßigkeit wohl angelegten Handlungs- oder Kriegshafens muß diese Dicke oder obere Fläche der Hafendämme noch viel breiter werden, besonders wenn, dem Sinne der Bequemlichkeit gemäß, Magazine und Schuppen auf ihr stehen sollen. Darum haben auch die Hafendämme von Toulon eine Breite von 57 Fuß, ohne die 22 Fuß hoch empor steigende, oben 8 Fuß dicke Brustwehre, noch die tiefer liegenden, an der Hafenseite sowohl als an der Meerseite unter der Fluthöhe hin ziehenden Gänge, jeden ohne die Böschungen der Krone 10 Fuß breit, zu rechnen.

Hohe Mauern, deren Stelle größten Theils die zu den Bedürfnissen der Schifffahrt, des Handels und des Kriegs erforderlichen Gebäude vertreten, müssen überdieß noch die Sturmwinde an jenen Stellen abhalten, wo dieses nicht schon durch Anlage von Stadtgebäuden oder durch Felsen und umliegende Anhöhen bewirkt ist: denn die von Außen herein stürmenden Winde würden den H. ebenfalls zu einem höchst unsichern Aufenthalte machen. Wellen, die ein Sturm im H. selbst erregen würde, wären zwar von keiner Bedeutung, weil zu großen Wellen auch eine große Wassertiefe nöthig ist, die dem H. gewöhnlich mangelt, und weil überdieß die im H. entstehenden Wellen auch noch durch Abpfählungen für die verschiedenen Schiffslager oder durch andere Abtheilungen gebrochen werden. Allein der mit voller Gewalt eindringende Sturmwind würde die Schiffe gegen einander selbst und an die Hafenwände hin werfen, und sie könnten dem Schiffbruche nimmermehr entgehen.

Die Hafenstraßendämme, welche die Hafenstraße begränzen, damit sie der Spülstrom vertiefen kann, brauchten zu diesem Zwecke eigentlich nicht höher zu seyn, als ein Paar Schuhe über die Ebbe bei der Mündung, und in der Nähe der Spülschleusen eben so viel über die Flut, weil nur in der Ebbezeit gespült wird. Damit aber der Flutstrom nicht täglich über sie einwärts falle, so müssen sie selbst da, wo weitläufige Sandbänke vor ihnen liegen und die Wogen des Meeres schon gebrochen haben, wo sie also weder die Sturmfluten abhalten, noch auch dem Verkehre dienen sollen, wenigstens bis zur täglichen Flut empor steigen. Dann müssen aber Pfahlreihen, so genannte Duc d'Alben in den Dämmen eingerammt werden, um die Schiffe an dieselben anzulegen. Sollen sie den Strandkiesel aufhalten, und die Erhöhung des Strandes bewirken, oder ist die Einfahrt bei Seestürmen gefährlich: so muß das massive Werk der Dämme, das ist, der mit Material ausgefüllte Theil 2 bis 4 Fuß über der täglichen Flut, und bei großem Flutintervall $\frac{1}{3}$ dieses Intervalls darüber erhöht liegen. Sie sollen bei dieser Höhe am zweckmäßigsten von Buschsteinwerken erbaut und so eingerichtet werden, daß auf ihrer Krone alle 20 Fuß eine Reihe Duc d'Alben, das ist, quer über die Dammhöhe eingerammter Pfähle stehe, um auf diesen eine Bedrückung zum Ziehwege 8 Fuß über der täglichen Flut anzulegen. Ein solcher Ziehweg muß eine Breite von 4 Fuß erhalten. Ist aber die Hafenstraße enge, und sind Schifffahrt und Verkehr bedeutend: so müssen die Straßendämme entweder von Holzwänden oder von Mauerwerk erbaut werden, weil nur diese mit einer geringen Böschung ausgeführt werden können. Um nun aber auch die Wellenruhe in der Hafenstraße zu befördern, soll der obere Damm, welcher der Flut und dem herrschenden Seewinde entgegen steht, ungefähr 12 Fuß über die tägliche Flut erhöht seyn, wo hingegen der untere nur eine Höhe von 10 Fuß nöthig hat. Doch kann der innere Theil eines jeden Dammes um 2 Schuhe niedriger seyn, als der äußere oder seewärts liegende, weil jener den hohen Wellen weniger als dieser exponirt ist. Dienen endlich die Straßendämme auch zum Verkehre, oder um Befestigungen und andere Gebäude darauf anzulegen: so gelten für sie dieselben Bestimmungen, die bereits oben für die Höhen und Kronbreiten der Hafenwände mitgetheilt wurden. Überhaupt sind alle Molen oder Meerdämme, die einen Hafen oder die Mündung eines Hafens zu decken haben, diesen Bestimmungen unterworfen, weil auf ihnen entweder Festen oder Leuchtthürme oder andere Gebäude errichtet werden.

Meerdämme, die eine Rhede schützen, brauchen eigentlich nicht höher als bis auf $\frac{2}{3}$ der Springflut zu reichen, vorausgesetzt, daß die Rhede von der Küste und von den Inseln gegen die meisten Windstriche gedeckt ist: denn diejenige Höhe, die bis zu $\frac{2}{3}$ der Springflut über die ordinäre Ebbe geht, ist, wie die Erfahrungen beweisen, schon hinreichend, die Wellen auf der Rhede zu mäßigen. Wiebeking macht dieses auch durch die Bemerkung einleuchtend: daß die Wellenbewegung in einer solchen Rhede, die von einem Meerdamme gedeckt ist, dessen Höhe so weit hinauf geht, daß die Basis der Wellen sich unter seine Krone hinab senkt, gemäßigt werden muß; weil der untere Theil einer jeden Welle von dem Meerdamme durchschnitten, und die Welle also in ihrer Schwingung gehemmt werde. Geht jedoch die Springflut so hoch hinauf, daß ihr unterstes Drittel unterhalb der Basis der Wellen steht: dann muß freilich auch der Meerdamm sich höher als dieses Drittel erheben, weil er sonst die Schwingungen der Wellen nicht wirksam unterbrechen würde. Doch ist dieses nur

kunstreichen Umgebungen immer der besuchteste öffentliche Spaziergang ist.

Eines der wichtigsten äußeren Bedürfnisse eines Hafens ist endlich eine gute und hinlänglich geschützte Rhede in seiner Nähe, damit die Schiffe, die bei Stürmen oder anderen Unfällen den Hafen nicht erreichen können, hier leicht und schnell einsegeln und sicher vor Anker legen, sich dann die nöthigen Bedürfnisse aus dem Hafen herbei holen und die Zeit abwarten können, mit Bequemlichkeit in denselben einzulaufen. Es ist nicht genug, daß eine solche Rhede einen guten Ankergrund (s. I. Abschnitt) und hinlänglich tiefes, aber bei der Flutzeit nicht zu tiefes Wasser habe (vergl. II. Abschn.), sondern sie muß auch von hohem Lande oder von Bergen umgeben seyn, welche sich in das Meer hinein erstrecken, die herrschenden Seewinde von der Wasserfläche abhalten und die Entstehung der Grundwogen verhindern, damit nicht nur allein die Schiffe vor den Winden gesichert liegen, sondern die Wellen auf der Rhede auch nie so hoch gehen, daß der vermittels Schaluppen zwischen ihnen hergestellte Verkehr unterbrochen würde. Sie muß ferner eine ansehnliche Größe haben, damit sich die Schiffe bequem vor Anker legen und wenden können, wobei für Kriegsschiffe auf eine gegenseitige Entfernung von 900 Fuß gerechnet wird, und vorzüglich eine leichte Einfahrt gewähren, daß man auch bei Seestürmen einlaufen kann, ohne daselbst, wo der Flutstrom ziehet, zum Schlepptaue oder zum Buggsiren seine Zuflucht nehmen zu müssen. Wenn der Strom des Meeres von selbst durch eine Rhede geht: so wird das Einlaufen dadurch sehr erleichtert; kommt er hingegen von der Seite: so hat man Mühe, ihn zu überwinden. Durch richtig gegen die Flut angelegte Meerdämme kann eine Einfahrt, die man für unmöglich gehalten hat, vollkommen hergestellt werden. Man muß sich aber hüten, daß durch dergleichen Anstalten den Strömen eine solche Richtung gegeben werde, die nach Verbesserung eines Übels ein weit größeres herbei führen, die Widerströme und Wirbel veranlassen, ja Versandung des nachbarlichen Hafens nach sich ziehen könnte. Überhaupt muß man mit allen übrigen örtlichen Umständen besonders die Natur und den Zug der Ströme vergleichen, damit sich nicht Sand-, Kies- und Schlammbänke bilden, und die ganze Arbeit unbrauchbar machen. Zur Erleichterung der Einfahrt muß der Eingang zur Rhede eine Wassertiefe von 25 bis 30 Fuß, und zugleich um der Sicherheit willen einen guten Ankergrund haben. In Gegenden, wo eine starke Flut herrscht, muß er auch lang seyn; aber eine große Weite kann nachtheilig werden, weil sie die Vertheidigung erschwert. Leicht könnte es dann einer feindlichen Flotte gelingen, trotz angelegter Festen und Schanzen unter Begünstigung eines guten Windes einzulaufen, von ihr aus, den Hafen selbst zu bombardiren, und die darin liegende Seemacht zu Grunde zu richten.

Es gibt keine Rhede ohne Fehler. Hier kommt es auf einen geschickten Baumeister an, der den Ort überall mit dem Senkblei richtig zu erforschen, die Umgebungen sorgfältig zu untersuchen, die natürlichen Anlagen mit Scharfsinn zu nützen, und die Fehler durch Kunst zu verbessern weiß. Kleine Inseln und Felsen bieten oft die größten Vortheile an. Festen, Schanzen, Thürme und Signale können auf ihnen errichtet, die Schiffe hinter ihnen gegen Stürme und feindliche Überfälle sicher gelegt werden. Eine damit verbundene theilweise Eindammung, ein in das Meer hinein reichender, gegen die Flut gekehrter Meerdamm, können meistens die Rhede zur höchsten Vollkommenheit bringen; wobei man freilich immer die Lage der Küsten, die Inseln und Sandbänke, die Klippen und die Vertheidigung der Rhede gegen feindliche Überfälle zu berücksichtigen hat: denn sie soll nicht nur allein gegen Winde und Grundwogen, sondern vorzüglich auch gegen das Eindringen feindlicher Kriegsmacht geschützt seyn. (Vergl. den XI. Abschnitt). Zur Vollkommenheit einer guten geschützten Rhede gehört auch eine bedeutende Anhöhe oder ein gewaltiger Thurm, der sie den Schiffern von der Ferne anzeigt, und ein hoher Leuchtthurm, um sie des Nachts kenntlich zu machen, und ihre Einfahrt zu erhellen. Finden sich auch Quellen oder Bäche von gutem Trinkwasser am Gestade der Rhede: so hat man Alles, was zur höchsten Vollkommenheit derselben verlangt werden kann.

Die Völker des Alterthums hatten keinen bedeutenden Kriegshafen, der nicht mit einer Rhede versehen war, und unter den H. der Neueren sind die englándischen, so wie die H. von Brest, Cadix, Cherbourg, Copenhagen, Cronstadt, Enkhuysen, Helvoet, Malta, Medenblik, Neapel, Nieuwe-Diep, Toulon und Vlissingen durch ihre Rheden berühmt. Unter diesen zeichnen sich die Rhede von Brest in Frankreich, die von Cadix in Spanien, und die Rhede von Portsmouth in England als besonders treffliche aus.

XI. Befestigung der Häfen gegen feindliche Gewalt. Um die baulichen Mittel zu bestimmen, durch welche ein H. gegen feindliche Unternehmungen gesichert werden kann, hat man seine Aufmerksamkeit theils auf die Seeseite, theils auf die Landseite zu richten. Auf der Seeseite hat man zuerst dafür zu sorgen, daß der Hafenmund ja nicht weiter werde, als es gerade für die Bequemlichkeit der ein- und auslaufenden Schiffe zuträglich ist. Je enger die Mündung ist, desto vollkommner kann der Zweck der Vertheidigung des H. erreicht werden. Sie wird dann mit tüchtigen Ketten, die an beiden, einander gegenüber liegenden Dammenden, entweder in Felsen oder über gewaltigen, zu diesem Zwecke erbauten Pfeilern zu befestigen sind, in den Zeiten der Gefahr versperrt. Hierdurch wird das Einlaufen einer feindlichen Flotte, und besonders das Einschicken der Brander verhindert. Da man aber Beispiele hat, daß dergleichen Ketten von Schiffen in vollen Segeln zersprengt wurden: so werden andere tüchtigere Mittel zur Sperrung des Hafenmundes in Kriegszeiten vorgeschlagen. Dergleichen sind: eine Reihe wohl mit einander verbundener Holzflöße, welche nie zu Grunde gesegelt werden können, sondern den auf sie

anlaufenden Schiffen zum Untergange gereichen; eine Reihe gekuppelter Masten, einige Schuh tief unter der Oberfläche des Wassers an eisernen Ketten und Ankern befestigt, ist ein einfaches und gleich kräftiges Sperrungsmittel; ferner an mehreren Stellen vor dem Hafenmunde eingetriebene gewaltige Grundpfähle, welche eindringenden Schiffen ebenfalls gefährliche Klippen sind.

Ein weiteres Mittel der Befestigung ist, die ganze äußere Linie der Hafenumfassung nach der Grundform anzulegen, welche die heutige Befestigungskunst für das bestimmte Locale fordert, und folglich auch mit denjenigen Theilen, die zu einer solchen Festung gehören, zu versehen. (S. Festung). Als Beispiel einer solchen Anlage kann der H. von Toulon angeführt werden. Daß in jedem Falle die gehörigen Festen, Forts, auf beiden Seiten des Hafenmundes zur Vertheidigung desselben zu erbauen sind, versteht sich von selbst. Das vorzüglichste Befestigungsmittel eines H. ist aber eine gute Citadelle, welche eine solche Lage haben muß, daß sie den H. sowohl als die Rhede bestreichen, und auch die Stadt in Respekt halten kann. Liegt eine solche feste Burg zugleich am Hafenmunde, und ihr gegenüber auf der andern Seite der Mündung noch eine tüchtige kleinere Feste, wie dieses zu Marseille ausgeführt ist: so kann man mit Zuverlässigkeit behaupten, daß es keinen feindlichen Schiffen gelingen werde, in den H. einzudringen. Wenn eine Straße in den H. führt, so werden die beiden äußersten Enden der Einfahrtsdämme mit Kastellen besetzt, die auch nur von Holz seyn können, aber eine solche Gestalt erhalten müssen, daß man von ihnen aus die umher liegende See bestreichen kann. Ist die Hafenstraße lang, so werden auch noch an die Seiten der Einfahrtsdämme Kastelle angehängt, auch überdieß in einiger Entfernung davon noch andere in der See erbaut, wie solches zu Dünkirchen ausgeführt war. Eben so wie diese künstliche Hafenstraße, wird eine natürliche befestigt, nämlich ein Fluß, der zu einem oberhalb von seiner Mündung entfernt liegenden H. führt; s. als Beispiel den H. von Danzig. — Allein alle diese Befestigungen führen nicht zum erwünschten Zwecke, wenn sie nicht zugleich den Feind verhindern, vor dem H. auf einer Rhede Anker zu werfen, und den H. zu beschießen. Er muß also auch durch außerhalb angelegte Befestigungen so weit als möglich von dem H. entfernt gehalten werden. Dieses wird aber durch Befestigung der Rhede, durch Schanzen an den Ufern und durch Benutzung eines jeden Felsen im Meere bewirkt, auf dem man einen festen Thurm erbauen und mit Kanonen besetzen kann. Je weiter solche Felsen von dem H. entfernt liegen, desto weiter kann der Feind von dem H. abgehalten werden. Hierbei ist anzumerken, daß die Erinnerung, in den Zeiten der Kriegsgefahr die ausgesetzten Warnungszeichen, Tonnen, Bojen hinweg zu nehmen, damit dem Feinde auch durch die allenfalls verborgenen Klippen und Sandbänke Gefahr bereitet werde, nicht in diesen baulichen Artikel, sondern zu den Vorschriften der militärischen Wachsamkeit gehört.

Auf der Landseite wird die Befestigung eines H. im Allgemeinen, wie eine jede andere Festung auf dem festen Lande ausgeführt; nur hat man bei Anordnung der Befestigung einer Hafenstadt zwei politische Rücksichten zu nehmen, und sich von denselben als von festen Grundsätzen leiten zu lassen. Die erste ist: daß der Feind nicht leicht die Absicht hat, die Stadt, die am H. liegt, zu erobern, sondern daß ihm mehr daran gelegen ist, die Schiffe im H., und die zum Seekriege nöthigen Vorräthe, womit die Magazine angefüllt sind, zu verderben; also Stadt und H. in der Hoffnung zu beschießen, daß er dadurch seinen Gegner außer Stand setzen werde, so bald wieder mit einer Flotte auf dem Meere zu erscheinen; die zweite ist, daß der Landesherr die Vorsicht gebrauchen werde, eine Heeresabtheilung an einen Ort zu legen, der von mehreren, den feindlichen Überfällen ausgesetzten H. so ziemlich gleich weit entfernt ist, damit dem Feinde, der eine Landung unternommen hat, eine gewachsene Heeresmacht zum Entsatze der Festung entgegen stehe, ehe noch an eine Eroberung derselben zu denken ist. Man hat also vorzüglich solche Anstalten zu treffen, die dem Feinde wehren, der Festung bald mit Mörsern so nahe zu kommen, daß es ihm möglich werde, Bomben in die Stadt und den H. zu werfen; denn hierdurch würde er in wenig Stunden seine Absicht erreicht haben, und wieder an Bord seyn, noch ehe die Hilfe anlangt. — Hierzu nun kann man sich mit Vortheil künstlicher Überschwemmungen bedienen, die in Hafengegenden meistens leichter als in andern Umgebungen zu bewirken sind. Am sichersten wird man aber seinen Zweck durch eine Linie kleiner Festen erreichen, die man auf der ganzen Landseite rings um die Hauptfestung in einer Entfernung von 1500 bis 1800 Klaftern, und so weit von einander anlegt, daß eine die andere mit ihren Kanonen erreichen kann. Zieht man zwischen diesen und der Hauptfestung noch eine andere Linie dergleichen noch kleinerer Festen, die mit schwachen Besatzungen versehen werden: so wird diese doppelte Linie von Festen wegen der wechselseitigen Unterstützung und der Nähe der Hauptfestung den Feind so lange in bedeutend großer Entfernung zu halten im Stande seyn, bis seine vereitelte Absicht durch die ankommende Hilfe gänzlich unausführbar gemacht wird [3]).

XII. Besondere bauliche Bedürfnisse eines Kriegs- oder Marine- und Handlungshafens. — Gebäude, Magazine und Werkstätten, deren Schifffahrt und Handel in ihrem blühenden Zustande noch außer den in vorstehenden Abschnitten angezeigten wesentlichen inneren und äußeren Theilen eines H. bedürfen, und deren der Krieg zu ihrem Schutze nicht entbehren kann, sind folgende: 1) Eine Handlungsbasilika, auch Börse, Handlungspalast und Kauf-

3) Vollständigen Unterricht in diesem Theile der Vertheidigungskunst findet man bei *Montalambert* in Fortification perpendiculaire im III. Kap. d. III. Bdes, und einen Auszug hiervon im VI. Bde des Magazins für Ingenieurs und Artilleristen.

haus genannt, der sich 2) Volkshallen aller Art anschließen: Hallen zur Erregung und Erhaltung des öffentlichen Lebens, zur Nährung der gesellschaftlichen Thätigkeit und zur Begünstigung mannichfaltiger Verbindungen, zur Ausstellung von Waaren, von fremden und einheimischen Kunsterzeugnissen, zur Förderung des Kunstfleißes und der Betriebsamkeit. 3) Große Waarenlager für alle Arten von Waarenvorräthen, welche die Handlungsverbindungen hieher bringen können. 4) Wohl eingerichtete Gasthöfe zur zweckmäßigen Bewirthung der Fremden, und 5) Herbergen für weniger bemittelte Reisende. 6) Ein Kriegsrathshaus mit allen seinen nöthigen Theilen zu Berathschlagungen, Versammlungen, Schreibereien und dergl. 7) Wohnhaus für den Guvernör. 8) Wohnhäuser für den Direktor und für die Inspektoren des H. 9) Wohnhäuser für die Civil- und Militärbaumeister. 10) Casernen: a) für Seecadetten, b) für Matrosen, c) für Soldaten. 11) Krankenhäuser. 12) Alle zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten einer volkreichen Stadt, die durch einen H. bedingt ist, nöthige Baulichkeiten. 13) Eine Seewissenschafts-, Bau- und Kriegsschule mit allen zu ihren Bedürfnissen oder Sammlungen erforderlichen Abtheilungen. 14) Ein Hauptmagazin für alles Zeug zur Ausrüstung der Schiffe, worin z. B. das Segelzeug eines jeden Schiffes für sich u. s. w. aufbewahrt wird. 15) Block- und Scheibenmachereien zur Fertigung von Scheiben, Rollen, Flaschen, Pumpen und anderen dergl. Werkzeugen. Man wünscht sie der Bequemlichkeit in der Nähe des Hauptmagazins, weil die Segel mit Blöcken oder Flaschenzügen versehen werden müssen. Ihnen sollen sich 16) Böttchereien, und 17) Segeltuchfabriken anschließen. Dann 18) eine Seilspinnerei, die 900 bis 1200 Fuß lang seyn muß. Diese sollte bedeckt seyn, wie die zu Caracca, Toulon und Rochefort, und mit ihrer Länge winkelrecht gegen die Richtung einer Hafenseite stehen, wenn es anders die Umgebungen erlauben, damit sie nicht zu viel Raum von dem näheren Hafenbezirke hinweg nehme. Sofort 19) ein Seearsenal für das Geschütz und die Waffenvorräthe aller Art, als ein Hauptgebäude; in seinen Umgebungen 20) Räume und Magazingebäude für die Munitionsvorräthe aller Arten von Geschützen; ferner: 21) eine Stückgießerei, und 22) eine Waffenschmiede. Dann folgen 23) Bauholzschuppen zur Sicherung der Bauholzvorräthe gegen Sonnenhitze und Regen. Hier soll das Bauholz nach seiner Art und nach seinem Gebrauche abgetheilt liegen. Der Raum für diese Schuppen muß sehr groß seyn, weil ein H. einen bedeutenden Holzvorrath bedarf: denn zu einem Schiffe von 110 Kanonen werden 110,000 Würfel Holz erfordert, und es kann kaum 30 bis 45 Jahre die See halten, wenn die Ausbesserungen gehörig geschehen; ja in Meeren, deren Wasser nicht sehr salzig ist, kann es nicht länger als 18 bis 24 Jahre gebraucht werden. 24) Ein Werkplatz zur Zimmerung und Verbindung der Masten soll nicht sehr fern von den Bauholzmagazinen entlegen seyn. Die Länge dieses Platzes muß wenigstens 400 Schuhe betragen, damit drei Masten zugleich gezimmert und verbunden werden können. Auf ihm sollen sich Werkschuppen befinden, die eine zur Arbeit der Zimmerer schickliche und geräumige Anordnung erhalten, und von oben herab erleuchtet werden müssen, damit sich ein gleichmäßig helles Licht in ihren Räumen verbreite, und die Werkleute nicht genöthigt werden, bei Tage Lampen, wie in jenen zu Venedig, anzuzünden. Man schlägt vor, sie zu diesem Ende als Bohlendächer zu construiren und mit Segeltuch zu überziehen. Übrigens soll sich der Werkplatz gegen das Wasser hin mit einer schiefen Balkenfläche zum Auf- und Niederwinden der Masten endigen. Ganz in der Nähe des Werkplatzes soll 25) ein Wasserbehälter angelegt seyn, in welchem die Masten durch hölzerne Mastenzwinger unter Wasser gehalten werden, weil sie an freier Luft aufreißen, und in Häfen selbst, wo der Pfahlwurm ist, nicht eingelegt werden dürfen. Solche Mastenzwinger hat Belidor in seiner architectura hydraulica beschrieben. Indessen scheint es Wiebeking, besser zu seyn, das Bauholz nach dem Beispiele der Holländer in trockenem Sande aufzubewahren, und solche Sandwälle mit Erdrasen zu bedecken, damit der Wind den Sand nicht hinweg wehe. Auch werden zur Verhinderung des Reißens die Enden der Bauhölzer mit Lehm bedeckt. — In der Gegend der Bauholzmagazine müssen sich auch 26) die Räume für viererlei Zimmerplätze ausbreiten, und zwar a) für Handlungsschiffe, b) für Kriegsschiffe, c) für Schaluppen und d) für Werkzeuge und Maschinen, die zur baulichen Unterhaltung des H. nöthig sind. Jede dieser Arten Zimmerplätze soll etliche Bau- und Werkschuppen umfassen, in welchen theils Arbeiten vorgenommen werden, theils die zugerichteten Bauhölzer bereit liegen, theils die fertigen Bau- und Maschinenstücke zwischen Zwingen und Keilen gepreßt stehen, bis sie gethert und angestrichen werden. Daher müssen sich ihnen auch 27) die Werkhäuser der Schreiner und Anstreicher anschließen. 28) Die Kielplätze, auf welchen die Schiffe gekielholt werden, sollen einer Seits ebenfalls in der Nachbarschaft der Werk- und Zimmerplätze vorhanden seyn, anderer Seits aber den Schiffswerften nachbarlich angränzen. 29) Große und kleinere Krahnen und Hebewerke zum Beladen und Abladen der Schiffe müssen an verschiedenen geeigneten Stellen der Hafenufer, und 30) Wohnungen für Aufseher und Visitatoren nahe am Hafenmunde erbaut werden. Endlich muß der Hafenbezirk auch 31) Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte, Salz, so wie 32) Kammern und Keller für Mundbedürfnisse, für Getränke, Öl u. s. w. umfassen. 33) Die Feuerlöschungswerkzeuge sollen auf dem festen Lande, und in den Kanälen und Bassin vertheilt liegen. 34) Für die Ankerschmieden, 35) Grobschmieden, 36) Kleinschmieden und 37) Zeugschmieden, so wie auch 38) für die Bohrmühlen, 39) Sägemühlen und 40) Getreidemühlen sollen schickliche Plätze in der nächsten Umgebung des Hafenbezirkes, wenn es

Trotz dieser angewandten Vorsicht würde aber ein solcher H. theils durch die vom Hauptstrome eingeschwemmten Theile, theils durch den herbei gewehten Staub doch bald versanden, wenn man ihn nicht von Zeit zu Zeit reinigte. Dieses müßte in Ermangelung aller andern Mittel entweder mit Hilfe der Hafenräumer geschehen, oder durch Menschenhände mit Schaufeln und Spaten verrichtet werden, wobei natürlicher Weise der Hafenmund zu verdammen, und der ausgehobene Moder mit Karren zu entfernen ist. Befindet sich aber in der Gegend des Hafens ein See, ein Teich, oder ein Bach, der, mit hinlänglich hohen und festen Ufern versehen, eine Anschwellung seines Gewässers gestattet: so kann das Reinigen des H. mit weit größerer Bequemlichkeit und mit geringerem Zeit- und Kostenaufwande bewirkt werden, wenn man jenes Gewässer zur Anlage eines Spülbusens verwendet, gerade so, wie dieses oben schon im II. Abschnitte für die Reinigung der Seehäfen beschrieben worden ist, und davon in der Zeit des niedrigen Wasserstandes Gebrauch macht. Auch kann man hier wie dort die Anlage solcher Spülbusen in allen Fällen zu Stande bringen, wenn man ihre Anfüllung aus dem H. selbst durch Schöpfmaschinen und besonders durch Dampfmaschinen bewirkt. Sehr vortheilhaft läßt sich auch zur Anlage eines solchen H. die Stelle benutzen, wo sich ein kleiner Fluß in einen großen und reißenden Hauptstrom ergießt. Jenen kann man alsdann in ein Wasserbecken sammeln und dieses zu einem Spülbusen einrichten. — Einfacher aber und mit weniger Bau- und Unterhaltungskosten verbunden ist folgende Bauart eines Stromhafens, der zugleich sich selbst durch seinen eigenen Strom zu reinigen im Stande ist. In der für eine Hafenanlage bequem gelegenen Flußgegend führe man etwas außer der Mitte des Flusses gegen das Ufer hin einen Damm a b Fig. 6, den man einen Abschluß- oder Sicherungsdamm nennt, parallel mit der Stromrichtung auf, so daß der auf solche Weise für den H. abgeschnittene Stromtheil zwar hinlänglich weit für die Landung und Bewegung der Schiffe, aber schmäler werde, als der für den Schiffgang bleibende breitere Strom, um diesen nicht unbequem oder gar gefährlich zu verengen. Man muß daher in Flüssen, die eine große Geschwindigkeit und einen heftigen Eisgang haben, wie der Rhein, bei der Wahl der Gegend für einen solchen H. besonders darauf sehen, daß man die Hafenstelle nur da wähle, wo das Profil des Stromes zu breit ist; und vortrefflich ist es, wenn man zur Aufführung des Dammes eine schon vorhandene Insel benutzen, und zum Hafenufer c d eine etwas landeinwärts gebogene Stelle wählen kann. Diesen so vom Strome abgeschnittenen Theil läßt man stromabwärts für die Hafenmündung offen, aber am oberen Ende schließt man ihn mit einem starken Wehre b c, welches mit drei Schutzschleusen versehen wird, eine e am Anfange, die andere g am Ende des Wehres, und die dritte in der Mitte zwischen beiden. In diesem also abgedammten H. können nun die Schiffe gegen Sturm und Eisgang sicher liegen, vorausgesetzt, daß die Höhen des Abschlußdammes und der Schutzschleusen, so wie auch, was sich von selbst versteht, die Höhe der Ufer oder Uferwerke den höchsten Wasserstand übersteigen, und daß sie selbst den gehörigen Widerstand zu leisten tüchtig sind. Ist nun die Reinigung dieses H. nöthig: so darf man nur die drei Schutzschleusen öffnen, und der Strom wird in kurzer Zeit seinen eigenen H. gefegt und vertieft haben. Ist aber das Wasser zu diesem Zwecke nicht hinlänglich reißend: so darf man nur am oberen Dammende einen Schenkel d h unter einem stumpfen äußeren Winkel ansetzen, so wird durch diese so genannte Schöpfbühne die Gewalt des Einströmens um so mehr verstärkt, je länger der Dammschenkel d h gemacht wird. Wenn endlich der Fluß in dem Hafenbezirke viel Schlick führet, langsam fließt und Bodensatz fallen läßt, da ist es nöthig, daß man den Strom des Wassers aus dem Flusse in den H. nicht gänzlich hemme, sondern durchsichtige Pfahlwerke, wie zu Amsterdam und Hamburg, anbringe.

Die Bauart des Abschlußdammes hängt von der Geschwindigkeit und Höhe des Stromes, und von dem Eisgange desselben ab. Ist jene groß und dieser gefährlich, dann werden Faschinenwerke am zweckmäßigsten zu wählen seyn. Freilich sind gewaltige Mauern das sicherste und für unabsehbare Zeiten dauernde Schutzmittel, wenn Kräfte da sind, ihre Gründung in einem tiefen und reißenden Strome möglich zu machen. In Flüssen, die keine große Geschwindigkeit und einen nicht sehr bedeutenden Eisgang haben, können die Schutzwerke auch aus Pfahlbau bestehen. Doch soll man denselben bei einem nicht festen Flußbette, nach Wiebekings Rathe, durch Siebstücke einrammen, und diese nachher mit Steinen bewerfen, damit keine Unterspülung erfolgen kann. Ist der Damm von Mauerwerk, so kann man bei strengem Winter die Vorsicht anwenden, auf der Höhe des Dammes seiner ganzen Länge nach ein Balkenwerk aufzurichten, um dadurch den H. gegen das Aufthürmen der Eisschollen zu schützen. Zur sicheren Aufstellung eines solchen Balkenwerkes müssen aber in die Krone des Dammes Pfeiler von Werkstücken mit Fugen zur Einlassung der Balken eingemauert seyn. Auch soll man bei dem Eintritte harter Winter, die einen heftigen Eisgang befürchten lassen, vor die Schleusenthore zu größerer Sicherheit ein Balkenlager in dazu angebrachte Mauerfugen einlassen, dahinter Stützen anbringen, und allenfalls auch noch den Zwischenraum zwischen diesem Lager und dem Thore mit Erde ausfüllen, den Hafenmund aber mit einem Pontonthore zuschließen, oder ebenfalls mit einem Balkendamme verwahren.

XIV. Maschinen zum Hafenbaue. Endlich sind die Maschinen, die zum Hafenbaue gebraucht werden: 1) Austiefungsmaschinen, auch Vertiefungsmaschinen, Baggermaschinen und Hafenräumer genannt; 2) Rammmaschinen zum Eintreiben der Pfahlwerke; 3) Pfahlzieher, d. h. Maschinen, um Pfähle auszuziehen; 4) Pfahlsägen, das sind Maschinen, um Pfähle unter dem Wasser abzusägen; 5) Schöpfma-

schinen zum Ausschöpfen des Wassers; 6) Krahnen und andere Hebezeuge; 7) Maschinen zur Fortbringung der Baustoffe, besonders der großen Bau- und Werkstücke; 8) Grundbauungsmaschinen und andere [4]).

XV. Häfen der alten Völker und der Neueren. — Die ältesten Völker, bei denen Schifffahrt und Handel blüheten, und also auch Häfen nothwendig waren, sind die Ägypter und die Phönikier. Aber keine der Völker des Alterthums haben den Hafenbau mehr ausgebildet, als die Griechen und ihre Nachahmer, die Römer. Sie haben ihn durch die einfachsten Mittel zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gebracht, in welchem sie, so wie überhaupt in allem architektonischen Wirken ein bleibendes Vorbild der Studien und der Werke der spåten Nachwelt geworden sind. Die baulichen Denkmåhler, die wir auch in ihren Trümmern noch bewundern müssen, und die Überreste der schriftlichen Nachrichten von ihren Häfen haben die neueren Völker im Hafenbaue unterrichtet. Sie haben dieselben gelehrt, mit Hafen- und Meerdåmmen, welche die Griechen Χῆλαι, das heißt Scheren, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Krebsscheren, und ἄκραι τοῦ λιμένος, d. h. Hafenspitzen und die Römer brachia, Arme, cornua, Hörner, so wie auch aggeres und moles nannten, den Hafen, den λιμήν der Griechen und portus der Römer gegen die Gewalt der Meeresfluten zu schützen, und die Häfen so zu verwahren, daß sie zu wahrhaft eingeschlossenen Orten gemacht werden: daher sie auch die Griechen κλείσις und die Römer in demselben Sinne claustra, als wollten wir Klöster sagen, zu nennen pflegten. Auch den Hafenmund, das στόμα der Griechen, die fauces oder das ostium der Römer, so wie die Meerdåmme, die ihn vor dem Andrange der Wellen und des Flutstromes schützen, haben wir in den Häfen der Alten zum Vorbilde gehabt; und in ihnen auch den μυχός, den inneren Hafen, und die ganze bequeme Hafenanlage, ναύσταθμον gesehen, die mit Schiffswerften, Hallen aller Art, Basiliken und Portiken, mit Zeughåusern für Schiffs- und Kriegsgeråthe, mit Magazinen, Gasthåusern, Tempeln, Altåren, Pharen, kurz mit Allem versehen war, was zur Bequemlichkeit und zur Förderung des Verkehres diente, und die Würde des Ortes und des Volkes erhöhen konnte. Ihre Häfen umgaben die Alten mit Mauern und Thürmen, die sie nicht nur allein gegen die Stürme zu schützen hatten, sondern auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe erbaut waren. Und nie fehlten ihren bedeutenden Häfen die Rheden, die wir bei den alten Griechen unter verschiedenen Namen, wie ἐνορμίσματα, καταρσεις, ὅρμοι, σάλοι, ὕφορμοι, und bei den Römern unter der Benennung stationes navium kennen lernen. Vor Allem aber suchten die Alten zuerst nach Grundsåtzen, dergleichen ich oben im I. Abschnitte dieses Artikels mitgetheilt habe, einen zweckmåßigen Ort zur Hafenanlage aus, ehe sie die Anlage entwarfen und in Ausführung brachten. Und dieses ist es, was die Neueren gewöhnlich überjahen; indem sie die meisten ihrer Häfen zufållig bei Stådten entstehen ließen, die aus kleinen Orten nach und nach durch besondere Umstånde wichtige Plätze geworden sind. Daher auch die jetzt bestehenden künstlichen Häfen selten alle die Vortheile und Einrichtungen, die den vorstehenden Abschnitten zum Grunde liegen, vereinigen.

Die meisten Häfen an der West- und Nordküste Europa's haben zwar eine für Krieg und Handel günstige Lage, und dienen, die Schiffe der Unterthanen des States, die mit Reichthümern beladen zurück kehren, gegen feindliche Überfålle zu schützen; weil sie sich gerade da befinden, wo die Gefahr am größten und der Schutz am nöthigsten ist. Allein sie haben zur Zeit der Ebbe wenig oder gar kein Wasser. Die Schiffe können also nur zur Flutzeit, und große Schiffe oft gar nicht einlaufen, sondern müssen sich auf der Rhede vor Anker legen, die aber sehr oft wegen niedriger Ufer schlecht gegen Winde geschützt ist. Andere haben zwar immer Wasser genug, und Raum für mehr als eine Flotte; allein ihre Mündung ist zu weit, und wegen darin befindlicher Klippen beim Ein- und Auslaufen gefåhrlich. Wieder andere an diesen Küsten haben fast alle Bequemlichkeiten, die wir im XIII. Abschnitte entwickelten, stehen aber immer in Gefahr, von Sand und Moder ausgefüllt zu werden, obgleich für ihre Reinigung alle Anstalten vorhanden sind, und eine stete Sorge wachsam und thåtig ist. Die Häfen am mittelländischen Meere sind immer offen, und man kann des Wassers wegen zu jeder Zeit ein- und auslaufen, wenn anders der Wind es zulåßt, weil an diesem Meere keine oder doch nur unbedeutende Ebbe und Flut herrscht. — Englands Häfen sind von der Natur am reichsten ausgestattet, die hier der Kunst nur wenig zuzusetzen überlassen hat. England hat daher unter allen europåischen Staten die vortrefflichsten Häfen. Eben darum hat es aber auch nur zwei ganz mit Hilfe der Hafenbaukunst angelegte, nåmlich Liverpool und Ramsgate. Der erstere ist verbessert; der letztere aber ist ein bloßes Werk

4) Schriften, die den Hafenbau besonders zum Gegenstande haben, sind mir bis jetzt keine bekannt geworden. Sonst findet man ihn in einigen allgemeinen Werken über die Baukunst, und in mehreren Schriften über den Wasserbau abgehandelt, und zwar am vorzüglichsten in folgenden, wovon einige mehr ins Allgemeine, andere aber auch ins Einzelne gehen: Bei Belidor in Architectura hydraulica im II. Thle. die VII. und VIII. Abtheilung sog. Ausgabe der Übersetzung (v. J. 1769) mit vielen deutlichen und schönen Kupferstichen. Bei Silberschlag in d. Hydrotechnik (v. J. 1773) im II. Thle das XIII. Kap. Mit einigen Fig. Bei Krünitz in d. ökon. technol. Encykl. 21. Thl. (J. 1780) S. 1 — 85. Mit einigen Fig. Bei Milizia in Principii di Architettura civile (v. J. 1781) Übersetzung (v. J. 1784) Th. II. Buch III. Abschn. X. §. 5. Ohne alle Zeichnung. In der teutschen Encykl. oder Realwörterbuch der Kste und Wissch. im XIV. Bde (J. 1789) S. 2 ff. Ohne alle Anschauung. Bei Stieglitz in d. Encykl. d. Baukst. II. Th. (J. 1794) S. 677 ff. mit einigen Fig. Bei Wiebeking in der Wasserbaukunst die IV. Abtheilung derselben, von S. 613 bis Ende des I. Bds (J. 1811) und von S. 1 bis 284 des II. Bds (J. 1812), nebst Zusåtzen im IV. Bde, S. 70 bis 74. Mit sehr vielen instructiven Zeichnungen. — Wahrscheinlich wird die neue Auflage von *Belidor* Architecture hydraulique etc. avec des notes et additions par *Navier* das Neueste und Vortrefflichste über diesen Gegenstand enthalten, was man aber für diesen Artikel noch nicht benutzen konnte.

der Kunst. Auch die Häfen der Niederlande sind vorzüglich gut, obgleich sie von der Natur am meisten vernachlässigt sind. Allein Kunst und Fleiß haben hier ersetzt, was die Natur versagt hat. Besonders große Vortheile bieten die engländischen und holländischen Häfen dem Handel und der Kriegsmacht dadurch an, daß sie durch Flüsse und Kanäle mit dem inneren Lande in Verbindung gesetzt sind. Holland hat zwar in dieser Hinsicht viel verloren, seitdem die Maasmündung für Seehäfen zu seicht wurde. Holland und Frankreich sind indessen diejenigen Länder, welche die meisten, von der Kunst angelegten, zum Theile musterhaften Häfen besitzen. Copenhagen, Cronstadt und Caracca bei Cadix können ebenfalls als musterhafte künstliche Häfen betrachtet werden. In Italien sind Civita-Vecchia, Livorno und Venedig gleichfalls vortreffliche, durch Kunst angelegte Häfen. Alle aber nur wenige gegen die große Anzahl derjenigen, die in Frankreich und Holland erbaut wurden. — Die Häfen am Weltmeere sind größten Theils nur Zeit- und Fluthäfen, d. h. es muß die Flutzeit zum Ein- und Auslaufen abgewartet werden, weil Sand oder Untiefen vor den Mündungen liegen, auf welchen die Schiffe bei niedrigem Wasser stranden. Ja die Häfen selbst sind während der Ebbe so seicht, daß die Schiffe in ihnen nicht flott bleiben.

Unterdessen ist mit Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels die Menge der Häfen gegen die Anzahl der Häfen der Alten ganz auffallend angewachsen. Allein eben der Geist, der die unzähligen Häfen unserer Zeit geschaffen hat, ist mit dem Geiste des Alterthums im Widerspruche, indem er den Nationaldenkmählern des Alterthums, das, so wie in allen seinen Werken, so auch in diesen die höchste Kunstbildung des Volkes in einem vollendeten und prächtigen architektonischen Ganzen ausprägte, lediglich dem Bedürfnisse des Handels und des Krieges, und den Bedingungen der strengsten Ökonomie unterworfene Werke entgegen setzt. Zwar können viele der neueren Häfen durch den Anblick einzelner Prachtwerke in ihren Bezirken, und durch manche edle und große Anschauung unseren Geist erheben. Allein es möchte doch wohl der Hafen von Messina, so wie er vor dem letzten Erdbeben bestanden hat, das einzige Beispiel unserer Zeit seyn, das eine höhere Kunstbildung im Geiste des Alterthums ausspricht. Wir wollen das Einzelne und Anschauliche in den architektonischen Beschreibungen der merkwürdigsten und lehrreichsten H. des Alterthums und der neueren Zeit zusammen tragen, und zu diesem Ende zuerst hier auf die merkwürdigsten und lehrreichsten Beispiele jeder Art von H. aufmerksam machen und verweisen. Diese sind aber nach der Ordnung des Alphabetes folgende:

Der Hafen von Åbo in dem finnischen Meerbusen in Schweden. Der H. v. Acre, Ackon oder Ptolemais, ein H. der alten Phönikier, jetzt der Türken, im mittell. Meere an der Küste von Palästina. Der H. v. Aden, dem alten Eden in der Bab-el-Mandebstraße an der Küste des glücklichen Arabiens. Der H. v. Agde im mittell. Meere, in der Mündung des Flusses Herault an der Küste von Frankreich. Der H. v. Ageira, H. der alten Achäer im korinth. Meerbusen an der Nordküste von Morea. Der H. v. Agina, ein H. der alten Griechen an der Küste der gleichnamigen Insel. H. v. Ajaccio im mittell. Meere an der Westküste der Insel Corsika. H. v. Akanthos, H. der alten Makedonier im ägeischen Meere an der Küste von Chalkidien. H. v. Alexandria, weltberühmter H. der Alten, und der Neueren im mittell. Meere an der Küste von Ägypten. H. v. Alfaques am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Algeciras an der Küste Spaniens im Meerbusen von Gibraltar. H. v. Algheri, und Porto Conde oder Caraco di Porto bei Algheri, im mittell. Meere an der Küste von Sardinien. H. v. Algier am mittell. Meere, an der Küste von Afrika. H. v. Alicante am mittell. Meere, im span. Königr. Valencia. H. v. Almeria, an der Ausmündung des gleichnam. Flusses im mittell. Meere, im span. Königr. Granada. H. v. Almerica oder Villa Ricca im mexikan. Meerbusen, an der Küste von Mexiko. H. v. Ambrakia, H. der alten Griechen an der Küste von Epiros im ambrak. Meerbusen, dem heutigen Meerbusen von Arta. H. v. Amphimalia, s. H. von Sudan. H. v. Anaphlystos, ein Hafen des alten Griechenlandes an der Küste von Attika zwischen Athen und Sunion, wo jetzt Anaphiston. H. v. Amsterdam, Flußhafen in Holland. H. v. Anape, im schwarzen Meere an der russ. Küste der Abassen. H. v. Ancona, berühmter H. der alten Römer, und der Neueren, im adriat. Meere an der Küste des päpstl. Gebietes. H. v. Annapolis oder Port-Rojal an der Küste von Akadien oder Neuschottland in Nordamerika. H. v. Ante im atlant. Ocean an der Küste von Guinea in Afrika. H. v. Antibes, im mittell. Meere an der Küste von Provence in Frankreich. H. v. Antium, H. der alten Römer, jetzt der berühmte H. v. Anzo, auch von Nettuno, im mittell., hier tyrrhen. Meere, an der Küste der Campagna di Roma. H. v. Antwerpen, Flußhafen in der Schelde. H. v. Apollonia, H. der Alten, jetzt H. von Bonandrea im mittell. Meere an der Nordküste der Barbarei im Königr. Barca in Afrika. H. v. Apollonia, H. der alten Griechen, jetzt Hafen von Sozopolis, im Pontus, an der Küste von Thrakien. H. v. Arasch im atlant. Ocean, an der Westküste des Königr. Fez in Afrika. H. v. Arcachon im atlant. Ocean, an der Küste von Medoc in Frankreich. H. v. Archangel im weißen Meere, an der Küste der russ. Provinz Duina. H. v. Argostoli, im ionischen Meere an der Südspitze der Insel Kephalonia. H. v. Ariminium, s. H. von Rimini. H. v. Aristonautä, H. der alten Pellener im korinth. Meerbusen an der Nordküste des Peloponneses. H. v. Asoph oder Saffa, im atlant. Ocean an der Westküste des Königr. Marocco in Afrika. H. v. Ayamonte am Meerbusen von Cadix, in der Mündung der Guadiana. H. v. Azari, H. der alten Griechen in der Propontis im Meerbusen Astakos, dem heutigen Meer-

buſen von Nikomedien. — H. Bahia oder Allerheiligenbai, natürlicher H. in Braſilien. H. v. Bajamo, ſpan. Seehafen in einer Flußmündung der Inſel Cuba im merikan. Meere in Nordamerika. H. v. Bajona im atlant. Meere, an der Küſte des ſpan. Königr. Gallicien unweit der Mündung des Fluſſes Minho. H. v. Bajonne, am Ocean, oder wie er hier heißt, am aquit. Meere, in der Mündung des Fluſſes Adour in Frankreich. H. v. Barcelona, im mittell. Meere, im ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. Bari, im adriat. Meere an der Küſte des Königr. Neapel. H. v. Barletta, in demſelben Meere an der Küſte des Königr. Neapel. H. v. Baſtia, im toskan. Meere an der Oſtküſte der Inſel Corſika. H. v. Bathumi, im ſchwarzen Meere an der Mündung des Fluſſes Tſchorocki, in der ruſſ. Provinz Ghuria. H. Porto Bello, natürlicher H. im Meerbuſen von Panama, an der Küſte der Erdenge in Südamerika. H. v. Bilbao am Ocean, hier am aquitan. Meere, in der Mündung des Fluſſes Ibaihalval, an der Küſte der ſpan. Provinz Biscaja. H. v. Blaje, am Ocean, in der Mündung der Garonne in Frankreich. H. v. Bonandrea, ſ. H. v. Apollonia. H. S. Bonifacio, im mittell. Meere, an der Südſpitze der Inſel Corſika. H. v. Bononia, H. der alten Römer im Kanale an der Küſte des ehemaligen Gallia belgica, jetzt Boulogne. H. v. Bordeaux am Ocean, in der Mündung der Garonne in Frankreich. H. v. Boſa, im mittell. Meere, an der Weſtküſte von Sardinien. H. v. Bouc, im mittell. Meere in Frankreich. H. v. Bœuf, im mittell. Meere an der Küſte von Provence. H. v. Boulogne, im Kanale an der Küſte von Frankreich, einſt der H. von Geſobriacum und Bononia, an der Küſte der Gallia belgica der Alten. H. v. Brandaris, ſ. H. v. Terſchelling. H. v. Breſt, berühmter Kriegshafen der Franzoſen am Ocean, in der Mündung des Fluſſes Pinfeldt, einſt der H. Brivates oder Geſoſcribate, an der Küſte der Gallia celtica der Alten. H. v. Briel, Flußhafen an der Maasmündung in Südholland. H. Brivates auch Geſoſcribate, H. der Alten im Ocean, an der Küſte von Gallia celtica, von Einigen an die Stelle des heutigen H. von Breſt geſetzt, von Andern an die Küſte der Nanneter in der Gegend des heutigen Nantes in die Mündung des Fluſſes Vilaine. H. v. Brundiſium, berühmter H. der alten Griechen, nachher der Römer, jetzt H. v. Brindiſi im adriat. Meere an der öſtl. Küſte der Südſpitze von Apulien. H. v. Butrinto, in der Meerenge von Corfu an der Küſte dea alten Epirus. — H. v. Cadir und Caracca, berühmter ſpan. Hafen im Golfo von Cadix an der Weſtküſte von Andaluſien. H. v. Caen, projectirter Fluß- und Handlungshafen am Ornefluß in der Niedernormandie, unweit der Küſte des Oceans. H. v. Cagliari, im mittell. Meere an der Küſte von Sardinien. H. v. Cajeta, ſ. H. v. Gaeta. H. v. Calais, am Kanale oder der Meerenge von Calais in der Picardie. H. v. Calmar, im balt. Meere an der Küſte von Smaland. H. v. Calvi, im mittell. Meere, an der Weſtküſte von Corſika. H. v. Caminha, im Ocean, an der Küſte der portug. Provinz Entre Minho e Duro. H. v. Canuſcum, berühmter H. der alten Griechen und Römer am adriat. Meere in der Mündung des Aufidus, bei dem heutigen Canoſa am Offanto in der Küſte Apuliens. H. v. Caracca, künſtlicher Hafen bei Cadix, ſ. Cadix. H. Caraco di Portus, ſ. H. v. Algheri. H. Carenage, ſchwed. Seehafen im atlant. Ocean, an der antilliſchen oder caraïbiſchen Inſel St. Barthelemi. H. v. Carthago, ſ. Karthago. H. v. Cartagena, auch Neukarthago und Spartaria, berühmter natürlicher H. der Alten, jetzt einer der beſten im mittell. Meere, und der beſte in Spanien. H. v. Neu-Cartagena, berühmter natürlicher Hafen im caraib. Meerbuſen von Arien, an der Küſte von Neugranada in Südamerika. H. v. Caſtel-Aragoneſe, natürl. H. im mittell. Meere, an der Nordküſte von Sardinien. H. v. Caſtillo di St. Pedro, Fiſcherhafen am mittell. Meere, in der ſpan. Provinz Granada. H. v. Caſtine, am Oſtufer des Peobſcot in Großbritannien. H. v. Caſtromarin, am Ocean, im portug. Königr. Algarbe. H. v. St. Cataldo, im adriat. Meere, an der Küſte der neapol. Provinz Ofranta. H. v. St. Catalina, in Braſilien. H. v. Cattaro, im adriat. Meere, an der Küſte des Königr. Dalmatien. H. v. Cefalu, am mittell. Meere in Sicilien. H. v. Cera oder Chieri, im ioniſchen Meere, an der Südſpitze der Inſel Zante. H. v. Cette, am mittell. Meere in Frankreich. H. v. Chatam, berühmter Fluß- und Kriegshafen Englands, im Fluſſe Medway, in der Provinz Kent. H. v. Chedabuctut, berühmter natürlicher H. an der Oſtküſte von Akadien oder Neuſchottland in Amerika. H. v. Cherbourg, franz. H. am Kanale, an der Küſte der Normandie. H. v. Chibuctu, berühmter natürlicher H. in Akadien oder Neuſchottland in Nordamerika. H. v. Chimera, am ioniſchen Meere, an der Küſte des alten Epiros. H. v. St. Chriſtoffel, im caraib. Meere, an der gleichnamigen caraib. Inſel in Nordamerika. H. v. Ciotat, am mittell. Meere in der franz. Landſchaft Provence. H. v. Ciſamo, im mittell. Meere, an der Weſtküſte der Inſel Kandia. H. v. Cittadella, im mittell. Meere, an der Weſtküſte der ſpan. Inſel Minorka. H. v. Civitavecchia, berühmter künſtlicher H. im toskan. Meere, im Patrimonio des heil. Petrus. H. v. Cölln, Flußhafen im Rheine, in Teutſchland. H. v. Colberg, an der Oſtſee in der Mündung des Fluſſes Perſan, in Hinterpommern. H. v. Colle, im mittell. Meere, an der Küſte des Königr. Tunis in Afrika. H. v. Colleville, projectirter franz. Kriegshafen im Ocean, an der Küſte der Normandie, unfern der Ornemündung. H. v. Collioure, am mittell. Meere, in der franz. Grafſchaft Rouſſillon. H. Conde, ſ. H. v. Algheri. H. v. Conſtantinopel, einer der ſchönſten natürlichen H. in der Welt. H. v. Copenhagen, berühmter Kriegs- und Handlungshafen in der Oſtſee, im Oreſund, an der Oſtküſte der Inſel Seeland im Königr. Dänemark. H. v. Corckhafen, in der Mündung des Fluſſes Lee in Irland.

H. v. Coruna, im atlant. Ocean, im span. Königr. Gallicien. H. v. Coſſir, im arab. Meerbuſen an der Küſte von Ägypten. H. v. San Croce, im adriat. Meere, an der Küſte von Dalmatien im Gebiete von Raguſa. H. v. Cronſtadt, berühmter ruſſ. Kriegs- und Handlungshafen im finniſchen Meerbuſen bei Petersburg. Port Cros, im mittell. Meere an der Inſel Cros nächſt der Küſte von Provence. H. v. Santa-Cruz, im atlant. Meere an der Inſel Teneriffa. H. v. Curhaven, in der Nordſee an der Elbemündung bei Ritzebüttel unter Hamburg. — H. v. Daman, im Meerbuſen von Cambaja, an der Küſte des Königr. Guzurate in Indien. H. v. Damiette, des alten Tamiatis, H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere im Ausfluſſe des öſtl. Nilarmes. H. v. Dartmouht, berühmter natürlicher Hafen in England, am Kanale, an der Südküſte der Grafſchaft Devonſhire. H. v. Danzig, berühmter Handlungshafen an der Oſtſee und der Weichſelmündung im poln. Preußen. H. v. Delfshaven, Flußhafen an der Maaß, unfern der Nordſee bei Delft in Südholland. H. Delion oder H. von Tanagra, H. der alten Griechen am euböiſchen Meere in Böotien. H. Delphinion, H. der alten Griechen bei Oropos, am euböiſchen Meere, an der Gränze von Attika und Böotien. Portus Delphini, ſ. Porto-Fino. H. v. Denia, am mittell. Meere im ſpan. Königr. Valenzia. H. v. Deptford in England. Port Deſire, natürlicher Hafen in Südamerika. H. v. Dieppe, am Kanale oder britann. Meere in der Normandie. H. v. San Domingo, an der Südküſte der Inſel Hiſpaniola in Nordamerika. H. v. Dordrecht, Flußhafen in der Meerwede in Holland. H. v. Dünkirchen, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen am britann. Meere in Flandern. H. v. Dünamünde, an der Oſtſee, in der Dünamündung im liefländ. Meerbuſen. H. v. Düſſeldorf, Flußhafen im Rheine, in den teutſchen Niederlanden. H. v. Durazzo, im adriat. Meere, an der Küſte von Albanien. — H. v. Elbing, an der Oſtſee in Polniſch-Preußen. H. v. Emmerich, Flußhafen im Rheine, in den teutſchen Niederlanden. H. v. Enckhuyſen, an der Südſee in Nordholland. H. v. Epidaurus, H. der alten Griechen und der Neueren, unweit von Malvaſia an der Oſtküſte von Morea. Porto Ercole, Portus Herculis, am toskan. Meere in Italien. — H. Porto Farino, im mittell. Meere an der Küſte von Tunis in Afrika. H. von Faros, im atlant. Ocean, an der Küſte des portug. Königr. Algarbe. H. v. Fecamp, am britann. Meere in der Normandie. H. Porto di Fermo oder Caſtellum Firmanum, H. der Stadt Fermo oder Firmium, am adriat. Meere in der Mark Ancona. H. Porto Ferrajo, im mittell. Meere, an der Nordweſtküſte der Inſel Elba. H. Fikus, H. der alten Griechen im Bosporos, an der europ. Küſte oberhalb des Meerbuſens von Byzanz. H. v. Finale, im mittell. Meere, an der Küſte des genueſ. Gebietes. Porto Fino, im Meerbuſen von Rapallo an der genueſ. Küſte, einſt der Portus Delphini der alten Römer. H. v. Fiume, im adriat. Meere, an der Küſte von Illyrien. H. Fornelle, im mittell. Meere, an der Küſte der Inſel Minorca. H. v. Fova-Nova, ſ. H. v. Kumä. H. v. Frejus, dem ehemal. Forum Julii in Gallia Narbonensis, im mittell. Meere an der Küſte der Provence. — H. v. Gaeta, dem alten Cajeta, Hafen der alten Römer an der Küſte Latiums, jetzt der Neapolitaner an der Küſte dieſes Königreichs im toskan. Meere. H. v. Genua, berühmter H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere. H. v. S. Georgio, im atlant. Ocean an der Goldküſte von Guinea in Afrika. H. v. Geſobrivate oder Geſoſcribate, ſ. H. Brivates. H. v. Geſoriacum, H. der Alten an der Küſte von Gellia Belgica, jetzt der H. von Boulogne. H. v. Gibraltar, an der berühmten Meerenge zwiſchen Europa und Afrika, an der ſüdlichſten Spitze von Spanien. H. v. Goa, im ind. Meere an der Weſtküſte von Indien. H. v. Goes, am teutſchen Meere in der öſtl. Scheldemündung in der holländ. Provinz Zeeland. H. v. Gouda, Flußhafen in der Iſſel in Südholland. H. v. Granville, am atlant. Ocean in der Normandie. H. v. Gravelins, am britann. Meere in der Aamündung in Flandern. H. v. Guzurate, ſ. H. v. Surat. — H. v. Haarlingen, an der Süderſee in Weſtfriesland. H. v. Halikarnaſſos, berühmter Hafen der Alten im keramiſchen Meerbuſen an der Küſte von Kleinaſia. H. v. Hamburg, berühmter Flußhafen an der Elbe, und zugleich natürlicher Seehafen in der Nordſee an der Elbemündung. H. v. Havana, im mexikan. Meerbuſen an der Küſte der Inſel Cuba in Nordamerika. H. v. Havra, am rothen Meere im glücklichen Arabien. H. v. Havre, berühmter franz. Seehafen im Ocean im ſo gen. Kanale, vor der Seinemündung. H. v. Helſingford, an der Oſtſee im finnl. Meerbuſen, an der Küſte von Finnland. H. v. Helvoetslouis an der Nordſee, nächſt Briel und der Maaßmündung, in Südholland. H. v. Heraklea, im See Marmora oder der Propontis an der Küſte von Thrakien. H. des Herakles und Telamon, Hafen der alten Griechen an der Weſtküſte Italiens zwiſchen Piſa und Cäre, dem heutigen Cerveteri. H. La Heve, natürlicher H. an der Küſte von Akadien oder Neuſchottland in Nordamerika. H. v. Hindelopen, an der Süderſee in Weſtfriesland. H. v. Honfleur, an der Seinemündung in der Normandie. H. v. Hoorn, an der Süderſee in Nordholland. H. v. La Hougée, projectirter franz. Kriegshafen am Kanale. H. v. St. Hubes oder Setubal im atlant. Ocean an der Mündung des Fluſſes Cadaon in der portug. Landſchaft Eſtremadura. — H. v. Ivica im mittell. Meere an der Inſel Ivica nächſt der ſpan. Küſte. H. v. Jarmouth, berühmter engländ. Seeh. an der Nordſee in der Grafſch. Norfalk. H. v. Jarmouth, trefflicher engl. Handlungsh. im Kanale an der Küſte der engländ. Inſel Wight. H. v. Joppe, heut' zu Tage Jaffa, am mittell. Meere in Paläſtina. H. Julius, H. der alten Römer bei Bajä in Campanien am Meerbuſen von Neapel. — H. v. Karthago, weltberühmter H. der alten Völker im mittell. Meere,

an der Küſte von Afrika, unfern des heutigen Tunis. H. v. Kingſale, im Ocean an der Küſte der Grafſch. Cork in Ireland. H. v. Kirrha, ehemaliger H. der Stadt Delphos im korinth. Meerbuſen an der Küſte von Phokis. H. v. Korſiai, H. der alten Griechen im korinth. Meerbuſen, unfern der Landenge an der Südküſte Böotiens. H. v. Kreuſis, H. der alten Griechen im korinth. Meerbuſen an der Südküſte Böotiens. H. v. Kumá oder Kyme, einſt Hafen der Äolier, jetzt H. von Fova-Nova im Meerbuſen von Smyrna, an der Küſte von Kleinaſien. H. v. Kydonia, dem heutigen Canna, H. der Alten an der Nordküſte der Inſel Kandia. — H. v. Lagos, am atlant. Ocean im portug. Königr. Algarve. H. v. Larache, Araſch und Lira, am atlant. Ocean im Königr. Fez in Afrika. H. v. Lindau, am Bodenſee im Königr. Baiern. H. v. Liſſabon, berühmter H. am atlant. Ocean im Königr. Portugal. H. v. Liverpool, künſtlicher H. in England, an der Weſtküſte der Grafſch. Lancaſhire, an der Mündung des Merſeyfluſſes ins ireländ. Meer. H. v. Livorno, berühmter künſtlicher Hafen im mittell. Meere an der Küſte des Großherzogthums Toskana. H. v. London, in der Themſemündung. Porto Longone, im toskan. Meere an der Nordoſtküſte der Inſel Elba. H. Port-Louis, am atlant. Ocean, ſüdlich von Breſt in der Mündung des Fluſſes Blavet, an der Küſte von Niederbretagne. H. Port-Louis, im mittell. Meere, 2 Meilen ſüdlich von Frontignan an der Küſte von Niederlanguedoc. H. v. St. Lucar de Barrameda, am atlant. Ocean im ſpan. Königr. Andaluſien. H. v. Luna, H. der alten Römer im mittell. Meere, an der Küſte von Hetrurien. H. v. Luna, H. der alten Römer im Ocean an der Küſte des heutigen Portugal. — H. Porto-Mahone, im mittell. Meere an der Südoſtküſte der ſpan. Inſel Minorca. H. v. Malaga, am mittell. Meere im ſpan. Königr. Granada. H. v. S. Malo, im atlant. Ocean an der Inſel St. Aaron, bei der Küſte der franz. Provinz Bretagne. H. v. Malta oder Valette, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen im mittell. Meere an der Südküſte der Inſel Malta. H. v. Mandri, ſ. H. v. Theriko. H. v. Manfredonia, im adriat. Meere an der Oſtküſte vom Königr. Neapel. H. v. Maranhao, berühmter natürlicher Hafen im atlant. Meere an der Nordküſte von Braſilien in Amerika. H. v. Marano, am adriat. Meere in Iſtrien. Puerto di S. Maria, am atlantiſchen Ocean in der ſpaniſchen Landſchaft Andaluſien. Puerto di S. Maria, im merikaniſchen Meerbuſen an der Küſte der Inſel Cuba in Nordamerika. H. v. Marſalquivir oder Maſalquivir, im mittelländiſchen Meere an der Küſte von Algier. H. v. Marſeille, berühmter Hafen der Alten und der Neueren am mittell. Meere in der Provence. H. von Mazara, im mittell. Meere an der Südweſtküſte von Sicilien. H. v. Medenblik, an der Süderſee in Nordholland. H. v. Melazzo, H. der Alten und der Neueren im mittell. Meere an der Küſte von Sicilien, 8 Meilen weſtwärts vom Hafen von Meſſina. H. v. Memel, an der Oſtſee im curiſchen Haff an der Küſte des Königr. Preußen. H. v. Meſſina, weltberühmter H. der Alten und der Neueren an der Meerenge von Meſſina in Sicilien. H. v. Metelino, im Archipel des mittell. Meeres an der Küſte der aſiat. Inſel Metelino, des alten Lesbos. H. v. St. Michel, im atlant. Ocean an der Küſte der caraib. Inſel Barbadoes in Amerika. H. v. Middelburg, in der Nordſee auf der Inſel Walchern in der niederl. Provinz Zeeland. H. v. Milet, berühmter Hafen der alten Griechen am myrtoiſchen Meere, dem heutigen Archipel des mittell. Meeres, an der Küſte des alten Joniens in Kleinaſia. H. Milfordhaven, der ſchönſte und ſicherſte natürliche H. in Großbritannien, am ireländ. Meere an der Weſtküſte von England, in der Grafſch. Pembrokeſhire in Südwallis. H. v. Milo, einer der beſten und größten H. im mittell. Meere, an der Küſte der gleichnamigen europ. Inſel im Archipel. H. v. Miſene, berühmter H. der alten Römer am tyrrheniſchen Meere in Campania. H. v. Modon, dem alten Methone, im mittell. Meere an der Weſtküſte von Morea, in der Provinz Belvedere. H. v. Morlair, am atlant. Ocean in der franz. Landſchaft Niederbretagne. H. v. Mudro, im Archipel des mittell. Meeres an der Südoſtküſte der europ. Inſel Lemnos oder Stalimene. H. v. Munchia, berühmter H. der alten Griechen, unweit Athen an der Südſeite der Halbinſel Munchia. H. v. Mychos bei Bulis, H. der alten Griechen im korinth. Meerbuſen an der Küſte von Phokis. — H. v. Nantes, berühmter Flußhafen in der Loire in der franz. Landſch. Oberbretagne. H. v. Nauplia, heut zu Tage Anapoli und Napoli di Romania, einſt Hafen der alten Griechen an der Oſtküſte des Peloponnes, jetzt ſehr guter Hafen der Türken. H. Navalia, H. der alten Römer an der öſtl. Rheinmündung, jetzt bei Campen am Ausfluſſe der Iſſel in die Zuiderſee. H. v. Navarino, im mittell. Meere an der Südweſtküſte von Morea, der beſte und geräumigſte der ganzen Halbinſel. H. v. Neapel, berühmter H. der Alten und der Neueren, am mittell. Meere im Golfo von Napoli an der Küſte von Campanien. H. v. Nettuno, ſ. H. von Antium. H. v. St. Nicolo, im Archipel des mittell. Meeres an der Oſtküſte der Inſel Cerigo. H. Nieuport, Flußhafen im Fluſſe Iperlen unweit der Nordſee, in Flandern. — H. Nieuwen-Diep oder das Neue-Tief, berühmter H. in der Nordſee, am Texelſtrom, am ſo genannten Maarsdiep, an der Spitze von Nordholland. H. v. Nizza, im mittell. Meere an der Küſte der Grafſch. Nizza im Piemonteſiſchen. H. v. Nola, am mittell. Meere im genueſ. Gebiete. H. v. Nona, am adriat. Meere in Dalmatien. H. les Sables d'Olonnes genannt, im atlant. oder aquitan. Meere an der Küſte von Poitou in Frankreich. H. v. Onar, im ind. Meere an der Küſte der Malabaren. H. von Onchesuios, H. der alten Griechen am adriat. Meere in der Landſchaft Epiros. H. v. Oneglia, im Ausfluſſe des Imperiale ins mittell. Meer an der genueſ. Küſte. H. v. Oran, im mittell. Meere an der Küſte von Algier in Afrika. H. v. Oratavia, im at-

lant. Ocean an der Insel Teneriffa unweit der afrikan. Küste. H. v. Orbitello, im mittell. Meere an der Küste von Toskana. H. des Orestes, ein H. der alten Griechen im mittell. Meere an der Südküste Italiens bei der ehemal. Stadt Medama. H. v. l'Orient, franz. Kriegs- und Handlungsh. am atlant. Ocean, an der Küste von Niederbretagne im Zusammenflusse der Flüsse Blavet und Ponscroff. H. von Orikon, H. der alten Griechen im adriat. Meere an der Westküste von Epiros. H. v. Orsoy, Flußhafen im Rheine im Herzogthume Cleve. H. v. St. Ospizio, im mittell. Meere an der Küste der Grafsch. Nizza im Piemontesischen. H. v. Ostende, an der Nordsee an der Mündung des Flusses Guele in Flandern. H. v. Ostia und Portus Trajani, berühmter H. der Römer an der Tibermündung ins mittell. Meer, jetzt Hafen von Porto. H. v. Otranto, der Alten Hydrus oder Hydruntum, H. der Alten und der Neueren an der Ostküste des Königr. Neapel, wo das adriat. und ionische Meer sich begränzen. — H. v. Palamos, am mittell. Meere in dem span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Palermo, im mittell. Meere an der Nordküste Siciliens. H. v. Palos, am atlant. Ocean in der span. Landschaft Andalusien. H. v. Panama, in dem gleichnamigen Meerbusen an der Küste der Erdenge in Südamerika. H. v. Panorme, im mittell. Meere an der Nordwestküste von Morea, bei Badra oder Patrassi. H. v. Panormos bei Ephesos, H. der alten Griechen an der Küste Joniens. H. v. Panormos bei Phönike, H. der alten Griechen an der Küste von Epiros, da, wo das adriatische und das ionische Meer sich begränzen. H. v. Panormos bei Prasiá, H. der alten Griechen im myrtoischen Meere an der Ostküste von Attika, jetzt Porto Raphti der Neueren. H. v. Para, am atlant. Ocean, in der Mündung des Amazonenstroms, an der Nordküste von Brasilien in Südamerika. H. v. Paraiba, am atlant. Ocean in der Mündung des Flusses Paraiba, an der Ostküste von Brasilien. H. v. Passage, großer und berühmter H. am atlant. Ocean in der span. Provinz Guipuscoa. H. v. St. Paul de Leon, im britann. Meere an der Nordküste der franz. Landschaft Bretagne. H. Pavone, im mittell. Meere an der Südseite der Insel Nisita bei der südlichen Küste der Terra di Lavoro im Königr. Neapel. H. v. Peiráeos, berühmter H. der alten Griechen an der Westküste von Attika nächst Athen, jetzt Porto di Leone und Porto di Setine genannt. H. v. Peniche, am atlant. Ocean in der portug. Landschaft Estremadura. H. v. Pernambuko, im atlant. Ocean an der Ostküste von Brasilien in Südamerika. H. v. Petersburg, s. H. von Cronstadt. H. v. Phaleron, berühmter H. der alten Griechen an der Westküste von Attika, nächst den Häfen Munchia und Peiráeos bei Athen. H. v. Pillau, in der Ostsee an der Küste von Ostpreußen. H. v. Plymouth, natürlicher H., und nach Portsmouth der größte und berühmteste Kriegshafen in England, am Kanale an der Südküste der Grafsch. Devonshire. H. v. Pola, im adriat. Meere an der Küste von Istrien. H. v. Porto, s. H. von Ostia. H. v. Porto-Cale, am atlant. Ocean in der portug. Landsch. Entre-Minho-y-Duero. H. v. Portsmouth, natürlicher H., der größte und wichtigste engl. Kriegshafen, im südlichen Theile der Grafsch. Hampshire, fast an der Südspitze der Insel Portsey, am Kanale. H. v. Primario, am adriat. Meere im Herzogthum Ferrara. H. v. Ptolemáis, s. H. von Acre. H. Ptolemais von Arsinoe, H. der alten Ägypter am See Möris. H. v. Puteoli, jetzt Pozzuolo, H. der alten Griechen, der Römer, und der Neueren, im mittell. Meere, an der Küste Campaniens im Königr. Neapel. — H. v. Ragusa, im adriat. Meere an der Küste von Dalmatien. H. v. Ramsgate, künstlicher H. Englands, am britischen Kanale, auf der Insel Thanet an der Ostküste der Grafsch. Kent. H. v. Rapallo, im mittell. Meere an der genuef. Küste. H. v. Raphti, s. H. Panormos bei Prasiá. H. v. Ravenna, berühmter H. der alten Römer am adriat. Meere. H. v. S. Remo, im mittell. Meere an der genuef. Küste. H. v. Rhegium, H. der Alten an der Meerenge von Messina, bei dem heutigen Reggio an der Küste von Calabrien. H. v. Rhodos, weltberühmter H. der Alten im ehemals so genannten karpathischen Meere, jetzt H. von Rhodis an der gleichnamigen asiatischen Insel im Archipel des mittell. Meeres. H. v. Riga, berühmter Flußhafen an der Düna in Liefland, unweit der Ostsee. H. v. Rimini, dem alten Ariminium, berühmter H. der alten Römer im adriat. Meere an der Küste von Umbria, zwischen Bononia und Ancona. H. v. Rochefort, berühmter franz. Kriegshafen am atlant. Ocean im Flusse Charente in der franz. Landschaft Aunis. H. v. Rochelle, im atlant. Ocean an der Küste der franz. Landsch. Aunis. H. v. Rosas, der Römer Rhoda, H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Rostock, an der Ostsee in der Mündung der Warne. H. v. Rotschild oder Roeschild, in der Ostsee an der Küste der Insel Seeland im Königr. Dänemark. H. v. Rotterdam, berühmter Flußhafen an der Maaß in Südholland. H. v. Port-Royal, berühmter natürlicher Hafen im merikanischen Meerbusen an der Südküste der großen antillischen Insel Jamaika. — H. v. Salerno, H. der alten Römer, jetzt der Neapolitaner, am tyrrhen. Meere, 24 Meilen südostwärts vom H. von Neapel im Golfo von Salerno. H. v. Salganeos, ein H. der alten Griechen am euböischen Meere in Böotien. H. v. Salonichi, s. H. von Thessalonika. H. v. Salou, am mittell. Meere im span. Fürstenth. Catalonien. H. v. S. Salvador, im atlant. Ocean an der Nordseite der Allerheiligenbai in Brasilien. H. v. Samos, berühmter H. der alten Griechen, an der Nordseite der gleichnamigen Insel, im ikarischen Meere, dem nördl. Theile des heutigen Archipels im mittell. Meere. H. v. Santander oder S. Andrea im atlant. Ocean, hier auch biscajischen Meere, im span. Fürstenth. Asturien. H. von Santos, natürlicher H. im atlant. Meere an

der südöstl. Küste von Brasilien, südlich von Rio Janeiro. H. v. Sarcelles, im mittell. Meere an der Küste von Algier in Afrika. H. v. Sattalia, im mittell. Meere, an der Südküste Kleinasiens, in Pamphilia, unfern des alten Atalia. H. v. Scanderona, im mittell. Meere an der syrischen Küste. H. v. Scarborough, berühmter natürlicher H. in England, an der Nordsee und Nordküste der Grafsch. Yorkshire. H. v. Schiedam, Flußhafen an der Maaß, unweit Delfshafen und Rotterdam in Südholland. H. v. Schonhofen, Flußhafen am Flusse Leck in Südholland. H. v. S. Sebastian, im atlant. Ocean in der Mündung des Orio an der Nordküste der span. Provinz Guipuscoa. H. v. S. Sebastian, im atlant. Ocean an der Küste der brasil. Provinz Rio Janeiro in Südamerika. H. v. Sebenico, am adriat. Meere in der Mündung des Flusses Kerka an der Küste von Dalmatien. H. Puerto Seguro, im atlant. Ocean an der Küste von Baiha in Brasilien, in Südamerika. H. v. Setubal, s. H. v. St. Hübes. H. v. Senigaglia, am adriat. Meere im ital. Herzogthume Urbino. H. v. Sidon, berühmter H. der Alten im mittell. Meere an der Küste von Syrien, jetzt der H. von Seida in der asiat. Provinz Souristan. H. v. Siphá, H. der alten Thespier im korinth. Meerbusen an der Südküste Böotiens. H. v. Sinope, am schwarzen Meere in der asiat. Provinz Paphlagonien. H. v. Sluys, an der Küste von Flandern. H. von Smyrna, am Archipel des mittell. Meeres, im Meerbusen von Clazomene, an der Küste Kleinasia's. H. v. Sozopolis, s. H. von Apollonia. H. v. Stagira, alter Hafen am ägeischen Meere im strymonischen Busen an der Ostküste von Makedonien. H. v. S. Stefano, an der Küste des Stato delli Presidii in Italien. H. v. Stockholm, berühmter Hafen der Königreichs Schweden an der Ostsee. H. v. Spalatro, am mittell. Meere in Dalmatien. H. v. Stavern an der Südersee in Westfriesland. H. v. Stralsund, in der Ostsee an der Küste von Nordteutschland. H. v. Sudan oder Amphimalia im mittell. Meere an der Nordküste der Insel Kandia. H. v. Suez, dem alten Arsinoe, an der nördlichen Küste des arabischen Meerbusens in Ägypten. H. v. Sunion, an der Südspitze des alten Attika. H. v. Surat oder Guzurate, am arab. Meere, im Meerbusen von Cambaja, an der Küste des Kgr. Guzurate in Indien. H. v. Swinemünde, an der Ostsee in der Mündung des Swineflusses in Pommern. H. v. Syrakusá, weltberühmter H. der alten Griechen, der Römer und der Neueren im mittell. Meere an der Ostküste Siciliens. — H. v. Tamiatis, s. H. v. Damiette. H. v. Tanagra, s. H. Delion. H. v. Tarent, weltberühmter H. der alten Griechen und Römer, jetzt H. v. Taranto, im mittell. Meere an der Südküste des Königr. Neapel. H. v. Tarragona, am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Tavira, am Flusse Xilaon im portug. Königr. Algarve. H. v. Tenedos, an der gleichnamigen Insel im Eingange des Hellesponts. H. v. Terracina, H. der alten Römer und der neueren Italiener am tyrrhenischen Meere in der Campagna di Roma. H. v. Terranuova, im mittell. Meere an der Küste von Sicilien. H. v. Terschelling oder von Brandaris, in der Nordsee an der friesländischen Insel Schelling oder Terschelling, nicht weit nördlich vom Terel. H. am Terel, s. H. von Nieuwen-Diep. H. v. Theako, dem alten Ithaka, in der gleichnamigen Insel im ionischen Meere. H. v. Thessalonika, jetzt Salonichi, H. der alten Griechen, jetzt der Türken, am ägeischen Meere im thermaischen, jetzt salonichischen Meerbusen an der Küste von Makedonien. H. v. Theriko oder Porto-Mandri, an der Ostküste von Attika, unweit Sumon. H. Torbai, natürlicher H. am Kanale an der Küste der Grafschaft Devonshire in England. H. v. Tossa, am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Toulon, berühmter Kriegs- und Handlungshafen Frankreichs am mittell. Meere in der Provence. Portus Trajani, s. H. von Ostia. H. v. Trani, am adriat. Meere in der neapol. Landsch. Bari. H. v. Trapano, berühmter H. der Neueren, so wie auch einst der Karthager und der Römer im mittell. Meere an der Westküste von Sicilien. H. v. Trapezunt, heute Trabisonda, H. der Alten und der Neueren im schwarzen Meere an der Küste von Natolien. H. v. Travemünde, an der Ostsee in der Mündung des Flusses Trave an der Küste der holst. Landsch. Wagrien. H. v. Treport, am brit. Kanale, in der franz. Landsch. Normandie. H. v. Triest, am adriat. Meere in Istrien. H. v. Tripoli di Soria, im mittell. Meere an der Küste Syriens. H. v. Tripolis, berühmter H. der alten Phönikier, jetzt der Tripolitaner im mittell. Meere an der Nordküste von Afrika. H. v. Troja, H. der Alten im ägeischen Meere an der Küste von Phrygien in Kleinasia. H. v. Tropes, am mittell. Meere in der franz. Landsch. Provence. H. v. Trözen, berühmter H. der alten Griechen an der Ostspitze von Argolis im Peloponnes. H. v. Tyrus, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen der alten Phönikier am mittell. Meere an der Westküste von Asia. — H. von St. Valery en Caux, am Kanale in der franz. Landsch. Normandie. H. v. Valette, s. H. von Malta. H. v. Valona, dem alten Aulon, am adriat. Meere in Illyrien. H. v. Valparaiso, im Südmeere an der Küste von Chili, nächst der chilischen Hauptstadt St. Jago. H. v. Varna, am schwarzen Meere in Bulgarien. H. Porto-Vecchio, im mittell. oder hier toskan. Meere an der Ostküste von Corsika. H. v. Veglia, am adriat. Meere in Dalmatien. H. v. Vendres, am mittell. Meere in der franz. Grafsch. Roussillon. H. v. Venedig, weltberühmter künstlicher Kriegs- und Handlungshafen im adriatischen Meere. H. v. Porto-Venere, an der Küste des genuesischen Gebietes. H. v. Viana, am atlantischen Ocean bei der Mündung der Lima in der portug. Provinz Entre-Douro-y Minho. H. v. Vigos, am atlant. Ocean im span. Königreiche Galicien. H. v. Villa-Franca, im mittell. Meere an der Küste der Grafsch. Nizza. H. v. Villa-Ricca,

ſ. H. von Almerica. H. v. St. Vincent de la Barquera am atlant. Ocean in der ſpan. Landſchaft Aſturien. H. v. Bliſſingen, an der Scheldemündung in die Nordſee, auf der Inſel Walchern in Seeland. H. v. Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika. — H. v. Weſel, Flußhafen am Rheine im Herzogthume Cleve. H. von Wismar, berühmter Hafen an der Oſtſee im Großherzogth. Meklenburg. — H. v. Xagua, berühmter natürlicher H. im merikan. Meerbuſen, an der Südküſte der großen antilliſchen Inſel Cuba. — H. von Zara im adriat. Meere am ſo genannten Kanale von Zara nächſt der Küſte Dalmatiens. H. v. Zirckſee in der Nordſee an der Inſel Schowen in der niederl. Prov. Seeland.

Die architektoniſchen Beſchreibungen und hydrotechniſchen Nachrichten von den wichtigſten Häfen ſuche man unter den einzelnen Artikeln. (*Leger.*)

HAFEN. (Nautik.) Iſt zweierlei Art, entweder natürlich, oder künſtlich, im erſtern Falle iſt er eine Öffnung, welche die See ſich ſelbſt zwiſchen den feſten Ufern eines Landes, die meiſtens aus Klippen beſtehen, gebildet, welche Art Häfen gewöhnlich die beſten und am wohlfeilſten zu unterhalten ſind; im andern Falle ſind Häfen Werke der Kunſt, welche durch Dämme oder ſogenannte Muljen gegen den Wellenſchlag ſichern, in beiden Fällen ſind es Anker- oder Liegeplätze, um Schiffe gegen ſchwere Strome zu ſichern. Die Eigenſchaften eines guten H. ſind, daß der Eingang desſelben nicht ſeicht, ſondern zur Aufnahme der Schiffe tief genug ſei; daß keine in der Gegend desſelben häufig herrſchende Sturmwinde hinein wehen und dadurch in dem H. ſelbſt einen ſtarken Wellenſchlag verurſachen, wodurch die in demſelben liegenden Schiffe leicht beſchädiget werden können. Ferner muß die Mündung des H. rein ſeyn, daß heißt, es müſſen keine blinde Klippen oder Sandbänke daſelbſt liegen, auch innerhalb desſelben muß ein guter, haltbarer Ankergrund, nebſt hinlänglicher Waſſertiefe ſeyn, damit die Schiffe nicht auf den Grund kommen mögen. Hat der H. einen doppelten Ein- und Ausgang, ſo iſt dieß ein großer Vortheil, indem die Schiffe mit verſchiedenen Winden ausſegeln können. Die beiderſeitigen Ufer des S. müſſen Feſtigkeit genug haben, damit auf denſelben Schiffswerfte, Arſenale, Waarenlager u. ſ. w. errichtet werden können. Gewöhnlich verſchließt man den Hintertheil eines H. bei Nachtzeit mit einer Kette, oder mit einem Baume. Manche Seehäfen haben auch Leucht- oder Feuerthürme, wodurch man ihren Abſtand vom Schiffe berechnen kann. — Freihafen. Sind Örter, welche von ihrer Regierung ſo begünſtiget ſind, daß ſie mit allen Nationen Handel und Verkehr treiben und ihre Waaren und Güter frei ein- und ausführen können. — Nothhafen. Ein Hafen, der zwar nicht der Beſtimmungsort des Schiffes iſt, den es aber wegen Sturmes, Beſchädigung, Mangels an Proviant u. ſ. w. aufzuſuchen gezwungen iſt, um daſelbſt auszubeſſern und ſich mit dem Nothwendigen zu verſehen, damit es ſeine Reiſe fortſetzen möge. — Hafen- oder Kettenanker. Feſte, beſtändig in einem Hafen liegende Anker, welche an einander mit ſchweren Ketten verbunden ſind und woran die Schiffe vermittels ſtarker Ringe befeſtiget werden. In Kriegshäfen werden ſie häufig angebracht und von den Engländern Moorings genannt. — Hafengeld. Eine Abgabe, welche Schiffe, die einen Hafen benutzen, der Landesregierung zur Unterhaltung des Hafens entrichten müſſen. Gewöhnlich richtet eine ſolche Abgabe ſich nach der Größe der Schiffe und vorzüglich nach der Tiefe derſelben. — Hafenmeiſter. Ein Beamter, welcher die Aufſicht über einen Hafen hat, der aber auch zugleich praktiſche Kenntniſſe eines Seemannes haben muß, worauf man leider! in einigen Ländern nicht viele Rückſicht zu nehmen pflegt, ſondern dieſes Amt nicht ſelten als eine Belohnung für geheime geleiſtete Dienſte zu verſchenken gewohnt iſt. — Dieſer Beamte muß für die Reinigung des Hafens und ſeiner Mündung ſorgen und auf die Ordnung, welche die Schiffe in demſelben zu beobachten haben, mit der größten Sorgfalt achten. Sein Anſehn, wenn er ſein Amt verſteht, iſt ſehr groß und eben darum, weil er viel zu befehlen hat, nimmt man auch zu dieſem Amte gern einen Mann, der zu befehlen verſteht. In den Kriegshäfen iſt der Capitaine du port gewöhnlich ein Seeoffizier von bedeutendem Range. — Hafenwache. In die Häfen, in welchen Kauffahrer überwintern, müſſen gewöhnlich 2 Schiffskapitäne, deren Schiffe in dem Hafen liegen, mit einigen alten Matroſen die nächtliche Wache, oder ſo genannte Runde übernehmen, um die Schiffe gegen Feuersgefahr und Dieberei zu ſichern. — Hafenpolizei. Eine Verordnung, welche von der Landesregierung ſanctionirt und nach welcher der Hafenmeiſter ſich in allen ſeinen Befehlen zu richten hat. Sie betrifft gewöhnlich die Ordnung und Lage der Schiffe, die Anweiſung, wohin dieſelben ſich verfügen ſollen, um einen erlittenen Schaden auszubeſſern, oder ſich ihres Ballaſtes zu entledigen, ihre etwanige Ladung auszulöſchen, oder eine neue wiederum einzunehmen u. ſ. w. (*Braubach.*)

HAFEN, eine Art großer Schmelztiegel, die bei Meſſing- und Blaufarbenwerken, Glashütten u. ſ. w. gebraucht werden. Ihre vorzüglichſte Eigenſchaft iſt die Feuerbeſtändigkeit, vermöge deren ſie ſich im Feuer weder zuſammen ſetzen, und noch weniger verglaſen dürfen. Zu dem Ende müſſen ſie aus einem richtigen Gemenge von Thon, ohne Beimiſchung von Kalkerde, und reinem Quarzſande angefertigt werden. Man findet den Thon in dieſem Zuſtande theils in der Natur, theils muß er auf eine künſtliche Art zuſammengeſetzt werden. Vorzüglich guter Hafenthon findet ſich am Fichtelberge in Böhmen und zu Erdmannsdorf in Sachſen. Sehr brauchbare Hafen werden in dem baiernſchen Marktflecken Hafnerzell und der heſſenſchen Stadt Großalmerode verfertigt. (*A. Schmidt.*)

HAFENREFFER (Matthias), Kanzler der Hochſchule zu Tübingen, geboren in dem würtembergſchen Kloſter Lorch den 24. Junius 1561. Er ſtudirte zu Tübingen, wurde daſelbſt Repetent, 1586 Diakonus zu Herrenberg, 1588 Pfarrer zu Eningen und 1590 Konſiſtorialrath und Hofprediger in Stuttgart. Von da kam

er 1592 als Professor der Theologie und Superattendent des theologischen Stipendium nach Tübingen, wurde 1617 Kanzler und Propst, und starb den 22. October 1619. Die Zeitgenossen ehrten in ihm einen eben so gelehrten als bescheidenen, friedliebenden und frommen Theologen, und namentlich rühmt Joh. Val. Andreä von ihm: „es habe sich bei Hafenreffer Alles im höchsten Grade gefunden, Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit und was sonst einen Theologen ziert." Einen weit verbreiteten Ruhm erwarb er sich durch seine Loci theologici. Tüb. 1601. 8., die zunächst zum Unterricht des würtembergschen Prinzen Johann Friedrich geschrieben waren, aber selbst in Dänemark und Schweden mehrmals gedruckt, als ein symbolisches Buch geachtet, und auf königl. Befehl zu Upsala bei den öffentl. Vorlesungen zum Grunde gelegt wurden [2]). Mit vieler Gelehrsamkeit, Klarheit, Präcision und mit einer bedachtsamen Wahl der Sachen trägt Hafenreffer den lutherschen Lehrbegriff, in Fragen und Antworten, treu, und ohne Beimischung scholastischer Terminologien und überhäuften Distinctionen vor [3]). Einen gemäßigten Antheil nahm er an den Streitigkeiten mit den helmstädter Theologen Tilemann Heßhuß und Daniel Hofmann, und an den calvinschen Händeln mit den Heidelbergern. Er besaß auch nicht gemeine mathematische Kenntnisse, und sein Templum Ezechielis s. in IX postrema capita comment. Tub. 1613. Fol. fand den Beifall eines Keplers. Einfach in seiner Lebensweise, ein Freund der Natur, gastfrei, gesellig, uneigennützig, duldsam, ein Vater braver Jünglinge, verdient er auch in diesen Beziehungen ein ehrendes Andenken [3]). (*Baur.*)

HAFENREFFER, Sam., geb. zu Herrenberg im Würtembergschen 1587, prakticirte zuerst zu Kirchheim, ging aber später nach Tübingen, las daselbst und starb als Professor der Medicin den 26. Septbr. 1660. Seine sämmtlichen Schriften führen sehr sonderbar und hochtrabend klingende Titel nach dem Geschmacke der damaligen Zeit, doch haben sie fast alle keinen bedeutenden Werth; es sind folgende: Raphaël artem medic. feliciter cum inchoandi, tum absolvendi tractandique informans. Tub. 1622. 12. erlebte mehrere Auflagen. *Πανδοχεῖον αἰολόδερμον* s. nosodochium cutis. 1630. 8. Vexillum Raphaëliticum. 1631. 8. Monochordon symbolico-biomanticum. Ulm. 1640. 8., worin er den Pulsschlag nach der Harmonie der Musik und bildlich in Figuren darstellte, und mehrere andere *). (*Huschke.*)

HAFER (HABER) avena, (s. oben Avena, VI. S. 479) ist bekanntlich das gewöhnlichste und beste Pferdefutter, weil er unter allen Getreidearten am wenigsten, oder, nach A. Vogel's und Faßmayer's Analyse, gar keinen Kleber, aber desto mehr von einem zuckerigen und einem bittern Grundstoffe, nebst fixem, gelblich grünem Öle (auch nach Pleischl Schwefel) enthält, und am spätesten gährt. Ein Gemenge von Hafer und Roggen füttert ebenfalls gut. Ganzer Hafer gedeiht den Pferden besser, als gebrochener oder geschrotener. Das gesundeste Futter für sie bleibt Weizen- und Haferstrohhäcksel mit gutem Heu oder Grummet vermengt, nebst genug Hafer. Doch dürfen sie damit nicht überfüttert werden, und die Rationen müssen ihrer Dienstbestimmung entsprechen. Morgen-, Mittags- und Abendfutter wird jedes Mal in 2 — 3 Portionen getheilt. Auf ein Pferd, das beständig im Acker und Wagen geht, rechnet man gewöhnlich alle Tage 12 — 14 Pfd Hafer; weit mehr erhalten Fuhrmannsgäule auf der Reise bei schwerer Arbeit. — Militärfuhrpferde bekommen 3 Mal täglich, jedes Mal 4 Pfd Hafer, Kutsch- oder Reitpferde bei nicht großer Anstrengung im Ganzen täglich 7 — 8 Pfd, Stuten, die Fohlen säugen und dabei mit arbeiten, täglich 10 — 12 Pfd, in den ersten 8 Monaten ihres Trächtiggehens eben so viel. Zuchtstutten dürfen nicht zu fett werden, weil sie sonst schwieriger aufnehmen. Der Hafer kann, um leichter von den Pferden zermalmt und verdaut zu werden, zuvor in Wasser etwas quellen. — Trockner Hafer gibt ein Hausmittel zu erwärmenden ꝛc. Überschlägen ꝛc. Aus Hafermehl, dessen Nahrungsstoffproportion, nach Davy, sich überhaupt zu der des besten Weizens = 743 : 1000 verhält, in Wasser gekocht, macht man in England eine Art Sulze (Flumery), die noch warm in Stücke geschnitten, und mit Milch, Bier oder Wein und Zucker als ein Leckerbissen genossen wird. — Hafermalz verlangt, um Braunbier zu geben, eine stärkere Röstung, als Gerstenmalz; der achte Theil davon mit diesem vermengt, soll ohne Hopfen ein eben so gutes Bier in Schweden geben, als mit Hopfen. Indeß fällt überhaupt das Bier aus gemeinem Hafermalz zu schleimig aus, besser jenes aus Malz vom vollkörnigen Weißhafer, vorzüglich dem englándischen mit Gerstenmalze versetzt, wenn es gleich weniger nährt und belebt als reines Weizen- und Gerstenbier. — Auch bereitet man daraus Branntwein, Hefen ꝛc.

Die Hafergrütze, avena excorticata, aus nacktem Hafer läßt sich durch Kochen nicht zu Schleim auflösen. — Arzneilich wendet man den Haferschleim mit Zuckersyrup und etwas frischer ungesalzter Butter im Husten, und die Tisane oder den Absud von Hafergrütze (1 Unze Grütze auf 2 Pfd Wasser bis auf ⅔ eingekocht) in solchen Fällen an, wo Reize durch Schleim zu mildern und gleichsam einzuwickeln sind, mit Zucker, Rosi-

1) Die würtembergsche Prinzessinn Anna Johanna, Herzog Johann Friedrichs Tochter, übersetzte dieses oft gedruckte theol. Lehrbuch 1672 ins Teutsche, wovon die Handschrift in der Konsistorialbibliothek in Stutgart verwahrt wird. 2) *Buddei* isagoge hist. theol. 352. Semler's Einleit. zu Baumgartens Glaubensl. 3 Th. 71. 3) *Luc. Osiandri* orat. funebr. in exseq. Haf. Tüb. 1620. 4. *Lansii* amicitiae monumentum, Haf. consecr. Ib. 1620. 4., auch in *Lansii* mantissa consult. Ib. 1678. 8. und in *Wittenii* memor. Theol. Dec. III. 147. *Fischlini* memor. Theol. Würt. P. II. 8. *Weismanni* introd. in memorab. eccles. T. II. 925. Uhse's Leben der Kirchenlehrer. 692. *Spizelii* templum honor. resorat. 53. Böck's Gesch. der Univ. Tüb. 80. Eisenbach's Gesch. der Univ. Tüb. 134.

*) S. *Haller* biblioth. med. pract. II. p. 508.

nen ꝛc. Brande empfiehlt gleiche Theile Haferschleim und Kuhmilch neuerlich als das beste Surrogat der Muttermilch für Kinder, nur wird er sehr schnell sauer. — Zum etwas dicklichen Absud von Hafergrütze nimmt man 2, zum ganz dünnen 1 Theelöffel, gießt darauf, wenn sie mit kaltem Wasser an- und zusammengerichtet ist, 1 Pfd siedendes Wasser oder kochende Milch, läßt das Ganze unter stetem Umrühren über Feuer fünf Minuten lang sieden, nimmt den Schaum ab, filtrirt die Flüssigkeit durch ein Haarsieb, und setzt etwas Salz, Zucker oder Muskatnuß, oder etwas Ingwer zu, je nachdem man ein einfaches Getränk oder ein Magen stärkendes Süppchen haben will. Im letzten Falle läßt sich auch etwas Wein oder starkes Bier zugießen, oder die Tisane sogleich, statt mit Wasser, mit Bier oder auch mit magerer Fleischbrühe und mancherlei Küchenkräutern kochen. — Die einfache wässerige Hafergrütze ist ein gutes diätetisches Frühstück für solche, denen es an leichter Leibesöffnung fehlt, oder die Tags zuvor sich es zu gut schmekken ließen. — Franklin genoß am liebsten zum Frühstück Hafergrütze mit etwas Butter, Muskatennuß und geröstetem Brote. Sie ersetzt vorzugsweise allen Kaffee und Afterkaffee, auch den Cacaotrank. — Äußerlich dient die gestoßene Hafergrütze zu Breiumschlägen, um Geschwülste, Frostbeulen ꝛc. damit zu zertheilen; der Absud davon zu Klystieren bei entzündlichem Zustande, bei Durchfällen, Ruhren, Krämpfen ꝛc. zumal reizbarer Personen und kleiner Kinder. —

Mit Haferspreu oder Haferstroh füllt man Matratzen. (*Th. Schreger.*)

Der Berliner Scheffel von dieser Getreideart wiegt zwischen 42 bis 56 Pfund. Die Haferarten sind in Rücksicht ihres Gehalts an Mehl sehr von einander verschieden. Der engländische Hafer, der orientalische oder Fahnenhafer, der nackte oder tatarische Hafer übertreffen den gemeinen durch reichen Gehalt an Mehltheilen, wogegen der frühzeitige oder Augusthafer unter dem letzteren steht. —

Der Hafer wird in Teutschland selten zur Mehlgewinnung benutzt; in England und in andern nordischen Ländern hingegen geschieht dieß häufig.

Zur Bereitung der Grütze, (der so genannten Hafergrütze) wird aber der Hafer bei uns oft gebraucht. Man wählt dazu einen recht vollkörnigen Hafer.

Der nackte tatarische Hafer geht von selbst aus den Spelzen, und man hat ihn daher als eine natürliche Hafergrütze empfehlen wollen, wozu er aber doch nicht ohne gehörige Vorbereitung taugt.

Die Chocolade wird zuweilen mit Mehle, besonders mit geröstetem Hafermehle, verfälscht. (*Schilling.*)

HAFERBROT wird in den Gegenden gebacken, wo Mangel an Rocken und Gerste ist. Besonders findet dieß in gebirgigen und kalten Gegenden Statt, wo die Kälte gewöhnlich so zeitig eintritt, daß das andere Getreide nicht zur Reife kommen kann. Die Landleute in den nördlichen Ländern essen fast nichts als Haferbrot und Hafermehl, und die mehrsten sind dabei gesunde, starke Leute und zu den härtesten Arbeiten geschickt. Übrigens muß man dazu den besten Hafer, der das mehrste Mehl enthält, wählen, und man kann im Allgemeinen annehmen, daß derjenige Hafer, welcher die dicksten und schwersten Körner hat, am besten dazu taugt. — Zuweilen wird auch Brot aus der Vermischung von Rocken und Hafer gebacken. Am besten wird dieß Brot, wenn mehr Rocken als Hafer dazu genommen wird; auch geben gleiche Theile von beiden ein gutes Brot, nur darf das Getreide nicht zu sehr ausgemahlen werden. Der Hafer, welcher unter den Rocken gemahlen wird, muß recht dürr und trocken seyn: weil sich das inwendige Korn sonst nicht gut zermahlen läßt, sondern nur breit gedrückt wird, und das Mehl in den Hülsen bleibt. Ist der Hafer dürr genug gewesen: so können nach dem zweiten Gange die Hülsen abgesiebet werden; wäre dieses aber nicht, so siebet man es erst nach dem dritten Gange ab. — Bei dem Teigmachen ist Verschiedenes zu bemerken. Zuerst ist die Beschaffenheit des Mehls wohl zu prüfen, ob es trocken oder feuchte, auch ob das Getreide in nasser Witterung eingebracht worden ist, weil man im letztern Falle etwas weniger Wasser zugießen muß; hat man mehr Kornmehl: so gießt man mehr, im entgegen gesetzten Falle aber weniger Wasser. Dieses ist auch bei dem Sauerteig zu bemerken, indem eine größere Menge Hafermehl auch mehr davon erfordert. Überhaupt wird $\frac{1}{7}$ von der ganzen Portion eingesäuert; nach diesem läßt man den Teig 5 — 6 Stunden in mäßiger Wärme stehen, und in die Höhe gehen. Hierauf wird von dem übrigen Mehle wieder $\frac{1}{4}$ unter den aufgegangenen Teig gemischt, und nun noch zwei Stunden in der Wärme stehen gelassen, damit er aufs Neue zum Aufgehen kommt. Unter dieser Zeit muß der Ofen zurecht gemacht werden, weil es nach dem Kneten gar nicht lange Verzug leidet. Ist der Teig gehörig aufgegangen, so wird alsdann das übrige Mehl völlig hinein geknetet, und nur so viel davon übrig gelassen, als man zum Auswirken braucht. Der Teig darf aber lange nicht so derb geknetet werden, wie man bei Rocken- oder Gerstenbrot zu thun pflegt. Nach dem Kneten darf man mit dem Auswirken nicht länger als 6 — 8 Minuten warten, dieses geschwinde verrichten und das Brot bald in den Ofen bringen, weil der Haferteig leicht läuft und dadurch das Brot aus einander fallen und zerreißen würde. Die Brote, welche man zwischen 4 und 6 Pfd schwer macht, müssen in 1 Stunde ausbacken. Der Ofen muß daher eine jählinge Hitze bekommen, und also stärker wie zu anderm Brote geheizt werden. (*Schilling.*)

Hafergrütze, s. Hafer.

Hafermehl, s. Hafer.

Haferrechen, s. Rechen.

HAFERUNG (Johann Kaspar), ein lutherscher Theolog des 18. Jahrh. Er war am 14. Febr. 1669 zu Greuske im Schwarzburgschen, wo sein Vater Prediger war, geboren, vollendete seine theologischen Studien zu Wittenberg, wo er 1692 die Magisterwürde erhielt, ging sodann als Hofmeister in der Boyschen Familie nach Schweden und 1696 nach Amsterdam, kehrte aber 1696 nach Wittenberg zurück, wo er eine Adjunktur in

der philoſophiſchen Fakultät annahm, daſelbſt 1702, als er in ſeine Vaterſtadt Greuſſen als Prediger und Adjunkt der Sondershauſenſchen Ephorie berufen war, Licentiat und nachher Doktor der Theologie wurde, und 1713 als Archidiakon dahin zurückging, kurz darauf auch als außerordentlicher, 1726 aber als ordentlicher Profeſſor in die theologiſche Fakultät einrückte, und am 17. Mai 1744 ſtarb. Er beſaß nicht allein treffliche Kanzelgaben, ſondern war auch ein Mann für den Katheder, ein einſichtsvoller, viel beleſener Mann, der indeß nicht zu den Orthodoxen gehörte, und in der Lehre vom Evangelium als einer Predigt der Buße und in andern Satzungen ſeiner Kirche Widerſprüche fand, die er durch ſeine Schriften zu heben ſuchte: er fand daher an Edzard, Krüger, Löſcher, Claudius, Wagner, Wernsdorf Gegner, die ihn heftig angriffen und dadurch einen vorübergehenden Lärmen in der Kirche erregten. Haferung gerieth dadurch in manche Verdrießlichkeit, beſonders da man auch in Dresden darauf aufmerkſam geworden war, und Manches als Irrlehre angeſehen wurde. In ſeinen letzten Jahren ſcheint er ſich jedoch den Orthodoxen mehr genähert zu haben. Mehr über ihn und ſeine Schriften, deren Reihen auch Jöcher aufführt, findet man in den Acta histor. ecclesiastica und in Moſer's Lexik. jetzt lebender Gottesgelehrten. Sein Sohn Heinrich Gottfried, zu Wittenberg am 13. Octbr. 1713 geboren, war anfangs und ſeit 1731 Privatdocent bei ſeiner vaterſtädtſchen Univerſität, und wurde 1742 Pfarrer zu Schönwalde, wo er ſchon zwiſchen 1750 bis 1760 geſtorben iſt. Seine theologiſchen und philoſophiſchen Diſſertationen und Programme findet man in Meuſel's verſt. Teutſch. V. S. 34 und 35 und im Adelung. (*H.*)

HAFERWEIHE, ſo heißt in der katholiſchen Kirche die Einweihung des zum Pferdefutter beſtimmten Hafers. In der Regel wird ſie am Stephanstage vorgenommen, der daher ſelbſt die Haferweihe oder der große Pferdetag genannt wird. (*Rüder.*)

Haferwurzel, ſ. Tragor.

Hafessa, Hafessah, ſ. Hafsa.

HAFESSITEN (الحفصية), nennt man eine ketzeriſche Partei unter den Moslemen von Hafs ben Amru. Da ſich ihre Anſicht vorzugsweiſe in der Lehre von den göttlichen Eigenſchaften von der herrſchenden unterſchied, ſo nennt man ſie auch Sifatijje (صفاتية), d. i. wörtlich ſolche, die mit den Eigenſchaften (Gottes) etwas vornehmen, alſo dem Sinne nach die von den (göttlichen) Eigenſchaften irrig Denkenden,*) von dem arabiſchen Worte صفات Eigenſchaften (sc. Gottes)**).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAFF, ein veraltetes Wort, welches das Meer oder einen Theil desſelben bezeichnet und nur noch als Eigenname dreier großer Meerbuſen oder Landſeen im Königreiche Preußen vorkommt, welche ſüßes Waſſer und ſtarken, nach der Oſtſee ausgehenden Strom haben. 1) Das kuriſche Haff in der Provinz Preußen, bei Memel, 28 Quadratmeilen groß, 15 Meilen lang, bis 4½ Meilen breit, und durch die 15 Meilen lange und ½ Meile breite Erdzunge, kuriſche Nehrung (Niederung), einer Reihe von der See gebildeter Sandhügel begränzt, mit der 18 Fuß tiefen Seeenge Tief. 2) Das friſche Haff, ebenfalls an der preußiſchen Küſte, zwiſchen Danzig und Königsberg, 14$\frac{7}{10}$ Quadratmeilen groß, 13 Meilen lang, bis 2½ Meilen breit, und ſeewärts von der friſchen Nehrung eingeſchloſſen. Die 12 Fuß tiefe Seeenge bei Pillau heißt ebenfalls das Tief oder das Gatt. (*Krug u. Mützel.*) — 3) Das pommernſche Haff, unter dem 32° O. L. und zwiſchen dem 53° und 54° N. Br. gelegen. Früherhin ward daſſelbe ſowohl von Schriftſtellern [1]), als auch in Statsſchriften [2]) das friſche Haff, Lacus recens [3]), genannt.

Das pommernſche Haff wird eingetheilt in das große und das kleine. Das große wird begränzt im O. vom kamminſchen Kreiſe, im S. vom Papenwaſſer und vom ükermundſchen Kreiſe, im W. vom kleinen Haffe, im N. von der Diewenow, der Inſel Wollin, der Swine und der ſüdöſtlichen Spitze der Inſel Üſedom. Die Oder ergießt ſich in daſſelbe, und durch die Swine und Diewenow hat es ſeinen Abfluß in die Oſtſee. Im N. bildet es bei dem Dorfe Lebbin auf der Inſel Wollin den ſo genannten Viezigerſee. Das kleine Haff gränzt im O. an den großen (gewöhnlich wird die Gränzline von Altwarp im ükermundſchen Kreiſe bis zum gegenüber liegenden Dorfe Woitzig auf der Inſel Üſedom beſtimmt), im S. an den ükermundſchen Kreis, im W. an den anklammer Kreis, im N. an die Inſel Üſedom. Die Üker oder Uker ergießt ſich in daſſelbe, und gegen W. endigt es ſich in der Peene. Im S. bildet es den Neuwarperſee.

Die größte Breite dieſes Haffes von Groß-Ziegenort im ükermundſchen Kreiſe bis nach Lebbin beträgt nahe an 3 Meilen [4]), die größte Länge vom Papenwaſſer bis zu der anklamſchen Fähre etwas über 7 Meilen. Der ſonſt ziemlich zuverläſſige Wutſtrak [5]) gibt den Flächeninhalt des großen und kleinen Haffs nebſt dem Achterwaſſer zu 15½ Q.Meilen offenbar zu groß an. Das ſtatiſtiſche Büreau zu Berlin [6]) berechnet die Oberfläche des großen Haffs und der damit in Verbindung

*) Joſ. von Hammer überſetzt es in der encykl. Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients S. 411 durch Eigenſchaftlehrer, was mir weniger paſſend ſcheint. **) ſ. Encykl. Überſicht a. a. O.

1) Kantzow's Pomerania, Band II. S. 401. — Mikrael's Altes Pommerland, S. 256 u. a. 2) Dähnert's Landesurkunden, Band I. S. 99. 3) *Val. ab Eickstet* in ſeiner Epitome nennt es auch lacum recentem; doch ſagt er S. 125: in recentem Pomeraniae lacum. — Martin Schmechel in ſeiner oratio pro laudat. et flor. Pomerania, impr. Sedin. 1620, in Dähnert's Pommernſcher Bibliothek, Band IV. S. 409, nimmt ſchon Anſtand, es ſo zu nennen, indem er ſagt: Recens portus (Friſche Haff) si licitum sic nominari. 4) Alle Seefahrende ſchätzen ſie nach alter Gewohnheit 2 Meilen; das iſt aber zu wenig. 5) in ſeiner Beſchreibung vom preußiſchen Pommern, S. 197. 6) in den Beiträgen zur Statiſtik des preuß. Staates. Berlin bei Dunker und Humblot. 1821. 4. S. 38.

stehenden Gewässer, namentlich des dammschen Sees, des Papenwassers, der Diewenow, des kamminschen Boddens, des Viezigersees, des kleinen Haffs, des Achterwassers und des Peeneströms zu $15^{92}/_{288}$ geogr. QMeilen.

Nach einer in Stockholm im J. 1808 herausgegebenen Seekarte beträgt die Wassertiefe des Haffs 12 bis 18 Fuß; nur etwas östlich von der Gränze zwischen dem großen und kleinen Haffe gibt sie 21 Fuß an. Die seichteste Stelle ist unweit der Diewenow und hat gewöhnlich nur 3 bis 4 Fuß, bei hohem Wasser wohl 5 bis 7 Fuß Tiefe. Die Ufer sind meistens flach, ausgenommen bei den Lebbiner Bergen und dem Steinort bei Neuwarp. Das Schar oder Vorland läuft weit ins Haff hinein, besonders an dem üsedomschen Ufer, wo überhaupt das Fahrwasser weniger tief ist, als an dem vorpommernschen Ufer. Die Wellen sind natürlich nur sehr kurz und übersteigen bei starkem Winde selten die Höhe von 3 Fuß.

Das Haff ist für die Verbindung der vorpommernschen Hafenstädte sehr wichtig. Von jeher ist dasselbe sehr fischreich gewesen, jedoch anscheinend in frühern Zeiten mehr als jetzt. Die pommernschen Herzoge erhielten bedeutende Einnahmen durch die Fischereien auf demselben [7]) und richteten besonders ihr Augenmerk auf diese, wie die Haff- und Wasserordnungen [8]), die jasenitzsche Erbtheilung [9]) u. s. w. bezeugen. Die erste urkundliche Erwähnung der Fischerei auf dem Haffe selbst findet sich wohl in der Urkunde von 1184 [10]), und genauer wird sie zuerst bezeichnet in der Urkunde von 1244 [11]).

Das Wasser des Haffes ist süß; nur bei starken Nord- und Nordwestwinden, die das Meerwasser durch die Swine und die Diewenow eintreiben, erhält es einen etwas salzigen Geschmack. Zöllner [12]) und wahrscheinlich nach diesem auch Förster geben an, daß das Haff bei starkem Froste mit 2 Zoll dickem Eise belegt wird. Dieses ist falsch. Das Eis auf demselben wird eben so dick als auf allen Nebengewässern und war im Winter 182⅔ wenigstens 18 Zoll stark, nur bei Groß-Ziegenort und bei Paulsdorf im kamminschen Kreise erhalten die Strömungen es bedeutend schwächer, als mitten auf dem Haffe. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

HAFFNER. Zwei Brüder dieses Namens, Schweizer von Herkunft, haben sich in der Geschichte der bolognesischen Malerschule einen Namen erworben.

Der ältere, Heinrich, geboren 1640 zu Bologna, wo ihr Vater unter der Schweizergarde diente, bildete sich dort in der Schule des Baltasar Bianchi und Joh. Jakob Monti vorzüglich für die Architekturmalerei aus, ging dann nach Savona, wo er die erste bedeutende Probe seiner Kunstfertigkeit in der Kirche St. Spirito ablegte, und befestigte seinen Ruf durch die architektonischen Perspektiven, mit denen er zu Genua den Palast Brignola schmückte. Zu Rom arbeitete er mit Dom. Maria Canuti in den Palästen Colonna und Altieri und einigen Kirchen. Er beschloß seine Laufbahn in seiner Vaterstadt, wo er die Stelle eines Lieutenants von der Wache des Palazzo pubblico bekleidete, 1702, nachdem er daselbst in der Bibliothek des Klosters St. Michele del Bosco und der Kirche Corpus Domini ausgezeichnete Malereien vollendet hatte. Die Figuren in seinen Gemälden haben Guidobono, Piola, Greg. de Ferrari, Canuti, Franceschini ꝛc. geliefert.

Anton Maria Haffner, sein jüngerer Bruder, geb. zu Bologna 1654, ging mit Heinrich nach Rom, wo er sich unter Canuti ausbildete. Auch er verdankt seinen Ruhm, welcher den seines Bruders übersteigt, der perspektivischen Architekturmalerei, welcher er sich fast ausschließlich widmete, obgleich er auch einige historische Bilder geliefert hat. Seine Hauptwerke sind in Genua, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte. Wir nennen davon: die berühmten Freskogemälde in der Kirche S. Luca und in dem Presbyterium der Congregation von Lucca, die architektonischen Verzierungen in der Kirche S. Maria del Rifugio, die für Meisterstücke in dieser Gattung gelten, und viele Arbeiten in der Kirche S. Filippo Neri. Haffner trat in die Kongregation der Väter des zu dieser Kirche gehörigen Klosters und ließ sich daher die Ausschmückung derselben besonders angelegen seyn. Bis zu seinem Tode genoß er als Mensch und als Künstler einer allgemeinen Verehrung, und namentlich wurde er von dem Großherzoge von Toscana, Johann Gaston, mit Gnadenbezeigungen und Geschenken überhäuft. Er starb 1732 und hinterließ sein bedeutendes Vermögen dem Conservatorium der Madonna della Misericordia.

Die Brüder Haffner sind als Architekturmaler ausgezeichnet durch die geschmackvolle Erfindung ihrer Perspektiven und Verzierungen, durch die Anmuth und Feinheit ihrer Ausführung, und durch die Harmonie und Frische ihrer Färbung. In allen diesen Eigenschaften übertrifft der jüngere Bruder den ältern, welcher zu den besten Mitelliſten gerechnet werden muß *). (*R.*)

HAFI (حافي), bezeichnet im Arabischen einen Menschen, welcher sich gar keiner Fußbedeckung bedient, einen Barfüßer, und wird mehrern Moslemen als Beiname zugelegt. Wer wie etwa die Pilger Sohlen unter den Füßen trägt, kann noch nicht von sich be-

7) Rantzow, Band II. S. 403 sagt: „Von dem „gelde aber, das vor die fische thumpt, nehmen die fürsten auf „dem Laßanischen wasser den dritten, vnd auff dem frischen haff „den sechsten pfenningk, vnd hat jnen, wie myr gesagt ist worden, „der dritte vnd sechste pfenningk bisweilen an die 3000 gulden „ein jar getragen.“ — Cicstet a. ang. O. berichtet: „Ac saepe „reti grandiore, quod fere quartam milliaris partem occupat, „pro trecentis aut quingentis aureis pisces semel capiuntur. „Interdum etiam vix tantum deprehenditur, ut in diem vivant „retiarii.“ 8) Dähnert's Landesurk., Band III. S. 599. 9) Dähnert's pomm. Bibliothek. Band III. S. 172. 10) Dreger's Codex diplom. No. XX. S. 33 und 34 11) Ebendas. No. CLXIII. S. 250. 12) in seiner Reise nach Rügen, S. 101. 13) in seinem Handbuche der Geschichte des preußischen Reichs, Band II. S. 426.

*) Ein dritter Haffner, Friedrich, hat einige Fresken in der Cölestinerkirche zu Bologna gemalt. S. *Guarienti* Felsina pittr. *Lanzi*. Füßli's Künstlerlexik. und die Biogr. univ.

haupten, daß er ein ſtrenges Leben führe, ſondern ganz bloße Füße gehören als ein weſentliches Stück dazu. (*A. G. Hoffmann.*)

HAFI, vollſtändig Baschar el Hafi, einer der vielen moslemiſchen Heiligen von der ſchiitiſchen Partei, geb. 150 d. H. zu Barſuma und geſtorben im J. 227 zu Bagdad, oder nach Andern zu Meru, in deſſen Nachbarſchaft ſein Geburtsort lag. Einige von ihm aufbewahrte Sentenzen zeigen, daß er nicht ohne Geiſt war; z. B. die Ausſprüche: „Wer die Welt ſucht, der halte ſich auf Demüthigung gefaßt" und „Unglück bringt es dem Gelehrten in der Welt, wenn das Auge ſeines Herzens erblindet." Seine Ehrfurcht gegen den Namen Gottes ging ſchon in der Zeit, wo er noch dem Dienſte der Welt ſehr ergeben war, ſo weit, daß er einſt ein kleines, auf dem Wege liegendes und bereits ſehr beſchmutztes Stück Papier, worauf derſelbe geſchrieben ſtand, nicht nur ſogleich aufnahm und reinigte, was ein jeder fromme Moslem auch gethan hätte, ſondern er verwandte auch den einzigen Denar, welchen er bei ſich hatte, zum Ankauf von wohlriechendem Waſſer, um das Papier damit zu parfümiren. Gleichwohl ging nun ſeine Gewiſſenhaftigkeit ſo ins Kleinliche, daß er das Papier, weil es ihm nicht gehört hatte, nicht behielt, ſondern in einer Mauerritze ſorgfältig aufbewahrte. Im Traume wurde ihm für dieſe ſchöne Handlung reicher Lohn verheißen. Er aber fühlte ſich nunmehr gedrungen, die Welt zu verlaſſen und ſich lediglich mit Übungen der Andacht zu beſchäftigen. Sein Leben hat Ibn Chalekan und Dſchafei im 27ſten Abſchnitte ſeiner Geſchichte beſchrieben †). (*A. G. Hoffmann.*)

HAFI, vollſtändig Seineddin Mohammed el Hafi, Verfaſſer eines Gebetbuches, welches in beſondere Andachtsarten zerfällt. Die Moslemen bedienen ſich desſelben ſehr viel, beſonders der Theil, welcher in äußern Gebetsübungen die wahre Religion faſt ausſchließlich ſucht. Dieſe ſprechen nicht nur die gewöhnlichen, im Geſetz vorgeſchriebenen Gebete zu den beſtimmten Tageszeiten, ſondern wählen ſich auch noch den Seineddin zum Führer *). (*A. G. Hoffmann.*)

Hafi Omar, ſ. Nassavi.

HAFID, ſonſt Aschirsade Efendi genannt, ein türkiſcher Derwiſch, bekannt als Verfaſſer des Su risalesi, einer kleinen Abhandlung über die Güte und Eigenſchaften des Waſſers in den berühmteſten Quellen und Fontänen zu Konſtantinopel. Sie iſt in der Druckerei von Stambul im J. 1112 d. H. (1797 n. Chr. G.) gedruckt, enthält nur 14 Blätter in klein Octav und iſt ohne Seitenzahlen. Im Buchhandel iſt ſie nicht zu haben und gehört zu den größeſten Seltenheiten [1]). Wichtiger und von mannichfaltigerem Nutzen iſt ein andres Werk des Hafid Aſchirſade von philologiſchem Inhalte unter dem Titel: Eddurer almontachabat al mensure fi islahil ghalatat almeschure d. i. Perlen ausgeſtreut zur Verbeſſerung berüchtigter Sprachfehler. Es iſt geſchrieben im J. 1219 d. H. (1804 nach Chr.), zwei Jahre nachher zu Konſtantinopel gedruckt und enthält 534 Seiten in 4t. Der Verfaſſer benutzte die berühmteſten arabiſchen Philologen, welche ſich mit Aufdeckung und Berichtigung von Sprachfehlern abgaben, z. B. den bei uns durch ſeine Mekamat beſonders berühmten Hariri, den Hotschaleddin und mehrere Andere [2]); allein ſein Werk hat dadurch einen größern Werth, daß es ſich nicht auf das Arabiſche beſchränkt, ſondern auch das Perſiſche und Türkiſche mit berückſichtigt. Das Buch iſt dem Sultan Selim zugeeignet und mit den Empfehlungen und Gutheißungen vieler ſehr angeſehener Türken ausgeſtattet [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

HAFIS, حافظ mit vollſtändigem Namen Schemseddin Mohammed Hafis, ein berühmter perſiſcher Dichter zu Schiras, im achten Jahrh. der Hedſchra. Hafis iſt ein Beiname, welchen viele moslemiſche Gelehrte führen; er bedeutet: der Behalter, d. i. der den Koran auswendig Wiſſende. Hafis ward geboren in der Stadt Schiras im Anfange des achten Jahrh. Er beſchäftigte ſich in ſeiner Jugend mit wiſſenſchaftlichen Studien, ſcheint aber auch in einen Derwiſchorden eingetreten zu ſeyn, deren Mitglieder damals ſich häufig der den Soſi's eigenen religiöſen Beſchauung hingaben. Er ward aber bald weit berühmt durch ſeine lyriſchen Dichtungen, deren Lieblichkeit ihm auch den Beinamen Tchekerlib d. i. Zuckerlippe, erwarb. Schiras beherrſchten zu ſeiner Zeit die Sultane aus der Dynaſtie der Moſaffariden. Dieſe Fürſten, beſonders die Sultane Schah jachja, Schah schedscha, und Schah manssûr, bewieſen dem Hafis große Freundſchaft und Gunſt. Auch die beiden Weſire Hadschi kawwâm eddin hassan und Hadschi kawwâm eddin mohammed waren beſondere Gönner dieſes Dichters; der letztere Weſir ſtiftete zu Schiras eine Schule für Hafis, an welcher er lehrte. Inzwiſchen ſcheint er immer in ſehr beſcheidenen Umſtänden nach Art der Derwiſche gelebt zu haben. Er dichtete vorzüglich Gaſelen, oder erotiſche Oden, welche mit den anakreontiſchen Ähnlichkeit haben. In dieſer Gattung von Gedichten verſuchten ſich unzählige perſiſche Dichter, welche vor und nach Hafis lebten. In ihnen werden die Reize der Schönheit, der Liebe, des Weines, der Blumen, mit Verſchmähung der irdiſchen Größe geprieſen. Allein ſehr oft ſind dieſe Ausdrücke nur bildliche, welche die Vollkommenheit des höchſten Weſens bezeichnen, und die religiöſe Trunkenheit, in welche die Soſi's durch die Anſchauung des Ewigen ſich verſetzen. Dieß iſt auch in Betreff des Hafis von Silvestre de Sacy, in deſſen Pend-Nameh, S. 92 bemerkt worden. Bisweilen aber behandelt Hafis auch

†) d'Herbelot, orient. Bibl. unt. d. W. Baschar und beſonders Schultens's Zuſätze dazu.

*) d'Herbelot u. d. W. Hafi.

1) J. v. Hammer, Geſchichte der Literat. der Osmanen. S. 1283.

2) Man findet ſie angegeben a. a. O. S. 1239. 3) Ihre Namen findet man a. a. O. S. 1288—89.

unmittelbar ernſte Gegenſtände, wie die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Schickſale, in der Ode, welche Herr Grangeret de Lagrange mitgetheilt hat im Mercure étranger. Paris 1813. Nro. IX. Öfter preiſet Hafis auch die Vorzüge und Wohlthaten ſeiner Gönner. Wegen des myſtiſchen Inhaltes ſeiner Gedichte, erhielt er auch den Beinamen Lisân el gaib, d. i. die geheimnißvolle Zunge. Da die Sofi's die Beſchauung des Ewigen zum Hauptziel des religiöſen Strebens machen, ſo ſprechen ſie oft mit Geringſchätzung von den gewöhnlichen Pflichten der Religion, und den äußeren Formen desſelben; dieß findet ſich daher auch oft in den Gedichten des Hafis. Der damalige Sultan von Bagdad, Achmed ben owais, ward von den Dichtungen des Hafis ſo eingenommen, daß er ihn einlud, nach Bagdad zu kommen, und ſich dort nieder zu laſſen; aber Hafis verſchmähte dieß. Der Geſchichtſchreiber der perſiſchen Dichter, Dewletſchah, ſagt in ſeiner Nachricht von Hafis: der damalige Sultan Bagdads, Achmed, hatte eine ungemeine Achtung für Hafis, und wiewohl er ihn auf alle mögliche Weiſe zu ihm zu kommen beredete, wollte Hafis doch niemals den Aufenthalt von Fars mit dem von Bagdad vertauſchen, und zog ein trocknes Stück Brot in ſeinem Vaterlande allen verheißnen Vortheilen in fremden Ländern vor. Er dichtete zum Lobe Sultan Achmeds ein Gaſel, und ſandte es nach Bagdad. Als Hafis ſchon hoch bejahrt war, gegen das Ende des Jahrhunderts, ward Perſien überſchwemmt und verheert durch die mogoliſchen Heerſcharen des Timur. Timur eroberte auch Schiras, und ſtürzte die Dynaſtie der Moſafferiden vom Throne. Er hatte auch von dem Dichter Hafis gehört, und ließ ihn in Schiras vor ſich rufen, um ihn ſcherzhaft zur Rede zu ſtellen. Hafis hatte nämlich in einem ſeiner Gedichte von einem ſchönen Jünglinge geſagt:

Wenn der Jüngling von Schirâs
Mir das Herz nur ſchenken wollte,
Gäb' ich für ſein ſchwarzes Mahl
Samarkand, Bochâra hin!

Dewletſchah erzählt dieß mit folgenden Worten: Zu der Zeit, da der glückſelige Herrſcher, der große Fürſt Timur Gurkan, deſſen Zeichen Gott leuchten laſſe, Perſien eroberte, im Jahr 789, und den Schah manſſur tödtete, lebte Hafis. Jener ſchickte zu ihm und ließ ihn holen; als er erſchienen, ſprach er zu ihm: „Ich habe durch die Schärfe des blitzenden Schwertes den größten Theil des bewohnten Erdviertels erobert, und tauſend Örter und Landſchaften wüſte gemacht, auf daß ich Samarkand und Bochara, die da ſind meine Heimath und meiner Herrſchaft Sitz, blühend machen möchte. Und du, Männlein, willſt für ein ſchwarzes Fleckchen mir Samarkand und Bochara verkaufen, wie du in jenem Verſe ſagſt?" Meiſter Hafis küßte die Erde, und ſprach: „Oberherrſcher der Welt, eben durch eine Freigebigkeit ſolcher Art iſt es geſchehen, daß ich gegenwärtig zu dieſem Glücke gelangt bin." Se. Majeſtät, der glückſelige Herrſcher, geruhte dieſe Antwort für lieb und wohlgefällig anzunehmen, und ſchalt den Dichter nicht weiter, ſondern bezeigte ſich huldreich gegen ihn.

Nach einer anderen Erzählung zog Hafis ſich durch eine kleine Veränderung des Verſes aus der Verlegenheit. Er erwiederte dem Fürſten: O König, ich habe nicht geſagt:

bachschem samarkand u buchara ra;
ſchenke ich Samarkand und Bochâra;

ſondern:

bachschem du ser kandi buchâra ra;
ſchenke ich zwei Zuckerbrötchen von Bochâra.

Bald nach der Einnahme von Schiras durch Timur ſtarb Hafis, und ward in dem Moſella oder Betplatz, einer Vorſtadt von Schiras, begraben. Als der Sultan Abul kasem babur behadur Schiras erobert hatte, ließ Mohammed Moammaji, einer der Weſire desſelben, über dem Grabe des Hafis eine Kuppel aufführen. Nach ſeinem Tode wurden ſeine Lieder geſammelt zu einem Diwan, und als myſtiſchen Inhaltes hoch verehrt. Der berühmte Sofi Kassem el enwâr führte immer den Diwan des Hafis bei ſich. Mehrere Commentatoren, wie Schemii, Sururi, Sudi, haben ihn erläutert. Indeß fanden die freien, und bisweilen muthwilligen Ausdrücke des Hafis doch auch bald bei Einigen Anſtoß. Den Geiſt derſelben charakteriſiren ziemlich ſchon die Anfangszeilen des erſten Gaſel, welches Dewletſchah aus ſeinem Diwan anführt:

O Schenke, komm! Wein glüht im Tulpenkelch!
Geſchwätz bis wann? Und Plauderei wie lange?
Weg Stolz und Prunk! Die Zeit hat ſchon geſchaut,
Wie Kaiſerkleid und Königskrone ſanken.

Gleich nach dem Tode des Hafis traten Einige auf, welche dem Dichter das ehrenvolle Begräbniß verſagen wollten, und erklärten, er habe vom Koran und der Religion unehrerbietig geſprochen, und wider den Sinn der göttlichen Lehre zum Genuß des Weines durch Wort und Beiſpiel aufgefordert. Nachdem der Streit zwiſchen den Anklägern und den Vertheidigern des Dichters eine Weile gewährt hatte, beſchloß man, ſeine Zuflucht zu nehmen zu der in Morgenlande üblichen Berathſchlagung durch das Bücherſtechen. Es wird nämlich aufs Gerathewohl in ein Buch geſtochen, und alsdann auf den Sinn der dabei getroffenen Stelle des Buches Rückſicht genommen. Man wählte dieß Mal dazu die Liederſammlung des Hafis ſelbſt, und traf auf folgenden Vers:

Wende die Schritte nicht ab
Von dem Grabe des Hafis;
Wenn gleich in Sünden befangen,
Harrt er doch auf den Himmel.

Dieſer Vers beſänftigte die Ankläger, und der Dichter ward ehrenvoll beſtattet. Aber auch ſpäter wurden dieſe Zweifel gegen ihn wieder zur Sprache gebracht, und zwar zu Conſtantinopel. Man legte hier die Frage über die Religioſität des Dichters dem berühmten Mufti

sche Hafis genannt wird. Er lebte unter dem türkischen Sultan Suleiman dem Großen und darf nicht mit dem persischen Dichter Schemseddin Mohammed Hafis aus Schiras verwechselt werden. Hafiseddin war Professor an der von dem Sultan Mohammed II. gestifteten, in 8 Collegien zerfallenden Lehranstalt und hat sich auch als Schriftsteller durch verschiedene wissenschaftliche Abhandlungen bekannt gemacht†). 2) heißt so Abulbarakat Abdallah ben Achmed Nassafi; s. den Art. Nassafi.

(*A. G. Hoffmann.*)

Hafiz, Hafedh, Erklärung dieser Wörter s. vorherg. Art. Hafis.

HAFNER (Gotthart), ein Mathematiker, geboren zu Ulm 27. October 1707, studirte zu Jena und Altdorf, lebte seit 1736 auf erstrer Universität als Privatdocent und machte sich daselbst durch seine Schrift de variis horologia horizontalia delineandi modis. Jenae 1737 der literarischen Welt bekannt. Indeß erhielt er daselbst keinen Lehrstuhl und folgte 1750 einem Rufe in seine Vaterstadt, wo er zuerst in der 5ten Klasse als Lehrer angestellt, dann lector arithmeticus, 1762 Professor der Physik, 1763 Conrector und Professor der Mathematik wurde, und am 24. März 1767 starb. Außer obiger Schrift und mehrern Dissertationen, die in Meusels gel. Teutschl. verzeichnet sind, hat er eine neue stark vermehrte Ausgabe der Onomatologia curiosa. Nürnb. 1764 und eine zweite Ausgabe von Fricks Beschreibung des Münsters zu Ulm besorgt*) (*H.*)

HÄFNER oder HAFNER (der), die älteste teutsche Benennung des Töpfers oder überhaupt desjenigen, der irdene Gefäße bereitet. Die Monsee'ensischen Glossen haben havan (Hassen, Hafen) olla; havanari, plastes; havanscirpi, testa (Hafenscherbe.) S. Töpfer. (*R.*)

HAFNERBACH, Marktfl. im Lande unter der Ens, Viertel ober dem Wiener Walde, zur Herrschaft Mitterau gehörig, 2 Stunden von St. Pölten, unweit der Pielach, mit einer eigenen kathol. Pfarre und 40 Häusern, unter deren Bewohnern einige Töpfer sind. Die Pfarre gehört zum Dekanat Mölk. Das Patronat und Landgericht übt die Herrschaft Mitterau aus, welche auch die Ortsobrigkeit besitzt. Die Ortschaft gehört in den Werbbezirk des Infanterie-Regiments Baron Kerpen Nr. 49. Die Grundherrschaften sind Mitterau und Goldegg. (*Rumy.*)

HAFNERZELL, eigentlich OBERNZELL, Marktflecken im Landgerichte Wegscheid des baiernschen Unterdonaukreises. Er breitet sich, 1¼ Meile von Passau entfernt, in einem Kessel von Bergen, die ihn auf drei Seiten umringen, am linken Ufer der Donau aus, hat 1 kathol. Pfarre des Decanats Waldkirchen, 182 Wohnhäuser, 1252 Einw. und ist der Sitz eines königl. Rent-, Oberzoll- und Bergamts, die Station eines Gensdarmeriepostens: der Ort besitzt auch einen ordentlichen Magistrat. Berühmt ist er durch seine Schmelztiegelfabriken, worin jährlich gegen 5200 Zentner Tiegel verfertigt und größten Theils in das Ausland, selbst nach Nordamerika, gesendet werden: man macht Tiegel von solcher Größe, daß sie 2000 Mark Silber fassen können. Außerdem werden andere Töpfer- und Häfnerwaaren in solcher Menge angefertigt, daß wenigstens außer dem Absatze in der Umgegend 1450 Zentner nach Östreich gehen können, woher dann auch der Ort, der eigentlich Obernzell heißt, den Namen Hafnerzell erhalten hat. Den Thon zu den Tiegeln, zu dem Töpfergute und auch Porzellanerde findet man in nahen Gruben, besonders auf der so genannten Öde, und der Verschleiß der Waaren wird durch die vorbeiströmende Donau trefflich gefördert. Noch befindet sich hier 1 königliche Bleistiftfabrik, die für 6000 Gulden jährlich absetzt. Überhaupt hat der Ort an Gewerbetreibenden 4 Schmelztiegelfabriken, 3 Tabaksfabriken, 1 Bleistiftfabrik, 4 Handelsleute, 2 Weinhändler, 4 Schiffmeister, 11 Bierwirthe, 5 Bäcker, 4 Müller, 6 Metzger, 2 Lebzelter, 1 Maler, 1 Seifensieder, 6 Schneider, 9 Schuhmacher, 3 Schreiner, 1 Wagner, 1 Zimmermeister, 2 Mauermeister, 1 Kaminkehrer, 1 Dreher, 1 Schlosser, 1 Hufschmied, 2 Hammerschmiede, 1 Buchbinder, 1 Riemer, 1 Posamentirer, 2 Uhrmacher, 1 Glaser, 2 Lederer, 1 Weißgärber, 4 Binder, 2 Schiffbauer, 9 Hafner, 1 Färber, 1 Spengler, 6 Fischer und 1 Bierbrauer. Korn wird wenig gebauet, sondern meistens aus Vilshofen zugeführt, doch hat der Ort, der auch Märkte hält, gute Nahrung und man findet vielen Wohlstand. (*Eisenmann.*)

HAFRÖ, eine Gemeinde der nordschwedenschen Provinz Medelpad, an der Gränze von Helsingland und Jemteland, im J. 1815 mit 542 Einw., die sich durch einen hohen Grad von Unverdorbenheit und Sittlichkeit auszeichnen; nur zu Fuß oder zu Pferde kann man im Sommer ins Kirchspiel Hafrö gelangen. (*v. Schubert.*)

Hafs, s. Ebu Hafs und Ibn Abi Hafs.

HAFSA (حَفْصَة), eine Tochter Omar's und eine von den Frauen Muhammed's [1]). Sie verdient hauptsächlich deßhalb erwähnt zu werden, weil ihr der Khalif Abubekr das Exemplar des Korans, welches er theils aus den vorhandenen einzelnen Blättern und Bruchstücken, theils aus dem Munde derer, welche ihn auswendig wußten, hatte sammeln lassen, zur Aufbewahrung zustellte. Denn dieses Exemplar wurde von dem Khalifen Omar, ihrem Vater, als allein authentisch betrachtet, dagegen die im Volke verbreiteten, wesentlich davon abweichenden Handschriften für unrichtig und der Verbesserung bedürftig erklärt. Um mehr Einheit zu bewerkstelligen, fertigte man nach dem bei der Hafsa aufbewahrten Codex neue Abschriften und schickte sie in die größern und wichtigeren Städte, antiquirte dagegen die abweichenden Codices [2]). Hafsa hat ferner nach der Tradition, wie sie sich hauptsächlich bei den Commentatoren des Korans findet, die Veranlassung zur 66sten Sure in jenem Buche gegeben.

†) v. Hammer's Gesch. der Literatur der Osmanen. S. 1178.

*) Vgl. Weyermanns Nachr. von Ulmer Gelehrten. S. 221 aus Meusel.

1) *Abulf.* Annal. Muslem. I. p. 194. ed. *Reisk.* 2) Abulf. a. a. O. S. 212 — 14.

In der Bestimmung des Ereignisses weichen die Erzählungen von einander ab. Während der Abwesenheit der Hafsa hatte Muhammed ihre Wohnung und ihr Ruhebett durch den Genuß einer Sklavinn Maria aus Ägypten entweiht, und schwor der Hafsa, welche Beide noch in ihrer Wohnung traf, jene ägyptische Sklavinn nicht ferner berühren zu wollen; nach Zamachschari [3]) soll er zur Beschwichtigung der mit Recht über Verletzung ihres Rechts Erzürnten hinzu gesetzt haben, daß Abubekr und ihr Vater Omar nach ihm die arabische Nation beherrschen würden. Muhammed, wahrscheinlich wohl wissend, daß ihm die Sache nicht eben zur Ehre gereiche, bat sie auch, über das Geschehene das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Es gereute ihn aber sein gegebenes Wort, weil er von heftiger sinnlicher Liebe zu der Sklavinn entbrannt war, und er benutzte daher die Plauderhaftigkeit der Hafsa, welche die scandalöse Chronik einer andern Gattinn Muhammeds, der Ajescha, anvertraut hatte, das eidlich bekräftigte Versprechen zurück zu nehmen. Um sich aber nicht völlig zu compromittiren, führt er in dem genannten Abschnitte seines Buches V. 1. Gott so redend ein: „Warum, o Prophet, versagst du dir, was dir Gott erlaubt hat, um das Wohlgefallen deiner Weiber zu gefallen?" und läßt von derselben Auctorität V. 2. die Lösbarkeit des Eides aussprechen. In V. 3. wird auf die Schwatzhaftigkeit der Hafsa hingewiesen, und behauptet, Muhammed sei von dem Bruche ihres Wortes durch Gott belehrt worden; V. 4. enthält eine Ermahnung an Hafsa und Ajescha, sich zu Gott zu wenden, d. h. doch wohl nach dem Zusammenhange nichts Anderes, als den Propheten nicht durch ihren Tadel in den ersehnten Genüssen seiner unbeherrschten Sinnlichkeit zu stören, ja V. 5. deutet darauf hin, daß längere Widersetzlichkeit leicht eine Scheidung herbei führen könne. Muß man gleich bei Beurtheilung dieser Handlungsweise die orientalische Denkart mit in Betracht ziehen: so wird doch dieser Flecken an Muhammed dadurch nicht verwischt; und wenn Marracci irgendwo Recht hatte, in seinen refutationes Alcorani, von einer magna prorsusque belluina lascivia desselben zu reden: so war es gewiß hier. Noch größer ist die Ungerechtigkeit, wenn Zamachschari's Angabe [4]) richtig ist, daß er die Hafsa eine Zeit lang verstoßen, sich von den übrigen Weibern fern gehalten und einen ganzen Monat lang bei der erwähnten Sklavinn zugebracht habe. Nach Einigen bestand Muhammed's Unrecht darin, daß er eine Nacht, welche nach der bei den in der Polygamie lebenden Völkern gewöhnlichen Sitte [5]) der Hafsa, oder, wie Andere berichten, der Ajescha gehört hätte, in den Armen jener Sklavinn zubrachte. Übrigens muß die Hafsa dem Propheten besonders lieb gewesen seyn, denn er pflegte sich bei ihr am meisten aufzuhalten [6]), was die Eifersucht der Andern erregte. Als daher Ajescha erfuhr, daß sie ihn durch einen mit Honig angemachten Trank bei seinem Besuche erfreue, kam sie mit zwei andern seiner Frauen überein, zu thun, als habe er durch diesen Genuß einen widerlichen Geruch bekommen. Die List gelang in so fern, als Muhammed den Honigtrank nicht ferner annahm; doch hätte die schwatzhafte Hafsa die Sache fast verrathen [7]). Wenn man durch dieses Factum nach Zamachschari die 66ste Sure entstanden dachte, so ist dieß dem Inhalte derselben nicht angemessen, wie schon Marracci in seinen Anmerk. andeutet. (*A. G. Hoffmann.*)

HAFSLUND, ein ansehnlicher, höchst anmuthig belegener Landsitz im südlichen Norwegen, 2½ M. oberhalb Fridrikshald, mit steinernem, schloßähnlichem, herrschaftlichem Wohngebäude und steinernen Häusern der Arbeiter, jetzt dem Staatsrath Rosencrants gehörig, am Flusse Glommen. Zwei herrliche Parke umgeben das Schloß: den größeren durchschneiden einfache Gänge in Hainen von Linden, Eschen, Buchen, Erlen, Lerchenbäumen; sie führen zum Schulhügel, von welchem man den sich vielfach krümmenden Glommen, mit fruchtbaren Hügeln und Thälern umher, und einem bedeutenden Flecken am Ufer, wie den Überbleibseln der 1016 von Olof dem Heiligen angelegten, 1567 durch die Schweden zerstörten Stadt Sarpsborg, die Friedrich II., eine Meile weiter abwärts, am Ausfluß des Glommen in's Meer, unter dem Namen Fridriksstad, erneuerte, überblickt; — der kleinere Park, aus schön bebuschten Hügeln und Wiesen bestehend, läuft das Ufer des Glommen herab; am Fuße eines dieser Hügel mit offenem Säulentempel bildet der Glommen den, schon aus weiter Ferne hörbaren, berühmten Sarpefos, rücksichtlich der Wassermasse (die um Johannis am größten ist) einen der ansehnlichsten in Norwegen: die ungeheure Wassermasse stürzt sich, weniger perpendikulär als horizontal, in 3 Absätzen, in einer Höhe von etwa 60 Fuß, und in einer viel bedeutenderen Länge, zwischen nackten Felsen, die mit Häusern überbauet sind, herab. Am Ufer sind viele Sägemühlen angelegt: mittels einfacher mechanischer Vorrichtung werden die Blöcke aus dem Floße, das sie von Österdalen (an der Gränze des Stifts Trondhjém) herbei führt, in die Sägemühlen gehoben, die geschnittenen Bretter (jährlich über 200,000) aber sogleich mittels einer, ¼ Meile langen Wasserleitung, stromabwärts, zum Ladeplatz Sannesund geführt, oberhalb welchem eine sehr schwierige und gefahrvolle Fähre auf das Straße von Moß nach Fridrikshald angelegt ist. Bei Hafslund trifft man auch eine Drathzieherei, Mahlmühlen ꝛc. (*v. Schubert.*)

Haft, s. Ephemera. aber in weiterer Bedeutung nennt man auch alle Eintagsfliegen oder Schnacken Hafte oder Ephemeren. (*Brehme.*)

Hafta, Haftah } s. Hefte.

Haftdolde, s. Caucalis.

Haftdorn, s. Hippoph.

3) S. *Marracci* Notae zu Sur. 66, 1. 4) In Marracci's Anmerk. zu Sur. 66, 1. 5) Vgl. z. B. 1 Mos. 30, 15. 16. und Rosenmüller in seinen Scholien z. d. St. Ein Mehreres darüber findet man im Art. Harem. 6) Bochara's wahrhafter Sammler im Auszuge von Hammer in den Fundgr. des Orients. 1. Bd. No. 532.

*) Bochari a. a. O. S. 299, No. 544.

HAFTE (technol.), bei den Büchsenschäftern, die Ringe, mit welchen der Lauf eines Gewehrs an dem Schafte befestigt wird; bei den Glasern, die kleinen Ringe an den Windeisen der Fenster. (*Rüder.*)

HÄFTEN, Bened. van, ein kathol. Theolog, der 1588 zu Utrecht geboren und Jakob getauft war, aber 1627 zu Affligham in den Benediktinerorden trat und seinen Taufnamen mit Benedikt vertauschte. Er wurde in der Folge Propst in dem Kloster, worin er Profeß gethan, zeigte sich sowohl auf der Kanzel als in seinen Schriften als einen heftigen Eiferer gegen die Reformation und starb am 31. Julius 1648. Seine Schriften, die jetzt längst vergessen sind, hat Jöcher II. 314 und Foppens bibl. belg. I. 133, wo auch sein Bild. (*G. Hassel.*)

HÄFTEN (Niclaus van), ein Maler und Kupferstecher aus Gorkum, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. blühete. In der Unterschrift seines von ihm selbst gemalten und in schwarzer Kunst geschabten Bildnisses heißt er ohne Gleichen in der Darstellung von Tabaksrauchern und Betrunkenen. Bartsch beschreibt nun seine Blätter, deren einige mit 1694, andre mit 1701 bezeichnet sind. Sie sind theils geschabt, theils geätzt, theils gestochen, theils bloß mit dem Grabstichel vollendet und beurkunden einen geschickten Zeichner. Über seine Gemälde finden sich wenig sichere Notizen vor. Basan hat einige Blätter nach Häften gestochen *). (*R.*)

HAFTGELD (Arrha, Haftpfennig, Handgeld, Angeld, Darangeld, Aufgeld), ist eine Leistung an Geld oder Sachen bezüglich auf ein Vertragsverhältniß mit dem Empfänger, die man macht, um seine Verpflichtung äußerlich zu bezeichnen. Sie kommt hauptsächlich vor als Obliegenheit des Käufers, Miethers von Sachen oder Diensten und Darlehnsuchers, gründet sich stets bloß auf Übereinkunft, besteht in einer nach Proportion zu dem Hauptgegenstande des Vertrags geringfügigen Sache und zerfällt in zwei Gattungen: I. die so gen. arrha pacto imperfecto data, versprochen oder gegeben a) entweder als Zeichen einer bloßen Unterhandlung, Tractaten; b) oder als Beweis, daß man über einen Contract sich zwar geeinigt, aber ihn schriftlich abzufassen gemeint sei; c) oder als Zeichen, daß ein zu denen, welche gesetzlich vor Gericht geschlossen werden müssen, gehöriger Contract verabredet sei: — in allen diesen Fällen ist die Wirkung folgende. 1) Kommt der Hauptvertrag wirklich zu Stande: so wird in der Regel das Haftgeld nicht entrichtet, und falls es schon hingegeben wäre, dem Geber erstattet, oder auf seine Vertragsleistungen eingerechnet: nach besonderer Abrede oder Particulargesetzen kann es indessen dem Empfänger verbleiben, nur beim Darlehn würde eine solche Abrede als verschleierter Wucher ungiltig und strafbar seyn. 2) Zerschlägt sich der Hauptvertrag und ist Einem der Contrahenten deßhalb eine Schuld beizumessen: so verliert der Letztere das gegebene oder von ihm versprochene Haftgeld, und muß das Empfangene oder ihm Verheißene doppelt geben, von weiterer Schadloshaltung des Andern ist er jedoch befreit. 3) Wird die Vollziehung des Vertrags durch Zufall oder anderweite Übereinkunft verhindert: so kann das versprochene Haftgeld nicht gefordert, das schon Gegebene aber zurück verlangt werden. II. Die so gen. arrha pacto perfecto data, festgestellt oder schon geleistet, während daneben der Hauptvertrag zum Abschluß giltiger Weise gediehen: hier bleibt die Pflicht zu erfüllen stets unverändert, und noch überdieß die hinsichtlich des Haftgeldes zu betrachten, wobei sich ein Unterschied bildet: a) entweder ist es bewilligt zu mehrerer Bekräftigung, daß der Verwilligende zu einer gewissen Zeit und zwar vollständig erfüllen werde; dann ist derselbe, im Falle er sich in irgend einem Verzuge befindet, dessen verlustig, ohne daß ein Nachholen seiner Leistung ihm zu Statten käme; — b) oder es ist diese Absicht nicht erkennbar (Fälle, welche oft um deßwillen vorkommen, weil dem Geber daran liegen muß, nicht nur seinen Mitcontrahenten juridisch zu verpflichten, sondern auch den Gedanken, daß er es sei, bei ihm möglichst lebendig zu machen und zu erhalten, wozu denn jene gleichsam symbolische körperliche Handlung, jenes namentliche Versprechen ein Mittel darbietet), — hier leiden die oben unter No. 1 und 3 gegebenen Regeln gleichfalls Anwendung; in den unter No. 2 beschriebenen Fällen muß der Schuldige das Haftgeld, welches er zusagte, noch außer dem, was ihm zu Folge des Hauptvertrages obliegt, entrichten und büßt das bereits Gegebene ein. S. c. 17. Cod. IV. 21., l. 6 pr. D. XVIII. 3. l. 5. §. 15. D. XIV. 3. Glück Commentar Bd 16. Abth. 1. S. 91 ff. Mittermeier Grundf. d. teutschen Priv. Ausg. 2. S. 363. — Die k. sächs. Legislation warnt in der 16. Dec. v. 1746 (C. C. A. I. S. 354) ausdrücklich vor der Verwechselung des Haftgelds mit dem Reugeld. S. diesen Art. auch Bodenwein, (XI. 145.) Mahlschatz. (*Emminghaus.*)

HAFTORANG, im Zend Haptoriach, (persische Relig.), ein Gestirn und zugleich der Ized desselben. Die außer dem Thierkreise befindlichen Fixsterne, welche alle in Ormuzd's Heer gegen Ahriman kämpfen, theilten die Perser in 4 Hauptscharen und über die nördliche war Haftorang als Wächter und Führer gesetzt. Der Name kommt von Hapti, sieben, deßwegen verstehen die meisten Erklärer mit Anquetil die 7 Sterne des großen oder kleinen Bären darunter, indem sie auch die übrigen 3 Wächter für Fixsterne erklären. Rhode dagegen sucht zu zeigen (s. Taschler), daß man unter ihnen Planeten und unter Haftorang insbesondere den Mars verstehen müsse. Den Namen erklärt er dann: zu den 7 (nämlich Planeten) gehörig. Es wird freilich nicht deutlich, warum Mars gerade dem Norden vorstehen solle; auch erklärt er den Haftorang nur darum für Mars, weil nach seiner Hypothese kein anderer Planet ihm übrig bleibt. Es scheint daher richtiger, unter Haftorang das Bärengestirn und wahrscheinlich das kleine zu verstehen. Sind auch die übrigen Wächter nur einzelne Fixsterne und das Bärengestirn aus 7 bestehend: so zeichnet sich

*) S. Bartsch. V. 445 ff. Füßli's Künstlerlex.

„exstructi, ut de margine ad marginem XX pe„dum spacium tenderetur in latum et totidem sub„rigerentur in altum, cavitas autem universa aut „durissimis lapidibus aut creta tenacissima replere„tur, porro superficies vallorum eorundem integer„rimis cespitibus tegeretur.“

Einen ſolchen Hagen hatten dem Tacitus (A. II. 19.) zu Folge die Angrivarier an der Gränze des Cheruskerlandes gezogen, deſſen noch erhaltene Spuren zu ſehr über die alten Wohnſitze der Angrivarier und Cherusker und über die Schlachten des Germanicus gegen ſie aufklären, als daß wir nicht etwas umſtändlicher davon reden ſollten. Der Gegend von Rinteln gegen über im Schaumburgſchen liegen ein paar Gränzdörfer der alten Angrivarier, Engern und Bodenengern genannt; von dieſen zieht ſich nordwärts nach dem Steinhudermeere eine Kette von Ortſchaften, welche von dem Hagen benannt ſind, der die Oſtgränze der Angrivarier gegen das Cheruskerland zwiſchen der Weſer und Leine beſtimmte. Stadthagen, ehemals Stadt tom Hagen, civitas indaginis, genannt, iſt ungefähr der Mittelpunkt des Hagens, deſſen ſüdlichſter Punkt Sudhagen genannt wird, und deſſen nördlichſter Punkt Altenhagen unweit Hagenburg am Steinhudermeere iſt. An eben dieſem Hagen war es, wo nach Tacitus (A. II, 20 ff.), Germanicus ſeinen letzten Kampf gegen den Befreier Teutſchlands kämpfte, und zu baldiger Vernichtung ein Denkmahl mit der ſtolzen Inſchrift ſetzte: „Nach Beſiegung der Völker zwiſchen Rhein und Elbe habe des Tib. Cäſar Heer das Denkmahl dem Mars, Jupiter und Auguſtus geweihet.“ Im Mittelalter beſaßen die Grafen von Lauenrode in Hannover einen großen Theil des Hagens als Lehen des Bisthumes Minden, welches das Meiſte davon an ſich brachte; jetzt haben ihn größten Theils die Grafen von Schaumburg im Beſitz, nach deren Stammvater Adolf die von ihm erbauete Stadt Stadthagen zuerſt auch Grafen Alfshagen hieß.

Solche Hagen waren beſonders bei dem niederteutſchen Volksſtamme der Sachſen üblich, zu welchem auch die Angrivarier gehörten. Darum findet man einen ſolchen Gränzwall mit Buſchwerk und Graben auch an der Gränze des niederſächſiſchen und oberrheiniſchen Kreiſes, unweit des hannoverſchen Gränzdorfes Landwehrnhagen zwiſchen Münden und Caſſel. Die alten Städte Teutſchlands führten dergleichen Gränzwälle rings um das Stadtgebiet mit Warten an den Durchgangspunkten auf, wo ſie jedoch meiſt Landwehren genannt werden; wogegen auch die Palliſaden um eine Feſtung der Hag heißen, woher die Redensart ſtammt, vom Hag abziehen für eine Belagerung aufheben. Man darf aber nicht glauben, daß alle Namen von Ortſchaften, die ſich auf hagen endigen, von einem Hagen hergenommen ſeien, weil Hagen ſowohl als Hain auch eine Höhe bezeichnet, wie denn auch das an den Ufern der Flüſſe abgeſetzte Land Häger genannt wird. Aber die Herren von dem Hagen, oder mit der lateiniſchen Benennung ab indagine, haben ihren Namen von Umzingelungen der Gränzen erhalten: ſo auch verſchiedene Sträucher und Bäume, die vorzüglich zu Hagen und Hecken gebraucht werden, wie der Hartriegel oder die Rainweide auch das Heckholz heißt. Unter dem Hainerholze wird vorzüglich der Hagedorn oder Weißdorn verſtanden, welcher am liebſten in einem trockenen, hohen und mit Gries vermiſchten Boden wächſt, und wie kaum ein anderer Baum der Gewalt des Windes auf offenem Felde widerſteht; unter der Hainſtecke dagegen der wilde Roſenſtrauch oder die Hageroſe, Heckenroſe, deren Frucht Hagebutte, Hainbutte oder auch Hahnbutte genannt wird. Die von ihrem weißen und beſonders feſten und harten Holze benannte Weiß- oder Steinbuche ſchickt ſich, weil faſt kein Baum dicker am Stamme austreibt, vorzüglich zu Hecken in Gärten, und darum wird ſie auch Hagebuche, Hainbuche oder Hahnbuche genannt. Außerdem gibt es noch eine Hageiche und einen Hagapfelbaum.

(*Grotefend.*)

Das Wort Hag hat eine ausgebreitete Verwandtſchaft. Außer Hain iſt noch das veraltete: der Ham (Schwed. Hammar) zu beachten, welches zum Griechiſchen *αἶμος* führt. Im Bremenſchen heißt: Hameine, Homeine, ein Gehäge, und hier und da in Niederſachſen iſt Hameye das Gatterthor eines Gehäges. In Dithmarſen iſt die Hamme ein Gehäge, und in Oberſchwaben heißt heimen einzäunen und hägen. Dieß leitet dann wieder auf Heim, deſſen älteſte und urſprüngliche Bedeutung: ein Gehäge oder ein Zaun iſt. Heim: sepes, sepimentum, septum. Kilian. Heimen: sepire, obvallare, palare. Kil. Im Mittelalterlatein finden wir Haga, Haya, Heya (haye franz.) Haccium, hama, hamellus, hamelettum (hameau franz.) abwechſelnd in den Bedeutungen von Gehäge, Hof und Haus. Andre nehmen dagegen hemen, hemmen (bedecken) als Wurzel von heim an, und davon laſſen ſie Hemd und Himmel herſtammen. Ihre macht es umgekehrt und zieht hemen und hemmen als Ableitungen zu der Wurzel Heim.

Endlich begegnet uns noch in den ſaliſchen Geſetzen Cham (griech. *κώμη*, Lat. campus) und dazu das niederteutſche: der Kamp oder die Kämpe, in der Bedeutung eines eingezäunten Feldes. Zweifelhafter iſt die Ableitung von Hamen (Fangegarn), welches mit dem lat. Hamus zuſammen fällt. (*R.*)

HAGA, königl. Luſtſchloß bei Stockholm. Eine kleine halbe Stunde von Norrtull (dem Norderthore), trifft man am See Brunsviken, zuerſt auf Alt-Haga, eine einfache ländliche Wohnung, wo Guſtav III. anfangs wohnte, und dann auf Neu-Haga, ein kleines, aber freundliches Schloß, welches dieſer König ſpäterhin baute; in der Nähe dieſes Schloſſes wurde 1786 der Grundſtein zu einem größeren und ſtattlicheren Schloſſe gelegt; aber es blieb unvollendet, und ſchon wächſet Wald innerhalb der halb aufgeführten Mauern. Die Umgegend der beiden Haga iſt ſtill und lieblich: freundliche Waldthäler wechſeln mit Meereinſchnitten Felſen, Waldalleen, Boskets und ſchönen Anlagen aller Art;

der Wald beſteht aus Eichen, Birken und anderem Laub-, auch Nadelholz. Alles dieſes bildet einen großen Park, zu deſſen freundlichſten Anlagen ein offenes Luſthaus auf einer Höhe neben dem Schloſſe, an den Seiten mit Gitterwerk, mit einem herrlichen Echo im Saale, gehört. Bei Neu-Haga trifft man ein nettes Badehaus und Kaſernen, mit kupfernem Seitendach. (*v. Schubert.*)

Hagagriva, ſ. Hajagriva.

HAGAR (הָגָר), eine ägyptiſche Magd des Abraham, mit welcher der letztere mit Zuſtimmung der ſchon bejahrten und noch unfruchtbaren Sara ſeinen älteſten Sohn Iſmael zeugte, welche aber nachher durch die Eiferſucht der Sara, zum erſten Male während der Schwangerſchaft (1. Moſ. 16.), zum zweiten Male mit dem ſchon heranwachſenden Iſmael für immer vertrieben wurde, worauf Iſmael im Süden von Paläſtina ſich niederließ und der Stammvater vieler arabiſchen Völkerſchaften wurde (1. Moſ. 21.). S. Ismael, Ismaeliter. Der Name bedeutet Flucht oder flüchtig (von هَجَرَ) und ſtimmt in ſo fern zu ihrer Geſchichte, wie dieſes in vielen bibliſchen Namen der Fall iſt. Im N. T. erſcheint Hagar, die Magd, als ein Bild des alten Bundes, der nur Knechte hervor bringe, Sara als ein Typus der Freiheit des Evangeliums (Gal. 4, 24). Viele Fabeln von Hagar finden ſich bei den Muhammedanern, welche die Hagar als die Stammmutter der ismaelitiſchen Araber verehren. Nach dieſen ſoll ſie kein Kebsweib, ſondern die rechtmäßige Gattinn des Abraham geweſen ſeyn, und der Vater ſeinem älteſten Sohne Iſmael das große und reiche Arabien, dem jüngern Iſaak nur das kleinere Land Kanaan zum Erbe gegeben haben. Sie laſſen ſie zu Farama (Peluſium) in Ägypten geboren werden, und zu Mecca begraben ſeyn, wo die Pilger noch heut' zu Tage aus dem „Brunnen der Hagar" trinken *). (*Gesenius.*)

HAGARENER (hebr. הַגְרִי 1 Chron. 11, 38. 27, 21, Plur. הַגְרִיִּים Pſ. 83, 7 und הַגְרִיאִים 1 Chron. 5, 10. 19. 20), ein arabiſcher Völkerſtamm, der unter andern zur Zeit des Saul mit den Stämmen jenſeit des Jordan Krieg führte (1 Chr. 5, 10 ff.). Bei Strabo (XVI, p. 767) und Ptolemäus (V. 19) werden ſie Ἀγραῖοι genannt, bei Dionyſius Periegetes Ἀγραῖος (V. 956), und erſcheinen als Nachbaren der Nabathäer, Chamlatäer und Betenäa's: bei den Arabern entſpricht die Provinz Hadſchar (هَجَر), häufiger Bahhrein genannt, am perſiſchen Meerbuſen, mit der Hauptſtadt el-Ahhsa (الأحساء) †). Man darf nicht einwenden, daß dieſe Gegend von Gilead zu entfernt liege, da dieſe Stämme Nomaden und Karawanenhändler waren, welche häufig ihre Gränzen weit überſchritten. — Höchſt wahrſcheinlich iſt nun aber ferner, daß Hagarener und die durch ihren Zwiſchenhandel ſo berühmt gewordenen Gerrhäer am perſiſchen Meerbuſen daſſelbe Volk ſind, wiewohl Plinius (H. N. VI, 28: Sabaei, Minaei, Atramitae, Agraei, Homeritae, Gerrhaei) ſie unterſcheidet. Die Stadt el-Ahhsa liegt ganz auf der Stelle des alten Gerrha, und die Etymologie von Hagarener (Flüchtling) paßt trefflich zu der Geſchichte, da die Stadt Gerrha von einer Colonie aus babyloniſchen Flüchtlingen angelegt ſeyn ſoll (Strabo a. a. O.). Vielleicht, daß Gerrhäer (גֵּרִים Fremdlinge) ihr babyloniſch-aramäiſcher, Hagarener (von هَجَرَ fliehen) ihr arabiſcher Name iſt: beide wären von ähnlichem Urſprung, wie die Namen Philiſter (Ausgewanderte), Vandalen, Sueven, (wahrſcheinlich von Wandeln und Schweifen). Fälſchlich leiten die Rabbiner dieſes Volk von der Hagar, der Mutter Iſmaels, ab: und lächerlich erklären es die Targum's durch: Ungern. Ein alter Zeuge für die obige Combination der Hagarener und Gerrhäer ſcheint der ſyriſche Überſetzer von Pſ. 83, 7 zu ſeyn, wo für הַגְרִים im gewöhnlichen Texte das ganz unpaſſende ܓܕܪ Gadareni ſteht, vielleicht zu leſen ܓܪܪ oder ܓܪܝ Gerrhaei. (*Gesenius.*)

HAGARSTOWN, früherhin ELISABETHTOWN, der Hauptort der Marylandgrafſchaft Waſhington. Es iſt ein Marktflecken, der ſich am Antietam ausbreitet, und die Grafſchaftsgebäude, 4 Kirchen, 1 Markthaus, 1 Poſtamt, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 330 Häuſer und gegen 2000 Einwohner enthält. Alles hat hier ſchon ein ſtädtiſches Anſehen gewonnen; die Häuſer ſtehen dichter zuſammen und werden von einer Menge Handwerkern bewohnt; die Wochen- und Jahrmärkte ſind ſtark beſucht und der Handel mit den weſtlichen Grafſchaften empfängt von Tage zu Tage mehreres Leben. Der Ort liegt in dem reizenden Conegocheaguethale, etwa 14 Meilen im N.W. von Waſhington und iſt von vielen Mühlen und umgebenden Werken aller Art umgeben. (*G. Hassel.*)

HAGE (HAAGE), anſehnlicher Flecken im Amte Berum in Oſtfriesland, in deſſen Nähe ſich das, 1444 von Graf Ulrich erbaute, 1764 abgebrochene Schloß Berum befand. 156 H. 855 E. (*v. Kobbe.*)

HAGE oder HAAGJE, eigentlich GREIFENHAGE, ein blühendes und wohlhabendes Dorf, ½ Meile von Breda, im Bezirke dieſer Stadt, Provinz Nordbrabant des Königreichs der Niederlande, zwiſchen den beiden Wäldern Maſtbosch und Liesbosch, an der neuen Chauſſee zwiſchen Antwerpen und Breda, mit 4600 Einwohnern, zwei katholiſchen Kirchen, einer neuen reformirten Kirche, 2 Schulen und vielem Handelsverkehre mit Breda. (*van Kampen.*)

HAGE nennt man in den Salzſiedereien einen kleinen, hölzernen Hammer, mit welchem an das Blech der Salzpfanne geklopft wird, wenn man dieſe nach dem Sieden reiniget. (St.)

HAGE, HAGETORF, ein leichter, aber ſchwarzer Torf, ſ. Torf. (St.)

HAGEA. Eine zuerſt von Bentenat dem Gärtner de la Hage bei der Expedition von Entrecasteaux (zur

*) *d'Herbelot* biblioth. orient. u. d. W. Hagiar.

† S. *Abulf.* Arabia ed. *Gagnier*, S. 48 ff. Niebuhr's Arabien, S. 339 — 342.

Aufſuchung von la Pérouse) zu Ehren ſo genannte, auch von Pers. Syn. I. p. 262. und von *Bivona Bernardi* Manip. II. und III. aufgenommene Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen, und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe. Sie begreift vier Arten: H. Teneriffae Pers., H. gnaphalodes Pers., H. polycarpoides Bivon, und H. alsinifolia Bivon, welche man aber am paſſendſten mit der Gattung Mollia W. Gn. vereinigt. — S. den Art. Mollia. (*Sprengel.*)

Hagebuche, ſ. Carpinus XV. 213.

HAGEBUCHE (Gartenbaukunſt). Eine in das Bauweſen einſchlagende, wichtige Benutzung der Hagebuche (Carpinus Linnaei) darf hier nicht übergangen werden. Da nämlich die Zweige der Hagebuche ziemlich nahe neben einander, und bis auf eine Höhe von 20 Fuß gleich dicht aus dem Stamme hervorſproſſen, dabei ſehr kurz wachſen, und ſich leicht unter der Schere halten laſſen: ſo iſt die Hagebuche einer der vorzüglichſten Bäume zu allen Arten von Umzäunungen und Lauben. Bei der Behandlung zu dieſem Zwecke verwachſen ihre Zweige ſo mannichfaltig unter einander, daß ſie eine dichte, undurchdringliche Wand bilden, und die umzäunten Örter ſogar gegen rauhe Winde und Froſt ſchützen, welcher letztere Vortheil noch beſonders dadurch erhöht wird, daß die, obgleich ſchon im Herbſte dürren Blätter den ganzen Winter über an den Zweigen ſitzen bleiben, bis der Frühling die jungen Knospen hervortreibt. Wegen der eben gerühmten Eigenſchaften war nun auch die Hagebuche einer der Hauptbäume in der Gartenbaukunſt franzöſiſchen Stiles. Feſt konnten durch ſie die grünen Maſſen der Pflanzengebäude gebildet, und mit leichter Mühe in ihrer richtigen architektoniſchen Form gehalten werden. Dieſer ausſchließliche Vorzug des Baumes hat daher veranlaßt, alle dergleichen grüne Conſtructionen von charme, dem franzöſiſchen Namen dieſes Baumes, charmilles zu nennen, wenn ſie auch gleichwohl von anderen Baum- und Straucharten gebildet waren.

(*Leger.*)

HAGEBUCHENHOLZ, auch Hainbuchen-, Hornbaum- und Weißbuchenholz genannt, von Carpinus betulus Linnaei, dem Carpinus der alten Römer, iſt in allen ſeinen in- und ausländiſchen Arten ein im Trockenen ſehr brauchbares Bauholz; allein in abwechſelnder Witterung und in der Erde iſt es baldiger Zerſtörung unterworfen. Es iſt ſehr hart, und wenn es vollkommen ausgetrocknet iſt, an Härte dem Ebenholze gleich, nimmt dann auch durch die einfachſte Behandlung die ſchönſte Politur an. Es iſt ungemein feſt, außerordentlich zähe, und eben deßwegen, trotz ſeiner bedeutenden eigenen Schwere, ſehr fähig, große Laſten zu tragen. Beſtimmte Maße ſeines Widerſtandes und ſeiner Tragbarkeit ſ. man im Art. Feſtigkeit der Bauſtoffe. Nach Hartig wiegt der rheinländiſche Cubikfuß friſchen neunzigjährigen hagebuchenen Stammholzes 62 Pfund 12 Loth, völlig trockenen 50 Pfund 25 Loth. Das allgemeine Maß der ſpecifiſchen Dichtigkeit des trockenen Stammholzes iſt nach Eytelwein 0,755 bis 0,805.

Dieſe vortrefflichen Eigenſchaften der Feſtigkeit empfehlen das Hagebuchenholz für alle Bauſtücke im Innern trockener Gebäude, wo es beſonders für Säulen, für Pfoſten, für Unterzugsſtänder, für Ober- und Unterzüge, und für Balken, am zweckmäßigſten aber für Treppen zu gebrauchen iſt. Allein wegen ſeines ſeltneren Vorkommens in angemeſſener Größe der Stämme, wo es dann als Mittelbauholz erſcheint, kann es nur ſelten zu ſolchen Bauſtücken verwendet werden, und man muß ſich wegen ſeiner ganz vorzüglichen Brauchbarkeit zu Mühlenwerken, und überhaupt zu Maſchinenſtücken aller Art hauptſächlich zu dieſem Zwecke bei ſeinem Gebrauche beſchränken: beſonders da noch überdieß ſeine vielſeitige Benutzung zu Keilen, Arthelmen, Schlägelköpfen, Dreſchflegeln, Hebebäumen, Walzen, Rollen, Schaufeln, Schubkarren, Satteln, Kummeten, Kanonenlavetten, und überhaupt zu Ackergeräthen, Wagenzeug und Gerüſten, ſo wie zu allen Wirthſchafts- und Fabrikgeräthen, die eine vorzügliche Feſtigkeit haben und gewaltigen Laſten und Stößen widerſtehen müſſen, von ſo großem Vortheile iſt. Je mehr das Holz vom Kerne genommen wird, deſto tüchtiger iſt es zu allen ſolchen Werkſtücken und Geräthen. Wegen ſeiner Feſtigkeit uud außerordentlichen Härte iſt es ganz vorzüglich noch zu Dielen für Fußböden und Vertäfelungen, ſo wie zu allem ſtarken bürgerlichen Hausrathe, und weil es, was beſonders unſere gemeine Hainbuche betrifft, dabei eine ziemlich eintönige weißliche Farbe hat, auch zu jenem maſſiven Hausrathe zu empfehlen, der einen einfachen, angenehm großen architektoniſchen Stil erhalten ſoll.

Das reife Kernholz von völlig ausgewachſenen Stämmen iſt in Art der Bearbeitung, in Härte und Anſehen dem ſchwarzen Ebenholze ſehr ähnlich, und kann nach gemachten Erfahrungen mit Hilfe einer guten Beize zu täuſchender Nachahmung desſelben trefflich gebraucht werden. Überhaupt iſt aber das Hagebuchenholz ſehr ſchwer zu bearbeiten. Um dieſes Geſchäft einiger Maßen zu erleichtern, iſt es rathſam, die Stämme gleich nach dem Fällen zu ſchälen, zu ſchneiden oder zu ſpalten, und ins Rohe zu bearbeiten: denn je mehr das Holz austrocknet, deſto ſchwieriger wird ſeine Behandlung im Großen, und kann in kurzer Zeit nicht mehr mit der Art ausgeführt werden. Weil es indeſſen gar nicht ſpröde iſt, ſo geht die weitere Ausarbeitung desſelben mit großer Sicherheit von Statten. Bei ſeiner Bearbeitung überhaupt hat man aber beſonders noch darauf Rückſicht zu nehmen, daß es ſich nicht gerade ſpalten läßt, ſondern ungleich aufreißt.

Die Alten kannten die ungemeine Härte und die Zähigkeit, ſo wie auch die Dichtigkeit des Hagebuchenholzes ſehr wohl [1]). Sie rechneten es zu jenen Holzarten, die ſich nur dann, wenn ſie feucht gemacht wurden, bohren, und nicht einmal einen nach dieſer Vorarbeit eingeſchlagenen Nagel aus ihrer Maſſe ziehen ließen [2]). Die Griechen brauchten eine Art dieſes Holzes, welche ſie unter die Ahornarten zählten, ſo häufig zu

1) *Plinius* Histor. Natural. L. XVI. c. XI. sect. LXXVI, 3. *Vitruvius* de Architectura, L. II. c. IX, 12. 2) *Plinius* l. c.

bleiben. Der heitere Sinn, den die Ältern, als dankenswerthe Mitgabe fürs Leben, aus den Händen der Natur empfangen hatten, blieb ihm ferner getreu, wie drückend auch zuweilen der nicht selten eintretende Mangel und die Nothwendigkeit, von fremder Unterstützung zu leben, dem an Besseres Gewöhnten seyn mußte. Er besuchte seit Ostern 1723 das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo Wolf, Joh. Alb. Fabricius, Richey und Evers seine Lehrer wurden. Außer den Griechen und Römern, mit denen er sich hier näher befreundete, waren es insbesondere die neueren Sprachen und deren Literatur, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Daneben ward die älteste Freundinn, die Dichtkunst, nicht vergessen. Günther, Brockes und König blieben noch seine Führer, und zwei in jener Zeit entstandene, gegen allerlei Modethorheiten, vorzüglich gegen die Ausländerei der Zeitgenossen in Sitte und Sprache gerichtete Strafepisteln fanden in dem „hamburg. Patrioten" (von 1726) eine Stelle. Im J. 1726 bezog H. die Universität zu Jena. Die Jurisprudenz, die er, auf sein künftiges Fortkommen bedacht, als Brotwissenschaft erkoren hatte, vermochte ihn nicht zu fesseln; bei weitem mehr mußte seinem beweglichen Sinne das freie Umherschwärmen im Gebiete der Literatur und die Beschäftigung mit kleinen dichterischen Arbeiten zusagen. Einzelne derselben, meist satirischen Inhalts, fanden in dem „Patrioten" und einer andern Hamburger Zeitschrift, der 1728 von J. G. Hamann begonnenen „Matrone", Aufnahme und lenkten die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, dessen schwache Jünglingsversuche schon aus der Masse gleichzeitiger Erscheinungen nicht unrühmlich hervortraten. Waren doch unter denselben auch Lieder, wie „das Heidelberger Faß", „Aus den Reben fleußt das Leben", „Mein Mädchen mit den schwarzen Haaren", denen wenig fehlt, um als echte lyrische Ergießungen eines heitern, lebensfrohen Sinnes, auch jetzt noch auf das Freundlichste anzusprechen. Im J. 1729 verließ er Jena und kehrte nach Hamburg zurück. Bald darauf erschien die erste Sammlung seiner Gedichte[1]), die neben einzelnem Guten auch viel des Mittelmäßigen bot, dagegen Anderes, der Bekanntmachung Würdiges, darunter manches muntere, jugendlich fröhliche Lied, unbillig überging und von ihm selbst später als voreilig verworfen wurde.

Hagedorn's Hoffnung, durch einflußreiche Gönner und Verwandte (einer seiner nächsten Verwandten, war dänischer Admiral) eine baldige Anstellung im dänischen Statsdienste zu finden, ging nicht in Erfüllung, und so wendete er sich noch in demselben Jahre nach London, wo ihm in dem Hause des dänischen Gesandten am Londoner Hofe, eines Freih. v. Söhlenthal, die Stelle eines Privatsecretärs angetragen worden war. Nicht ohne mannichfaltigen Gewinn für seine literar. Bildung, obwohl nicht frei von Sorgen, da seine Anstellung ihm keinen Vortheil, als den der freien Kost und Wohnung gewährte, lebte er hier bis zum J. 1731, wo er den Gesandten durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück begleitete. Die Aussicht, die sich ihm hier, kurz nach seiner Rückkehr, zu einer festern Anstellung und einem sichern Einkommen eröffnete, mußte ihm um so willkommener seyn, da er von jetzt an der tägliche Augenzeuge von der beschränkten Lage seiner kränkelnden Mutter war und die Klagebriefe des jüngern Bruders, der seit Kurzem zu Altdorf studirte, ihn öfter, als früher, an seine und der Seinigen Mittellosigkeit erinnerten. Indessen jene Hoffnungen schlugen fehl. Zwei Jahre voll Entbehrungen und bitterer Täuschungen folgten. Ohne ein Einkommen, als das Wenige, was ein Vikariat am Dome zu Hamburg und ein Bergwerkskux abwarf, mußte er oft der Noth des Augenblicks mit erborgtem Gelde zu Hilfe kommen. Mit immer heiterer Stirn und ohne Klage ertrug er dieß Alles, und der Scherz gaukelte munter, wie zuvor, um seine der frohen Geselligkeit gewidmete Leier, die vielleicht zum ersten Male erst dann auf einige Zeit verstummte, als der Tod ihm (im October 1732) die achtbare Mutter entriß. Wie wenig überhaupt dessen war, was er, als Bedingung des Wohlseyns, ersehnte, hat er in einem Gedichte vom J. 1733, „Wünsche" überschrieben, ausgesprochen. Es heißt darin:

„O Freiheit, kann ich nur dich zur Gefährtinn haben,
Gewiß, so wird kein Hof mit meinem Flehn beschwert.
Nichts wähl' ich außer dir, als, deiner zu genießen,
Ein unverfälschtes Herz, ein immer heitres Haupt,
Wo aus zu großem Glück nicht Stolz und Wahn entsprießen,
Noch ein zu großes Leid mir Muth und Kräfte raubt."

Um die Zeit der Entstehung dieses Gedichts gingen endlich auch seine bescheidenen Wünsche in Erfüllung, indem er (1733) als Secretär bei dem English Court, einer im dreizehnten Jahrh. zu Hamburg gegründeten Gesellschaft engl. Kaufleute, eine Anstellung erhielt, die ihm, neben der erwünschten Muße und einer geräumigen Wohnung, ein Einkommen von hundert Pfund St. sicherte. Aber noch mochten die Gläubiger drängen, und vielleicht war es dieser Umstand, der ihn kurz darauf zu dem voreiligen Schritte vermochte, den seine Freunde oft beklagten und der seinem Glücke mindestens keinen neuen Zuwachs brachte. Er verheirathete sich mit der weder reizenden noch geistreichen Tochter eines zu Hamburg ansässigen, nicht unbemittelten Londoner Schneiders, Namens Butler, von der wir, da er ihrer nur selten und nur im Vorbeigehen in seinen Briefen gedenkt, fast nichts wissen, als daß sie ihm eine sorgliche Pflegerinn in seiner letzten Krankheit gewesen[2]).

1) Unter dem Titel: F. v. H. Versuch einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamb. 1729.

2) In einem seiner letzten Briefe an den Bruder nennt er sie in einer Verbindung, die nicht eben das freundlichste Verhältniß vermuthen lassen sollte. „Wenn ich ein Buch vor mir habe, sagt er, so denke ich nicht an meine Krankheit, meine Ärzte, ihre Arzeneien, meine Frau, Pflege und Wartung." Indessen heißt es in einem andern Briefe an Bodmer, worin der Kranke über die lästigen Besuche klagt, wohlwollender: „Jetzt ist mir Niemand willkommener, als eine für mich so wachsame uxor domiseda, wie ein Antiquarius sprechen würde."

Anſpruchlos und in gleichmäßigem Wechſel zwiſchen Berufsarbeit, freier literariſcher Beſchäftigung und geſelligem Genuſſe verfloſſen die übrigen Jahre ſeines Lebens, ganz wie er es ſich oft gewünſcht hatte, ohne durch große Schmerzen die Ruhe ſeines Gemüths zu ſtören, aber auch ohne durch ungewöhnliche Begünſtigungen ihn als ein bevorrechtetes Schoßkind des Geſchicks auszuzeichnen. Die Quelle des echten Lebensglücks ſtrömte in ihm, und ſein immer zufriedener Sinn wußte überall Blumen der Freude zu entdecken.

Seine keineswegs überhäuften Amtsgeſchäfte ließen ihm Zeit genug übrig, um den ihm werth gewordenen Umgang mit Griechen und Römern fortzuſetzen, und ſich von ihrem Geiſte zu nähren. Überdieß beſaß er in der gründlichen Kenntniß neuerer Sprachen, die er ſich früh erworben hatte[3]), den Schlüſſel zu den Literaturen des neueren Europa, deren Schätze er, wie Wenige ſeiner Zeit, zu ſeinem Eigenthume zu machen verſtand. Ein Kreis wackerer Freunde ſchloß ſich um ihn; und wie er im Geſpräch mit ihnen und auf Spaziergängen die Seele der Unterhaltung war: ſo wußte er auch beim fröhlichen Mahle durch geiſtreiche Scherze und anmuthige Lieder voll echter Luſt die Freude zu beleben. Unter jenen vertrautern Freunden, zu denen Brockes, der jüngere Liscov und der Buchhändler Bohn gehörten, war ihm keiner lieber, als der treffliche Carpſer, der als Menſch und Wundarzt die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger genoß, und den der Dichter ſelbſt in ſeinen epigrammatiſchen Gedichten mit den ehrenden Worten feiert:

Wünſcht Ärzten ſeine Kunſt und Königen ſein Herz!
Sein Anblick ſchon erquickt, die Schwermuth hemmt ſein Scherz.

Schien er auch im Kreiſe dieſer Freunde nur der Luſt des Augenblicks zu leben, ſo konnte es doch nur den, der ihn nicht kannte, befremden, ihn bald darauf in ſeinen Alten nach Sprüchen der Weisheit ſchöpfen, oder gleich eifrig mit den ernſten Geſchäften des Wohlthuns ſich befaſſen zu ſehen. In der That, ſo ſehr ihm auch der Umgang mit befreundeten Weſen und die geſellige Freude Bedürfniß waren, ſo mangelte es ihm doch keineswegs an dem Sinn für die ſtillern Genüſſe des Lebens, und oft wandelte er einſam, mit einigen leeren Kartenblättern zur Aufzeichnung flüchtiger Gedanken verſehen, nach ſeinem lieben, anmuthig an der Alſter gelegenen Harveſtehude, wo er, abgeſchieden vom Getümmel des nahen ſtädtiſchen Lebens, den Bund mit der Natur erneuerte, und wo manches ſeiner gelungenſten Lieder entſtanden ſeyn mag. Indeſſen ſcheint es doch, als habe er ſich der Freude von Zeit zu Zeit allzu rückſichtlos überlaſſen und namentlich im Genuſſe des Weins ſich nicht immer in den Schranken der Mäßigung gehalten. Die podagriſchen Leiden, über die er ſchon in ſeinen Londoner Briefen Klage geführt hatte, wuchſen mit den Jahren und nahmen bald einen bedenklichern Charakter an; die Waſſerſucht kam hinzu, und, was er einſt im Scherz behauptet hatte, „ein ehrlicher Mann dürfe nicht länger, als 45 Jahre leben wollen," ging beinahe wörtlich an ihm in Erfüllung. Er ſtarb den 28. October 1754. Kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er noch die, wenn wir ſeine Perſönlichkeit ins Auge faſſen, zweifach rührenden Zeilen nieder:

Mein Auge füllt ſich leicht mit freundſchaftlichen Zähren;
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein,
Die Thräne der Betrübniß ein.
Die Weisheit wird ſie nicht verwehren;
Es iſt erlaubt, ſein eigner Freund zu ſeyn.

Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Hamburg beigeſetzt, wo ein einfacher Grabſtein den Ort bezeichnet, der die Gebeine des Sängers der Freude umſchließt.

Iſt auch die Zeit längſt vorüber, wo Hagedorn's Poeſien als die erſehnten Blühten eines neuen Frühlings begrüßt und geprieſen wurden und wo es in den Augen Vieler für ein Verbrechen gegen den Geiſt des Schönen gegolten hätte, die Trefflichkeit auch nur Eines derſelben zu bezweifeln: ſo darf doch auch jetzt nicht vergeſſen werden, daß wir in ihnen die redenden Denkmahle einer merkwürdigen Literaturepoche beſitzen, denen nur Unkunde oder vornehme Dünkelhaftigkeit ihre Bedeutung für ihre und die nächſtfolgende Zeit abſprechen könnte. Aber auch als die Zeugen eines reichen und ſchönen Gemüths mögen ſie lange noch fortſprechen. Wenn es einem Dichter je gelungen iſt — und dem echten Dichter ſollte es wohl immer, — ſein ganzes eigentliches Leben in ſeinen Werken niederzulegen: ſo mag dieß von Hagedorn gelten, der, wie er war, in ſeinen Gedichten ſich gab, und den wir daher auch am beſten aus eben dieſen Gedichten nach ſeiner vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen. Erfreulich wird es dann ſeyn, das Bild, zu dem jene die Züge uns lieferten, durch die Zeugniſſe derer, die ihm im Leben näher ſtanden, beſtätigt zu ſehen. Und da iſt es denn vor Allem der rege Sinn für alles menſchlich Schöne, was unſer Herz dem Dichter gewinnt, er mag nun mit ſtammelnder Rede, wie in einigen ſeiner früheſten ſatiriſchen Jugendgedichte, die Thorheiten der Zeit geißeln, oder, wie in dem Gedicht „die Glückſeligkeit", mit frei gewordener Zunge das wahre Glück uns ſchildern. Es bedarf, um dieſe Seite ſeines Charakters ins Licht zu ſtellen, nicht erſt einer Vergleichung mit Horaz, den man in einer Zeit, wo man nur durch vergleichende Zuſammenſtellung mit einem berühmten Alten ſtark genug loben zu können wähnte, als Hagedorns geiſtigen Zwillingsbruder zu nennen nicht müde ward. Gewiß iſt es indeſſen, daß er einen großen Theil ſeiner Lebensanſichten in dem römiſchen Dichter, den er oft und immer wieder las, bereits ausgeſprochen vorfand, dann aber auch kein Bedenken trug, mit Hinweiſung auf die übereinſtimmenden Stellen ſeines Auctors, das Vorgefundene, oft mit denſelben Wendungen, zu wiederholen. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß er, was alte und neue Literatur, Griechen und Römer, Franzoſen und Engländer, ſonſt ihm boten, mit unparteiiſcher Anerkennung

[3]) Schon in London hatte er zwei kleine Schriften in engländiſcher Sprache drucken laſſen.

des Rechten in sich aufnahm und zu seinem Nutzen verwendete. Davon zeugen die aus zahlreichen Erinnerungsblättern hervorgegangenen Anmerkungen zu seinen Gedichten, in denen nur der Übelwollende die dünkelhafte Anmaßung des Halbgelehrten erblicken konnte, während sie vielmehr für seine Bescheidenheit, die ein Grundzug seines Wesens war und die es ihm nicht erlaubte, mit fremdem Eigenthume, als dem seinen, zu schalten, das ehrendste Zeugniß ablegen. Je seltener diese Bescheidenheit bei Schriftstellern, selbst von weit minderem Belange, gefunden wird, um so wohlthuender ist es, dieselbe bei einem vor Vielen reich begabten Dichter, der die Freude fast eines halben Jahrhunderts gewesen, so rein ausgeprägt zu sehen. Sie legte sich eben so in der anspruchlosen Würdigung seiner eigenen Leistungen[4]) und in der freudigen Anerkennung fremden Verdienstes, wie in der Genügsamkeit zu Tage, mit der er, uneingedenk der Ansprüche, die Stand und Talent ihm gaben, seine Wünsche mäßigte und dankbar dahin nahm, was das Geschick nicht mit allzu freigebiger Hand ihm gespendet. Die Vorzüge der Geburt galten ihm wenig[5]), und, durchdrungen von einem lebendigen Gefühl für Freiheit, Wahrheit und Recht, kannte er in der That nur eine Aristokratie der Besten. Mit warmer Herzlichkeit neigte er sich denen zu, die ihm als solche erschienen, und es waren gewiß seine innigsten Überzeugungen und Gefühle, die er in dem „Freundschaft" überschriebenen Gedichte niederlegte. Daß bei solcher Ansicht der Reichthum in seinen Augen nur einen untergeordneten Werth haben konnte, versteht sich von selbst; nur als Mittel zu einem freieren Genusse des Daseyns und zu edler, menschlicher Wirksamkeit kam das Geld bei ihm in Betracht, und wie er rastlos im Stillen, selbst helfend oder Andere zur Hilfe ermunternd, des Dürftigen sich annahm, lehrt die bekannte Geschichte des armen Bauernsohnes[6]), in welchem er durch eigene und fremde, für ihn in Anspruch genommene Milde der Wissenschaft einen treuen Verehrer, der Kirche einen wackern Geistlichen und Seelsorger gewann. Überhaupt war die Richtung seines Strebens, fast bis zur Einseitigkeit, eine durchaus praktische, und alles bloß theoretische Wissen galt ihm als werthloser Prunk der Eitelkeit und war ihm ein Gräuel. Er selbst schätzte sich glücklich, daß es nie sein Beruf gewesen sei, ein Gelehrter zu heißen. Eben darum wollte er mit den kritischen Klopffechtereien seiner Zeit Nichts zu thun haben und hielt sich in friedlicher Neutralität fern von dem Schauplatze des Kampfes, „sich in den Wissenschaften nur mit dem beschäftigend, was ihm schön, angenehm und betrachtungswürdig war[7])." Nehmen wir zu den angedeuteten Zügen noch die sich immer gleiche, über sein ganzes Wesen ausgegossene Heiterkeit und Empfänglichkeit des Sinnes, die ihn zur willkommensten Erscheinung in den Kreisen fröhlicher Genossen machte: so haben wir unstreitig das Bild eines selbst in seinen Irrthümern noch, sehr liebenswürdigen Menschen, und sofern dasselbe in seinen Werken sich abspiegelt, auch in diesen eine Reihe dankenswerther Erzeugnisse, die selbst da noch anziehend bleiben, wo bei näherer Prüfung der dichterische Gehalt als geringfügig oder zweifelhaft sich erweisen sollte.

Allerdings sind Hagedorn's poetische Werke, als solche, keineswegs alle von gleichem Werthe. — Die satirisch-didaktischen Gedichte, so wenig wir den darin ausgesprochenen wackern Gesinnungen unsern Beifall versagen können, sind dennoch zum größeren Theile nicht viel mehr, als zweideutige Versuche, eine aus vielfacher Lektüre geschöpfte Lebensphilosophie ohne sonderliche Tiefe in poetische Formen zu bringen, einige derselben in der That fast nur künstliche, aus fremden Gedanken zusammen gefügte Centonen, die durch die hie und da eingeschobenen, eigenen Betrachtungen des Dichters nur eben noch nothdürftig zusammen gehalten werden. Die beiden Gedichte, die in den Ausgaben letzter Hand die Reihe beginnen, „allgemeines Gebet" und „die Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes," von denen das erstere Pope's universal prayer umschreibt, das andere einzelne Bibelstellen zu einem Ganzen verknüpft, veranschaulichen die Weise, in welcher der Dichter auch anderwärts, ohne deßhalb ganz aus dem Kreise seiner Eigenthümlichkeit heraus zu treten, das Eigene dem Fremden zu verschmelzen und dieses in sein Blut und Leben zu verwandeln versuchte. Hageb. neigte sich von früh an dieser Gattung, die allein damals auf höhern Dichterruhm Anspruch gab, und für die auf lange Zeit hinaus Opitz den Ton angegeben hatte, mit Vorliebe zu. Für das Höchste, was er darin zu leisten vermochte, bieten zwei Gedichte „die Glückseligkeit" und „die Freundschaft," beide bis auf Weniges von fremder Zuthat frei und rein aus seinem Innern hervorgegangen, den Maßstab dar. In ihnen vorzüglich bewährt sich jene Empfänglichkeit für das Rechte und Wahre und jener warme Eifer für Menschenwohl, deren wir oben gedacht haben, und die freilich für den Mangel an Phantasie und tieferem poetischen Gefühle nicht immer ausreichenden Ersatz leisten, aber in ihrer Zeit um so mehr erfreuen mußten, da der letztere selbst dann, wann er mit verdienter Strenge das Laster oder, wie in dem „Gelehrten," die Thorheit züchtiget, das Gesetz des heitern geselligen Anstandes nie aus dem Auge verliert[8]). — Diesen größeren di-

4) Er war selten ganz zufrieden mit dem, was er geschrieben, und besserte immer fort nach, wie auch die Vergleichung der späteren Ausgaben seiner Gedichte mit den früheren lehrt. 5) „Nicht Erbrecht noch Geburt, das Herz macht groß und klein," heißt es im Gedicht: die Glückseligkeit. 6) Gottl. Fuchs, der Sohn eines armen Bauers im sächs. Erzgebirge, kam in seinem 18ten Jahre auf das Gymnasium zu Freiberg. Ein Gedicht, worin er mit frommem Vertrauen auf göttliche Hilfe sein Schicksal erzählt, kam in Gottsched's Hände und wurde von diesem in dem neuen Büchersaal (1746. B. 2.) bekannt gemacht. Hag. brachte in Kurzem durch seine und seiner Freunde Beiträge 700 Thlr. zusammen, die es dem armen Jünglinge möglich machten, 5 Jahre in Leipzig zu studiren. Im J. 1751 ward er Diak. zu Zehren, 1769 Prediger zu Taubenheim bei Meißen, an welchen letztern Ort er sich 1787 mit einem Ruhegehalte zurückzog.

7) S. Schreiben an einen Freund, vor den Gedichten, 4te Aufl. Bd I. S. XXI. 8) Der Baron Grimm sagt in

daktiſchen Poeſieen, in denen die vertraute Bekanntſchaft mit den Lehrgedichten der Engländer nicht zu verkennen iſt, ſchließen ſich, als aus denſelben Anſichten und Geſinnungen hervorgegangen, ſeine Epigramme an, Einfälle und Betrachtungen des Augenblicks, erzeugt im Umgange mit Literatur und Welt. Von dem Vielen, was er in dieſer Art gedichtet, wurden nur 105 einzelne Stücke in die letzte Sammlung aufgenommen, und auch unter dieſen iſt, unſers Bedünkens, keines, das mit dem Beſten, was das 17te Jahrh. bereits in derſelben Gattung geliefert hatte, die Vergleichung aushielte. — Als leichten und gewandten Erzähler zeigte er ſich in ſeinen Fabeln und Erzählungen, zu denen ihm La Fontaine und La Motte die erſte Anregung gegeben zu haben ſcheinen, und von denen die erſten im J. 1732 bekannt wurden. Arbeitete er hier auch meiſt nur nach fremden Muſtern, die er in den beigefügten Anmerkungen offen nannte, und hatte er in Boner und Burkard Waldis nicht zu verachtende Vorgänger, ſo wie in Gellert einen Nachfolger, der ihn an Gemeinfaßlichkeit weit übertraf: ſo bleibt ihm dennoch das Verdienſt, dieſer Gattung unter den Teutſchen aufs Neue Eingang verſchafft, manches treffliche Alte und Neue abermals in Umlauf geſetzt und zeitgemäße Wahrheiten in einem anmuthigen Gewande der größeren Leſewelt näher gebracht zu haben. Was aber, mehr als alle dieſe Verſuche, Hagedorn's Namen auch jetzt noch uns theuer machen muß, das ſind ſeine Lieder. Wir ſind weit entfernt, von ihnen den alten Spruch zu wiederholen, „daß ſie die erſten ſeien, deren ſich der teutſche Geſchmack nicht zu ſchämen habe, am wenigſten möchten wir in Eſchenburg's Freude darüber einſtimmen, daß durch ſie die alten Volkslieder verdrängt worden [9]); aber als freie Ergüſſe eines heitern, für frohen Lebensgenuß begeiſterten, mit ſich und der Welt zufriedenen Herzens, die nur ſelten, bei überwiegender Reflexion, den rechten Ton verfehlen und, ſangbar, wie das echte Lied ſeyn ſoll, meiſt alle ihre Melodie ſchon in ſich tragen, ſo wenig Hageb. auch von Muſik verſtand [10]), verdienen ſie die vollſte Anerkennung. Außer den oben ſchon genannten Jugendgedichten zeichnen wir unter ihnen als gelungen aus: „die Landluſt," „die Alte," „den Kuß," „den Mai," „den Morgen," und den in muthwilliger Laune ſcherzenden „verliebten Bauer." Ihnen allen, wie dem Meiſten von dem, was des Dichters letzte Feile erfahren, gebührt übrigens das Lob eines leichten, anmuthigen Fluſſes der Rede, eines gefälligen, von Härten freien Versbaues und einer in jener Zeit ſeltenen Correctheit des Ausdrucks; er war Einer von denen, die dem Flitterprunke der Lohenſteinſchen Schule den Reiz der Einfalt und Natürlichkeit entgegen ſtellten, ohne in geiſtloſer Seichtigkeit ſich ſelbſt zu verlieren; und in Bezug auf dieſe Vorzüge konnte Wieland ihn den Dichter nennen, „den an Feinheit des Geſchmacks Keiner, von welcher Nation er ſei, übertroffen, der unter allen unſern Dichtern ſeine Werke am meiſten gefeilt hat, und dem Wenige an Fleiß jemals gleichen werden."

So hat uns Hagedorn in ſeinen Werken ein ſchönes Denkmahl ſeines Seelenlebens hinterlaſſen. Ein Anderes ſetzte ihm Klopſtock, voll würdigender Liebe, im ſechsten Geſange ſeines Wingolf.

Die erſte Sammlung ſeiner Gedichte war die oben genannte von 1729. Neun Jahre ſpäter erſchien ſein Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen (Hbrg 1738), von denen einige ſchon früher in die letzten Bände der Poeſie der Niederſachſen, einer von Weichmann und Kohl (1730 — 38) herausgegebenen Sammlung, aufgenommen worden waren. Im J. 1747 veranſtaltete H. eine Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte unter dem Titel: Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf Büchern, Hamburg 1747, von deren beifälliger Aufnahme mehrere, kurz auf einander folgende Auflagen zeugten. Die zum Theil früher ſchon, ſeit 1740, einzeln gedruckten moraliſchen Gedichte wurden 1750 zu einer Sammlung vereinigt, die 1752 in einer zweiten Auflage erſchien. Endlich traten nach Hagedorns Tode in einer Ausgabe letzter Hand ſämmtliche Werke des Dichters — eine größere Ausg. Hamb. 1756 und eine kleinere ebend. 1767 — ans Licht. Sie erlebten in dieſer Geſtalt mehrere Auflagen bis zur Erſcheinung der ausgezeichneten, mit ſchätzbaren Abhandlungen des Herausgebers bereicherten Eſchenburg'ſchen Ausgabe [11]).

Außer dieſer Ausg. iſt über H. zu vergleichen: Chr. H. Schmid's Biographie der Dichter, Th. 2. S. 359 folg.; Deſſen Nekrolog ꝛc. S. 278 und folg.; Leſſing's Collectaneen zur Liter. herausg. von J. J.

---

ſeinen zu Paris im November 1750 geſchriebenen Lettres sur la littérature allemande: „Mr. de Hagedorn est un autre poéte philosophe, mais un de ces sages aimables et enjoués, qui mêlant le badinage et l'agrément à la philosophie lui attirent plus de sectateurs. Il a chanté l'amour et la vertu, le vin et la sagesse." Freilich ein Lob, das ſich wohl nur in franz. Sprache erträglich ausnimmt. S. Supplément à la Correspond. litt. de M. M. Grimm et Diderot, par *A. A. Barbier*. Paris, 1814. 9) S. Eſchenburg's Ausg. Th. 4. S. 102. 10) Liscov erzählte ſcherzend, daß, um die Andacht der Zuhörer nicht zu ſtören, die engländiſche Gemeinde in Hamburg bloß ſeinetwegen eine Orgel habe bauen müſſen, damit man ſeine Stimme nicht hören könne. — Mehrere Hagedornſche Lieder wurden von Bach, Graun, Quanz und Telemann in Muſik geſetzt.

11) Fr. v. Hagedorn poetiſche Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik und mit Auszügen ſeines Briefwechſels begleitet von J. J. Eſchenburg. Fünf Theile. Hmbrg 1800. 8. Die erſten drei Theile enthalten die Gedichte in derſelben Reihenfolge, wie in den frühern Ausgaben. Der Inhalt des 4ten Theils iſt: 1) über H. Leben und Charakter; 2) über d. poet. Werke; 3) Nachtrag von Gedichten; 4) H. Verſuch einer Abhandlung von den Geſundheiten und Trinkgefäßen der Alten; 5) Nachträge über H. früheſte Jugendverſuche, von ſeinem Lieblingsaufenthalte zu Harvſtehude, über Pet. Carpſer, von den Gedichten über ſein Abſterben, über ſeine Denkmähler und Bildniſſe. Der 5te Theil enthält den Briefwechſel: 1) Briefe von H. an Weichmann, an ſeinen Bruder, an Fuchs, Enderlein, Bodmer, Ebert, Gleim, S. G. Lange; 2) Briefe an ihn von Bodmer, Ebert, Gleim, S. G. Lange; 3) Briefe an ihn von Bodmer, Gärtner, Gellert, Rabener, Ebert, Giſeke, Schlegel und Jeruſalem. — Eine neue wohlfeile Ausg. ſeiner poetiſchen Werke erſchien 1825 (Hamburg bei Campe.)

Eschenburg, Bd 1. S. 325 folg.; Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten ꝛc. Bd 2. S. 286 folg. und Fr. Horn, die Poesie und Beredtsamkeit der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart, Bd 3. S. 20. *(Förster.)*

HAGEDORN (Christian Ludwig v.), war der jüngere Sohn des dänischen Conferenz- und Statsraths Hans Stats von Hagedorn, welcher als Minister bei dem niedersächsischen Kreise bald in Braunschweig, bald in Hamburg, bald in Stade lebte, und in Statsgeschäften vielfach bethätigt, durch gelehrte und feine Bildung sich allgemeine Achtung erworben hatte. Er war zu Hamburg den 14. Februar 1713 (nicht 1717, wie Andere angeben) geboren, und erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause durch den nachherigen Landvogt in Oldenburg Heinrich Anton Günther. Der wohlbegüterte Vater verlor durch Unglücksfälle den größten Theil seines Vermögens und starb 1722. Die Mutter übernahm die Erziehung des jüngern Sohns und flößte, da sie selbst die Malerei mit vielem Talent betrieb, demselben Neigung und Interesse für die bildende Kunst ein. Hamann, der Herausgeber einer zu ihrer Zeit vielgelesenen Zeitschrift, die Matrone, ertheilte ihm den wissenschaftchen Unterricht. Ob er, wie sein Bruder, auch das Gymnasium in Hamburg besucht habe, ist nicht bekannt. Die akademischen Studien betrieb er vom Jahr 1732 zu Halle, und dann in Jena, wohin auch sein aus London zurückgekehrter Bruder kam. Dieser hegte die zärtlichste Liebe zu ihm und unterstützte ihn, als die spärlichen Verhältnisse ihm Sorge zu bereiten anfingen. Er wählte die diplomatische Laufbahn und übernahm als Legationssecretär und später als Minister die Geschäfte an mehreren Höfen, bis er in Dresden seinen festen Wohnsitz fand. Die Malerei und die Theorie der bildenden Kunst überhaupt ward sein Hauptstudium, obgleich er auch der diplomatischen Wissenschaft und Literatur einen selbstthätigen Antheil zuwendete. Seit dem Jahre 1739 sammelte er an einem eignen Kabinet von Gemälden, welches er selbst beschrieb, besuchte die Gallerien in Teutschland und trat mit den vorzüglichsten Künstlern seiner Zeit in nähere Verbindung. Die Kunstschätze in Dresden, die Gunst des Hofes und der Verein kunstliebender Freunde fesselten ihn für immer. Im Jahre 1764 wurde er zum sächsischen geheimen Legationsrath und Generaldirector der Kunstakademien in Dresden und Leipzig ernannt. Der Akademie stand er mit unermüdlichem Eifer vor, und unterstützte mildthätig manchen bedürftigen Künstler, zog ehrenwerthe Lehrer herbei, und war eifrig bemüht, die Talente in den Zöglingen zu wecken und durch äußere Lebenshilfe deren Ausbildung möglich zu machen. Im J. 1765 veranstaltete er die erste Gemäldeausstellung der Akademie zu Dresden. (M. s. Biblioth. der schönen Wissensch. 12. Bd S. 365). Sein Verdienst staunte die Mitwelt bewundernd an. Ein durchaus rechtlicher Charakter und menschenfreundliche Güte, entfernt von allem Stolze, erwarben ihm Liebe und Wohlwollen. In den letzten Lebensjahren verlor er das Licht der Augen. Er starb in der Nacht vom 24. Januar 1780 im 67sten Jahre. Hagedorn's Werth und Verdienst wird gemeinhin zu gering angeschlagen, da doch die spätere Zeit nur auf den von ihm gelegten Grundsteinen fortbaute. Er brach auf vielen Punkten neue Bahn und belebte das Studium der bildenden Kunst in Verbindung seiner Freunde, Winkelmann, Mengs, Lippert, Öser auf eine gründlichere Weise, als bisher die französischen Schriftsteller gelehrt hatten. Doch ist er eigentlich als ein Vorläufer von Winkelmann zu betrachten. Wie sehr ihn dieser achtete und liebte, hat derselbe im fünften der Briefe an Freunde ausgesprochen. Doch wo auch sonst in Schriften jener Zeit seiner Erwähnung geschieht, gebricht es nicht an Anerkennung seines Werthes. Man nannte ihn den teutschen Caylus. Seine Werke erschienen ohne seinen Namen; so wollte es seine Bescheidenheit. Zuerst gab er einen Katalog der seit funfzehn Jahren gesammelten Gemälde an Zahl 225, doch mit dem Zwecke, sich bei der Erläuterung derselben auch über das Leben und die Werke der Meister zu verbreiten, und sowohl auf die Regel der Kunst hinzudeuten, als auch die Grundsätze des damals verbildeten Geschmacks zu läutern: Lettre à un amateur de la peinture, avec des éclaircissemens historiques sur un cabinet et les auteurs des tableaux, qui le composent. Ouvrage entremelé de digressions sur la vie de plusieurs peintres modernes. à Dresde 1755. 8. Da die Gemälde größten Theils von neuern Malern herrührten, fand Hagedorn nicht Gelegenheit, auf die Künstler der frühern, guten und besten Zeit einzugehen, und blieb überhaupt noch zu sehr in Bewunderung befangen; allein ein gesundes, ruhiges Urtheil bewährt sich durchaus, namentlich da, wo er sich den Aussprüchen der Franzosen entgegen stellt. So machte er zuerst auf den Charakter und Werth teutscher Malerei aufmerksam und würdigte den gothischen Stil der Baukunst, wie Keiner vor ihm. Dem Buche war eine Abhandlung über die Widerscheine in der Malerei angehängt. Gehaltvoller und in seiner Wirkung auf die Zeit höchst wichtig war das zweite Werk: „Betrachtungen über die Malerei. 2 Th. Leipzig 1762." Hier wollte H. die Grundsätze der zeichnenden Künste vollständig und, wie er selbst angibt, zur Befestigung des Geschmacks lehren, wenn auch nicht ein förmliches Lehrbuch liefern. Er beginnt mit Erörterung der Natur des Schönen, freilich nach damals durch ihre Neuheit giltigen Ansichten der Baumgarten-Meierschen Schule, aber doch mit Hindeutung auf die Antike, welche es mit Darstellung idealer Schönheit allein zu thun habe und dem Künstler die Muster darbiete. Mit diesem Ausspruche war ein großer Vorschritt bezeichnet. In vier Büchern handelt er von der Erfindung, Composition, Zeichnung und Farbengebung. Mag immerhin der Begriff der Schönheit als der Vollkommenheit im Mannichfaltigen, die nur durch Zierlichkeit vom Guten unterschieden wird, todt und unbrauchbar vorausstehen, und überall der Mangel an systematischer Grundlage und Einheit sichtbar werden, sich auch vieles Einseitige und eine durch die Unkenntniß der Leistungen der

größten Meister herbeigeführte Dürftigkeit der Entscheidung nachweisen lassen: so behauptete das Werk doch einen doppelten großen Werth, indem es den Künstler und Kunstkenner zur Besonnenheit aufrief, und einzelne Regeln in ihrer Gesetzlichkeit und Anwendbarkeit aufhellte. Im Besondern waren die Urtheile über die Gränzen der Kunstsphären, über den behutsamen Gebrauch der Allegorie, über das Wesen und den Werth der Zeichnung für jene Zeit von wirksamer Bedeutung. Daher thut Goethe in s. Winkelmann der Sache und dem Verdienste Unrecht, wenn er von Hagedorns Schrift behauptet, sie habe wie andere auf den Gang der Kunst keinen bedeutenden Einfluß gehabt. Vorurtheile zu vernichten, eingewurzelten Irrthümern entgegen zu arbeiten, war damals schon hoch anzuschlagen; es war der Anbau im Einzelnen achtungswerth. Nicolai's Urtheil und Lob, in den Literaturbriefen 23. Bd S. 3 ausgesprochen, hallte in ganz Teutschland wieder und man bewunderte in dem Werke nicht allein einen unerschöpflichen Reichthum der Kenntnisse, eine besonnene Kritik und das Muster klassischer Darstellung, sondern schöpfte aus ihm auch die Begeisterung für Werke alter und neuer Kunst, die Erweckung eines reinen Kunstsinns, die Läuterung des edlern Geschmacks, welche, nachdem Winkelmann, auf einen freieren Gesichtskreis gestellt und mit gründlicherem Studium ausgerüstet, volles Licht über alte und neue Zeit verbreitet hatte, auf dem nun urbar gemachten Boden tiefere Wurzeln fassen und die Früchte späterer Ausbildung in gedeihlichen Keimen vorbereiten konnten. Man wird von ihm als einem durch lange Erfahrung und mit der Technik vertrauten Kunstkenner immer noch Vieles lernen können. Nicht zu übersehen ist auch das Verdienst, welches Hagedorn in Bildung einer teutschen Kunstsprache zufällt, wenn auch seine Darstellung gezwungen und schwerfällig genannt werden mag; denn er schrieb besser französisch als teutsch. Das Werk erschien von Huber ins Französische übersetzt 1775 mit Zusätzen des Verfassers. Einen Auszug gab Lang in seiner Bibliothek für Maler. Erlangen 1789. S. 65 und in seinen Briefen für Maler. 1r Bd. Frankf. 1791. Auch als Künstler selbst zeichnete sich Hagedorn aus. Sein Fach war Landschaftmalerei. Mit lobenswerther Sorgsamkeit betrieb er die Kupferstichkunst und unternahm ein Werk, in welchem er hundert geäzte Landschaften und charakteristische Köpfe geben wollte nach eigener Erfindung und fremden Vorbildern. Es erschien nur die erste Abtheilung von 51 Landschaften 1744, unter dem Titel: Versuche, denen 1765 neue Versuche in sechs Landschaften folgten. Man kann in ihnen Erfindung und Ausführung geistreich nennen. Über sie spricht Harms in seinen Briefen an Hagedorn, wie über dessen gesammte künstlerische Bildung. Die Unwissenheit des Verfassers eines Katalogs vom Grafen de Vence gab Veranlassung, daß Basan einen teutschen Künstler Namens Versuch aufführte. Außer den genannten Schriften schrieb Hagedorn eine Abhandlung: die Mittel in der gelehrten Welt berühmt zu werden, im Neuen gemeinnützigen Magazin 1r Bd. Hamburg 1760. Discours sur les différens charactères des envoyés, in der Vorrede zu Moser's Schrift: der Belgrader Friedensschluß, Jena 1740. und Recensionen in der von Weiße herausgegebenen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, wo auch zwei Abhandlungen aus dem Werke über die Malerei im 6. Bande früher erschienen waren. Torkel Baden gab: Briefe über die Kunst von und an Hagedorn, Lpz. 1797, aus dem Nachlasse heraus. Sieben Briefe an Hagedorn's Bruder enthalten Ergänzungen zu seinen Schriften und gehaltreiche Notizen und Warnungen für Sammler. Sein Eifer für vaterländische Kunst erscheint hier wahrhaft liebenswürdig. Eine größere Anzahl Briefe gelangte mit des Bruders Nachlaß in Eschenburg's Besitz. Seine Gemäldesammlung befindet sich in Kopenhagen. (*Hand.*)

HAGEL (Schlossen, Graupeln), grando, grêle nennt man die nach gewissen Krystallisationsgesetzen durch Gefrierung aus den zu wirklichen Tropfen zusammentretenden Wasserdünsten in der Luft gebildeten größern oder kleinern Eismassen.

Neuere von J. Nöggerath an den 1822 zu Bonn niedergefallenen Hagelmassen gemachte Beobachtungen, die mit den Delcros'schen in Frankreich zusammen treffen, lehren, daß die Hagelbildung auf bisher unbeachtet gebliebenen Krystallisationsgesetzen beruht, und daß der gewöhnlich fallende Hagel nur aus Bruchstücken großer Massen besteht, die kugelförmig sich gestalten, mehrere regelmäßige Schichten über einander darstellen, und von innen aus durch eine Explosion zerspringen, auch an der Oberfläche in Zacken auslaufen, die aber größten Theils während des Falles schmelzen *).

Im Hagelwasser, wohl dem reinsten atmosphärischen oder Luftwasser, fand Witting eine auffallend große Menge von salpetersaurem Silber, schön purpurn fallender organischer Substanz, außerdem dasselbe ganz frei von Salzsäure und andern Beimischungen, wie das Wasser des einige Tage hinter einander gefallenen Schnee's. Aber auch aus ihm bildet das Sonnenlicht grüne Wasserfäden hervor, und im Dunkeln erleidet es eine allmälige Trübung in Glasflaschen, deren Wände davon erblinden. — Noch unverdorben kann es die Stelle des reinsten destillirten Wassers vertreten zum Waschen unserer Haut, so wie zum chemischen und arzneilichen Behuf.

Hagel heißt auch das Bleischrot für Schießgewehre (s. oben Blei). (*Th. Schreger.*)

HAGEL (Geschichtlich in Bezug auf Wunderglauben). Die alten Völker des Orients betrachteten den Hagel um so mehr als ein furchtbares Wunder des Himmels, je seltener er bei ihnen zu fallen pflegte. Dahin gehört vorzüglich der Hagel, durch welchen Ägypten, mit Ausnahme des Landes Gosen, vor dem Auszuge der Israeliten heimgesucht wurde (2. B. Mos. IX, 15). Ein zweites merkwürdiges Hagelwetter fällt in die Zeiten des Josua (Jos. X, 10) und wird von einigen Auslegern

*) Vergl. Nöggerath in Schweigger's Journ. f. Ph. u. Ch. 1823. VIII. Bd.

für einen eigentlichen Steinregen gehalten *). Vgl. Pſalm XVIII, 13 ff. CV, 32 Jeſaias XXX, 30. Haggai II, 18. So mag auch bei den Römern der Hagel als Steinregen bezeichnet worden ſeyn. Von einem ſolchen erzählt Livius unter der Regierung des Tullus Hoſtilius und öfter. Andre Wundernachrichten dieſer Art laſſen ſich aber auch auf Meteorſteine deuten.

Die Griechen und Römer hatten im Allgemeinen eine abergläubiſche Furcht vor dem Hagel. Der berüchtigte Kleon der Paphlagonier hielt ſich eigene Hagelpropheten, um ihn abzuwenden oder doch ihm vorzubeugen. Man bediente ſich dazu verſchiedener Mittel. Pauſanias (II, 34) erzählt von Opfern und Zaubereien, und der Kaiſer Konſtantinus IV. lehrt in ſeinem Buche von dem Ackerbaue weitläufig, welche Mittel zu dieſem Behufe probat, und welche eitel und abergläubiſch wären. (*R.*)

Hagel, Schiesshagel, Hagelfabriken, ſ. Schrot und Schrotkörner.

HAGEL (Linguiſtik), ein beſonders in Niederſachſen gebräuchliches Wort, um, in Verbindung mit Jan oder Hans, (vergl. Hans) den gemeinen Pöbel zu bezeichnen. Die Vergleichung mit dem engländiſchen John Bull paßt nicht ganz, denn dieſer repräſentirt oft das ganze Volk, noch gibt ſie eine Erklärung des teutſchen Wortes.

Adelung ſetzt mit dem Jan Hagel den Ausdruck verhagelt d. h. vertrackt, verzweifelt, in Verbindung. Aber dieſes erklärt ſich leichter durch das Sprichwort: Daß dich der Hagel!**) Vielleicht iſt die Benennung gerade zu vom Hagel hergenommen, um eine gedrängte und ungeſtüme Menge von gleichartiger Maſſe und Geſtalt zu bezeichnen. (*R.*)

HAGEL (Balthasar), zu Murnau in Oberbaiern 1557 geboren, trat 1572 in den Jeſuiterorden, war mit der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, auch mit der Kaſuiſtik wohl bekannt, wurde 1577 Profeſſor dieſer Sprachen auf der Univerſität zu Ingolſtadt, 1606 der Kaſuiſtik, legte dieſe Stelle 1609 Kränklichkeit wegen nieder, las auch philoſophiſche, moraliſche und dogmatiſche Collegia, wurde als Miſſionarius nach Brixen geſchickt, die verfallenen Sitten unter dem Klerus wieder herzuſtellen, ſchrieb Disp. de metallis et lapidibus Ingolst. 1583 und 1590. 4. Disp. de meteoris, ibid. 1588. 4. Reformationem Brixinensem. — Scholae theologicae in quibus casuum conscientiae cognoscendorum brevis ac certa Methodus, libri tres. Ingolst. 1606. Ms. 4. Unter dem Namen Dan. Paradin, Arznei wider die Ketzer — Formae reformatae conficiendi literas censuales, und ſtarb am 20. Mai 1616 †). (*Rotermund.*)

Hagelassecuranz, ſ. Versicherungsanstalten.

HAGELBUNT, wird eine Abänderung des Roheiſens genannt, die ſich durch eine graulichweiße Bruchfläche, mit weißen Flecken untermiſcht, auszeichnet. Auf dem Harze nennt man ſie halbirtes Roheiſen, weil ſie bei einem geringern Erzſatz, als die Erzeugung des weißen, aber bei einem höheren, als die Erzeugung des grauen Roheiſens erfordert, erblaſen wird. Haben die fremdartigen Beimiſchungen der Eiſenerze keinen nachtheiligen Einfluß auf die Güte des Roheiſens: ſo iſt die Erzeugung des Hagelbunter oder halbirten Roheiſens am vortheilhafteſten. Sind hingegen die fremdartigen Beimiſchungen der Eiſenerze der Güte des Roheiſens nachtheilig, oder bedient man ſich der Coaks zum Schmelzen: ſo darf die Erzeugung des halbirten Roheiſens nicht Statt finden, da in dieſem Falle das Erblaſen eines möglichſt grauen Roheiſens unumgänglich nothwendig iſt. (*A. Schmidt.*)

HAGELFEIER. So nennt man in einigen katholiſchen Ländern das Feſt St. Johannes und Paulus, welche für Schutzpatrone gegen die Ungewitter gelten. Auch feiert man hier und da unter den Proteſtanten die Tage, an welchen irgend einmal ein ſtarker Hagel gefallen iſt. (*R.*)

HAGELGANS (Joh. Georg), ein Hiſtoriker des 18ten Jahrhunderts, der zu Lauterbach in Heſſen geboren war, und als Saarbrückſcher und Uſingenſcher Archivar zu Saarbrücken ſtand, wo er 1762 oder nach Adelung 1765 geſtorben iſt. Er ſchrieb in einem Zeitalter, wo die Kunſtgeſtalt des hiſtoriſchen Stils in Teutſchland noch auf einer niedrigen Stufe ſtand; ſeine verſchiedenen Werke, die zu ihrer Zeit ein ſtarkes Publikum fanden, haben dieſe nicht überlebt, und dürften nur noch hervor geſucht werden, um zu zeigen, wie der Hiſtoriker nicht ſchreiben müſſe. Auch ſeine Naſſau'ſche Geſchlechtstafel, Frankf. und Leipz. 1753. Fol., dürfte nur durch die beigefügten Diplomata und Urkunden, die jetzt ziemlich zerſtreuet ſeyn werden, einen gewiſſen Werth behalten. Die zum Theil wunderlichen Titel ſeiner Schriften hat Meuſel im verſtorb. Teutſchl. V. 40, 41 aufbewahrt. (*G. Hassel.*)

HAGELGANS (Joh. Heinr.) war zu Rodach in Franken am 23. November 1606 geboren, wurde 1633 Profeſſor der Beredſamkeit am Gymnaſium zu Coburg, nachher auch Profeſſor der Geſchichte und Dichtkunſt, war dabei Inſpektor der Alumnen, und ſtarb nicht 1647, wie Jöcher ſagt, ſondern 1653. S. Gottfr. Ludewig Ehre des Casimir. acad. zu Coburg, S. 88. Er hinterließ manche noch nützliche Schriften, unter andern Diss. de prisca Germanor. aetate, in qua de gentis nostrae origine agitur. Cui accessit Ulrici Hutteni Arminius. Cob. 1635. 12. 6 Bogen, und von ſeinem Enkel Joh. Tob. Hagelgans, Leipzig 1718. 8. — Diss. de Titulo: Nos dei gratia — de re militari priscor. german. ad ductum C. C. Taciti. Lips. 1671. 4. 5 Bogen, — des theuren Fürſten Arminii glorwürdige Thaten, aus den römiſchen Hiſtorien verteuſcht, ſammt einer Landtafel. Nürnb. 1643. 12. 11 Bog. — Commentatio histor. liter. de cognominibus eruditorum, Coburg. 1720. 4. u. a. m. (*Rotermund.*)

Hagelgeschwulst, ſ. Hirschkorn.

---

*) S. die Ausleger zu dieſer Stelle, und namentlich Joſephus, die Überſetzung der Septuag., Voſſius und Grotius.

**) So ſagt man auch, ſich verwundernd: Ei, der Hagel! Frener: ein Hagelskerl. Hagel i. e. Eierhagel. S. Ei.

†) S. *Mederer* Annal. Ingolstad. Acad. II. 33. 185. 194. 216.

HÄGEMAHL, ist die thüringensche Benennung für ein Institut, das auch im Königreiche Sachsen als Körtag, in Hannover und Braunschweig als Bauerkör, Tucht, und in Würtemberg und Baden als Vogt- und Rügengericht vorkommt. Noch andre Localnamen s. bei Klüber öffentl. R. des teutsch. Bundes, 2te Ausg. §. 291 mit Not. c. Der Ursprung fällt mit dem der Dörfer in den nämlichen Zeitraum. Als im 15ten und 16ten Jahrhunderte die jetzige teutsche Gerichtsverfassung sich gestaltete, zogen die Gesetzgeber Gegenstände, zu deren Beurtheilung mehr ökonomische Localkenntniß, als juridische Gelehrsamkeit erforderlich schien, nicht mit in den Bereich der neuorganisirten, mit rechtswissenschaftlich gebildeten Männern besetzten Gerichte; die alten Einrichtungen erhielten sich für dergleichen einfache und schnell und wohlfeil zu erledigende Punkte. Die Dorfordnungen, das Herkommen liefern die Normen, freilich sehr verschieden an verschiedenen Orten, aber meistens folgenden Inhalts: Die Gemeindevorsteher, bald obrigkeitlich ernannt, bald zwar von der Gemeinde gewählt, aber von der Statsbehörde bestätigt, versammeln alle Gemeindeglieder zu gewissen Zeiten an einer bestimmten Stelle; die Dorfartikel werden verlesen, neue Nachbarn gegen eine gewisse Abgabe verpflichtet, Flurschützen, Hirten und andere Gemeindediener ernannt; die Beiträge zu ihrem Lohne und sonstige Gemeindeumlagen eingesammelt; über Benutzungsweise des Gemeindeguts werden Beschlüsse gefaßt, sodann kann jeder Anwesende rügen, worin etwa ein Anderer gegen die Dorfpolizeiordnung gefehlt, z. B. mehr Weidevieh, als ihm zukommt, gehalten, Wege beschädigt, in den Forsten gefrevelt, Gränzsteine ohne Beisein des Nachbars verändert, Letzterem etwas im Felde entwendet, abgeackert, abgegrast, abgehütet, zu viel geerntet, durch Vieh Schaden anrichten lassen u. s. w. — Die Sache wird sofort kürzlich ermittelt und dann vom Vorgesetzten die in der Dorfordnung festgesetzte Strafe (meistens in Geld oder Bier bestehend) und Schadloshaltung ausgesprochen. Dem, der sich hierdurch beschwert erachtet, steht gewöhnlich der Recurs an das ordentliche Gericht frei. Ergreift er diesen nicht, so ist das Hägemahl häufig befugt, seinen Spruch durch Abpfändung zu vollziehen. S. Hägergüter und außer den bei Mittermaier Grundsf. des teutschen Priv. 2. Ausg. §. 115, 119 und 120 erwähnten Gesetzen und Schriftstellern, von Beck und Lauterer Landrecht der Grafsch. Erlach, Darmstadt 1824 (die Haingerichtsordnung, S. 122 fg.) Andr. Buchner d. öff. Gerichtsverfahren, Erlang. 1825. S. 143 — 148. Klingner Samml. z. Dorf- und Bauernr. Th. III. S. 577 fg. Haubold Lehrb. d. sächs. Priv. S. 37. Westphal teutsches Priv. Th. I. S. 248 fg. W. H. Posselt über Vogt- oder Rügegericht. Lpz. 1801. Die Erfurtischen Instructionen für die Hägemähler des Weichbilds v. 1796 und für die in den Ämtern v. 1797 bei Heinemann Erfurt. Statutenr. 1823. S. 468 fg. 364 fg. G. A. Keyser über die Hägemähler im Erfurtischen 1805. Zachariä Annalen der Gesetzg. in Sachsen, Bd I. S. 135 fg. Maurer Geschichte des öff. mündl. Gerichtsverfahrens. 1824. S. 330. (Nur darf man nicht aus dem historischen Satze des Letztern schließen, daß dem Hägemahle noch jetzt die Idee des altteutschen judicium parium überall unterliege: der Vorgesetzte eines Dorfs hat meistens keine zum patrimonium universitatis gehörige Obrigkeitsgewalt, sondern eine vom State ihm übertragene zu verwalten, und diese seine Eigenschaft ist es dann, in der er, wie oben erwähnt, thätig wird, nicht die vielleicht gleichfalls in seiner Person vereinigte Qualität als von der Gemeinde, zu Geltendmachung ihrer Rechte und Vollziehung ihrer Beschlüsse erwählter Vorsteher; s. Eichhorn Einl. in d. teutsch. Priv. Ausg. 2. §. 380, — wichtig ist dieser Umstand bei der Frage, ob in Dorfordnungen enthaltene Strafdrohungen für Fremde und Eximirte verbietend sind:) und endlich Spangenberg's Beiträge zu den teutschen Rechten des Mittelalters, 1822. S. 199 fg., wo ein „Hägerrecht der sieben freien Hagen zu Wendhagen" (in Schaumburg-Lippe) abgedruckt ist, das viele altteutsche traditionelle Denksprüche enthält, die theils Rechtssätze über Gegenstände, wie sie oben erwähnt sind, theils aber moralische Ermahnungen für das Leben überhaupt in einer bildlichen Form ausdrücken, z. B. zur Ausdauer im Unglücke, zur Zucht und Achtung für frembe Heimlichkeiten, zur treuen Pflege der Angehörigen: ich frage, wenn Einer verarmte, wie er das machen soll, daß er sein Gut wieder bessere? Antwort: wenn er so viel vermöchte, daß er das Feuerfach im Dache behielte, und auf einem dreibeinigen Stuhle sich darunter behülfe, dadurch soll er sein Gut wieder bessern: — Wenn ein Ehemann nebst seiner Ehefrau sein Gut besehen wollte, und bekäme eine Lust bei ihr zu schlafen, käme aber Einer mit einem Fuder Heu darauf zu gefahren, wie sich der verhalten soll? Er soll still halten und die Zwille untersetzen, bis solches vollendet, wenn er es aber nicht abwarten kann, so soll er so weit umhin fahren, als man ein weiß Pferd absehen kann: — Wenn Einem seine Frau ins Kindbett käme, und er wäre aus zu Herrendienst, daß er Mühlsteine fahren sollte, und kriegte unterwegs Botschaft, wie er sich verhalten soll? Er soll alsbald die Pferde abspannen, und ziehen nach Haus, und thun seiner Kindbetterinn was zu Gute, damit sie ihm seinen jungen Bauern desto besser säugen und erziehen kann. (*Emminghaus.*)

HAGEMANN (Joh. Georg), ein Sohn des Predigers Johann, zu Salzderhelden, am 13. Decbr. 1684 geboren, hatte schon im 11ten Jahre beide Ältern verloren. Sein Verwandter, der Pastor A. Th. Hagemann in Einbeck, sorgte für ihn und seine Erziehung, und als dieser Superintendent zu Münden ward, nahm sich ein anderer Verwandter, der Oberkämmerer Cleve zu Wolfenbüttel, seiner an, schickte ihn in die Martinsschule nach Braunschweig. Nach Vollendung seiner Schulstudien konnte H., da er ein Familienstipendium bekam, fünfteshalb Jahre in Leipzig studiren. Nach der Zurückkunft bekam er eine Candidatenstelle im Kloster Riddagshausen, wo er mit den andern Candidaten ein alphabetisches Bücherverzeichniß über die Klosterbibliothek verfertigte, die damals mit 8000 Bänden vermehrt worden war. Nach

einigen Jahren ward er Prediger und Conventual der Klosterpfarre Masquerode, dann Hofkaplan und Reiseprediger des Herzogs August Wilhelm zu Wolfenbüttel. Als dieser 1731 starb, versetzte ihn der Herzog Ludwig Rudolph im folgenden Jahre, als Oberprediger und Superintendent des Fürstenthums Blankenburg und des Stiftamtes Walckenried, mit Sitz und Stimme im fürstlichen Consistorium und dem Charakter eines Kirchen- und Consistorialrathes, nach Blankenburg, wo er am 5. Decbr. 1766 starb, nicht 1765, wie Adelung sagt*). Er hat viele einzelne Predigten und Reden geschrieben, auch Nachricht von den vornehmsten Übersetzungen der heiligen Schrift in andere Sprachen, nebst deren ersten und vornehmsten Ausgaben, Quedlinb. 1747. 8., vermehrt Braunschweig 1750. 8., und historische Nachricht von den kanonischen und apokryphischen Schriften des A. und N. Testaments — darinnen dasjenige, was aus der Philologie, Kritik und Historie zu wissen nöthig ist, in einer guten Ordnung zusammen getragen und aufgesetzt worden. Braunschw. 1748. 8. Sein Bildniß stehet vor Wagner's Samml. von Kanzelreden, Theil II. (1744). (*Rotermund.*)

HAGEMANN (Laurentius), wurde den 10. August 1692 zu Wolfenbüttel von bürgerlichen Ältern geboren und hatte Privatunterricht, bis er 1707 auf das Gymnasium zu Quedlinburg kam, und nachdem er daselbst ein selbst geschriebene Disp. de genio tutelari vertheidigt hatte, ging er 1710 auf die Universität Jena, 1713 aber nach Leipzig, wurde nach der Zurückkunft auf Befehl des Herzogs August Wilhelm 1714 in das Kloster Riddagshausen aufgenommen, wo er vier Jahre blieb. 1719 beriefen ihn die Herren von Steinberg an die Laurentiuskirche, im Flecken Bodenburg, 1727 der Magistrat zu Nordhausen an die Blasiuskirche, 1728 die Gemeinden an der Jakobus- und Georgienkirche zu Hannover, 1742 König Georg II. zum Consistorial- und Kirchenrathe, zweiten Hofprediger und Superintendenten der Neustadt Hannover, nach Heinr. Eberh. Königs Tode aber zum ersten Hofprediger und Generalsuperintendenten der Grafschaften Hoya und Diepholz, worauf er 1748 die theologische Doktorwürde annahm, und am 2. Mai 1762 starb*). Sein Bildniß stehet vor dem ersten Bande seines herrlichen Evangeliums des seligen Gottes. Von seinen übrigen Schriften sind noch merkwürdig An Homerus fuerit Philosophus moralis? Jenae 1712. 4. — Reden bei der Feier des zweiten evangelischen Jubelfestes wegen Übergebung der Augsburgschen Confession. Hannover 1731. 8. — Betrachtungen über die göttlichen Erscheinungen im alten Testamente und die darin geoffenbarte göttliche Vollkommenheit. Hannover 1. Th. 1743 2ter Th. 1745. 4. (*Rotermund.*)

HAGEMEIER (Aloys), geb. den 21. Decbr. 1767 zu Mannheim, studirte anfangs Philosophie und Physik, später aber die Heilkunde zu Heidelberg. Er wurde daselbst Doktor, machte dann eine wissenschaftliche Reise nach Straßburg, wo er sich 6 Monate, und nach Paris, wo er sich 3 Jahre lang aufhielt, und sich vorzüglich Desault und Dübois zum Muster wählte, setzte hierauf seine Reise durch den größten Theil von Teutschland und die ganze Schweiz fort und kehrte endlich nach Mannheim zurück. Man gab ihm daselbst die Stelle eines Lehrers der Anatomie und Direktors des chirurgischen Instituts im J. 1791. Zwei Jahre darauf ging er zum zweiten Male nach Paris, auch nach Wien, und im J. 1797 wurde er zum zweibrückenschen Medicinalrathe ernannt. Einige Jahre nachher erhielt er den Ruf nach Baiern; er schwang sich in kurzer Zeit vom Stabschirurgen und Lehrer der Chirurgie an der Münchner Militärakademie bis zum Generalstabschirurgen der baiernschen Armee empor, lebte nun vorzüglich in München, starb aber noch sehr jung schon den 3. April 1806. zu Passau am Lazarethfieber. Zu Mannheim gründete er eine der ersten Badeanstalten Teutschlands, die er ganz zu einer medicinisch pädagogischen Gymnastik einrichten wollte, was aber die damaligen Zeitumstände vereitelten; auch war er in Baiern der erste Arzt, der sich als solcher der Ausübung der höhern Chirurgie ex professo widmete. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind unbedeutend und betreffen das Baden, die Kuhpocken und das Feldlazarethwesen*). (*Huschke.*)

HAGEMEIER (Joach.), ein Jurist, der Sohn eines Ulmer Patriciers, der sich in Hamburg niedergelassen hatte, wo auch Joachim geboren wurde. Nachdem er an seinem Geburtsorte sich vorbereitet hatte, studirte er in Rostock, Wittenberg und Helmstädt, auf welcher letztern Universität er im Jahre 1644 die juristische Doktorwürde empfing. Als Begleiter zweier jungen Hamburger machte er hierauf im folgenden Jahre eine Reise nach Holland, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Graf von Oldenburg und späterhin der Kaiser zu seinem Rathe, in welcher letztern Eigenschaft er dem Collegium der Grafen in der Wetterau diente, und namentlich von dieser Curie auf den Reichstag nach Regensburg geschickt wurde. In der Folge wurde er zum Vicekanzler und Syndikus jenes Collegiums ernannt und lebte meistens zu Frankfurt a. M., wo er im April 1681 starb. Schon die verschiedenen Stellen, die er nach und nach bekleidete, veranlaßten ihn, über manche Gegenstände des Statsrechts zu schreiben. Er hat daher auch in diesem Fache am meisten geleistet. Von seinen Schriften können wir indeß nur auszeichnen: 1) Variar. lectionum liber unus. Rostoch. 1638. 8. — 2) Exercitationes ad Bern. Sutholti diss. Marb. 1643. Ed. II. 1646. 4. — 3) Synopsis jur. feud. ib. 1645. Frf. 1681. 12. — 4) de Foedere Civitatum Hanseat., Frf. 1662. 4. die noch Beachtung verdient. — 5) de Dan., Norweg. et Suec. Statu, ib. 1666. Ed. II. 1677. 4. — 6) de Comitiis Imperii germ., ib. 1676. 4. — 7) Epist. IV de Statu Imp. Germ., ib. 1679. 4. — 8) Epist. VIII de Statu regni Polon.

*) Rotermund's gel. Hannover, Bd II. Die Auswärtigen, S. XXXV.

†) Rotermund's gel. Hannover, Bd II. S. 221.

*) Vergl. Baader's gel. Baiern.

et Imp. Moscovitici. ib. 1680. 4. — 9) Juris publici Europaei epistolae XII. ib. 1680. 4. — 10) Epistolae IX de Statu Hispan. et Portug. ib. 1681. 4. und 11) von Reichsausschüssen, Deputationen, Conventen, Nürnberg 1691. Fol. *) (*Ad. Martin.*)

HAGEMEISTER (Emanuel Friedrich), wurde zu Greifswalde am 12. Februar 1764 geboren, erlangte dort im Jahre 1787 die juristische Doktorwürde, und 1795 eine außerordentliche Professur der Rechte. Zugleich war er Hofgerichtsadvokat, im J. 1797 aber wurde ihm die ordentliche Professur der Rechte an der dasigen Universität übertragen, mit welcher Stelle 1802 die eines Oberapellationsgerichtsraths bei dem dortigen kön. schwed. höchsten Tribunale verbunden wurde. 1808 trat er in Auftrag der interimistischen preußischen Regirung das Präsidium der Verwaltungskommission für Schwedisch-Pommern an. Er wurde hierauf als Geheimer-, Oberjustiz- und vortragender Rath in's Ministerium zur Revision der Gesetzgebung und Justizorganisation in den neuen Provinzen nach Berlin berufen, wo er indeß am 10. Junius 1819 starb. Die verschiedenen, ihm übertragenen, wichtigen Ämter sind der letzte Beweis für seine Trefflichkeit als juristischer Geschäftsmann und als Rechtspolitiker, wofür er auch allgemein anerkannt war, der zugleich im Privatleben als ein durchaus rechtlicher und biederer Mann galt. Unter seinen Schriften zeichnen wir nur aus: 1) Diatribe juris publ. et gentium de eo, quod interveniente bello Suecio intersit, Pomeraniam Suecicam esse partem imperii Rom. Germ. Berl. 1788. 8. (in's Französische übersetzt, Leipzig 1790). — 2) Beitr. zum allgem. und europ. Völkerrechte, besonders bei Gelegenheit des gegenw. nord. Krieges. Stralsund 1790. 8. — 3) Versuch einer Einleitung in das mecklenb. Statsrecht. Rostock und Leipzig 1793. 8. — 4) Auch der Regent ist an die von ihm gegebenen Gesetze gebunden, eine Abhandl. aus dem Lat. von Schnaubert, mit einigen Anmerk. und Zusätzen. Rost. und Leipz. 1795. gr. 8. — 5) Schwedisches Seerecht; aus dem Schwed. des J. A. Flintberg. Greifs. 1796. kl. 4. — 6) Einleit. in die Wissenschaft des schw. pomm. Lehnrechts, Berlin und Greifsw. 1800. 8. — 8) Erörterungen über General- und Specialinquisition. Berlin 1804. 8. und 9) Anleitung zur mündl. Instruction der Prozesse bis zum Spruche. Greifsw. 1814. 8. 2. Aufl. 1820. Außerdem hat er noch mehrere Dissertationen und Programme geliefert, die sich von dem gewöhnlichen Dissertationstrosse auszeichnen, auch sind von ihm gehaltvolle Aufsätze in Hugo's civilistisches Magazin und in die Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissenschaft eingerückt †). (*Ad. Martin.*)

HAGEMEISTER (Johann Gottfr.) wurde 1762 zu Greifswalde geboren, wo sein Vater Universitätsnotarius war. Er verlor ihn aber schon so früh, daß er allein von seiner Mutter, oder vielmehr durch sich selbst und durch äußere Umstände erzogen werden konnte. Nach beendigtem Schulunterrichte begann er seine akademische Laufbahn zuerst auf der Universität seines Geburtsortes und besuchte darauf die Universität Halle, die er Michaelis 1783 verließ. Mit vielfachen Kenntnissen versehen und von der Natur mit einer edlen Freimüthigkeit im Denken und Schreiben ausgestattet, begab er sich nun nach Berlin, theils weil er hier die meiste Denkfreiheit und Liberalität des Geistes zu finden hoffte, theils und vorzüglich, um eine Gelegenheit zu haben, sich seinem Lieblingsstudium, der Dramaturgie, zu widmen. Nach einiger Zeit wurde er als Lehrer in dem Schindlerschen Waisenhause zu Berlin angestellt, gab aber diese Stelle im Jahre 1786 freiwillig auf, und beschäftigte sich mit literarischen, hauptsächlich mit dramatischen Arbeiten. Einige Zeit verließ er indeß Berlin, und hielt sich in Hamburg, Cassel und Weimar auf, aber immer kehrte er doch wieder nach Berlin zurück, bis er endlich den Entschluß faßte, seinen beständigen Wohnort in seiner Heimath aufzuschlagen, woselbst er die Stelle eines Rektors der Schule in Anklam erhielt, die er neun Jahre lang bekleidet hat. Seine Lieblingsstudien waren von seiner frühesten Jugend an Geschichte und Poesie und die mit beiden in Verbindung stehende Philosophie. In den gelehrten Sprachen hatte er sich schätzbare Kenntnisse erworben, auch war er der französischen, italienischen und englandischen Sprache mächtig, und liebte vorzüglich die letztere. Er besaß eine lebhafte Imagination und einen feurigen Geist, vereint mit einem wohlwollenden, gefühlvollen Herzen. Seinen Beruf zum Dichter hat er besonders durch seine Schauspiele: die Jesuiten, Johann von Procida, Pausanias Tod, und durch einzelne erschienene Gedichte, z. B. über die Ermordung Gustavs III., Königs von Schweden, beurkundet. Ein Nervenschlag endigte am 4. August 1807 sein Erdenleben. Seine Lebensbeschreibung ist in E. J. Koch's Odeum Friedrichs des Großen. Berlin 1793. S. 116 — 121 befindlich, und seine sämmtlichen Schriften führt Meusel im gel. Teutschland an. (*Rotermund.*)

Hägemeister, s. Hägen.

HAGEN, das heutige großherzogl. hessensche Städtchen Hain zur Dreieich, 1½ Meilen von Frankfurt, war, als der Mittelpunkt des königlichen Wildbannes Dreieich, der, nach dem Weisthume von 1338 an dem Ausflusse des Mains in den Rhein seinen Anfang nahm, durch einen Theil der Herrschaft Epstein und des Nithegaues nach Bilbel, und sodann, den Main hinauf, nach Aschaffenburg ging, von da er sich über Otzberg, Reinheim und Modau bis an den Rhein bei Stockstadt erstreckte, der Sitz der die Oberaufsicht über diesen Wildbann führenden königlichen Beamten. Diese verwandelten allmälig ihr Amt in Erbe und benannten sich nach der Burg Hagen. Eberhard von Hagen, den eine Urkunde von 1118 nennt, ist ohne Zweifel eine Person mit jenem Eberhard, den die Gräfinn Mathilde von Arnsburg, des Grafen Cuno Witwe, des Grafen Eberhard

*) Vergl. *Witte* diar. biogr. ao. 1681. Jöcher Gel. Lexik. Bd II. S. 1319. *Saxe* onomast. literar. Tom. V. p. 92.

†) Vergl. Koppe Lexikon der juristl. Schriftst. Bd 1. S. 247. Meusel's gel. Teutschland, Bd 3. S. 40. Bd. 9. S. 492. Bd 14. S. 13. Jena'sche allg. Lit. Zeit. v. 1820. Intell. Bl. No. 2. S. 13.

von Bileſtein Erbtochter, in einer Urkunde von 1093 als ihren Schwiegerſohn, ſammt ihrem Enkel Konrad anführt, welchen Lambert von Aſchaffenburg unter den Jugendfreunden und Verführern Heinrichs IV. nennt, und Papſt Gregor VII. in dem gegen den Kaiſer ausgeſprochenen Bannfluche namentlich einbegriffen, welchem Heinrich IV. die beiden Söhne der Markgrafen Uto und Dedi zur Bewahrung anvertrauete, aus der ſie aber, bei Gelegenheit einer angeſtellten Jagd, nach Mainz entkamen (1076). Eberhard, der durch ſeine Vermählung die Güter der Häuſer Arnsburg und Bieleſtein erwarb, ſcheint auch die Gunſt Heinrichs IV. ſehr emſig benutzt zu haben, um ſein Haus über alle Miniſterialen des Reichs zu erheben, vorzüglich aber, um auf Koſten des königlichen Fiscus den bedeutenden Landſtrich zu erwerben, den ſeine Nachkommen auf dem ſüdlichen Mainufer beſaßen. Eberhard's Sohn, Konrad, Gemahl der Lukardis, wird in der Urkunde, worin Erzbiſchof Heinrich von Mainz die von ihm geſchehene Stiftung des Kloſters Altenburg beſtätigt (1151), Cunradus de Hagen et de Arnesburg genannt, er ſcheint auch bereits die Würde eines Reichskämmerers bekleidet zu haben; Eberhard's Enkel, Kuno I., übertrug 1174 die väterliche Stiftung Altenburg auf das Schloß Arnsburg, das fortan ein Ciſterzienſerkloſter blieb, und legte den Namen von Hagen völlig ab, nachdem er, oder vielleicht ſchon ſein Vater, auf einem von der Abtei Fulda eingetauſchten Berge die Burg Münzenberg erbauet, und davon den Namen angenommen hatte. S. den Art. Münzenberg.

Dagegen aber entſtanden allmälig beinahe in allen Provinzen Teutſchlands Familien niederen Adels, die den Namen Hagen (Zaun), abgeleitet von der natürlichſten Schutzwehre eines Hofes, annahmen. Dergleichen waren die Hagen von Hageneck, in Kärnthen, die H. in Holſtein, in Pommern und Mecklenburg, in Öſtreich, in Schwaben, in Braband, in dem Braunſchweigſchen, aus welchen Johann, Abt zu Burſfeld, 1430 durch die Reformation ſeines Kloſters, woraus die Burſfelder Congregation erwuchs, berühmt geweſen, die von H. auf Badrina, im Amte Delitzſch, und Alten-Gottern, bei Laugenſalza, zu welchen der berühmte Karthäuſermönch in Erfurt, Johannes ab Indagine, der einen Commentar zu den 4 Büchern der Könige, eine Chronik vom Anfange der Welt bis zum J. Chriſtus 1471, überhaupt, der Sage nach, an 300 Werke ſchrieb, und 1475 das Zeitliche ſegnete, dann Anton Auguſt, Freiherr von H. auf Döbernitz, bei Delitzſch, der 1742 in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde, gehören, — die von Hagen und Prieborn in Schleſien; die von dem Hagen zu Dünas auf dem Eichsfelde *); die von der Hagen in der Mark Brandenburg, zu Hohen-Nauen angeſeſſen, aus welchen Konekin und Everhard, Gebrüder, 1264 als Inhaber der Burg Hagenowe (Hohen-Nauen) vorkommen, und aus welchen ſich in der neuern Zeit Thomas Philipp von der H., kön. preußiſcher Oberconſiſtorialpräſident, (ſ. nachher dieſen Artikel) durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat; die von H. im Weſterreiche. Aus dieſer Familie wird Theodoricus de Hagene unter den Zeugen de Comitibus et de liberis genannt, welche die Urkunde, worin der trierſche Erzbiſchof Billin die Burg Naſſau eintauſchte (9. März 1158) bekräftigten. Hugo de Hagene, liber erſcheint in Urkunden von 1179 und 1181 (in dieſer als Hugo de Indagine); endlich heißt es in einer Urkunde von 1197: „de ministerialibus, Hugo de Hagene et filius ejus „Theodoricus.“ Das Geſchlecht gehörte demnach zu denjenigen, welche zwiſchen Herrenſtand und Miniſterialität ſchwankten. Thilemannus ab Indagine war Domdechant zu Trier von 1421 bis 1438. Johann Ludwigs von Hagen, Friedrichs, des Amtmanns zu Pfalzel, und der Erbinn von Ippelbronn, Sophia Greiffenklau von Vollraths, Sohn, Propſt zu Carden und Archidiakonus der trierſchen Kirche, Tit. S. Castoris, von 1519 — 1532, ſodann Dompropſt, wurde den 3. Auguſt 1540 zum Kurfürſten von Trier erwählt. Seine Regirung bietet wenig Merkwürdiges dar, ſo daß er uns nicht einmal Münzen hinterlaſſen, doch gab er den Kindern Franzens von Sickingen, durch Vertrag vom 25. Jul. 1542, ihr väterliches Erbe, und 1544 denen von Thann ihre Burg Thannſtein, im Wasgau, und was ihnen weiter in der Sickingenſchen Fehde genommen worden, zurück. Vielleicht hatte der Umſtand, daß ſein Vorgänger, Johann von Metzenhauſen, ſo plötzlich zu Thannſtein (nicht Nannſtein, d. i. Landſtuhl, wie Hontheim verbeſſern will) geſtorben, den Kurfürſten erſchreckt und erweicht. Er ſelbſt ſtarb zu Ehrenbreitſtein, den 23. Mai 1547. Die Hauptlinie des Hauſes erloſch in Johann Hugo von H., Reichshofrathspräſidenten (inſtallirt den 3. März 1778), Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklichem Geheimenrathe, Kämmerer und Reichsconferenzminiſter (Verfaſſer der Schrift, Decisionum Imperator. Syntagma. Wien 1736. gr. 4.); es meldete ſich aber ſofort um die Lehensfolge ein Chevalier de la Haye, aus Lothringen, dem es auch glückte, ſeine Abſtammung von denen von H. darzuthun. Er empfing die Lehen über das Schloß zur Motten und Zubehör, ſtarb aber vor wenigen Jahren, unbeerbt. Beſitzungen: das Dorf Dupenweiler, Antheil an dem Hochgerichte Hüttersdorf und dem Nalbacher Thale, das Schloß und Stammhaus zur Motten, von welchem einſt das ganze Hochgericht Lebach, mit den Dörfern Lebach, woſelbſt das Erbbegräbniß, Lansweiler, Remmelbach, Nieder-Saubach, Hahn und Jabach, abhing. Späterhin kamen drei Viertheile des Hochgerichtes an Trier, Lothringen und Fraulautern, daß nur ein Viertheil denen von H. blieb. Dagegen hatten ſie, doch nur für eine Zeit lang, Ippelbronn, Saſſenheim, Hollenfels und Brandeville erworben. Im J. 1761 ließ ſich Ernſt Friedrich von H. auf Borthen, im Amte Pirna, kurſächſiſcher Generalacciſe Vicedirektor, von Kaiſer Franz I. die freiherrliche Würde erneuern, gleichwie ſein Sohn, Ernſt Heinrich, auf Potſchappel und Klein-Naundorf,

*) Ludwig Friedrich von dem Hagen, k. preuß. Stats-, Kriegs- und Finanzminiſter, † 1771, verkaufte Möckern und machte daraus ein Majorat, deſſen Inhaber Chriſtoph Friedrich Wilhelm 1803 in den Grafenſtand erhoben wurde.

[illegible] Appellationsgerichts-Vicepräsident, den 29 Jun. [illegible] Grafenstand erhoben wurde. Sie [illegible] genannten Familien von H. [illegible]

[illegible]

HAGEN, Kreis des preuß. Regierungsbezirks Arnsberg, [illegible] Er macht einen [illegible] Er grenzt [illegible] Kreis Bochum, im N. O. an den Kreis [illegible], im O. [illegible] an den Kreis [illegible] ... Morgen groß, und enthielt 1821 in 3 [illegible], 1 [illegible] und [illegible] Bürgermeistereien [illegible] Gebäude, darunter 26 gottesdienstliche, 47 [illegible] Gebäude, [illegible] Privathäuser, [illegible] Fabriken und [illegible] und 1926 Ställe, Scheunen und [illegible], und 44,446 Einwohner, worunter [illegible] 40,491, Katholiken 3823 und Juden 132, [illegible] über 22,825 und Weibspersonen 21,621. Der Kreis macht den Anfang des Sauerlandes und ist daher [illegible] Gebirge, zwischen welche schmale Thäler einschieben [illegible] die [illegible] im N. O. und nimmt in seinem Umfange die Lenne und Volme auf, welcher letztere [illegible] unbedeutend, aber [illegible], weil sie die bekannte [illegible] oder [illegible] bildet, merkwürdige [illegible] aufnimmt. Der Ackerbau kann bei der bergigen Beschaffenheit des Bodens nur sehr eingeschränkt betrieben werden, und sein Erzeugniß an Korn reicht auch kaum so weit, um seinen Einwohnern 3 Monate lang das Brotkorn zu liefern; die Kartoffel hilft auf andre 3 Monate, [illegible] muß zugekauft werden. Besser ist die Viehzucht, [illegible] 1821 doch 1724 Pferde, 9422 Stück Rindvieh, [illegible] Schafe, 1073 Ziegen und 983 Schweine unterhielt, aber doch ebenfalls für den Bedarf nicht ausreicht. [illegible] ist die Steinkohle, die [illegible] so reichhaltig bricht, daß davon die große Menge von Fabriken und umgebenden Werken, die sich in der [illegible] an einander reihen, erhalten werden kann. An der Enneper sowohl, als an der Volme, sieht man Fabrik an Fabrik, Hammer an H[illegible] Mühle an Mühle [illegible] mit der Hammer [illegible] den Feuern, die Tag und Nacht auf den großen [illegible] brennen, in einem Raum [illegible] an jedem Fluß [illegible] den [illegible] Sensenfabriken, [illegible] und [illegible] [illegible]hämmer [illegible] und [illegible] Hamme[illegible] Betriebe und am Ende im [illegible] Alles von [illegible] und Feuerarbeitern [illegible] die feine Waaren in Menge liefern. [illegible] den Fabrikanstalten von [illegible] es im [illegible] Wassermüh[illegible] Windmühl[illegible] [illegible] Sägemühlen [illegible] mit [illegible] [illegible] Stücke [illegible] [illegible] Wolle und [illegible] Sense [illegible] Einwohner [illegible] finden arbeiten. Krug u. [illegible]

HAGEN, Kreisstadt des vorgedachten Kreises [illegible] die sich in die Enne ergießt, 71½ Mei[illegible] Berlin. Sie [illegible] hat 4 gottesdienstliche und [illegible] öffentliche Gebäude, [illegible] Privatwohnhäuser, [illegible] Mühlen und Privatmagazine, [illegible] Ställe und [illegible] und [illegible] Einwohner, worunter [illegible] Katholi[illegible] 45 Juden. Der Ort nährt sich von seiner Fa[illegible] in Tuch, Baumwolle, Leder und Hüten, vorzügl[illegible] Eisenwaaren, als Sensen, Stahlwaaren, Amboße [illegible] und Brauerei und das Jahrmarkte. In d[illegible] eine Kabrikstraße. Hier beginnt die bei dem [illegible] gerühmte Enneperstraße, die längs dem Bache hina[illegible] und nahe bei [illegible] endigt. Hagen hat[illegible] seine eigenen Besitzer, Dynasten oder edle Herr[illegible] Hagen; 1392 kam es an die Mark, aber erst Friedrich Wilhelm I. verlieh ihm Stadtrechte; 17[illegible] ... es auch eine Feuersbrunst den größten Thei[illegible] Häuser. Krug u. [illegible]

HAGEN, von. Eines der ältesten und aus[illegible] testen edlen Geschlechter Teutschlands, das auf dem [illegible] felde reich begütert war und noch ist, und gegen[illegible] theils die freiherrliche, theils die gräfliche Würde b[illegible] tet. Adelige Familien dieses Namens blühen in [illegible] in Meklenburg, Pommern, in der Mark Brand[illegible] in Braband, in den Rheinlanden und in Nieder[illegible] man sucht sie alle von einem und dem nämlichen S[illegible] vater abzuleiten, allein dieß dürfte doch wohl zu [illegible] seyn, da sie meistens ganz verschiedene Wappen [illegible] auch sind doch wohl die Herren ab Indagine, [illegible] Albrechts mit der Kette Zeiten mit den Wolfenb[illegible] und Asseburge gemeinschaftliche Sache machten, n[illegible] einzigen Stammhalter dieser großen Familie. De[illegible] Zweig derselben, der schon seit 800 Jahren a[illegible] Eichsfelde begütert ist, hat mit dem von Weste[illegible] (s. Art. Westerhagen) einerlei Ursprung aufzuwei[illegible] Obschon seit dem 11ten Jahrhundert in den Ur[illegible] Mehrere dieses Namens als Zeugen aufgeführt [illegible] und auch Gebhard edler Herr von Hagen [illegible] 1093 mit dem Schloß Asseburg und dessen Gebie[illegible] den Herzogen von Braunschweig belehnt wurde: [illegible] doch erst 1250 mit Ernst edlem Herrn v. H., [illegible]

jetzt zerstörte Haynerburg bei Mühlhausen besaß, die fortlaufende Genealogie des Geschlechts an. Dessen beide Söhne Dietrich und Heinrich wurden auf den Schlössern Dúna und Rúdgershagen Stifter zweier Hauptlinien, wovon die älteste im Anfange des 18ten Jahrhunderts ausstarb, die jüngste aber in mehreren Zweigen noch blüht.

Zu den Ausgezeichnetesten dieses Geschlechts wird unter andern der Polyhistor Johann v. H. gezählt, der Prior der Karthäuser zu Erfurt war, und im 15ten Jahrhunderte unter den Gelehrten seiner Zeit einen bedeutenden Platz einnahm. Ihm zur Seite steht Christoph v. H., der auf den italienschen Universitäten studirte, in Bologna die Würde eines Doktors der Rechte erhielt, heimlicher Rath und Hofmeister des Erzbischofs Ernst von Magdeburg wurde, mit demselben eine Wallfahrt nach Jerusalem 1478 unternahm, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wurde, und bei seinem Aufenthalte zu Rom sehr viel durch seine Beredsamkeit dazu beitrug, daß der Papst die Errichtung einer Universität in Wittenberg bestätigte. — Christoph II. v. H. war ein eifriger Beförderer der protestantischen Religion. Er stand mit Dr. Martin Luther in Briefwechsel, und gab Eintausend Thaler zum Druck der teutschen Bibel und der übrigen Werke Luthers mit Freuden als ein Geschenk her. Er dotirte die Einkünfte der Pfarrei seines Schlosses Dúna zum Ersatz der aufgehobenen Meßgelder, mit 18 Hufen Land und 300 Acker Waldungen. — Ludwig Philipp v. H., Herr zu Möckern bei Magdeburg, zeichnete sich als wirklicher Geheimerrath und dirigirender Etats- und Kriegsminister Friedrichs des Großen aus, und war nicht allein mit den preußischen Orden geschmückt, sondern auch mit der Johanniter Comthurei Schiwelbein und einer Präbende des Domstifts Magdeburg begnadigt († 1771). Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so fiel die Majoratsherrschaft und Stadt Möckern auf seinen Brudersohn, der in den preußischen Grafenstand erhoben wurde, und Stifter der jetzigen gräflichen Linie ist. —

Aus dem andern noch blühenden Hauptstamme, der die freiherrliche Würde führt, waren die Vettern August Christoph und Karl Wilhelm von H., Zeitgenossen von Ludwig Philipp, beide Minister teutscher Reichsfürsten; ersterer stand in hessen-casselschen, letzterer in kurmainzischen Diensten, und war dabei Regirungspräsident vom Eichsfelde. — Ein ehrenvolles Andenken in dieser Genealogie verdient auch noch die am Ende des vorigen Jahrhunderts in der literarischen Welt und Geschichte der Volkskultur durch ihre Gedichte und durch die Stiftung eines Rosenfestes zu Stockey, einem Gute ihres Vaters, rühmlichst bekannt gewordene Philippine v. H.; nur Schade, daß mit ihrem Ableben diese auf teutschem Boden so nachahmungswerthe Sitte auch wieder untergegangen ist. — Das Wappenschild der Freiherren v. H. ist dreimal gespalten, im vordersten Theile eine eisenfarbige Schaffschere, im Goldgrund, im mittelsten zwei schwarze Querbalken, und im letzten zwei schwarze Wolfsklauen, alles beides im silbernen Felde. Auf den zwei gekrönten Helmen, rechts ein schwarzer, und links ein silberner doppelter Adlerflug, durch welchen letztern zwei schwarze Balken laufen. — Über die sämmtlichen Hagen sehe man: 1) Beweis, daß die Geschlechte derer von Hagen ursprünglich von einem Urahnherren und Stammvater herkommen, Thomas v. d. Hagen. Berlin 1758. 1766. 2) Albinus Historie der Grafen und Herren von Werthern, p. 64. 3) Fürstens Wappenbuch, 1 Theil. p. 144. n. 13. 4) Hörschelmann's genealogische Adelshistorie, II. Th. p. 107. Erfurt 1777. 5) Zedler's Universallexikon. XII. B. p. 178. 6) von Meding's Nachrichten über adlige Wappen. 1 Theil. 1786. p. 214. (Auch findet man in den ältern Jahrgängen des Braunschw. Magazins von 1748 bis 1755 gute Nachrichten über die im Braunschweigschen begüterten Hagen von A. W. Hassel und Falk.) (*Albert Frh. Boyneburg Lengsfeld.*)

HAGEN (Friedr. Kaspar), der einzige Sohn des Nachfolgenden, zu Baireuth am 9. October 1681 geb., kam im März 1694 auf das Gymnasium zu Heilsbronn, im Herbst 1699 auf die Universität Wittenberg, wurde den 28. April 1700 Magister der Philosophie, im August 1703 Adjunkt der philosophischen Fakultät, trat am 22. Januar 1704 die Professur der Beredsamkeit, Dichtkunst und griechischen Sprache am Gymnasium zu Baireuth an, ward 1710 am 1. Februar Hofdiakonus und am 13. Novbr. Hofprediger, 1711 Beisitzer im Consistorium, 1715 Professor der Geschichte und Mathematik, 1717 aber, mit Beibehaltung seiner Hofpredigerstelle, Archidiakonus und Professor der Theologie, 1723 Oberhofprediger, Superintendent und erster Prediger in Baireuth, weßwegen er 1724 seine Professur mit einer Rede, de Superintendentibus Baruthinis quorum vitas Liebhard non recensuit, niederlegte, und bis zum 13. April 1741 auf Erden lebte. Er kommt als Gelehrter vorzüglich seiner historischen und humanistischen Kenntnisse wegen in Betracht, als Theolog und Philosoph muß er nach der Zeit, in welcher er auftrat, beurtheilt werden. S. Memoria (ab Ellrod.). Außer vielen Disputationen, Programmen, Reden und Predigten, schrieb er Memoriae philosophorum, oratorum, poetarum, historicorum et philologorum nostrae aetatis clarissimorum renovatae. Decas I et II. Francof. et Lips. (Bar.) 1710. 8. (*Rotermund.*)

HAGEN (Joachim), ein zu seiner Zeit geschätzter Dichter, der Sohn eines Bäckers, zu Baireuth am 10. November 1648 geboren, brachte es neben den Schulwissenschaften auf dem dortigen Gymnasium in der Musik und im Singen so weit, daß er sich die Gunst des Hofes erwarb. Da er sich auch im Disputiren und Deklamiren auszeichnete, mußte er auf Verlangen des Markgrafen Christian Ernst zwei Reden drucken lassen, wofür ihm dieser ein Stipendium zusicherte, und der Präsident der Blumengesellschaft an der Pegnitz, Siegmund von Birken (Betulius), nahm ihn unter dem Namen Fila-

don in die Gesellschaft auf. Kränklichkeit wegen und weil er nicht zum Genusse des Stipendiums gelangen konnte, mußte er auf der Schule verweilen, bis 1668 der Professor Weigel in Jena nach Baireuth schrieb, wenn ein Bürger bereit wäre, seinem Sohne, den er auf das Gymnasium zu Baireuth schicken wollte, Kost und Wohnung zu geben, so würde er dessen Sohne ein Gleiches leisten. Hagen's Ältern nahmen diesen Tausch an, ihr Sohn hielt seine Abschiedsrede (hochfürstliche Ehrenburg und daran gepflanzter Palmenhain) und ward an eben dem Tage vom Direktor Lilien zum Dichter gekrönt. In Jena trat er 1672 in die von Weigel errichtete pythagorische Gesellschaft, wurde im October Doktor der Philosophie und fing an Vorlesungen zu halten. Schon nach einigen Monaten sollte er als Hofmeister zu den Prinzen nach Zeitz kommen. Er suchte bei seinem Regenten um Erlaubniß nach, sich außer dem Vaterlande aufhalten zu dürfen, erhielt aber statt dieser den Auftrag, die Prinzen des Markgrafen Georg Albrecht des Ältern zu unterrichten. Bei seiner Ankunft in Baireuth ertheilte ihm der Markgraf zugleich die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst am Gymnasium, die er am 19. November 1673 mit einer Rede, de claris Germaniae poetis germanicis tum priscis, quam recentioribus, antrat und kurz nachher auch die Professur der Mathematik, und übergab ihm nicht nur seinen Erbprinzen zur Unterweisung, sondern entließ ihn überdieß 1687 nicht, da ihn der Freiherr von Stein als Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale rief. Dagegen machte er ihn 1688 zum untersten Diakonus in Baireuth, 1690 zum mittlern und zum Spitalpfarrer, worauf er 1692 die Professur der Theologie und 1693 das Archidiakonat nebst der Würde eines Consistorialbeisitzers erhielt, aber noch vor dem Antritte dieser Stelle, am 10. Mai 1693 starb. (Vergl. Schöff's Leichenpredigt auf ihn und Räthel's Progr. fun.) Sein Bildniß ist in Fol. in Kupfer gestochen, vergl. auch Schad's Pinac. 1 S. 62. Man hat von ihm Disputationen, Abschieds-, Leichen- und Trostreden, viele Gedichte und Lebensbeschreibungen: z. B. Memoria Jo. Chph. de Pühel. — Frider. Guil. Sueser. — Caroli a Stein. — Jo. Frid. Sueser. — Sebast. Roth. — Caspari a Lilien, abgedruckt in M. Heinr. Pipping memoriae Theologor. Tom. III. Dec. VIII. pag. 1255. — Memoria Herm. Hoffmann. — Jo. Casp. Örtel u. s. w. Auch hat er aus den Müller'schen Erquickstunden die 34ste und 64ste Andacht in Lieder gebracht. (*Rotermund.*)

Hagen, Johann von, s. ab Indagine.

HAGEN (Johann van), ein Landschaftsmaler aus dem Haag, dessen vorzüglichste Arbeiten in die Periode von 1650 bis 1662 fallen. Seine Ölbilder haben so stark nachgedunkelt, daß eine eintönige Schwärze die Landschaft wie den Himmel überzieht. Eine Ursache dieser unangenehmen Veränderung des Kolorits soll in dem häufigen Gebrauche der blauen Asche liegen. Im Übrigen haben seine Landschaften durch treue und geschmackvolle Auffassung der Natur Verdienst, und seine Bilder in Wasserfarbe, Gegenden von Cleve und Nimwegen darstellend, werden sehr geschätzt *).

HAGEN (Johann van der), ein holländ. Theologe, der sich besonders durch seine Studien in der biblischen Geschichte und Chronologie verdient gemacht hat, war geboren zu Leiden 1665 und starb als Prediger zu Amsterdam. Seine anonym herausgegeben Schriften sind: Observationes in Prosperi Aquit. Chron. Amst. 1734. 4. Observationes in veterum patrum et pontificum Prologos et epist. paschal. Ebend. 1734. 4. Observat. in Theonis Fastos graec. priores etc. Ebend. 1735. 4. Obs. in Heraclii Imp. Methodum paschalem etc. Ebend. 1736. 4. Dissertationes de Cyclis pasch. Ebend. 1736. 4. *). (*R.*)

HAGEN auf Obernbürg (Joh. Georg Friedr. v.), ein großer Münz- und Gemäldekenner, mit welchem der Professor Will über 30 Jahre Briefe wechselte und nach seinem eigenen Geständniß in Münzsachen überaus viel von ihm lernte, auch vielen Antheil an der Ausgabe seiner nürnbergschen Münzbelustigungen hatte, war zu Baireuth am 9. Mai 1723 geboren, studirte in Halle, folgte 1748 seinem Vater, als brandenburg-kulmbachscher Hofrath, Kassirer und Rechnungsrath des fränkischen Kreises, hatte eine ausgesuchte Sammlung Bücher, Münzen, Gemälde, Kupferstiche und Instrumente, gerieth aber durch seine Gutthätigkeit und durch die Übernahme der Buchhandlung des Mart. Jak. Bauer in Armuth, mußte seine schönen Sammlungen verkaufen und starb den 30. December 1783. Er gab heraus: Beschreibung der Silbermünzen der Stadt Nürnberg. 1r Theil, enthaltend Thaler, Guldenthaler, Gulden und kleinere Silbermünzen. Nürnb. 1766. 4. mit K. — 2te Aufl. mit Zusätzen und Verbesserungen hat nur ein neues Titelblatt. — 3te viel verm. Aufl. Nürnb. 1769. 4. mit Kupf. Der 2te Theil wurde nicht ganz vollendet. — Verzeichniß eines zahlreichen Original-Münzkabinets. Nürnberg 1769. 8. mit Kupf. ein neuer Titel 1771. gr. 8. — Conventions-Münzkabinet, oder Beschreibung der Thaler, Gulden und kleinen Silbermünzen, welche nach dem 1753 errichteten Conventions-Münzfuß gepräget worden. Nürnb. 1771. 8. mit Kupf. — Münzbeschreibung des gräflich und fürstlichen Hauses Mansfeld. Nürnb. 1778. gr. 4. mit Kupf. ist die 1758 erschienene verbess. Ausg. (*Rotermund.*)

HAGEN (Peter)†), ein geistlicher Liederdichter aus dem Ende des sechzehnten und dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, auch deßwegen merkwürdig, weil er auf Simon Dach's poetische Bildung einen bedeutenden Einfluß geübt haben soll, war ein geborner

*) *Descamps.* T. 3. p. 25. Füßli's Künstlerlexikon. Von einem Johann Baptist Hagen, von dessen Leben aber nichts bekannt ist, besitzt die Lichtensteinsche Gallerie zu Wien zwei ausgezeichnete Seestücke.

*) Biogr. univers.

†) Auch Petrus Hagius und Haggius geschrieben.

Preuße. Sein Geburtsort, das Dorf Henneberg bei Heiligenbeil, hat Wetzel verführt, ihn für einen Henneberger (aus der Grafschaft) zu halten. Er lebte von 1569 bis 1620, wo er in Königsberg als Rektor der Domschule starb, nachdem er vorher eine Zeit lang dem Gymnasium zu Lyck vorgestanden hatte. Seine geistlichen Lieder haben sich in musikalischen Sammlungen und Kirchengesangbüchern erhalten, z. B. Freu' dich, du werthe Christenheit; Nun laßt uns mit den Engelein; Weil unser Trost der Herre Christ ††). (*R.*)

HAGEN (Thomas Philipp von der), Präsident des Oberkonsistoriums in Berlin, und Chef sämmtlicher Medicinalanstalten in den preußischen Staten, war den 12. December 1729 auf dem ritterlichen Lehnsitze zu Hohennauen bei Ratenau geboren. Sein Vater, gleiches Vornamens, diente als Hauptmann bei der preußischen Armee. Der Sohn kam 1743 auf das berlinsche Gymnasium, vollendete von 1748 bis 1752 zu Halle den juristischen Cursus, und machte darauf einige Reisen durch Teutschland. Familienrücksichten nöthigten ihn, im März 1754, die Bewirthschaftung seiner Familiengüter zu übernehmen, und erst im Jahr 1767 trat er in das öffentliche Geschäftsleben, als ihn Friedrich II. aus eigener Bewegung zum Präsidenten des Oberkonsistoriums, des berlinschen Armendirektoriums und des kurmärkschen Amts-Kirchen-Revenüen-Direktoriums ernannte. Jedes Geschäft, das ihm oblag, verrichtete er mit nicht gemeiner Einsicht und Berufstreue. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um Verbesserung des berlinschen Armenwesens, und aller dahin gehörigen Anstalten, wovon sein: Plan zur bessern Einrichtung der Armenkasse und Vertheilung der Almosen in Berlin. Berl. 1787. 4. nachzusehen ist, so wie verschiedene Aufsätze von ihm in Büschings Magaz. für die neueste Hist. und Geogr. Der König, seine Verdienste ehrend, ernannte ihn 1780 zum Chef des Oberkollegium medicum, des Oberkollegium medico-chirurgicum und sämmtlicher Medicinalanstalten in den preuß. Staten, zum Oberkurator der berlinschen Realschule und zum zweiten wirklichen Direktor der kurmärkschen Landschaft und Städtekasse. Der Nachfolger dieses Monarchen, Friedrich Wilhelm II. übertrug ihm überdieß das Präsidium des Oberschul-Collegium und die Organisirung der Armenanstalten zu Königsberg. Entkräftet durch ununterbrochene Anstrengung, nahm er im Anfange des Jahrs 1797 seine Dienstentlassung, starb aber schon am 23. August dieses Jahres. Der Stat verlor an ihm einen edeln Patrioten, der sich den Geschäften ganz hingab, und in Verrichtung derselben nur das Gemeinwohl im Auge hatte. Schon in früheren Jahren ein Freund und Kenner der römischen und französischen Literatur, und ein leidenschaftlicher Liebhaber der Tonkunst (er spielte die Violine meisterhaft), blieb er es auch bei dem geschäftvollsten Leben. Die Bewirthschaftung seiner Güter gab ihm Veranlassung, sich um die Verbesserung der Landwirthschaft verdient zu machen, daher ihn 1790 die naturforschende Gesellschaft in Berlin unter ihre Mitglieder aufnahm. Eine besondere Vorliebe hatte er zu historisch-genealogischen Ausarbeitungen, und dieser Neigung dankt man mehre schätzbare Beschreibungen adeliger Geschlechter, als derer von Hagen, von Brunn, von Dornstedt, von Stechow, von Willmersdorf und von Uchtenhagen, die er in besondern Schriften bekannt machte. Er bearbeitete solche Gegenstände mit kritischem Fleiß, mit unbefangener Wahrheitsliebe und aller der Sorgfalt, welche genealogische Untersuchungen erfordern, und entschädigte seine Leser für die Trockenheit, die solchen genealogischen Untersuchungen eigen ist, durch eine Menge interessanter, gelehrter und an dem rechten Orte angebrachter Bemerkungen. Auch seine aus Urkunden geschöpften Beschreibungen der Städte Teltow (Berl. 1767. 4.), Freyenwalde (Ebend. 1784. 4. mit vielen Kupfern) [1]) und der Kalkbrüche bei Rüdersdorf (Ebend. 1785. 4. mit Kupf. [2]) sind schätzbar [3]). (*Baur.*)

HAGEN, die Ärzte. In diesem Fache haben sich Folgende dieses Namens ausgezeichnet: 1) Christian Thedel Heinr. v., auch unter dem Namen: ab Indagine bekannt, wurde 1714 zu Salzliebenhalle bei Hildesheim geboren und studirte die Arzneiwissenschaft zu Helmstädt, wo er auch Doctor wurde; er begab sich hierauf nach Braunschweig, — wo er zum Professor der Botanik und zum Stadtphysikus ernannt und als solcher auch im Julius 1767 starb. Außer einigen Aufsätzen in den: Gelehrten Beiträgen zu den Braunschw. Anzeigen erschien von ihm noch seine Inauguraldisfert.: de medico vulneratum curante a sectione cadaveris non excludendo. Helmst. 1749. 4. (unter Heister's Vorsitze) und: Gründliche Beschreibung des helmstädtschen Gesundbrunnens. Helmst. 1756. 4. — 2) Johann Heinr., der ältere, geb. zu Mühlhausen den 6. Februar 1669, studirte die Medicin zu Halle. Nachdem er Doctor geworden war, prakticirte er zu Halle, wurde später Landphysikus für den Saalkreis und starb den 24. Februar 1708. Er hinterließ von Schriften nichts, als zwei unter Friedr. Hoffmann's Vorsitze gehaltene Disputationen: de corporum motionibus e gravitate ortis. Hal. 1695. 4. und histor. variolarum 1699. Halae epidemice grassantium, 1699. 4. — 3) Johann Heinr., der jüngere, geb. zu Schippenbeil in Ostpreußen, wo sein Vater Apotheker war. Nach zurückgelegten Schuljahren begab er sich auf die Univer-

††) Auch das Lied: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, obschon viel' Feind' mich plagen ꝛc. wird ihm zugeschrieben. Andre sichere Überbleibsel seiner Muse gibt es nicht. S. Gottsched's Büchersaal. IV, 372. [Vgl. unten den Art. Petr. Hagius. (*Sk.*)]

[1]) [illegible]ist. Titel ist: Beschr. d. St. Fr., des dasigen Gesundbrunnens und Maunwerks. (*Sk.*) 2) Beschr. d. Kalkbr. b. Rüd., der St. Neustadt-Eberswalde, und des Finowkanals, wie auch der dasigen Stahl- und Eisenfabriken, des Messingwerks und Kupferhammers ꝛc. (*Sk.*) 3) Kosmann und Heinsius Denkwürd. der Mark Brandenburg. 1798. März 346 — 360. Baur's Gallerie hist. Gem. 3 Th. 396 — 401. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. [illegible]ildniß vor dem 15 Bde der Krünitzschen Encykl., der [illegible]trida 1789, auch einzeln und unter Unger's Schattenrissen. Berl. Sel.

sität Königsberg und studirte daselbst Chemie und Pharmacie. Gleichzeitig diente ihm auch sein Vater zum Lehrer, der unterdessen nach Königsberg als Hofapotheker und Assessor des Collegium medicum gekommen war. Im J. 1765 ging er nach Berlin, um sich dort in obigen Wissenschaften noch mehr auszubilden, bestand dann die nöthigen Prüfungen sehr gut und kehrte nun nach Königsberg zurück, wo er im J. 1768 die Apotheke zum Kneiphofe kaufte. Neben seinen pharmaceutischen Arbeiten trieb er Chemie und Botanik als Lieblingswissenschaften und hielt den Studenten über erstere sogar Vorlesungen. Er wurde im J. 1773 Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin und starb den 30. Nov. 1775. Außer mehreren Abhandlungen in den Berliner Mannichfaltigkeiten und den Königsberger Frag- und Anzeigungsnachrichten erschien von ihm: Phys. chem. Betracht. über den Torf in Preußen. Königsberg 1761. 4. Physik. chem. Betracht. über die Herkunft und Abstammung des feuerbeständigen vegetabil. Laugensalzes. 1768. 4. Phys. chem. Betracht. über die Weidenrosen und den in Preußen befindlichen 16 nutzbaren Weidenarten. 1769. 4. Chem. Prüf. des Alkohol aceti Ehrenreichs. 1771. 4. Chem. mineral. Unters. einer merkw. blauen Farbenerde aus den preuß. Torfbrüchen. 1772. 4. Mehrere dieser Schriften gab sein Sohn, Karl Gottfried, zusammengedruckt heraus: Abhandlungen chemischen und physikalischen Inhalts. Königsberg 1778. 8. — 4) Johann Philipp, geb. den 24. Januar 1734 zu Tuntzenhausen bei Weißensee, wo sein Vater Bauer und Tagelöhner war. Da seine Ältern in der größten Dürftigkeit lebten: so mußte er jäten und Ähren lesen, um Etwas zu verdienen; im achten Jahre verlor er seinen Vater und nun erbarmte sich seiner ein mütterlicher Oheim, der ihn zu sich nach Frankfurt an der Oder nahm. Nachdem er die Schule besucht hatte, wurde er im funfzehnten Jahre Barbiergeselle und ging als solcher im J. 1753 nach Berlin, wo er für seine Paar ersparten Groschen die meisten medicinischen Collegien hörte. Im J. 1757 ernannte man ihn zum Compagniechirurgen, er machte als solcher den ganzen 7jährigen Krieg mit, wurde zwar niemals verwundet, aber einige Male sehr bedeutend krank und hatte überhaupt immer mit Elend und Sorgen zu kämpfen. Noch vor dem Schlusse des Kriegs ging er nach Berlin zurück, lernte hier in seiner Wirthstochter seine zukünftige Frau kennen und studirte nun, von ihr und einem Freunde unterstützt, nochmals Chirurgie, zu deren Ausübung er endlich nach vielen Anfeindungen und Streitigkeiten im J. 1765 die Erlaubniß erhielt. Von einem Freunde empfohlen und von Armuth getrieben, da er in Berlin keine rechte Praxis bekommen konnte, zog er im J. 1766 als erster Leibchirurg des Erbprinzen von Curland nach Mitau. Beschäftigung fand er gleich, da es an Ärzten und Chirurgen fehlte, allein neue Anfeindungen verbitterten ihm seinen Aufenthalt und schon im J. 1772 kehrte er wieder nach Berlin zurück. Da er einiges Vermögen erworben hatte, lebte [illegible]e Zeit lang in Ruhe und gab sein erstes, für die [illegible]enschaft nicht sehr wichtiges Werk: Wahrnehmungen zum Behuf der Wundarzneik. in Teutschland. Mitau 1772. 8. heraus. Eine erkaufte Barbierstube warf nicht viel ab und abermals mußte er sich kärglich behelfen, bis er im J. 1774 Rathschirurg wurde; er fing jetzt an in freien Stunden Geburtshilfe zu studiren, gab sich mit geburtshilflichen Fällen ab und hiermit scheint der Wendepunkt für ein ruhigeres und sorgenfreieres Leben eingetreten zu seyn. Im J. 1777 wurde er Assessor des Collegium medicum und im J. 1779 Hebammenlehrer. Jetzt trat er auch bedeutender als Schriftsteller auf, es erschienen von ihm: Versuch eines neuen Lehrgebäudes der prakt. Geburtshilfe. 2 Thle. Berlin 1781—82. 8. und Versuch eines allgem. Hebammenkatechismus. Berlin 1784. 8. Während er 5 Wochen lang zu Potsdam auf die Niederkunft einer preuß. Prinzessinn wartete, fing er an den Plan zu diesem letztern Werke zu entwerfen, und es ist die Ursache seines spätern Glücks und Wohlstandes geworden. Er wußte es dahin zu bringen, daß nicht nur er ein ausschließliches Verkaufsrecht erhielt, sondern daß es auch für alle preußische Hebammen gratis angeschafft werden mußte; deßhalb erschienen davon in den Jahren 1784—92 vier Auflagen. Im J. 1789 wurde er zum Hofrath und Professor der Entbindungskunst am Collegium medicum ernannt. Als solcher gab er: Erläuterungen und Berichtigungen zur Entbindungskunde. Berlin 1790. 8. heraus. Zu Ende dieses Jahres lief ein Geburtsfall einer Gräfinn tödtlich für ihn ab und er wurde deßhalb von Mursinna und Bock heftig angegriffen, wogegen er sich zwar in seiner ausführlichen Beschreibung zweier höchst merkwürdigen und schweren Geburtsfälle. Berlin 1791. 8. vertheidigte, worin er jedoch größten Theils Unrecht behielt, was ihm in seiner Praxis und an seiner Gesundheit sehr schadete; es endete daher auch schon am 12. December 1793 ein Schlagfluß im 59sten Jahre sein kummervolles, durch Ärger und Verdruß untergrabenes Leben. Außer obigen Schriften hinterließ er mehrere Abhandlungen in Schmucker's chirurg. Schriften und in Stark's Archiv für Geburtshilfe; deßgleichen erfand er auch eine Geburtsbank und eine Fußzange und verbesserte die Muzelsche Tabaksklystirmaschine. Ohne Unterricht und nöthige Vorkenntnisse für einen wissenschaftlich gebildeten Geburtshelfer erwarb er sich durch eigenes Studium und Fleiß seine geburtshilflichen Kenntnisse und übte sie dann durch häusliche Noth gedrungen aus; allein seine sämmtlichen literarischen Produkte brachten die Wissenschaft nicht weiter, man ersieht aber deutlich daraus, daß er bei bessern und gründlichern Vorkenntnissen etwas Bedeutendes hätte leisten können und ein geschickter Geburtshelfer geworden wäre. Seine Lebensbeschreibung hat er selbst verfaßt. Jena 1793. 8., auch in Stark's Archiv. Bd. 5. (*Huschke.*)

HÄGEN. Im Allgemeinen vgl. Hag.

HÄGEN oder HAGEN, (in forst- und jagdwirthschaftlicher Beziehung). Das Wort Haag, Hagen, bedeutet eine dicke Hecke, welche einen natürlichen Zaun bildet. Die erste Spur davon finden wir bei den Landwehren der alten Teutschen, indem der Aufwurf aus

den zur Vertheidigung des Landes gezogenen Gräben, so wie es noch jetzt mehrere wilde Völker thun, zum Schutze gegen die Feinde mit dicht in einander verflochtenem Gesträuch bepflanzt wurde. Später umgab man Orte im Walde, welche das Wild gern besuchte, mit solchen, für dasselbe undurchdringlichen Hecken, in welchen man hin und wieder Öffnungen ließ, in denen entweder Schlingen und Fallen angebracht waren oder sie des Nachts, wenn das Wild eingewechselt war, verschloß, um dasselbe dann in dem eingeschlossenen Raume zu erlegen. Davon stammt das Wort Rehhagen, denn vorzüglich diese Wildgattung wurde darin erlegt. Sowohl die eingezäunten Orte als die Hecken selbst mußten geschont und weder Holz- noch Weidegerechtigkeit durfte darin ausgeübt werden, so wie auch der Hagen als privatives Jagdrevier dessen, der ihn angelegt hatte, betrachtet wurde. Einen Hagen um einen Wald ziehen, hieß deßhalb so viel, als alle fremde Benutzungsrechte auf demselben ausschließen. Die Befugniß dazu hat in der ältern Zeit sehr viel Streit erregt und weitläufige Deductionen der älteren Forstrechtsschriftsteller verursacht. Im Allgemeinen kam man darin überein, daß nur derjenige Forstbesitzer dazu befugt sei, welcher zugleich mit der Forst- und Wildbanngerechtigkeit beliehen war und auch dieß wurde in der spätern Zeit noch dadurch beschränkt, daß überhaupt durch Ziehung eines Hages keine fremden Nutzungsrechte gestört werden durften, als auch die Landesherren sich mehr den Gesetzen unterordnen lernten. — Gegenwartig finden wir die eigentlichen Hagen — als lebendige Zäune zur Beschützung des Forstes — nur noch in den teutschen dänischen Provinzen, in welchen man die Forstservitut frei gemacht, und zum Theil mit ihnen umzogen und geschlossen hat. Wie auf diese Art aus dem Worte Worte Hagen, Hägen gleichbedeutend mit schonen, entstanden ist, wird sich von selbst darthun, so wie auch von diesem wieder eine Menge Worte abstammt, welche alle den Begriff von Schonung, Sicherung gegen fremde Benutzung, mit sich führen. So Hägung des Wildes, Einhägung des Forstes oder Gehäge, Hägesäule, welche die Gränze des Forst- oder Jagdgehäges bezeichnet, Hägewisch, welcher dieselbe Bestimmung hat, Hägereiß, ein junger Stamm, welcher zur Erziehung eines Baumes stehen bleiben soll, Hägezeit als die Zeit, während welcher die Schonung des Waldes oder Wildes fortdauert u. s. w.

In der ältesten Zeit vor Karl dem Großen fand gar keine eigentliche Hägung des Wildes in Teutschland Statt, indem zu jeder Jahreszeit dasselbe erlegt wurde und jeder Freie zur Jagd befugt war. Dieser Fürst richtete zuerst die Bannforsten zu Aachen, Ingolfingen, Nimwegen, Nürnberg und in mehreren andern Gegenden ein, worin er sich das Jagdrecht ausschließlich vorbehielt und woraus später die Reichswaldungen entstanden, von denen der Nürnberger Reichswald sich am längsten als kaiserl. Domäne erhielt. Um das Wild vortheilhafter zu benutzen, wurde es von ihm in der passenden Jahreszeit gejagt und in den übrigen geschont. So fand die Jagd auf Rothwild nur in den Monaten vom Julius bis November Statt; auf Sauen, Bäre, Wölfe und Elenn, welche letztere in den Sommermonaten in den Brüchen wenig Abbruch thun konnten, wurde vorzüglich im November, December und Januar gejagt, die Beize beschäftigte die Jäger vorzugsweise vom November bis März. Als die Herzoge und Vasallen sich vom Kaiser unabhängiger machten, übten sie das Recht des Wildbanns in gleicher Art aus, ohne darum eine allgemeine Hägezeit des Wildes vorzuschreiben. Nur einzelne Thiergattungen wurden dem Landesherrn oft vorbehalten, woraus dann später die Abtheilung in hohe, mittle und niedere Jagd entstand. Bis zu Ende des 17ten Jahrh. findet man wenig Spuren, daß der Wildstand in Teutschland so stark gewesen wäre, daß er dem Landbau oder den Forsten nachtheilig wurde, woran theils die Unordnungen des 30jährigen Krieges, theils die große Menge von Raubthieren Ursache sein mochten. Von da an erschien aber eine Menge Jagdordnungen, welche die Schonung des Wildes zu gewissen Jahreszeiten streng befohlen und die Hägung desselben in vielen landesherrlichen Forsten nahm in Verbindung mit einer unleidlichen Jagdtyrannei, immer mehr überhand, wodurch zu vielen gerechten Beschwerden Anlaß gegeben wurde. Die neuere Jagdgesetzgebung seit der franz. Revolution bezweckt im Allgemeinen nur die Erhaltung der unschädlichern Wildgattungen, indem sie die Schonung des erkennbaren weiblichen Geschlechts in der Setz- und Brutzeit anordnet, oder wo dieß nicht erkannt werden kann, die ganze Thiergattung diese Zeit hindurch zu schonen gebietet. Auch soll dadurch die Beschädigung der Feldfrüchte bei der kleinen Jagd verhütet werden. Teutschland ist übrigens, nebst Dänemark, das einzige Land, wo man den Jagdbesitzer bloß um der Erhaltung des Wildes willen in der Benutzung der Jagd auf diese Art polizeilich beschränkt. Die Hägung des Forstes, um junge Pflanzen gegen Beschädigung durch das Vieh zu sichern, ist in Frankreich, wo man größten Theils nur Schlagholz hat, schon in der Mitte des 16ten Jahrh. gesetzlich bestimmt. In Teutschland kannte man sie so lange, als die Plantarwirthschaft allgemein war, wenigstens im Hochwalde nicht, und erst in den Forstordnungen des 18ten Jahrh., als die regelmäßige Schlagwirthschaft als zweckmäßiger erkannt wurde, schrieb man sie als zur Walderhaltung unentbehrlich allgemein vor und beschränkte die Waldweide so viel als diese erforderte. Über die Grundsätze der Hägung siehe die Artikel Forstschutz und Servitutablösung.

Von dem Worte Hagen und Gehäge stammen auch auch noch die Titel: Hegemeister und Hegereiter ab, welchen oft Forstbeamte führen. Hägemeister war in Preußen eine Art Mittelstelle zwischen Oberförster und Unterförster, indem der Beamte, welcher ihn führte, nicht bloß wie der letztere ausschließlich mit dem Forstschutze beauftragt war, sondern auch unter der Kontrolle des Oberförsters Gegenstände der Revierverwaltung besorgte. In neuern Zeiten hat man diesen Titel abgeschafft. Hägereiter heißen in einigen teutschen Provin-

zen die berittenen Revierverwalter, die auch hie und da reitende Förster heißen: so im Braunschweigschen, im Weimarschen. (*W. Pfeil.*)

HAGENBACH, 1) eine Stadt des baiernschen Rheinkreises, Bez. Landau, Canton Candel unweit dem Rheine mit etwa 900 Einw., einem kathol. Pfarramte des Dekanates Germersheim, 1 Schlosse und gutem Weinbaue, 5 St. von Landau. Sie kannte einst bessere Zeiten, als sie noch zu Pfalz-Zweibrücken gehörte. (*Eisenmann.*) 2) Ein Hof zum Pfarrdorf Eichsal im badenschen Bezirksamte Schopfheim, an der Stelle, wo einst das durch ein Erdbeben untergegangene Schloß Hagenbach stand. (*Leger.*)

HAGENBACHIA. Diese Pflanzengattung haben Nees und Martius (s. Prinz Max von Neuwied Beiträge zur Flora Brasiliens in den neuen Verhandlungen der kaiserl. naturforschenden Gesellschaft, Band XI., Theil I. p. 18 t. II.) nach dem Professor Hagenbach in Basel, dem Verfasser einer Flora basiliensis, so genannt. Die Hagenbachia ist aus der Familie der Hämodoreen (*R. Br.*), und aus der ersten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse. Die Blumendecke steht unter dem Fruchtknoten, und ist sechsgetheilt: die Fetzen sind abwechselnd schmäler; die Antheren stehen auf den Rändern der inneren Fetzen, und sind fast ungestielt; die Fruchtkapsel ist dreifächerig mit zweisamigen Fächern. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. brasiliensis *N.* et *M.* ist vom Prinzen von Neuwied gegen Ende des Jahres 1816 an trocknen Stellen des waldigen Weges, welcher von Rio Janeiro nach der Provinz Minas Geraes führt, entdeckt worden. Diese krautartige Pflanze hat schwertförmige, zwei Fuß lange, an der Basis verschmälerte, lang zugespitzte, schlaffe Blätter, einen ästigen, dreikantigen, hin und her gebogenen Schaft, welcher vier Mal kürzer, als die Blätter, und oberhalb mit einigen häutigen, scheidenförmigen Brakteen versehen ist; die weißen, kleinen Blumen (von der Größe der Spargelblumen) stehen in Büscheln beisammen. (*Sprengel.*)

HAGENBUCH (Joh. Kaspar), ein als Alterthumsforscher, besonders als Kenner der alten Epigraphik berühmter Zürcher; geb. den 20. August 1700 in dem zürcherschen Dorfe Glattfelden, wo sein Vater sich gewöhnlich aufhielt. Seine Bildung erhielt er in den öffentlichen Schulen und dem Gymnasium zu Zürich, wo sich bald sein Sinn für gründliches Studiren und ein nicht gewöhnliches kritisches Talent entwickelte, aber auch die jugendliche Kraft und ein durch die erworbenen Kenntnisse gehobenes Selbstgefühl bei der Entdeckung von Blößen, welche einige Lehrer gaben, sich oft allzu lebhaft äußerten. Sein Freund und Altersgenosse, der als Kritiker nachher so berühmt gewordene Johann Jakob Breitinger, hatte an diesen Vorfällen Antheil und die Versuchung dazu war um so größer, da diese Lehrer im Bewußtseyn ihrer Schwäche diese aufstrebenden Köpfe zu unterdrücken strebten. Beide hatten sich nämlich dem Studium der Theologie gewidmet, lernten aber bald den damals noch gewöhnlichen Weg einer unfruchtbaren Scholastik und einer als bloße Gedächtnißsache betriebenen vermeintlichen Orthodoxie verachten, und widmeten sich desto eifriger der klassischen Literatur und den Alterthümern als der sichersten Grundlage. Schon im Jahre 1718 entspann sich zwischen ihnen ein Briefwechsel über die bekannten Würfel, welche in der Nähe von Baden im Aargau gefunden werden, woraus die Abhandlung über diesen Gegenstand hervorging, die sich in Konrad Hottinger's Altem und Neuem aus der gelahrten Welt (Zürich 1717—1720) findet. Zu gleicher Zeit kamen sie auch in Briefwechsel mit gleichgesinnten ältern Zürchern, die sich noch auswärts aufhielten, mit dem Theologen Zimmermann, der nachher in Zürich helleres theologisches Licht verbreitete und mit Bodmer, ferner mit Heumann, mit beiden Burtorf, mit Altmann und Anderm Literarische Neuigkeiten, philosophische und theologische Streitfragen und Kritik waren die Gegenstände. Gewöhnlich schrieb der Eine im Namen von beiden Freunden, und es fällt von selbst auf, wie sehr durch diese genaue Verbindung ihre Bildung gewinnen mußte. Nach dem Rathe des Professors der hebräischen Sprache, David Lavater's, wandten sie sich, um theils ängstlichen, theils böswilligen Censoren zu entgehen, mit den Erstlingen ihres Geistes an Burmann in Leyden und an Fabricius in Hamburg, wodurch sie auch mit diesen Gelehrten in Verbindung kamen. Zu gleicher Zeit sammelten sie mit großer Sorgfalt Hilfsmittel zu einer neuen Ausgabe des Persius, die aber nicht zu Stande kam. So brachte Hagenbuch die letzten Jahre seiner akademischen Laufbahn in Zürich zu, und erhielt im J. 1720 unter rühmlichen Zeugnissen die Ordination. Zwei Jahre verlebte er dann auf dem Lande als Erzieher. Während dieser Zeit entschied sich vorzüglich seine Neigung für die Epigraphik, obgleich seine Briefe zeigen, daß er sich zugleich auch viel mit den biblischen Urkunden beschäftigte. Er machte den Entwurf, die älteste Geschichte Helvetiens zu bearbeiten, und dieselbe vorzüglich auf römische Inschriften zu gründen. Dazu sammlte er dann mit so angestrengtem Fleiße, daß seine Gesundheit darunter litt. Auf genaue Abzeichnung der Inschriften verwendete er die äußerste Sorgfalt, und bereisete nach und nach zu diesem Zwecke die ganze Schweiz. Zugleich bearbeitete er einen ausführlichen Commentar über alle römischen Inschriften in der Schweiz, und dehnte seine Studien immer mehr auf das ganze weitschichtige Gebiet der Epigraphik mit allen ihren Hilfswissenschaften aus. Eine seiner frühesten Schriften ist: Dissertatio de Asciburgio Ulixis, ad Taciti locum de Moribus Germanorum. Tiguri 1723. Durch dieselbe wurde er bald in einem weitern Kreise rühmlich bekannt. Abraham Gronov erhielt von ihm wichtige Beiträge zu seiner Ausgabe des Älians, (1731) und dedicirte ihm zum Danke seine Varia Geographica (Lugd. Batav. 1739), wo sich auch von Hagenbuch findet: Exercitatio, qua Ostiones nec Germaniae nec Britanniae populum, sed Galliae Celticae Osimios esse, conjicitur. Überhaupt rühmen mehrere Gelehrte die Bereitwilligkeit, womit er sie durch

seine Kenntnisse unterstützte. Andre Abhandlungen finden sich in *Gorii* Inscriptt. antiqu. quae exstant in Etruriae urbibus, und in den Miscell. Crit., die seine seltene Alterthumskunde und seinen kritischen Scharfsinn beweisen; Vorzüge, die von den größten Alterthumsforschern seiner Zeit, von Gori, Maffei, dem Cardinal Quirini, ferner von Gronov, Bouhier, Seguier, Schöpflin u. s. w. öffentlich anerkannt wurden. Sein höchst merkwürdiger Briefwechsel mit Maffei ist noch vorhanden. Nur Eine Stimme ist über den großen Werth seiner Epistolae Epigraphicae ad *Joh. Bouhierium* et *Ant. Franc. Gorium*. Tiguri 1747. 4. (vergl. Nova Acta Erudit. 1755. p. 9.), doch vermißt man hier und dort genaue logische Ordnung. Dann erschien sein: Tessaracostologion Turicense, seu inscriptio antiqua, ex qua Turici sub Impp. Romanis stationem quadragesimae Galliarum fuisse primum innotescit. Turici 1747. 4. Hier wird aus einer Inschrift, die auf einem Hügel mitten in der Stadt Zürch entdeckt wurde, bewiesen, daß der wahre Name des Ortes, wo sich eine kaiserliche Zollstätte befand, unter den Römern Turicum und nicht Tigurum gewesen. Daher verschwindet der letztere, vorher allgemein übliche Name, von da an gänzlich. Aufgefordert durch Quirini, der sich mehrere Tage zu Zürich bei ihm aufgehalten hatte, gab Hagenbuch 1749 heraus: De Diptycho Brixiano Boëthii Consulis, auspiciis, jussu ac sumtibus Card. Quirini. Turici 1749 fol. mit einer Appendix epigraphica ad Em. Card. Quirinum, und einer Abhandlung über das zu Zürich befindliche Diptychum Areobindi Consulis. Quirini sammelte dann selbst die Urtheile der berühmtesten Alterthumsforscher über dieses Werk, und machte sie in einem Schreiben an Hier. Lajomarsini, S. J., bekannt. — Als Walch (in seiner 1750 edirten Schrift, Marmor Hispaniae antiquum, vexationis Neronianae insigne documentum, illustratum) die Ausdehnung der Christenverfolgung unter Nero außerhalb Rom bis in Spanien zu beweisen suchte, zeigte Hagenbuch in einem gelehrten Schreiben die Unechtheit der Inschrift, worauf Walch diese Behauptung gründete. Letzterer suchte dann seine, seither noch durch andre Gründe widerlegte Meinung zu vertheidigen, in der 1753 erschienenen Schrift, Persequutionis Christianorum Neronianae in Hispania ex antiquis monumentis probandae uberior explanatio, worin auch Hagenbuchs Brief abgedruckt ist. — Leider wurde Hagenbuch durch die damals noch in Zürich Statt findende Einrichtung, nach der die Lehrer am Gymnasium beim Nachrücken in besser besoldete Lehrstellen auch die Lehrstühle wechseln mußten, in spätern Jahren einiger Maßen von seinem Hauptstudium entfernt, und dadurch an der Ausarbeitung und Bekanntmachung der großen antiquarischen Schätze verhindert, die noch in Handschrift von ihm vorhanden sind. Im J. 1730 war er nämlich zum Professor Eloquentiae gewählt worden, damit verband er 1731 die Professio Historiae Profanae, und das mühsame Actuariat des Kirchenrathes. 1735 wurde er Professor der griech. und latein. Sprache am untern Collegium. Allein als 1756 ein theologischer Lehrstuhl und das damit verbundene Canonicat erledigt wurde, trat er als dem Range nach der älteste in beide Stellen ein, nachdem er schon 1749 den Chorherrentitel erhalten hatte, und seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, seine Berufspflichten zu Gunsten seiner Lieblingsstudien zu vernachlässigen. Aus dieser Zeit erschienen noch verschiedene philologisch-theologische Dissertationen von ihm. Schon 1760 litt er stark durch einen Schlagfluß. Er erholte sich zwar wieder und bekleidete seinen Lehrstuhl mit großem Fleiße und Treue, bis den 6. Junius 1763 ein neuer Schlagfluß seiner unermüdeten Thätigkeit ein Ende machte. — 1748 war er von der etruskischen Akademie zu Cortona, und von der colombarischen zu Florenz, 1752 von der königl. franz. Akademie der Inschriften, und 1754 von der göttingschen Gesellschaft der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede erwählt worden. — Unter seinem großen handschriftlichen Nachlasse finden sich eine Fortsetzung der Epistolae epigraphicae, eine Menge noch unedirter römischer Inschriften und treffliche Realregister, die ein System der Epigraphik begründen. Einiges hat der als Philolog berühmte Joh. Jakob Hottinger im Museum Turicense 1782 bekannt gemacht; der ganze Nachlaß wird von Professor Kaspar von Orelli in Zürich zu einer nächstens erscheinenden Ausgabe römischer Inschriften benutzt. — Als Lehrer war Hagenbuch durch seine Gründlichkeit und durch die Theilnahme, womit er den Studirenden auch außer den öffentlichen Lectionen nachhalf, sehr nützlich: Unfleiß oder schlechte Sitten ahndete er ernstlich, und suchte solche Schüler mit Recht von der theologischen Laufbahn zu entfernen. — Von sieben Kindern aus seiner 1724 geschlossenen Ehe überlebte ihn nur ein Sohn, der als Landprediger starb, und eine Tochter, Gattinn des gründlichen Philologen Steinbrüchel in Zürich, die wohl bewandert in griechischer und lateinischer Literatur dem Vater bei seinen Arbeiten manchen Dienst leistete*). (*Escher.*)

HAGENBURG, 1) ein Amt des Fürstenthums Schauenburg-Lippe. Es gränzt in N. W. an das Steinhuder Meer, im S. an das Amt Stadthagen und ist sonst von dem Hannoverschen umgeben, hat in der Mitte einige Hügel, sonst ist es aber mit gemischtem Sande, strichweise besonders im S. von Waldungen unterbrochen, die eine Fortsetzung der Bückeberge ausmachen. Ackerbau, Viehzucht, Garnspinnerei machen die Hauptgewerbe aus: die am See belegenen Dörfer ziehen etwas aus der Fischerei: auch webt man Lönertleinen und die Einwohner befinden sich im Wohlstande. Das Amt, welches ein Justiz- und Kameralamt bildet, besteht aus 2 Marktflecken, wovon doch nur 1 eine Kirche besitzt, 3 Dörfern mit, 7 ohne Kirchen, 3 Kolonien, der Festung Wilhelmstein im Steinhudermeere, und es hatte 1807 4227 Einwohner, statt deren man jetzt wohl 4500 annehmen kann. 2) Der Marktflecken

*) S. Strodtmann's neues gel. Europa. IV, 902. IX, 230. Leu's Lexicon IX, 425 und Holzhalb's Forts. III, 18.

und Amtssitz im S. des Steinhudermeers und davon nur ¼ Meile entfernt N. Br. 52° 26′ 20″ L. 26° 57′ 45″. Er hat 1 fürstl. Schloß, 150 Häus. und 940 Einw., aber keine eigne Kirche, indem er nach Altenhagen gepfarrt. Landbau, Leinweberei und Drellweberei sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner, die Jahrmärkte halten und von der durchziehenden Rehburger Straße einigen Gewinn haben. (*G. Hassel.*)

Hagenbut, s. Cornarius.

HAGENDORN (Ehrenfr.), geb. den 22. Januar 1640 zu Wohlau in Schlesien, studirte zu Leipzig und Jena, übte dann die Arzneikunst zu Görlitz mit vielem Glücke aus, wurde 1674 Mitglied der Academiae Nat. Curiosorum unter dem Beinamen Pegasus, kam später nach Dresden, wo er als Leibarzt drei Kurfürsten diente und starb den 27. Februar 1692 am Schlagfluß. Außer einer großen Anzahl Abhandlungen in den Schriften der Academia Nat. Curios., seiner Dissertation unter Schenk's Vorsitze: de mania puerorum a fascino. Jen. 1667. 4. besitzt man noch von ihm: de terra Catechu. 1679. 8. Cynosbatologia. 1679. 8. und Observatt. et historiae med. pract. rariores. Centt. III. Rudolst. 1698. 8. Auch gab er Mt. Ruland's secreta spagyrica. Jen. 1676. 12. mit Anmerkungen heraus. (*Huschke.*)

HAGENIA. Eine noch nicht genau bekannte, von *Lam.* (Illustr.) nach dem verdienten Professor Hagen in Königsberg genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linnéschen Klasse, und wahrscheinlich aus der Familie der Meliaceen. Ihr Charakter besteht in einem zweiblättrigen Kelch, und fünf corollenblattartigen, nektartragenden Schüppchen; die Frucht scheint eine Kapsel zu seyn. Die einzige Art dieser Gattung, Hag. abyssinica *W.* Sp. pl., ist ein Baum mit winkligen Zweigen, unterbrochen gefiederten Blättern, eiförmig-lanzettförmigen, ungestielten, spitz gesägten Blättchen, und rispenförmigen purpurrothen Blühten. Dieser Baum ist von Bruce in Abyssinien entdeckt, und unter dem abyssinischen Namen Cusso beschrieben. Abgebildet ist die Hag. abyssinica in *Lam.* illust. t. 311. dann in *Sprengels* syst. veget. II. p. 220. — Eine andre Gattung Hagenia hat Eschweiler (syst. Lichen. p. 20) geschaffen; sie fällt aber nach G. Friedr. Meyer (dispos. method. Lichen. p. 335) mit der Flechtengattung Parmelia Lich. Meth. zusammen. (*Sprengel.*)

HAGENOW, 1) eine kanzleisässige Stadt in dem gleichn. Amte des meklenburg-schwerinschen Kreises Hagenow. Sie liegt an der Schmaar, ist offen, hat 1 Amthaus, 1 Pfarrkirche, 1 Bürgerschule mit 3 Lehrern, 1 Frohnerei, und 1825 296, zu 295,100 Rthlr. versicherte Häuser und 2551 Einw. Die Stadt, welche etwa 1370 Stadtrechte erhalten, aber bis 1754 amtssässig war und erst seitdem kanzleisässig geworden ist, hat die Kriminal- und Civilgerechtigkeit, so wie die Jagd, 755 Morgen Acker, 575 vier- und 1 zweispänniges Fuder Heu und zahlt eine Steuer von 2858 Rthlr. 23½ Gr.; sie ist der Sitz des Justizamts, einer Präpositur, eines Landzoll- und Postamts. Die Einwohner nähren sich vom Landbau, von ihren Gewerben, der Krämerei: 1825 waren 262 Gewerbetreibende eingezeichnet und darunter 12 Kauf- und Handelsleute, 3 Weinhändler, 1 Apotheker, 9 Brenner und Brauer, 12 Weber, 3 Tabaksspinner, außerdem waren 16 Judenfamilien, 83 Köpfe stark, vorhanden. Die Stadt hält 4 Jahrmärkte. 2) Das Amt. Es liegt im schwerinschen Kreise des Herzogthums Meklenburg-Schwerin um die gleichnamige Stadt, worin es seinen Sitz hat, wird von der Schmaar und Rögnitz bewässert und enthält 16,585,700 □Ruthen: der Boden ist meistens gute Geest und lohnt mit mittelmäßigen Ernten; die Viehzucht ist beträchtlich, und zu Radesin ist ein herzogliches Gestüte. Waldung ist bloß zur Nothdurft da; etwas Bienenzucht. Es zählt in 1 Stadt, 5 Pfarrdörfern, 26 Dörfern und Weilern und mehreren Höfen 15,107 Einw. Das Amt gehörte in ältern Zeiten mit dem Lande Wittenburg zur Grafschaft Ratzeburg, kam späterhin zur Grafschaft Schwein und mit dieser 1369 zur Grafschaft Danneberg, 1373 aber an Meklenburg-Schwerin, das es zum Amte Schwerin schlug: 1757 wurde es mit der 1552 eingezogenen teutschen Commenthurei Kraak zu einem eignem Amte erhoben. (*G. Hassel.*)

Hagenrecht, s. Heckenrecht.

HAGENSCHIESS, großer Wald bei der Stadt Pforzheim, ein Theil des Schwarzwaldes, als nördliche Gränze desselben, und durch ansehnliche Einkünfte, die er abwirft, merkwürdig. Er nimmt einen Flächenraum von ungefähr 9000 rheinländ. Morgen ein, und läuft von dem Großherzogthume Baden in das Königreich Würtemberg aus. Der großherzogl. badensche Antheil dieses Waldes umfaßt ungefähr 8000 Morgen Landes, und liefert die Mastbäume zum Holländer Holzhandel, eichene Klötze zum Schiffbau, Balkenstämme, Bretter, Latten, Schindeln und Handwerksholz; mit Allem diesem wird die Holländerholz-Handlungscompagnie, welche in Pforzheim ihren Sitz hat, versehen. Aus ihm werden ferner bedeutende Holzbesoldungen, und überdieß jährlich noch 8000 fl. für verkauftes Bau- und Brennholz gezogen. Auch haben sieben Gemeinden ihr Vieh in dem Hagenschieß zu weiden. Der Wald besteht, wie der übrige Schwarzwald, größten Theils aus Weißtannen, nur von einigem Laubholz, als Eichen und Buchen unterbrochen. Um ihn in noch größere Aufnahme zu bringen, hat man schon vor dem letzten Zehntel des 18ten Jahrh. nicht nur allein 8000 Lerchenbäume, sondern auch 3000 Stück anderer fremder Holzarten, als amerikanische Fichten, amerik. schwarze und weiße Pechtannen, Forlen aus Virginien und Neujersey, rothe Cedern aus Virginien, und kanadische und virginische Pappeln dahin verpflanzt, allein diese Pflanzungen sind, was wir besonders in Bezug auf den so wichtigen Lerchenbaum bemerken, wegen des sumpfigen Bodens nicht sonderlich gediehen*). (*Leger.*)

*) Geograph. Lex. v. Schwaben, I. Bd. S. 648 bis 649. 2te Aufl. S. 774 bis 775. Kolb Lexik. vom Großherzogth. Baden. II. Bd. S. 2. Graf v. Sponeck über den Schwarzwald. S. 477 u. S. 257.

HAGER (Joseph), geb. zu Mailand am 30. April 1757, geſt. 1818, ſtammte aus einer urſprünglich teutſchen Familie und wurde daher von ſeinen Ältern, welche für teutſche Bildung Vorliebe haben mochten, nach Wien geſchickt, daß er dort ſich die Kenntniſſe erwerbe, deren er in dem gelehrten Stande, welchem er gewidmet war, bedürfen möchte [1]). Er beſchäftigte ſich als Zögling der dortigen orientaliſchen Akademie [2]) hauptſächlich mit der Philologie, und zwar der orientaliſchen, und erregte, wie damals verlautete, viel Hoffnung. Um ſich in ſeinen Studien zu vervollkommnen, nahm er in Rom, wohin er ſich nachmals begab, an dem Unterrichte Theil, welcher in der dortigen Propaganda in den lebenden europäiſchen und in den orientaliſchen Sprachen ertheilt wurde [3]). Seine teutſche Abkunft machte es ihm möglich, mehrere ſeiner Werke in unſrer Mutterſprache erſcheinen zu laſſen; andere ſind italieniſch, franzöſiſch, ſelbſt engländiſch geſchrieben. Seine äußere Lage war ſeiner Ausbildung ſehr günſtig, denn er ſtand 2 Jahre bei der kaiſerlichen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel, war dann längere Zeit auf Reiſen durch Italien, Spanien, Frankreich, England, Teutſchland und Holland [4]). Darauf beziehen ſich mehrere ſeiner Werke, als ſeine „Reiſe von Wien nach Madrid im J. 1790 (Berlin 1791. 8.)," dann die „Skizze einer Reiſe nach Berlin" in dem „Blumenſtrauß für Freunde u. ſ. w. (Wien 1792. 12.)" und das „Gemälde von Palermo (Berlin 1799. 8.)" Daß aber ſeine Bücher theils in dieſer, theils in jener Sprache erſchienen, hat ſeinen Grund lediglich darin, daß er ſich bei der Herausgabe derſelben jedes Mal der Sprache des Landes zu bedienen ſuchte, in welchem er ſich gerade aufhielt. In Leipzig verweilte er im J. 1799 und fing ſich damals an für das Chineſiſche zu intereſſiren, ſtudirte freilich nur *Bayeri* museum Sinicum, ein wegen der elend gezeichneten Charaktere zu einem gründlichen Studium wenig brauchbares Werk, und unterſuchte das einzige chineſiſche Originalwerk San-tse-king, welches der Buchhändler Breitkopf beſaß [5]). Von Leipzig begab ſich Hager nach Berlin, und benutzte während ſeines zweimonatlichen Aufenthaltes in dieſer Stadt die handſchriftlichen Schätze der königlichen Bibliothek. Er beſchäftigte ſich indeß auch hier nur hauptſächlich mit den 214 Schlüſſeln, welche die Grundlage zu allen chineſiſchen Schriftzeichen bilden und bereits damals mehrere Male durch den Druck bekannt gemacht waren [6]), und benutzte noch Mentzel's Clavis Sinica, von der ſich zwei Abſchriften dort befinden. Trotz dieſer geringen Studien faßte er dennoch ſchon jetzt den Gedanken, ein chineſiſches Wörterbuch zu ediren, eine Aufgabe, die mit den größeſten Schwierigkeiten und ſehr vielen Arbeiten verbunden war, wenn ſie anders vollkommen gelöſt werden ſollte. Indeß war auch ſeine Meinung nicht, ein eigenes Werk darüber auszuarbeiten, und etwa die chineſiſchen Originallexika dabei zum Grunde zu legen; vielmehr hatte er nur im Sinne, *Mentzelii* lexicon characteristicum Sinicolatinum zu ediren, ein allerdings ſchätzbares Manuſcript der Berliner Bibliothek in 9 Folianten, das aber nur 8000 erklärte Charaktere enthält und ganz aus *Diaz* vocabulario de la letra China con explicacion Castellana gezogen iſt [7]). Auf ſolchem Wege ließ ſich freilich nichts leiſten, was der Wiſſenſchaft großen Gewinn zu bringen im Stande war, da man ſich auf die chineſiſchen Wörterbücher der Miſſionare nicht verlaſſen kann. Was daher Hager in Bezug auf die chineſiſche Literatur herausgegeben hat, iſt äußerſt mangelhaft und voller Fehler ſelbſt gegen die Anfangsgründe der Sprache. Er eröffnete die Reihe ſeiner Schriften in dieſem Fache mit dem Piēn Hŏe Yĕ or An Explanation of the elementary Characters of the Chinese, with an analysis of their ancient symbols and hieroglyphics. London 1801. fol., welches mit der den Engländern eigenthümlichen typographiſchen Pracht auf Velinpapier gedruckt und mit ſaubern Kupferſtichen und Holzſchnitten ausgeſtattet iſt. Es iſt keine eigentliche chineſiſche Sprachlehre, ſondern nur eine Art von Einleitung zu einem Wörterbuche, weßhalb der in der oſtaſiatiſchen Sprachenkunde ausgezeichnete Gelehrte unſerer Zeit *Abel-Rémusat* die Hager'ſche Arbeit unter den grammatiſchen Werken, welche vor der Herausgabe ſeiner alle Anſprüche befriedigenden Elémens de la grammaire chinoise (Paris 1822. gr. 8.) erſchienen waren, kaum im Vorbeigehen zu erwähnen für nöthig fand [8]). Inzwiſchen wäre eine Entzifferung der chineſiſchen Elementarcharaktere in der Zeit, wo Hager damit auftrat, eine ſehr nützliche und dankenswerthe Unternehmung geweſen, wenn ſie mit der erforderlichen Kenntniß und Gründlichkeit ausgeführt worden wäre. Allein die erwähnte Explanation of the elementary characters befriedigt auch die gemäßigteſten Anſprüche nicht, welche man an ein Werk machen muß, das den Anfänger auf einer ſchwierigen Bahn leiten ſoll. Die Beſchränktheit des Verfaſſers auf dem erwähnten Felde zeigt ſich ſchon am chineſiſchen Titel ſeines Buches, denn die darin gelieferten

1) In Eichhorn's Allgem. Bibl. der bibl. Lit. 9. Bd, 1. Stck, S. 160, heißt es wahrſcheinlich deßhalb Joſeph Hager aus Wien, als wenn er von dort gebürtig geweſen ſei. 2) Eichhorn a. a. O. 3) Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10. 4) Eichhorn a. a. O. 5) Aſiatiſches Magazin, herausgeg. von Julius Klaproth, 2ter Bd, 1. Stck, S. 79 — 80. Mit dieſer Angabe, welche Klaproth aus Hager's Munde haben will, ſcheint die Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10 im Widerſpruche zu ſeyn, indem ſie Hager'n in der Propaganda zu Rom neben dem Arabiſchen auch das Chineſiſche treiben läßt. 6) Unter andern in *Fourmont's* grammatica Sinica und in *Petity* Encyclop. élémentaire, T. II. P. 2. p. 625 ff.

7) Vergl. *Bayeri* Museum Sinicum in der Vorrede. 8) Elémens de la gramm. chinoise. Préface p. XV: Le temps, qui s'est écoulé entre ces deux publications (der Fourmont'ſchen Grammatik, Paris 1742. fol. und *Marshman's* Clavis Sinica. Serampore. 1814. gr. 4.), n'a donné naissance à aucun ouvrage sur la grammaire chinoise; *car on ne saurais compter les Elementary characters du docteur Hager*, ni quelques autres ouvrages *moins médiocres*, qui traitaient plutôt de l'écriture que de la grammaire, et de la composition des caractères que du mécanisme de la langue.

drei Charaktere ſind falſch gezeichnet, und der dritte Charakter Yĕ würde, wenn er auch richtig abgebildet wäre, immer nicht explanation, ſondern interpretation, Überſetzung bedeuten [9]). Die Einleitung enthält eine Geſchichte der chineſiſchen Graphik, welche aber durchaus mangelhaft und voller ſonderbarer und unbegründeter Hypotheſen iſt; am beſten möchte noch dasjenige ſeyn, was über die älteren Schriftcharaktere geſagt wird, obſchon ſich auch darin manche Unrichtigkeiten finden [10]). Über die verſchiedenen Accente (intonations nennt ſie *Abel-Rémusat* recht bezeichnend), nach deren einem jegliches chineſiſches Wort geſprochen werden muß [11]), erklärt er ſich weder deutlich, noch vollſtändig, übergeht auch die wichtige Lehre von den Conſonanten und Vocalen (sons initiaux und sons finaux bei *Abel-Rémusat*), welche ſich in der Ausſprache kund thun, völlig. Seine Analyſis der Charaktere nach den 214 Schlüſſeln iſt zu allgemein und unbeſtimmt; größten Theils folgte er hierin Fourmont und iſt auch in manchen Fehler verfallen [12]). Bei ſolchen Umſtänden war es kaum anders möglich, als daß er mehrere Gegner fand, welche die ungemeinen Mängel einer viel zu voreilig und mit zu großem Selbſtvertrauen unternommenen Arbeit aufdeckten. Zunächſt trat *Montucci* auf und wollte in einem beſondern Werke [13]) Hager's bewieſene Ungenauigkeit und Unwiſſenheit darthun; inzwiſchen war ſeine Stimme nicht eben hoch anzuſchlagen, da er ſchon auf dem Titel des Proſpectus zu ſeinem Werke zwei gar nicht ſeltene Charaktere mit einander verwechſelte [14]), und, wie ihm Hager nachwies, ſeine im Proſpectus ausgekramte Weisheit, von verſchiedenen Schriftſtellern entlehnt hatte [15]). Vielmehr waren andere, erſt nur im Allgemeinen ausgeſprochene [16]), dann aber hinreichend motivirte Urtheile [17]) geeignet, das Anſehen zu ſchwächen, welches Hager ſich bereits erworben hatte.

Das unvollkommene Werk hatte jedoch, da es in dieſem Zweige des menſchlichen Wiſſens ſo wenig Kenner gibt, den großen Haufen geblendet; Hager wurde daher noch vor ſeiner Rückkehr ins Vaterland nach Paris berufen, und fand im J. 1802 eine Anſtellung an der heutigen königlichen Bibliothek mit einem Jahrgehalte von 6000 Franken. Er wurde ausdrücklich beauftragt, aus den zahlreichen Vorarbeiten für ein chineſiſches Wörterbuch, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt, und aus ſeinen eigenen Materialien, welche letztere man freilich viel höher anſchlug, als ſie in der That waren, ein zweckmäßiges Wörterbuch der chineſiſchen Sprache zu Stande zu bringen. Seit jener Zeit lieferte er einige Werke in franzöſiſcher Sprache über chineſiſche Sitten und Alterthümer, ſämmtlich wenig geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von ſeinen Kenntniſſen der chineſiſchen Sprache zu geben. Denn noch im J. 1802 erſchien zu Paris das Monument de Yu ou la plus ancienne Inscription de la Chine, suivie de trente deux formes d'anciens caractères Chinois avec quelques remarques sur cette inscription et sur ces caractères in gr. Fol. mit 13 Kupferſtichen und 22 Holzſtichen. Jene merkwürdige Inſchrift hatte Hager zuerſt in ſeiner Explanation aus einer chineſiſch-japaniſchen Encyklopädie, welche durch Titſing aus Japan mitgebracht worden, in Europa bekannt gemacht; zu der neuen Ausgabe veranlaßte ihn ein Manuſcript der Pariſer Bibliothek, welches nicht allein jene Inſchrift, ſondern auch eine von chineſiſchen Alterthumskennern herrührende Übertragung in neue Charaktere und eine franzöſiſche Überſetzung des Pater Amiot enthielt. Dieſe Bekanntmachung eines ſo wichtigen Monumentes war allerdings verdienſtlich, aber man vermißt eine genaue Überſetzung und echt kritiſche Behandlung, auch wohl eine vollſtändige Geſchichte desſelben. Denn die Einleitung iſt zu oberflächlich, die Amiot'ſche Überſetzung, welche beigegeben iſt, kann nur als eine ſchlechte und den Sinn verfehlende Paraphraſe gelten, und zum Überfluſſe bezweifelte Hager noch die Authenticität der Übertragung in neuere Charaktere, weil er die Mittelglieder zwiſchen den Zeichen des Monumentes und den jetzt gebräuchlichen nicht beachtet hatte. Einen ſcharfen, aber gewiß nicht ungerechten Tadler fand Hager an Julius Klaproth [18]), der auch zuerſt in der Jen. Allg. Lit. Zeit. (1804. No. 45.), dann in einer eigenen Schrift [19]) die beſagte Inſchrift überſetzte und erläuterte. Hierauf ſchrieb Hager eine Déscription des Medailles chinoises du Cabinet Impérial de France précédée d'un Essai de Numismatique Chinoise avec des Eclaircissemens sur le commerce des Grecs avec la Chine et sur les vases précieux, qu'on y trouve encore (Par. 1805. gr. 4.). Aus dieſem Werke iſt der im Titel zuletzt angedeutete Gegenſtand in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden des J. 1805 im Juliusheft, S. 283 — 91, ins Teutſche überſetzt worden unter dem Titel: Über die Bekanntſchaft der alten Griechen mit China und über den Zug einer Karawane in das Land der Seren. Er ſucht darin zu beweiſen, daß die Sera metropolis, deren Ptolemäos gedenkt, in der Provinz Schen-si zu ſuchen ſei, und beſtreitet vor Allem die Meinung Goſſelin's, eines bekannten Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris [20]), daß jenes Sera mit Seri-Nagar jenſeits des Ganges einerlei

9) Die richtigere Zeichnung ſiehe in der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149. 10) Wen nach Belegen für dieſen harten Tadel verlangt, wird ſchon in der angeführten Rec. der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149 — 50 mehr, als er braucht, finden. 11) S. darüber *Abel-Rémusat's* Elémens de la gramm. chin. p. 25 ff. 12) Mehrere Verbeſſerungen findet man in der Jen. A. L. Z. (1804. No. 150.) angegeben. 13) The characteristic merits of the chinese language illustrated by an investigation of its singular mechanism and peculiar properties, containing analytical strictures on Dr. Hager's Explanation of the elementary characters of the Chinese. Lond. 1801. 4.) 14) Jul. Klaproth's aſiat. Magazin, 1. Bd. S. 542 — 48. 2. Bd S. 82. 15) Ebend. 1. Bd S. 501, Anmerk. †. 16) Aſiat. Magaz. 2. Bd S. 79 — 82. 17) Vergl. hauptſächlich die öfters angezogene Rec. in der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149 — 50.

18) Aſiat. Magaz. 2. Bd S. 473 ff. Jen. A. L. Z. 1804. No. 45. 19) Schenu-Yü-Bei-Dschenn-Y, Inſchrift des Yü, überſetzt und erklärt von Jul. v. Klaproth. Halle 1811. 4. 20) S. die Sammlung der Abhandlungen dieſer Akademie im 4ten Bande.

sei. Verwandten Inhaltes ist das Panthéon Chinois ou Parallèle entre le culte religieux des Grecs et celui des Chinois, avec une nouvelle preuve, que la Chine a été connue des Grecs et que les Sérés des auteurs classiques ont été de Chinois (Paris 1806. gr. 4.). Auch erschien der Prospectus eines dictionaire chinois (Paris 1805). Allein da alle diese Werke durch das Haschen nach frappanten, sehr oft ganz unwahrscheinlichen Hypothesen, wovon Hager in keiner seiner vielen Schriften sich frei erhalten hat, eben sowohl, als durch Mangel an genauer und gründlicher Kenntniß der chinesischen Sprache den Beifall des Kenners verfehlten: so ließ es sich voraus sehen, daß besonders die Gelehrten, welche in seiner Nähe lebten, dieß nicht verschweigen, sondern möglichst verbreiten würden. Es entspann sich daher zwischen Hager und den andern Pariser Orientalisten ein lebhafter Streit, in Folge dessen der Erstere die Hauptstadt des damaligen französischen Kaiserreichs wieder zu verlassen sich genöthigt sahe [21]). Seine Arbeiten, welche er für das chinesische Wörterbuch gemacht hatte, wurden einer Untersuchung unterworfen und entsprachen den Erwartungen nicht, welche man gehegt hatte; daher entließ man ihn. Jetzt begab er sich nach Italien und wurde seit dem J. 1809 Professor der morgenländischen Sprachen auf der Universität zu Pavia [22]). Nach Aufhebung dieses Lehrstuhles wurde er Conservator der großen öffentlichen Bibliothek zu Mailand, welche unter dem Namen der Bibliotheca Braydensis oder der Brera bekannt ist [23]). Durch das früher erfahrne Mißgeschick ließ er sich in seinen chinesischen Studien nicht irre machen, es erschienen noch im J. 1806 seine Elements of the Chinese language zu London, dann die Memoria sulla bussola orientale, letta all' università di Pavia. Sec. Ediz. in Pavia. 1810. fol., worin er die Erfindung des Kompasses den Chinesen beilegt. Hierüber wurde er von *Domin. Alb. Azuni*, einem um das Seerecht und die Geschichte des Seewesens vielfach verdienten Sarden, der bei Napoleon in großem Ansehen stand, angegriffen [24]). Im J. 1811 edirte er den Miniere dell' Oriente (Milano in 4.), eine merkwürdige Parallele zwischen den Türken und Chinesen. Es soll erhellen, daß zwischen beiden Nationen ehemals eine innigere Verbindung Statt gefunden habe und der größeste Theil der türkischen Sitten sich aus China herschreibe. Dergleichen Combinationen sind eine Lieblingssache desselben; so will er auch eine große Analogie zwischen den alten Römern und den heutigen Chinesen in Sitten, Gebräuchen und Handarbeiten entdeckt haben. Er spricht dieß aus in einer seiner letzten Schriften, in den Iscrizioni cinesi, di Quàng-cèu (Milano 1816. in 8.) Es werden übrigens in dieser Schrift die wichtigsten Inschriften, welche sich an den öffentlichen Gebäuden zu Canton finden, einer Erklärung unterworfen; Hager erhielt sie aus der Sammlung des Direktors Maissoni, wo sie auf einem Gemälde enthalten sind und wovon er sie kopiren durfte. Mit jener Erklärung verbindet er noch verschiedene specielle Angaben über die Bestimmung der einzelnen Gebäude, an denen die Inschriften befindlich sind, und die angeführte Parallele. Hätte er bei seinem rühmlichen Fleiße sich vor einem zu großen Selbstvertrauen bewahrt, sich mehr als ein aufrichtiger Forscher, denn als ein Alles wissen wollender Charlatan bewiesen, hätte er es mit seinen Geistesprodukten genauer genommen und vor dem Publikum mehr Achtung gehabt, er würde gewiß auch in der chinesischen Philologie und Alterthumskunde, welche er vorzugsweise und offenbar mit einer gewissen Vorliebe in seinen Werken bearbeitete, wenn auch nicht ganz Vollendetes, doch immer Schätzbares geliefert haben. So aber haben seine gewiß ausgebreiteten Kenntnisse ihm nur dienen müssen, seine sonderbaren und baroken Einfälle mit gelehrtem Zierath aufzuputzen und unhaltbare Hypothesen so heraus zu staffiren, daß der weniger Erfahrene durch den äußeren Flimmer verleitet wird, Alles für Gold zu halten. Das Gute, was sich neben vielem Schlechten bei ihm findet, wurde nun auch nicht mehr beachtet, als der täuschende Schimmer der gelehrten und sonstigen gebildeten Welt in seinem Nichts kund geworden war. Hager ging wie ein glänzendes Meteor am literarischen Himmel auf, ist aber auch schnell von seiner Höhe herab gesunken. Julius Klaproth errichtete selbst einen Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Hager (Halle 1811. 8.), und Hager wurde ein warnendes Beispiel eines mehr ausgebreiteten als tiefen und gründlichen Studiums.

Neben dem Chinesischen beschäftigte er sich auch mit den babylonischen Inschriften, und gab während seines Aufenthaltes in England A Dissertation on the newley discovered Babylonian Inscriptions (Lond. 1801. 4.) heraus, welche Klaproth in seinem asiatischen Magazin [25]) ins Teutsche übersetzt und mit Anmerkungen [26]) versehen, dem teutschen Publikum zugänglicher machte. Hager wurde zu dieser Abhandlung durch die auf Befehl der ostindischen Compagnie zum Behuf gelehrter Forschungen aus den Trümmern Babylons entnommenen Backsteine mit alten Inschriften aufgemuntert und er suchte zu zeigen, daß zwischen ihren Schriftzügen und der Devanagari, oder dem indischen Schriftzuge,

21) Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10. 22) Biogr. nouv. des contemp. a. a. O. Meusel dagegen in seinem Gelehrten Teutschland vom J. 1810 läßt ihn schon seit 1806 diese Stelle bekleiden. 23) Einiges Nähere über diese Bibliothek findet man in *Fr. Blume* Iter italicum, Bd 1. S. 140 ff. 24) Die Biogr. nouv. des contempor. T. I. A Paris. 1820. unt. d. W. Azuni hat den Streit, wie es scheint, ganz falsch aufgefaßt und widerspricht auch den Angaben unt. dem Art. Hager (T. IX.). Es heißt nämlich an der erstern Stelle also: Un petit pamphlet de M. *Azuni*, dans lequel il revendiquoit pour les Français l'invention de la boussole, *que les Italiens s'attribuent*, l'engagea dans une discussion polémique. *Un érudit, Joseph Hager, professeur des langues orientales à Paris, réfuta d'une manière si non triomphante, du moins fort spécieuse, les argumens de M. Azuni contre lesquels l'orgueil des Italiens se revoltait.* Dieß soll in diesem Zusammenhange doch wohl so viel heißen, Hager habe den italienischen Ursprung des Kompasses nachgewiesen.

25) 1. Bd S. 246 – 256. 292 — 317. 478 — 501. 26) A. a. O. S. 582 — 46.

deſſen ſich die Sanskritſprache vorzugsweiſe bedient, eine auffallende Ähnlichkeit Statt finde. Hierauf wird der Schluß gebaut, daß die Perſer und Indier Schüler der Chaldäer geweſen wären, und die Ägypter die Idee zu ihren gigantiſchen Bauten aus Babylon empfangen hätten. Die Abhandlung iſt mit einer großen Maſſe gelehrter Citate ausgeſtattet. Aus ähnlichen Studien ging auch die Illustrazione di uno zodiaco orientale del gabinetto dalle medaglie di S. M. à Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigri in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serve ad illustrare la storia dell' astronomia et alti punti interessanti d'antichità. (Milano. 1811. 4.)

Sehr gern hat Hager, wie ſchon oben erwähnt iſt, Vergleichungen zwiſchen Völkern angeſtellt, hat ſich aber daher nicht ſelten zu Mißgriffen verleiten laſſen. Zu den Schriften dieſer Art gehören Neue Beweiſe der Verwandtſchaft der Hungarn mit den Lappländern, eine Beilage zu Sprengel's und Forſter's neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde (Wien 1794. kl. 8.). Seine letzte Arbeit, Observations sur la ressemblance frappante, que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains (Milano. 1817. 4.), zeigt, daß er bis in ſein Alter dieſem Gegenſtande mit Liebe zugethan blieb. In die Reihe dieſer ethnographiſchen Werke iſt auch noch das Schreiben aus Wien an Herrn Pallas in St. Petersburg (Wien 1789. gr. 4.) zu ſtellen. Er gab ferner heraus „Geſandtſchaftsreiſe nach dem Königreiche Ava im J. 1795, unternommen vom Major M. Symes; nebſt Einleit. in die Geſchichte von Ava, Pegu, Arrakan, Beſchreibung des Landes und Bemerkungen über Verfaſſung, Sitten und Sprache der Birmanen. Aus dem Engl. mit Vorrede und Anmerk. (Hamburg 1800. gr. 8.)"; auch unter dem Titel: Neuere Geſch. der See- und Landreiſen, 13. Bd.

Ein bleibendes Verdienſt erwarb ſich Hager ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in der gelehrten Welt. Der Malteſer Joſeph Vella (ſ. den Art.) wollte einen Codex diplomaticus oder Briefwechſel zwiſchen den ſicilianiſchen Statthaltern der Araber und ihrem Oberherrn in Afrika, dann einen Codex über die normänniſche Beherrſchung von Sicilien und außerdem noch ſogar einen arabiſchen Livius entdeckt haben, und begann untergeſchobene, erſt von ihm ins Arabiſche überſetzte Werke dieſer Art zu ediren. Hager entdeckte den Betrug, auf den indeß ſchon vor ihm hingedeutet war. In ſeiner Reiſe von Warſchau nach der Hauptſtadt von Sicilien (Wien 1795. 8.; auch Bresl. u. Lpz. 1795. 8.) gab er zuerſt Nachricht davon; ſo wie in der eignen Schrift: Nachricht von einer merkwürdigen literariſchen Betrügerei, auf einer Reiſe nach Sicilien im J. 1794 (Lpz. u. Erlang. 1799. gr. 4.). Dieſelbe Schrift gab er auch franzöſiſch heraus. Er war vom König von Neapel mit der Unterſuchung beauftragt worden, und damit in den Jahren 1794—96 beſchäftigt geweſen. Das Reſultat hat auch Eichhorn[27]) aus Hager's Schriften ausgezogen.

Auf die arabiſche Literatur bezieht ſich endlich ein Aufſatz in den Fundgruben des Orients (2r Bd. S. 65 ff.) unter dem Titel: Memoria sulla sifre arabiche[28]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAGER (Johann Georg), ein verdienter Helleniſt und Geograph, der am 24. März 1709 zu Oberkotzau im Baireuthſchen geboren war, ſeine frühere Bildung zu Hof empfangen und zu Leipzig ſtudirt hatte, wo er ſich durch ſeine Diſſertation de methodo disputandi Euclidis. Lips. 1736 für den Katheder qualificiren wollte, und anfangs in den Reihen der Privatdocenten trat, als er 1741 den Ruf zum Rektorate des Chemnitzer Lyceum erhielt, ſelbigem folgte und als ſolcher am 17. Oct. 1777 zu Öderan, wo er ſeine Tochter beſuchte, ſtarb. Er war ein gründlicher Humaniſt, ein guter Geſchichtforſcher und Literator, der ſich aber beſſer für den Schreibtiſch, als zur Führung einer Schule eignete, welcher Stelle der gutmüthige, nur in ſeinen Büchern lebende Mann nicht gewachſen war, obgleich unter ihm und durch ſeinen Namen ſich die Frequenz der Schule hob. Er hat eine Menge Schriften hinterlaſſen, theils in Programmen und Schulſchriften, theils in größeren Werken beſtehend, worunter vorzügliche Auszeichnung verdienen: 1) ſeine Ausgaben von Homers Ilias, zuerſt 1740, dann vollſtändiger in 2 Bdn, Chemnitz 1745 und 1753, die zu ihrer Zeit mit die vorzüglichſte in Teutſchland war und 1761, 1767 und 1778 neu aufgelegt iſt; 2) ausführliche Geographie in 3 Bänden. Chemnitz 1746 u. 1747, welche nachher drei Mal von ihm umgearbeitet und zuletzt 1773 und 1774 ausgegeben iſt. Ein Auszug daraus 1755 wurde 1775 von neuem aufgelegt. Als Hager den erſten Entwurf zu der Ausarbeitung des erſtern Werks machte, befand ſich das Studium der Erdkunde noch in der elendeſten Verfaſſung: man hatte faſt keine andre Lehrbücher, als die die beiden Hübner aufgeſtellt, aber durchaus auf keine wiſſenſchaftliche Grundlage gebaut hatten; auf manchen Schulen begleitete Berkenmeyer curieuſer Antiquar jene Lehrbücher als ergötzlicher Commentar für Lehrer und Lernende. Hager fühlte lebhaft, wie wenig jene Hilfsmittel die Wiſſenſchaft fördern könnten, und nahm ſich vor, ein beſſeres an jener Stelle zu ſetzen, und gab nun ſeine Erdbeſchreibung heraus, die gewiß unendliche Vorzüge vor allen ſeinen Vorgängern hat, aber freilich ſchon deßhalb in einer mangelhaften Geſtalt erſcheinen mußte, weil dem Schulrektor zu Chemnitz keine große Bibliothek, keine theure Kartenſammlung zu Gebote ſtand. Was er gab, mußte er bloß aus ſeiner eignen und der Rathsbibliothek entlehnen und beide mochten nur gering ausgeſtattet ſeyn. Bei ſeiner Unbekanntſchaft mit den einzelnen beſſern Karten des Auslandes waren ihm die der homanniſchen Officin das non plus ultra der Kunſt; und da ſie überall in Teutſchland verbreitet und die einzigen Schulkarten waren, ſo kam er

27) Biblioth. der bibl. und morgenl. Lit. 9r Bd. S. 143 ff.

28) Wir erſuchen die geehrteſten Leſer dieſes vorſtehenden Art. dasjenige zu vergleichen, was im XVI. Bande der erſten Section über chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur S. 368 ausführlich und gründlich mitgetheilt worden iſt. (Se.)

auf den Einfall, die Lage der einzelnen Ortschaften nach diesen zu bestimmen und gab gewissenhaft an, ob der Ort zur Rechten, zur Linken, über, unter oder zur Seite des vornehmsten Orts einer Provinz belegen sei, damit die Schüler ihn leichter finden könnten. Diese Methode fand in der Folge in Büsching einen bittern Tadler, der freilich durch besseres Material in den Stand gesetzt war, die Untauglichkeit des homannischen Verlags gründlicher beurtheilen zu können. Indeß muß man doch zugestehn, daß Hagers Methode nicht so ganz unrecht war, und dazu beigetragen hat, manchen tüchtigen Geographen zu bilden. Auch blieb Hagers Werk, das übrigens den fleißigen Sammler beurkundet, lange und bis fast an 1790 das Hauptlehrbuch auf Schulen, und es dauerte lange, ehe Büsching und Fabri ihn aus den Schulen verdrängen konnten. 3) Geographischer Büchersaal zum Nutzen und Vorgängen, 3 Bande 1764—1774. Das erste geogr. Magazin in Teutschland, worin er zugleich die sämmtlichen Progammen einwebte, die er über verschiedene geographische Gegenstände zu verschiedenen Zeiten geschrieben hatte. Einige darunter sind schätzbar und verdienen für den Geographen von Fach noch Beachtung, beurkunden auch, daß Hager nicht bloß Sammler war, sondern eine höhere Bestimmung der Wissenschaft wohl ahnete. 4) Kurze Einleitung in die Göttergeschichte der alten Griechen und Römer nach Pomey's Anleitung. Leipz. und Chemnitz 1762. In diesem geht Hager nicht viel über seinen Meister hinaus. — Seine übrigen Werke sind die, welche die Literatur betreffen, meistens Fortsetzungen oder Ausarbeitungen Anderer; seine Kinderschriften, wie die kleine Kinderbibel, die zwei Mal dreißig biblischen Historien ꝛc. Nachahmungen oder Umarbeitungen Hübners, und erlebten doch mehrere Auflagen*). *(G. Hassel.)*

HÄGER, auch HEGER, (Wasserbau), ein Hügel von Sand (Sandhäger) oder von Kies (Kieshäger) in Strömen oder am Ufer derselben, welcher von dem Wasser angesetzt oder angelegt wird, daher auch Anlage genannt, deßgleichen Horst, Sandhorst, und wenn er eine größere Ausbreitung gewonnen hat, Werder. Mag nun der Häger durch hohe Fluten, die den Lauf der Ströme verändern und in Unordnung bringen, entstanden seyn, oder mag er durch künstliche Leitung derselben, um sie einzuschränken, zu vertiefen und fahrbar zu machen, hervorgebracht werden (Anhägerung): so gilt für die Zulässigkeit desselben folgende Grundregel: Der Häger darf die Strombahn nicht berühren und eben so wenig die möglichst gerade Linie derselben brechen. Man ziehe die Mittellinie der Normalbreite so gerade, als die Lage des Flusses es zuläßt und dazu die Gränzlinien jener Normalbreite. Alles übrige Stromfeld, welches außer den Gränzlinien liegt, kann angehägert werden. Besonders bei einwärts gekrümmten Ufern ist die Anhägerung räthlich und vortheilhaft; dagegen ist die Anhägerung bei hervorspringenden Ufern nicht allein sehr schwierig, sondern sie zwingt auch den Strom zum Serpentiren. *(R.)*

HÄGERECHT, ist die Befugniß des Jagdberechtigten, auf den Gränzen der fremden, seiner Gerechtsame unterworfenen Waldgrundstücken eine Verzäunung herzustellen und zu unterhalten. Sie muß durch Vertrag oder Verjährung besonders erworben seyn; außerdem und an sich darf man sie nicht als im Jagdrechte liegend betrachten, auch dann nicht, wenn solches nach der Landesverfassung als Regel gilt; denn ohne speciellen Rechtstitel kann Niemand gezwungen werden, Anlagen, Baue eines Andern auf seinem Eigenthume zu dulden; sogar das Anführen des eigenen Nutzens der vielleicht in der Nähe des Waldes auch Fruchtfeld besitzenden Jagdleidenden, in Betreff der Waldschäden kann im Rechtswege dawider nicht entscheiden; das Reichskammergericht schon sprach in zwei im J. 1578 gefällten Erkenntnissen aus, daß das Sprichwort „wer darf jagen, der darf hagen" keinen gesetzlichen Grund für sich habe. Wo ein Hägerecht hergebracht ist, muß das Holz zu dem Zaune vom Jagdberechtigten aus eigenen Mitteln geliefert, und darf ohne auch desfallsige Befugniß nicht im fremden Walde gehauen werden*). *(Emminghaus.)*

Hägereiter, s. Hägen.

HÄGERGÜTER, sind Bauergüter, deren Besitzer, (Häger, Hägermänner) ein Kloster oder einen Adeligen (Oberhäger, Hägerjunker) als Grundherrschaft anerkennen. Die Benennung ist abzuleiten vom Hag, Zaun, Einfassung, so, daß dadurch angedeutet wird entweder, wie solche Güter bei der Ansiedelung in den Wäldern und Haiden umgeben, oder so, daß ein Gericht für einen gewissen Complexus derselben (gehägtes Gericht, Haggericht, Hachtgericht, Hachting) angeordnet worden sei. Sie kommen vor in Lippe, Hannover, besonders aber in Braunschweig. Hier ist a) jeder Häger verpflichtet, beim Antritte des Guts als Käufer, Erbe ꝛc. ein Laudemium, Kör, zu entrichten, und dann alljährlich gewisse Dienste, Zinsen und Zehnten zu leisten, die Substanz des Gutes nicht wesentlich zu verändern (z. B. durch Umwandelung in Wiese oder Garten) noch zu verringern (z. B. durch Auflegung von Realservituten) solches nicht ohne Zustimmung des Oberhägers zu verpfänden, zu theilen, zu veräußern und als Dos hinzugeben, Alles bei Verlust des Gutes; der Oberhäger ist b) schuldig, die Veräußerung des Gutes, im Falle der Häger durch Unglück verarmt, und zwar, so fern nicht er selbst oder ein Erbe des Hägers ein Näherrecht ausüben will, auch an einen Fremden, zu gestatten, ingleichen dem nächsten Verwandten, oder Einem von mehrern, den der Häger auswählen oder das Herkommen bestimmen kann, es als Erben zu überlassen, wogegen es ihm, wenn keine solchen, oder bloß eine Witwe vorhanden, heimfällt. Die besondern Gerichte für die Hä-

*) Roth memoria Hageri. Hirsching's Handbuch. Abtheilung zum Jöcher; Biogr. univ.; s. Schriften vollständig in Meusel's Lex. der verst. teutschen Schriftst. V. S. 57—63.

*) S. v. Hellfeld Repert. Jur. privati Th. II. S. 1798. Hagemann's Landwirthsch.-R. S. 368 v. Berg Rechtsfälle. Bd. II. S. 289 fg.

gergüter (S. Vogel von den Hägergerichten in der vormaligen Herrschaft Homburg, Hann. 1816) sind durch die braunschweigschen Verordnungen vom 16. Januar und 3. Februar 1814, und vom 26. März 1823 abgeschafft. Überhaupt sind zu vergl. Hagemann juriſt. Aufsätze Th. II. Hann. 1794. S. 14—63 und der Art. Hägemahl. (*Emminghaus.*)

HÄGERHUFE, (die), eben so oft in den Urkunden Hegerhuse, sehr selten Heegerhuse, ein in Pommern früherhin üblicher Ausdruck, ein Stück Landes von 60 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, zu bezeichnen. Es ist sehr zu bezweifeln, daß diese Hufe ursprünglich davon so benamt sei, weil sie eingehägt d. h. eingezäunt oder von diesen und jenen Lasten, Servituten u. s. w. befreiet war, sondern wahrscheinlicher möchte es seyn, weil sie, als die Benennung aufkam, immer noch mit Holz bewachsen war, (Hag, Gehölz, Wald, noch in Böhmen üblich,) woraus sich die beträchtliche Größe derselben erklären ließe. Auch nennt sie die Urkunde von 1249[1]), die ihrer wohl zuerst erwähnt, Hagendorf (für Hagenhova statt Hagenhoba, Hagenhuba); und mag sie nicht mehr geleistet haben, als die Hakenhufe, uncus, die zwar viermal kleiner, aber schon cultivirt und beackert war. Späterhin, als die Grundsteuern für Fürst und Landschaft aufkamen und die meisten Hägerhufen längst schon beackert worden, ward die Hägerhufe als größtes Ackermaß am höchsten besteuert und zwar doppelt so hoch als eine Landhufe, wie Wartislaff's IX. Privilegium an die Landschaft vom J. 1421[2]) bezeugt, und vierfach so hoch als eine Hakenhufe[3]). In den Städten steuerte ein Giebelhaus oder ganzes Erbe einer Häger-, eine Bude einer Land- und ein Keller einer Hakenhufe gleich, wie im Landtagsabschied von 1563 bestimmt ist. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

HAGERICH von Chur, der Maler. S. den Artikel Abel Stimmer.

HAGERSDORF, Herrschaft und Dorf in Böhmens Saatzerkreise (Zatetzky Kraj), mit 40 bis 50 Häus., einem alten Schlosse, wobei ein Park und Thiergarten, erstrer im franz. Stile mit Springbrunnen, Glas- und Treibhäusern, und einem guten Sauerbrunnen. (*Rumy.*)

Hägesäule, s. Hägen.

HAGESTOLZ, ein sehr altes teutsches Wort, welches früher einen Unverheiratheten überhaupt bezeichnete, jetzt aber vornehmlich einen alten und ehescheuen Junggesellen. In einigen Gegenden gebraucht man auch die weibliche Form: die Hagestolze oder Hagestolzinn.

Über die Etymologie des Wortes ist man nicht einig. Schon in den Glossen des Rhabanus Maurus ist Caelebs durch Hagustult gegeben. Weiterhin finden sich in verschiedenen Zeiten und Mundarten: Hagenstolte, Hagestelz, Hagestolt, Hagstälz*) und angelsächsisch hehstald, ein Jüngling und eine Jungfrau. Hat dieses Angelsächsische eine Wurzel mit dem Hagestolz: so kann beides nicht besser erklärt werden, als: Einer und Eine, die in ihrem Hage oder Hause gestellt oder gestallt sind, d. h. darinnen bleiben (von hag und stellen, stallen). Denn die alte angelsächsische Bedeutung bezeichnet bloß das Eheloſe, nicht das Eheſcheue. Diesem letzten Begriffe werden die andern Ableitungen mehr zusagen: Stolz auf seinen Hag oder Hof; Einer, dem der Stolz behagt; Einer, der bei einem Andern im verschlossenen Hofe wohnt. Dieser letzte wäre dann als ein jüngerer Bruder zu nehmen, der bei dem Erstgeborenen, welchem das Grundstück zugefallen, als Kleinhäusler wohnt. Nach Schottelius**) werden die Unverheiratheten an einigen Orten im funfzigsten, an andern erst im sechzigsten Jahre Hagestolze genannt. Haltaus führt als gleichbedeutend mit Hagestolz aus Celle'schen Akten Hoffestolt und Hofestolt an, welches für die Ableitung keine Entscheidung gibt, sondern nur die ohnedieß klare Bedeutung von Hage bestimmt. Es ist möglich, daß aus Hofe nachmals Have, und daraus Haver entstanden ist. Havestolt findet sich wenigstens in braunschweigschen Diplomen des 17ten Jahrh.; aber Haverstolt soll nach Haltaus von einer falschen Lesung des Schottelius herstammen.

Die Vergleichung verwandter Sprachen weist auf die Erklärung durch Hausgesessene oder Eingesessene hin. Im Isländischen Einstädingur, im Schwedischen Enstöding, und im Mittelalterlatein (bei Du Fresne) Haistaldus oder Haistoldus. Dieses gewiß aus Hagestolz gebildete Wort bedeutet einen Hausgesessenen***). (*R.*)

HAGESTOLZENRECHT, ist das in einigen Distrikten von Braunschweig, Hannover, Würtenberg und der ehemaligen Pfalz vorkommende Recht des Landes- oder Gutsherren, die Hagestolzen ganz oder theilweise zu beerben. Man hat es aus dem römischen Rechte ableiten, und sogar die italienischen Vorfahren der Herzoge von Braunschweig für diese Meinung geltend machen wollen. Allein an die L. Papia Poppaea, und deren Strafen für Caelibes darf man hier schon darum nicht denken, weil dieses Gesetz nur den Hagestolzen selbst die Fähigkeit, Andre zu beerben, nicht ihren Verwandten die Rechte auf den Nachlaß der erstern entzog; die Verordnung des Kaisers Caracalla „daß bloß die nächsten Verwandten, „welche der Erbschaftssteuer nicht unterworfen seien, auf Intestatfolge Anspruch machen könnten"[1]), schloß gewiß Vater, Mutter, Bruder und Schwester nicht aus und scheint ohnehin ihren habsüchtigen Urheber nicht überlebt zu haben. Auch die Vermuthung, daß das kanonische Recht, daß die Idee einer Strafbarkeit der Verachtung des Sacraments der Ehe dazu Anlaß gegeben, dürfte mindestens durch den dafür angeführten Umstand, daß Klöster jene Berechtigung häufig angesprochen haben, noch nicht zu begründen seyn. Es bleibt wohl nur übrig, darin ein Erzeugniß der altteutschen Leibeigenschaft oder Hörigkeit zu erblicken, durch die man

1) Dreger's Cod. dipl. S. 299. 2) Dähnert's Land. Urk. Band I. S. 431. 3) s. ebend. S. 437.

*) Korrumpirt aus Haverstolt.

**) Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache. S. 467.

***) Schilter und Haltaus. Vgl. Hagen.

1) Collat. Legum Mosaic. et Rom. XVI, 9.

anfänglich ein dem Leibherrn ausschließlich gebührendes, später ein lediglich dem der Kinder nachstehendes Erbrecht, noch später aber ein solches wenigstens in Fällen gerechtfertigt achtete, wo eines Theils der Leibherr um seine Hoffnung gekommen war, daß der Leibeigne auch durch Erzeugung wiederum arbeitsamer Kinder ihm Nutzen bringen werde, andern Theils die Verwandten in den aufsteigenden und Seitenlinien um deßwillen dadurch in keiner billigen Erwartung getäuscht wurden, weil dem gewöhnlichen Gange des Lebens nach Kinder ihnen hätten vorgehen müssen. Das Hagestolzenrecht kann nur ausgeübt werden: 1) bei Nachlässen solcher Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche, ohne durch Krankheit oder Keuschheitsgelübde, die der geistliche Stand erfordert, ingleichen durch Jugend zu heirathen gehindert zu seyn, ehelos sterben. In letzterer Beziehung war man meistens so mild, es auf solche, die das funfzigste Jahr überschritten hatten, einzuschränken; dagegen dehnte man es auf Personen aus, die dreißig Jahre im Witwerstande lebten. — 2) Auf Lehngüter erstreckte man es nie, selten auf ererbte Güter (im Gegensatz der durch Arbeit verdienten und durch Glücksfall erworbenen); häufig ergreift es nur eine Quote des Vermögens oder sinkt zu einem Besthauptsrechte herab. S. diesen Art. auch Wildfangsrecht. Die Fürsten hoben es, soweit es eine fiskalische Intrade gewährte, vielfältig auf z. B. Herzog August Wilhelm von Braunschweig durch Constitution vom 18. November 1730: „weil unsere getreuen Unterthanen da„durch in nicht geringe Apprehension gesetzt, ja wohl „gar Auswärtige dadurch zurückgehalten werden, sich in „unsern Landen häuslich nieder zu setzen": die dazu befugten Privatpersonen sind aber durch dergleichen Verordnungen freilich an sich nicht gezwungen, davon ihrerseits abzustehen. Mehreres s. bei von Hellfeld[2]), Danz[3]), Mittermaier[4]). Neuere Gesetzgebungen kennen es nicht: zuletzt empfahl es, zu Gunsten der Armenanstalten, mit erleichternden Modificationen die k. preuß. Gesetzcommission in dem in J. 1791 bekannt gemachten Entwurfe des Landrechts Th. II. S. 19; allein bei der Promulgation im J. 1794 wurden die demselben gewidmeten Paragraphen geändert. Auf einem gleichen Grundgedanken beruhen die in vielen teutschen Ländern eingeführten Collateralgelder, welche von Erbschaften, welche Andern als Adscendenten, Descendenten und Gatten zufallen, an Waiseninstitute und dergl. entrichtet werden müssen. (*Emminghaus.*)

HAGETMAN, eine Stadt in dem franz. Dep. Landes Bez. S. Sever. Sie liegt 2 Meilen von S. Sever an der Lons, hat 1 altes Schloß, 1 Pfarrkirche, 640 Häus. und 2340 Einw., die Gärbereien und einige andre Gewerbe unterhalten und Jahrmärkte haben, aber ihre vorzüglichste Nahrung aus dem Landbau, dem Weinbau und der Viehzucht ziehen: die Weine, die hier wachsen, gehören zu den besten des Departements. Vor der Revolution war es eine Besitzung der Familie Grammond. (*G. Hassel.*)

HÄGEWEIDE, HÄGEWIESE, eine Wiese, welche Gartenrecht hat, worauf also Niemand sein Vieh weiden lassen darf. (*Schilling.*)

HÄGEWISCH, HÄGESCHAU, HAINSCHEIBE, HEUSCHAUB, heißt ein Strohwisch, der auf eine Stange gesteckt, oder an den Ast eines Baumes befestigt wird, um einen gehägten Acker, eine Wiese oder einen verbotenen Weg damit zu bezeichnen. (*Schilling.*)

HÄGEZEIT, (auch Schonzeit), ist gewöhnlich in den Jagdordnungen mit Androhung von Geldbußen für die Übertreter bestimmt, und zwar meistens für die hohe und mittlere Jagd so, daß sie mit dem 1. Februar anfängt und dem 15. Junius endigt, in ältern, z. B. den königl. sächsischen Gesetzen vom Sonntage Invocavit bis zu dem ersten Sonnt. nach Trinitatis) — für die niedere Jagd auf die Weise, daß sie mit dem 1. Febr. beginnt und bis zum 15. Sept. dauert (nach frühern Vorschriften bisweilen vom 1. März bis zum 31. August). Die Schontage werden von Mitternacht bis Mitternacht gerechnet. Als Modificationen kommen vor die Befugnisse a) der Polizeibehörde, wegen verspäteter Ernte den Aufgang der Niederjagd bis zum 1. October hinaus zu setzen, b) der Berechtigten, die geschlossene Reviere haben aa) zu Erlegung einiger Festhasen, bb) vom 1. Sept. an auf den Anstand zu gehen, cc) vom 15. August an Wachteln und Rebhühner und dd) von letztern im Frühjahre einige Hähne zu schießen. Daß der Landesherr an die Hägezeit selbst nicht gebunden ist, läßt sich wenigstens in Ländern, wo jene in mit landständischer Bewilligung erlassenen Gesetzen bestimmt ward, keineswegs behaupten*). (*Emminghaus.*)

HÄGEZEIT, im Weiderechte, ist zu bestimmen a) zunächst nach den individuellen Normen: Verjährung, Testamenten, Verträgen. Besonders bei den letztern hat die Verbesserung des Calenders (s. d. Art. XIV, 2. S. 121 ff.) Streitigkeiten erregt; juridisch kann man nur behaupten, daß die zur Zeit der Vertragsschließung am Orte, wo sie erfolgte, üblich gewesene Zeitrechnung die Regel für die Beurtheilung abgibt, also z. B. die in einem protestantischen Lande im 17ten Jahrhundert für den 29. Sept. bedungene Öffnung der Weide im J. 1826 den 11. October eintritt; allein billig war es eines Theils, daß manche Gesetzgebungen, z. B. die in Hannover festsetzten, es solle nach dem neuen Kalender (sobald nicht späterer Vertrag oder eine Verjährung eine Änderung herbei geführt) sich gerichtet werden, und andern Theils darf freilich in Ländern, wo der alte Kalender von der Legislation nur dergestalt, wie z. B. im Königreiche Sachsen, Berücksichtigung fand, daß man verordnete, „es solle künftig jedes Jahr 10 Tage später, als bisher üblich gewesen, die Hägung anfangen und aufhören"

2) Repertor. Juris Priv. Th. III. S. 1792. 3) Handbuch des teutschen Privatr. Bd. VI. S. 134 fg. 2te Ausg. 4) Grundsätze des teutschen Priv. S. 558. 2te Ausg.

*) Vgl. überhaupt Westphal's teutsch. Priv. Th. II. S. 227. Hagemann's Landwirthsch.-R. S. 369. Mittermaier's Grundsätze d. teutschen Priv. 2te Ausg. §. 276.

(Verordn. v. 6. März 1700. C. A. Th. I. S. 344.) die jetzt bekanntlich noch größere Differenz zwischen beiden Kalendern von keinem Theile für sich angezogen werden; — b) fehlen specielle Rechtsgründe, oder hat eine Particularverordnung, wie neuerlich aus volkswirthschaftlichen Principien z. B. in Weimar geschehen, jene in gewissen Beziehungen als ungiltig erklärt: so kommen gesetzliche Vorschriften in Betracht, welche stets zwischen den verschiedenen Grundstücksgattungen unterscheiden: 1) Lehden, Anger sind nie in irgend einer Jahreszeit der Weide verschlossen; es läßt sich auch nach gemeinem Rechte eine Befugniß des Eigenthümers, sie, sofern sie dem Weideberechtigten nöthig sind, urbar zu machen, nicht vertheidigen; sogar Obstpflanzungen sind nur, wenn sie auf der Trift unschädlicher Weise angelegt werden, erlaubt. Im Königreiche Sachsen ist dieses im Allgemeinen in c. 41. P. II. festgehalten, der Gerichtsbrauch legt im einzelnen Falle dem Triftleidenden den Beweis auf, daß er durch sein Verfahren der Weide keinen Abbruch thue; nur zu Förderung der Forstkultur hat das Mand. v. 30. Jul. 1813 (C. A. C. III. Abth. 2. S. 161) Ansat von $\frac{7}{8}$ der Lehden, die mit Trift belastet sind, erlaubt. — 2) Wälder, Forsten, bestanden oder unbestanden (mit diesem Namen belegt man solchen Holzboden, der noch nicht rechtsverwährte Zeit hindurch die Form einer Lehde an sich getragen) können nur mit folgenden Einschränkungen in Zuschlag gelegt werden, aa) der Weideberechtigte hat zu hägen, bis die jungen Hölzer dem Zahne des Viehs entwachsen, d. h. bei Pferdehut 6 Ellen, bei Rinderhut 4 Ellen, bei Schafhut $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch sind: früher darf aber dann auch der Eigenthümer selbst keine Grasnutzung durch Abhüten oder sonst beziehen; bb) der Raum, welcher zu schonen, ist so zu wählen, daß der Weidebefugte nicht beeinträchtigt wird; als Grundsatz wird angenommen, daß bei unbestandenem Forstgrunde $\frac{1}{12}$, bei bestandenem, wenn er Baumholz enthält, $\frac{1}{10}$, besteht er aber aus Busch- und Schlagholz, $\frac{1}{8}$ des ganzen weidefähigen Areals in Schonung gesetzt werden könne; cc) Nadelholz statt Laubholz anzupflanzen ist unzulässig. — 3) Wiesen sind, wo nicht das Sprichwort „Michaelis thut auf, Walpurgis thut zu" oder ein ähnlicher Satz gilt, bis zu vollendeter Grummternte zu hägen; im Falle eine Zeit fest bestimmt ist, wo sie aufgethan werden, wird die Befugniß des Eigenthümers, früher selbst darauf zu weiden, nur durch Localrechte ausgeschlossen; jedenfalls aber ist diesem gerichtsbräuchlich vergönnt, die Düngung der Wiese, wozu vielleicht die geschlossene Zeit nicht paßlich war, in der offenen vorzunehmen. — 4) Äcker endlich sind aa) in dem Falle, daß eine Brachweide darauf ruht, während der ganzen Jahre, wo sie nicht brache liegen, zu hägen, mithin je nach der Landesart, z. B. an Orten, da die Dreifelderwirthschaft üblich, die zwei ersten Jahre; auch im dritten aber mindestens theilweise, nämlich in so weit, als sie zu einer nach dem Wirthschaftsbedürfnisse der Triftleidenden zu bemessenden Sömmerung verwendet werden; bb) findet eine Ackerweide im Allgemeinen Statt: so kann nur für denjenigen Zeitraum Hägung angesprochen werden, der zwischen dem zur Fru hung nach ökonomischen Principien nöthigen ersten rung und der vollen Einerntung liegt: Änder herkömmlichen Pflanzenarten, die den Triftsbefu nachtheiliget, ist erst neuerlich zu Gunsten des krauterbaues in manchen Ländern, z. B. in S verstattet. — S. überhaupt Kind[2]), Hagem Münter[3]), Zachariä[4]), Haubold[5]), Schr und das weimarsche Triftgesetz v. 3. April 182 Nachtrag v. 19. Mai 1826. (*Emmin*

HAGGADAH*), d. h. Kunde. Die Juden nen mit diesem Namen die rabbinischen Legenden, theils aus moralischen Fabeln und Parabeln theils Erklärungen und Zusätze für gewisse biblisch len bilden. Die Zahl dieser Legenden in den schen Schriften ist sehr groß, und ihr Werth Einige verlieren sich in die ungereimteste und fa Fabelei, während andre tiefsinnigen Gehalt unte schönen allegorischen Form umschließen. Was sprung derselben betrifft, so wird erzählt, daß G diese Kunden dem Moses während seines vierzehr Aufenthaltes auf dem Berge Sinai mitgetheil Dieser habe sie aber wieder vergessen, und de Jesathja sei berufen wurden, sie ihm von Neuem zählen. Alsdann habe sich die Tradition aus Munde fortgepflanzt.

Die allegorischen und metaphorischen Erkl dieser Legenden bilden einen großen Theil der schen Literatur. (S. Rabbin. Literatur.)

Ein Buch unter dem Titel Haggada schel enthält Legenden und Vorschriften über das Oster wird von eifrigen Juden besonders bei der Oster gelesen, in Bezug auf Moses, II. Buch, XII, 26 Verfasser dieses Buches, welches auch zuweilen Anfangsworten מה נשתנה betitelt wird, ist unb Es ist oft gedruckt und Abarbanel hat einen fügen Kommentar dazu geliefert**).

HAGGAI (חַגַּי), der zehnte der zwölf klein ppheten, und der erste unter denen, die nach den lonischen Exil, unter den zurückgekehrten, in der sich wieder ansiedelnden Juden geweissagt haben wissen gar nichts von seiner Herkunft und seinen salen; aber er selbst hat uns über die Zeit, die lassung und Beziehung seiner Weissagungen mi Sorgfalt belehrt, von welcher zu wünschen wäre, alle Propheten angewendet hätten. Er führt Jah nat und Tag, wo er aufgetreten ist, an.

Wir wissen aus dem Buche Esra's (Kap daß die Samaritaner, nachdem sie auf eine in d liebloſe und unverständige Weise mit ihrem Vo

1) Quaest. T. II. c. 33. 36. 37. ed. 2. 2) Landr R. §. 126. 132. 190. 294 — 296. Dessen prakt. Erör n. 15. Bd II. n. 24. 3) Weiderecht. 2te Ausg. 1810 96. 109. 110. 131. 4) Annalen der königl. sächs. Gesetz S. 250 fg. 278 fg. 5) Sächs. Privatr. S. 202. 2 6) Rechtssprüche, S. 331 — 349.

*) Wird von den frühern Juden, so wie auch noch gegenwärtigen Haggúdah ausgesprochen. (*St.*) **) S Bibl. hebr. II. 1285 und die Frankfurter Encykl.

am Tempelbaue der Juden Theil zu nehmen und dadurch mit denſelben Ein Volk zu bilden, abgewieſen worden, gegen dieſes Volk Hinderniſſe erregt hatten, welche bis zum zweiten Jahre des Darius Hyſtaspis fortwirkten. Um dieſe Zeit aber ſahen ſich die Juden wieder im Stande, das unterlaſſene Werk fortzuſetzen; und dieſen Zeitpunkt benutzte unſer Prophet ſammt Zacharia (Esra V, 1.), um zur Fortſetzung zu ermuntern (Kap. I.). Er tadelt die Eigenſucht der Juden, vermöge deren ſie für ihre eigenen Wohnungen ſorgten und das Haus ihres Gottes wüſte liegen ließen, und findet in der Unfruchtbarkeit des Landes die Strafe dafür (V. 4 — 11). Wirklich fand dieſe Ermahnung Gehör, und das Volk ſchritt zum Tempelbaue (V. 12 — 15). In einer zweiten Weisſagung (Kap. II, 1 — 9) tröſtet der Prophet diejenigen, welche den zweiten Tempel weit geringer als den erſten fanden (vergl. Esra III, 12 ff.), durch die Verheißung, Gott werde eine große Weltveränderung bewirken, wodurch die Koſtbarkeiten aller Nationen in den Tempel zuſammen ſtrömen würden, ſo daß er noch herrlicher werden würde, als der erſte geweſen ſei. Er meinte wohl, die alte Hoffnung werde in Erfüllung gehen, daß der Dienſt Jehova's Weltreligion und der Tempel Mittelpunkt derſelben werden würde (vergl. Jeſ. II, 2). In ſeiner dritten Weisſagung (Kap. II, 10 — 19) verheißt er, daß auf die Unfruchtbarkeit, mit welcher die Unterlaſſung des Tempelbaues beſtraft worden, fruchtbare Zeiten folgen ſollen. Endlich wiederholt er die Vorherſagung von großen Weltveränderungen, und verheißt dem Serubabel, dem Statthalter von Judäa, die beſondere Obhut Gottes (Kap. II, 20 — 23).

Haggai verräth in ſeinen Hervorbringungen die geiſtesarme, gedrückte Zeit, in welcher er ſchrieb; auf ihm ruhete nicht mehr die alte kräftige Begeiſterung. Seine Weisſagungen ſind arm an Gedanken und matt von Sprache, und an die Stelle eines echten Glaubensmuthes tritt Schwärmerei. Als ſolche nämlich müſſen wir die Hoffnung großer Weltbewegungen anſehen, wenn ſie durch nichts begründet, ſondern gleichſam aus der Luft gegriffen wird.

Wir haben eine Menge alter Bearbeitungen dieſes Propheten, welche *Rosenmüller* Schol. in Vet. Test. Part. VII. Vol. IV. Prooem. anführt. Dieſer Ausleger ſelbſt iſt am meiſten zu empfehlen. (*de Wette.*)

HAGUE (Dr. Charles), ein berühmter engländiſcher Violinſpieler und Tonſetzer der neueſten Zeit, war 1769 zu Tadcaſter in Yorkſhire geboren, und zeigte ſehr früh ein entſchiedenes Talent für die Muſik, welches er unter der Anleitung ſeines älteren Bruders zur Violine zu entwickeln anfing. In der Folge wurde Cambridge ſein Aufenthalt, und Manini auf der Violine, und Hellendaal im Generalbaß ſeine Lehrer. Nach Manini's Tode genoß er eine Zeit lang Salomon's Unterricht zu London, und ſtudirte daneben unter Dr. Cooke die Vokalharmonie. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1794 Bachelor of Music zu Cambridge und Doktor in ſeiner Kunſt. Er ſtarb den 18. Junius 1821.

Hague war einer der geſchmackvollſten Violinſpieler, namentlich für das Quartett und die Begleitung des Fortepiano, deßgleichen ein ſicherer und pünktlicher Direktor. In der Theorie der Muſik war Rameau ſein Meiſter; demnächſt nahm er Tartini, den Lehrer Hellendaal's, zum Vorbilde. Seine Kompoſitionen ſind größten Theils Lieder, von denen 1805 A Collection of Songs erſchien. Ferner Six Glees for three and four Voices. Größere: An Anthem composed for the Degree of Bachelor of Music. 1794 (der 137ſte Pſalm). An Ode performed in the Senate House at Cambridge, at the Installation of his Royal Highness the Duke of Gloucester, Chancellor of the University. Wir übergehen ſeine Arrangements und einige einzelne Liederkompoſitionen. (*R.*)

HAGUE, ein kleines Ländchen in der Normandie, deſſen Namen jetzt nur noch der Geſchichte angehört: es bildet jetzt einen Theil des Manchebezirks Cherbourg; doch führt die im W. in die See hervorſpringende Spitze noch immer den Namen Cap de la Hague. (*G. Hassel.*)

HAGUENAU, eine der beſten Städte des franzöſiſchen Departements Niederrhein, Bezirk Straßburg. Sie liegt N. Br. 48° 48′ 45″ L. 25° 27′ 55″ an der ſchiffbaren Motter, die ſie in 2 Theile zerſchneidet und mit dem Rheine in Verbindung ſetzt, iſt mit unbedeutenden Feſtungswerken umgeben, die freilich im Mittelalter furchtbar waren und ihr, bis ſie franzöſiſch wurde, manche Belagerung zugezogen haben, übrigens altfränkiſch gebaut, und beſitzt eine katholiſche, eine lutherſche Pfarr- und ein paar andere Kirchen, die vormaligen Klöſtern zugehört haben, 1 ſtädtiſches Collegium, vormals mit Jeſuiten beſetzt, 2 Mildthätigkeitsanſtalten, gegen 1000 Häuſer und nach dem Alm. roy. von 1825 9002 Einwohner, die mancherlei Gewerbszweige unterhalten: 1802 beſtanden hier 7 Tabaksfabriken mit 2 Mühlen, 3 Krappfabriken mit 2 Mühlen, 5 Stärkefabriken, 2 Strumpfwebereien, 1 Strohhutfabrik, 3 Lichterfabriken, 1 Keſſelſchmiede, 2 Fajanzefabriken, 3 Bandmanufakturen, 1 Färberei, 2 Bleichen, 8 Seilereien und 4 Ziegelhütten. Die Krämerei iſt nicht unbedeutend: jährlich werden 3 dreitägige Märkte gehalten. Die Stadt hat auch ein Handelsgericht. Sie war einſt eine der 10 Reichsſtädte des Elſaſſes und kam mit demſelben an Frankreich. Von der Burg, die einſt Friedrich der Rothbart hier erbaute, ſieht man kaum noch Trümmer. Sie iſt der Geburtsort des hebräiſchen Grammatikers Wolfg. Capito. Vor ihren Mauern breitet ſich der weitläufige Hagenauer Forſt aus, der dem State gehört, und 27,252 Metres lang, 9731 breit, aber ſchon ſehr ausgeholzt iſt. (*G. Hassel.*)

HAGUENIER (Jean), ein franzöſiſcher Liederdichter aus Bourgogne, blühte in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und ſtarb im 60. Jahre 1738. Seine leichten Chansons, zum Theil augenblickliche Ergüſſe der Luſt und Laune, wie eine gute Geſellſchaft und eine wohl beſetzte Tafel ſie eingaben, finden ſich in mehreren Sammlungen. Er wurde zu ſeiner Zeit als ein witziger Kopf und geiſtreicher Sänger geſucht und geprieſen, aber ſein Nachruhm iſt in dem Schwarme der franzöſiſchen Chansonniers untergegangen. (*R.*)

HAGLENOT (Jean), geboren zu Montpellier den 25. Januar 1707, nannte sich nach dem Namen Peter, den nichts als eine Dissertation (Questiones X. e medicina desumptae. Monspel. 1730. 4. unterschrieben), dem Collegium der Wissenschaften, und wurde, nachdem er sich Zeugniß des Magistrats und die dazu Schule zu Montpellier besucht hatte, nach dem Jahre 1730, dem Doctor. Obgleich sich in seinen Lebensumständen zu finden scheint, daß er sich als ausserordentlicher Lehrer in das Jahr 1740 nach einigen Jahren (1746) als ordentlicher Professor der Medicin an die Stelle des Vaters, der sie zu seinen Lebzeiten niedergelegt hatte, angesetzt wurde. Als Lehrer und Arzt folgte er den gewöhnlichen Pfaden, machte nicht durch ausserordentliche und sonderbare Ideen glänzen, drang sich Keinen in die Beobachtung und Erfahrung und war deßhalb sehr glücklich in seinen Curen, als Mensch war er von großer Frömmigkeit und Rechtschaffenheit für viele Arme. Da er deßhalb allgemein beliebt war, so machten ihn der Magistrat zum Rathe beim Gerichtshofe für das Rechnungs-, Steuer- und Finanzwesen; auch wurde er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier. Er starb den 11. December 1775. Da er keine Kinder hatte, so vermachte er sein ganzes Vermögen und seine schöne Bibliothek den Hospitälern, hauptsächlich dem Hôtel-Dieu St. Eloi; desgleichen ließ er ein sehr schönes Gebäude für die Gesellschaft der Wissenschaften am Platze Peyrou einrichten, was er ihr bei seinem Tode als Eigenthum übergab. Seine Schriften waren zu ihrer Zeit klassisch und sind jetzt noch immer voller Interesse; seine Dissertationen, deren er eine Menge schrieb, sind in einer reinen und sehr verständlichen Latinität verfaßt. Die wichtigsten seiner Werke sind: *Tractatus de morbis externis capitis.* Avignon. 1751. 12. *Otia physiol. de circulatione, de pulsu arteriarum et de motu musculorum.* Ibid. 1753. 4. Eine Abhandlung über eine neue Heilart der Lustseuche. Montpell. 1734. und eine über die Gefahren der Beerdigung in Kirchen. 1748. 8., beide in französischer Sprache. In den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier sind die meisten seiner Abhandlungen enthalten. *)

(*Hunchke.*)

HAGIOGRAPHA (heilige Schriften), nennt man den dritten Theil des Alten Testaments, welcher die Psalmen, die Spr. Salomo's, das Buch Hiob, das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder Jeremia's, den Prediger Salomo's, das Buch Esther, Daniel, Esra, Nehemia, die Bücher der Chronik enthält. Es ist die durch Epiphanius [1]) eingeführte Übersetzung des hebräischen Ausdruckes כתובים, den er aber auch anderwärts [2]) durch *γραφεῖα* gibt.

Mit diesem Ausdrucke wollten die Juden ursprünglich schwerlich mehr sagen als: (heilige) Schriften überhaupt. Man denke nämlich die ganze alte Testament in Beziehung auf תורה, Propheten נביאים und כתובים, und unter den letzten verstand man Schriften, welche weder zu dem Gesetze noch zu den Propheten, aber doch zu den heiligen Schriften gehörten: es war eine unbestimmte Benennung u. Zusammenfassung aller derjenigen, welche man nicht kannte, wohin sie gehörten, was sie für Ansehen hatten. Daß sie [illegible] waren und waren, wurde aus der Phrase [illegible] ersichtlich, die [illegible] Propheten ist dem Sinne nach gleich, denn unter כתובים verstand man heilige Schriften: der Ausdruck hat aber bei uns eine besondere Bedeutung, die nämlich eines Eigennamens, gewonnen, welche Synonymie mit jener hatte.

Die Rabbinen [3]), erklären den Ausdruck כתובים einbürgerlich, so daß er so viel als in heiliger Begeisterung geschriebene Bücher (כתובים ברוח הקדש) bezeichnen soll. Man unterscheidet nämlich drei Arten von göttlicher Begeisterung: die des Mose, welcher Gott von Angesicht geschaut, die Prophetenweihe נבואה, in welcher die Propheten geschrieben, und die heilige Begeisterung oder der heilige Geist שכינה, in welcher die Bücher des dritten Theils geschrieben sein sollen. Allein der einfache ursprüngliche Sinn ist wahrscheinlich der oben angegebene. Dieser wird wenig oder gar nicht verändert, wenn man annimmt, der Ausdruck כתובים komme von der üblichen Anführungsformel der Rabbinen כתוב, es steht geschrieben, her; er hieße dann auch Schriften, heilige Schriften. Die Eintheilung der Hagiographa ist im Art. Bibel †) angegeben.

(*de Wette.*)

Hagiomachi, s. Iconomachi.

HAGIUS *), (Conradus), geboren zu Rinteln 1559 und gestorben als gräflich Holstein-Schaumburgischer Kammermusikus und Komponist, hat 4-, 5- und 6stimmige Magnificat, deutsche Gesänge zu 2 bis 8 Stimmen und mehrere andere Instrumentalstücke herausgegeben, die zu ihrer Zeit beliebt und geschätzt waren **).

(*K. Breidenstein.*)

HAGIUS (Petr.), war dem Ambrosius Hagius auf dem Gute Henneberg bei Heiligenbeil in Preußen, im Junius 1596 geboren, genoß im väterlichen Hause, zu Lindenau, Heiligenbeil, in der Löbenichter Schule und seit 1585 auf dem Archipaedagogium zu Königsberg Unterricht, studirte daselbst und seit 1592 zu Helmstädt Theologie, begab sich 1593 nach Wittenberg, kam 1595 wieder zu seinem Vater, und da dieser 14 Tage darauf starb, mußte er das Hauswesen annehmen, ward 1598 Rektor in Lyck, 1602 an der Domschule in Königsberg,

*) Vergl. *Eloy* dict. d. l. médecine. *Desgenettes* in den éloges des académiciens de Montpellier 1811, Haller u. Adelung.

1) De pond. et mens. c. 4. Opp. T. II. p. 162. 2) Haeres. XXIX. c. 7. Opp. T. I. p. 122.

3) *Elias* in Tisbi R. כתב u. X. Vergl. *Carpzov.* Introd. ad libros canon. V. T. P. I. p. 25. †) Das hierher Gehörige befindet sich namentlich im 10ten Theile der ersten Section, S. 2 fgg. (*St.*)

*) Nicht zu verwechseln mit Joannes Hagius, welcher gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Superintendent in Eger war und ebenfalls mehrstimmige geistliche Gesänge geliefert hat. (*R.*)

**) S. *Draudii* Biblioth. Class. p. 1631.

den 28. März 1607 Magiſter, und ſtarb den 31. Aug. 1620 an der Peſt. (S. Erläutertes Preußen, Bd. III. S. 371. Arnold's Hiſtorie der Königsberger Univ. Th. II. S. 506.) Man hat von ihm Prosopopoeia veri et sinceri Christiani, 1618. 4. in teutſchen Verſen. — Praxis pietatis maxime quaestuosae. Königsb. 1623. 4. aus den Evangelien in teutſcher und lateiniſcher Sprache, und die Lieder: Nun laßt uns mit den Engelein; — Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt; — Weil unſer Troſt der Herre Chriſt; — Freu' dich, du werthe Chriſtenheit. — Simon Dach war ſein Schüler †).
(*Rotermund.*)

HÄGLIGEN, ein Pfarrdorf des Cantons Aargau, anderthalb Stunden von Bremgarten, als Schauplatz von zwei Ereigniſſen bemerkenswerth. Im J. 1531 wurde hier der Friede zwiſchen Bern und den fünf katholiſchen Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug unterzeichnet, und dadurch der mehr politiſche, als religiöſe Bürgerkrieg beendigt. Im Frühjahre 1798 zerſtreute bei eben dieſem Dorfe ein Corps Franzoſen eine Schar Zuger und Freiämtler, die ſich, mehr patriotiſch als klug, ihrem Vorrücken widerſetzte. (*Escher.*)

HAGNAU, anſehnliches Pfarrdorf und Herrſchaft im Großherzogthume Baden, ehemals eine Beſitzung der Edeln von Ellerbach auf Ryſiburg, von denen ſie im J. 1433 durch Kauf an die Abtei Weingarten, und im J. 1436 auf gleiche Weiſe an die Reichsſtadt Überlingen kam. Überlingen, von Schulden gedrückt, verkaufte ſie im J. 1658 an das fürſtliche Stift Einſiedeln, und dieſes im J. 1693 wieder an das Gotteshaus Weingarten, bei welchem auch Dorf und Herrſchaft bis zu den wichtigen Statsveränderungen unſerer Zeit verblieben ſind, wo ſie als ein Zugehör des Kloſters Weingarten durch den Frieden von Lüneville dem Fürſten von Naſſau Dillenburg zufielen, und endlich durch den Presburger Frieden an den Großherzog von Baden abgetreten wurden. Der Großherzog nahm die Herrſchaft ſofort in ſeinen Titel auf, und führet wegen derſelben in dem großen Statswappen unter den zehn ſpaniſchen Schilden, welche zu beiden Seiten vom großen Hauptſchilde, von den Pranken der Schildhalter herab hangen, das fünfte Schild rechts unten. Es iſt mit der Grafenkrone bedeckt, und hat ein vierfach getheiltes Feld, rechts oben und links unten Gold, links oben und rechts unten Grün. Das Dorf iſt nach der neueſten Landeintheilung dem Bezirksamte Meersburg einverleibt, liegt am Bodenſee, 1½ Meile von der Amtsſtadt an der Poſtſtraße von Überlingen und Meersburg nach Friedrichshafen und Lindau, hat 375 Einwohner, 113 Häuſer, worunter ſich mehrere anſehnliche Gebäude, Kloſterhöfe und ein Gaſthof auszeichnen. Die Einwohner ſind ziemlich wohlhabend und nähren ſich vom Weinbaue, der hier mit gutem Erfolge getrieben wird *).
(*Leger.*)

HAGNITAS, Beiname des Asklepios, unter dem er einen Tempel in Sparta hatte. Seine Bildſäule war vom Holze des Agnus castus (Keuſchbaum)*) verfertigt, daher der Name Paus. III, 14. (*Richter.*)

HAGNO (Ἁγνώ, οῦς), eine von den drei Schweſtern, die nach arkadiſcher Mythe den Zeus auf dem Berge Lykäos zogen. Neda und Thiſoa waren die andern. Von dieſer Hagno führte eine Quelle auf dem Berge Lykäos vom Fluſſe Heliſſon weſtwärts den Namen. Bei langer Trockenheit betete der Prieſter des Zeus bei demſelben und berührte mit einem Zweige die Oberfläche des Waſſers. Ein dicker Dampf ſtieg auf und es erfolgte bald nachher Regen. Paus. VIII. 38. Dieſer Glaube ſcheint in dem bekannten Brauen mancher Berge ſeinen Grund zu haben. (*Richter.*)

HAGSFELDEN, evang. luther. Pfarrdorf mit 489 Einw. am Anfange des Hartwaldes im großh. badenſchen Landamte Karlsruhe, ½ teutſche M. nordöſtl. von dieſer Reſidenzſtadt, und eben ſo weit von Durlach entlegen. (*Leger.*)

Hägung (Forſtwiſſenſchaft und Jagd), ſ. Hägen oben S. 166 fgg.

HAGYRKUR, der leicht Dichtende oder Verſe Aufſagende, ein Beiname des Odin in der ſkandinaviſchen Mythologie. Denn Odin redet immer in Verſen und heißt daher auch Lioda smidr, der Liederſchmied, und Galdra smidr, der Schmied der Zaubergeſänge. (*R.*)

HAHA, HEHA, eine Provinz des afrikaniſchen Reichs Marokko's, die am atlantiſchen Oceane belegen iſt und Mogodor zur Hauptſtadt hat. Jackſon gibt ihr wohl zu freigebig eine Bevölkerung von 708,000 Einw., ohne die Städte einzurechnen. Sie liegt nach den Karten übrigens zwiſchen dem Oceane im W., und den Provinzen Abda im N., Suſa im O. und S. (*H.*)

HAHA, (das), iſt eine freie Stelle in der Befriedigung am Ende eines Gartens, welche mit einer tiefen Grube von außen verwahrt iſt, und eine ungehinderte Ausſicht in Freie zu gewähren beabſichtigt. So heißt auch der tiefe Graben, welcher ganze Seiten eines Gartens, oder einer Anlage u. ſ. f. einzingelt, ſo daß er die Stelle eines Zaunes vertritt. Wahrſcheinlich rührt dieſe Benennung von dem Ausdrucke der Verwunderung, Haha! her, den man als Ausruf des Vergnügens über die unbeſchränkte Ausſicht in weite Ferne äußert, oder als Zeichen des Mißvergnügens über das durch einen ſolchen Graben ganz unerwartet aufgeſtoßene Hinderniß von ſich hören läßt. (*St.*)

Häher, ſ. Corvus.

HAHN, (bibliſch). Das alte Teſt. erwähnt nach der wahrſcheinlichſten Auslegung der Hähne nirgends, und nur die Rabbinen und der Verfaſſer der Vulgata, haben mehrern Wörtern dieſe Bedeutung gegeben, und daher des Hahnes erwähnt, wo der Text anders zu erläutern iſt, z. B. Hiob 38, 36. quis dedit gallo in-

†) Vgl. oben d. Art. Pet. Hagen. S. 164. 65 dieſ. Bandes. (*St.*)
*) Meiſtens nach Kolb im Lexik. v. Bad. II, 2.

*) Vgl. über dieſen Baum, ἄγνος, im Griechiſchen genannt, Geoponic. II, 4, 1. edit. *Niclas*, *Heindorf* ad *Plat.* Phaedr. p. 198 et 280; *Schneider* ad *Theophrasti* hist. plant. I, 5, 3, 12. ſo wie auch *Plin.* Hist. Nat. XXIV, 9, 38. deßhalb, daß bei der Feier feſtlicher Tage, die Frauenzimmer ſich der Zweige dieſes Baumes bedienten, um ihre Keuſchheit zu verwahren. (*St.*)

telligentiam? richtiger: wer legte Weisheit in das Herz?), Spr. 30, 31.: gallus succinctus lumbos (richtiger: das Streitroß, an den Lenden gegürtet). Jes. 22, 17: dominus asportari te faciet, sicut exportatur gallus gallinaceus (richtiger: Jehova streckt dich hin mit männlichem Wurf). — Der Hahnenschrei im neuen Test. (ἀλεκτοροφωνία Mark. 13, 35) ist die 3te Nachtwache nach der römischen Gewohnheit, nur den Tag in Stunden, die Nacht aber in 4 Nachtwachen einzutheilen, zwischen der Mitternacht und Morgenröthe. Die talmudische Grille, daß in Jerusalem keine Hähne geduldet worden, (Gemara, Baba kama fol. 38, col. 2.) wird sogar hinlänglich durch die Verläugnungsgeschichte Christi durch Petrus widerlegt. (*Gesenius.*)

Die neuern Juden opfern, den rabbinischen Fabeln zu Folge, in denen die Hähne, und namentlich der heilige Hahn von Jerusalem, eine große Rolle spielen, einen Hahn am Abend vor dem langen Versöhnungstage (die Weiber ein Huhn) unter mancherlei abergläubischen Cärimonien. Die Muhamedaner haben den Hahn ebenfalls in das alte Testament hinein gedichtet, indem sie erzählen, er sei unter den Thieren gewesen, welche Abraham (1 B. Mos. 15, 10.) zerstückt und auf zwei Seiten gegen einander über gelegt hätte. Ihnen ist dort der Hahn ein Symbol der sinnlichen Lust, welcher der Mäßigkeit geopfert wird. Aber auch in dem Paradiese Muhameds ist ein heiliger Hahn, groß, von weißer Farbe, dessen mit Edelsteinen geschmückte Flügel nach Osten und Westen ausgespannt sind. Sein Kopf erhebt sich bis zum Throne Gottes und seine Füße schweben in der Luft. Alle Morgen singt er einen Lobgesang Gottes, den die Hähne auf der Welt wiederholen. Um die Zeit des großen Gerichtstages wird er aufhören zu singen. (*R.*)

HAHN (symbol. und mythol.). Fast unter allen Völkern des Alterthums war der Hahn ein Symbol der Wachsamkeit oder der kriegerischen Kampflust. In der Mythologie des Zendvolkes ist der heilige Hahn Kehrkas mit dem Hunde ein Wächter gegen den Ahriman. Eigentlich ist dieser irdische Hahn nur der Stellvertreter des himmlischen, des Planeten Hufraschmodads. Im Zescht-Avan heißt es: der Vogel, der in Kehrkas Gestalt Wache hält, drei Mal des Tages, drei Mal des Nachts, über die schutzlosen Wohnungen des Schlafs, damit nicht grausame Gewalt sich ihrer bemeistere. Um das letzte Drittheil der Nacht, den Gah Oschen, die Zeit dieser Furcht, ruft dieser Vogel drei Mal mit hoher starker Stimme, um Schutz der Quellen Arduisurs [1]). Auch in späterer Zeit erscheint der Hahn auf den Feldzeichen der persischen Könige [2]).

Der Bramaismus opfert der Bhagawadi, in so fern sie als finstere blutdürstige Göttinn erscheint (ähnlich der taurischen Artemis) Hahnen, die noch dampfend in ihrem Blute in die Luft geworfen werden, damit dasselbe herabtriefend auf die Erde und die Schwellen des Tempels falle.

Unter den Gottheiten der Griechen ist der Hahn dem Ares heilig, Attribut und Opfer desselben. Daher nennt Aristophanes die Hähne Ἄρεως νεοττοί, und ihr Krähen ist eine glückliche Vorbedeutung für kriegerische Unternehmungen [3]). Dagegen weissagte die Stimme der Henne Niederlage. Bei den Spartanern opferten die Feldherrn nach dem Siege einen Hahn.

Ferner ist der Hahn geheiligt der Athene, namentlich der Ergane der Eleer, auf deren Helm er sitzt, dem Hermes, dem Apollo, wohl erst später, nachdem dieser Gott mit dem Helios zusammenfloß, dem Asklepios, welchem Sokrates vor seinem Tode einen zu opfern gebot, bei den Römern den Laren, als Hauswächter ꝛc. Die Trözener opferten dem Nordwinde Hahnen.

Auch unter den alten Syrern im Baals Dienst erscheint der Hahn als Symbol des Feuergottes und der Sonne, und vielleicht wurde deßwegen ein Hahn in dem syrischen Tempel zu Mabog zum Wahrsagen gebraucht [4]).

In den Augurien der Römer spielt bekanntlich der Hahn eine sehr bedeutende Rolle, worüber zu vergleichen Cicero de Divin. II, 12. 26. 34. Plin. X, 21. Auch im Orient ist die ἀλεκτρυομάντεια zu Hause, das heißt die Wahrsagerei aus dem Fressen eines in einen Buchstabenkreis gestellten Hahns. Zonaras Annal. T. III. p. 28. Damit ist zu vergleichen Statsorakel der Römer aus dem Fressen der Hühner, welches noch mehr beobachtet wurde, als ihr Gesang. Dieser galt bei Hochzeiten für ein übles Zeichen der Knechtschaft des Mannes. S. Donat. zu Terent. Phormio. IV. 4. 30. Auch die skandinavische Mythologie hatte zwei Hähne, deren einer mit goldenem Kamme in der Wohnung der Asen die Helden in Odin's Sälen weckt. Der andre Hahn ist rußroth und kräht tief unten in Hela's Sälen [5]). (*R.*)

HAHN, HUHN, HAUSHÄHNE u. HÜHNER (ökon. diät.). I. Am schlachtbarsten sind die ganz gut gefütterten Haushähne im vierten oder fünften Monate ihres Alters. Geoffroy erhielt aus einem 9 Unzen, 4 Quent. und 8 Gr. schweren jungen Hahne 6 Quent. 24 Gr. Gallerte, 7 Quent. 36 Gr. getrockn. Faser und 1 Unze 6 Quent. und 40 Gr. Knochen. Unschlachtbar sind sie während der Mause, auch sobald sie hitzig zu werden, und auf die Hühner zu fliegen anfangen, so wie jene, die noch zu leicht an Gewicht und so mager sind, daß man bald ihren Brustknochen ꝛc. fühlen kann. — Ein 2 Pfd 2 Unzen 6 Quent. schwerer alter Hahn gab Geoffroy 4 Unzen 7 Quent. 66 Gr. Gallerte. Alle zu alten Springhähne sind ungenießbar. — Den echten und vollkommenen Kapaunen, unter denen die zweijährigen die besten sind, werden oft unechte, d. i. mehr oder weniger alte, etwas

1) S. Rhode's Heil. Sage des Zendvolks. S. 310. Vergl. den Art. Halka. 2) S. *Plutarch.* in Artax. Daher ist auch der Scherz des Aristophanes in den Vögeln zu erklären, wo er den Hahn als König der Perser aufführt.

3) Vergl. den Artikel Hahnengefecht. 4) z. B. 2. B. Könige 17. 30. *Lucian.* de D. Syr. 48. 5) S. Wolusp. Nr. 44.

aufgefütterte Haushähne, denen die Geilen (Hoden) geblieben, und bloß Kamm und Bart abgeschnitten sind, oder unvollkommen gekappte untergeschoben. Beide haben ein trocknes, zähes, fade schmeckendes Fleisch. Dergleichen Betriegereien entdeckt man bei der genauen Untersuchung des Hintertheils zwischen beiden Lenden.

II. Zu junge Haushühner unter sechs Monaten haben ein zu breiiges, häutiges, unschmackhaftes, zu alte, über ein paar Jahre alte dagegen ein zähes, trocknes, kaum eßbares Fleisch. Am magersten sind alle in der Mause; unschlachtbar auch alle kranke, welche struppig die Flügel hängen lassen, nicht fressen wollen, den Durchlauf haben, oder Eiterbeulen am Rumpfe, und ganz butzig, wie geschwollen aussehen, voll Läuse sind, schwarze Kämme, oder auch Würmer an den Köpfen haben ꝛc.

Von dem hier und da ausgeschlachtet verkäuflichen Hühnervieh gilt das von den Gänsebäuchen oben Gesagte. Vorzüglich groß ist die Gefahr bei diesem während einer Epizootie unter demselben, wie Beispiele in Italien ꝛc. lehren. —

Übrigens ist das Huhn auch für Kranke und Reconvalescenten leicht verdaulich und gesund, ein altes dagegen weniger schmackhaft, gibt aber eine kräftige Brühe. Der Kapaun hat ein zarteres, wohlschmeckenderes, leicht verdauliches und zugleich nährendes Fleisch. Ein Pfd 7 Unzen 2 Quent. 48 Gr. des vom Fette gereinigten Kapaunfleisches lieferte Geoffroy 1 Unze 2 Quent. Extract, welches schwer zu trocknen war.

(*Th. Schreger.*)

Hahn (ornitholog.), s. Gallus u. Phasianus.

Hahn (Hydraulik), s. Röhre.

HAHN oder KRAN (technol.), heißt ein meistens von Holz oder von Messing verfertigter cylinderartiger und an einem Ende mit einem Griffe oder Wirbel versehener Körper, welcher quer in einer Röhre steckt, um durch seine Drehung rechts oder links eine Flüssigkeit entweder durch die Röhre hindurch und aus der Röhre heraus zu lassen, oder auch diesen Durchgang und Ausgang zu verwehren. Deßwegen ist der gewöhnliche Hahn, wie man ihn z. B. zu Bier-, Wein- und andern Fässern gebraucht, quer durchbohrt. Dreht man nun den Hahn so, daß diese Durchbohrung (die Queröffnung) mit der Höhlung der Röhre einen Weg geht: so läuft die Flüssigkeit durch den Hahn hindurch; dreht man ihn aber so, daß feste Wand vor die Röhrenhöhlung kommt: so wird der Flüssigkeit der Durchgang verschlossen.

Es gibt auch künstlichere Hahnen, welche mehrfach (oder auf verschiedenen Wegen) so durchbohrt sind, daß man, je nach der Art der Drehung des Hahns, die Flüssigkeit nach dieser oder jener Gegend hin führen, durch diese oder jene Röhre fortleiten kann. Solche künstlichere Hahnen findet man vornehmlich bei Dampfmaschinen, Luftpumpen, Luftsäulenmaschinen ꝛc.

Die hölzernen Hahnen, wie sie unter andern zu Fässern gebraucht werden, pflegt der Drechsler, die messingenen der Roth- oder Gelbgießer und der Mechanikus zu machen. Zinnerne Hahnen, welche der Zinngießer verfertigt, kommen unter andern bei Theemaschinen vor. (*Poppe.*)

Hahn des Schiessgewehrs, s. Schiessgewehr u. Gewehrfabriken.

HAHN, ein altes, adeliges, jetzt gräfliches Geschlecht, das ursprünglich in Franken zu Hause gehört, aber bereits seit dem 13ten Jahrh. in Pommern eingebürgert ist, wo es die Güter Remplin, Plätz, Bristow u. a. besitzt: 1469 wurde es von Herzog Ulrich II. mit dem Erblandmarschallamte des stargardschen Kreises investirt, und am 7. Sept. 1802 in den Reichsgrafenstand erhoben. Der erste Graf Friedrich geb. den 24. Jan. 1742, gest. den 9. October 1805 war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, thätiger Beschützer der Wissenschaften, besonders der Naturkunde und Astronomie, wie er denn auf seinem Hauptgute zu Remplin eine eigne Sternwarte besaß und Verschiednes über Stern- und Naturkunde geschrieben hat, welches Meusel in seinem gelehrten Teutschl. Nachtr. VII. S. 496 verzeichnet hat. (*H.*)

HAHN (Franz Joseph von), Bischof von Arad in Arabien, Weihbischof und Generalvikar zu Bamberg, war am 13. Julius 1699 zu Würzburg geboren, wo sein Vater fürstbisch. Rath und Lehenpropst gewesen ist. Nach erlangter akademischer Würde aus der Rechtswissenschaft widmete er sich noch besonders dem Studium der Geschichte und Alterthümer, reiste mit einem Empfehlungsschreiben des berühmten Geschichtforschers Schannat in die östreichsche Abtei Melk, deren Archiv und Bibliothek der Aufsicht des gleich berühmten Petz anvertraut war, und unter dessen Leitung er seine Kenntnisse ungemein erweiterte. Von hier begab er sich nach der Abtei Göttweih, wohin er durch Petz dem aus Franken gebürtigen Abte, Gottfried Bessel, empfohlen war. Während dieser seinen Landsmann durch Belehrung kräftigst unterstützte, und zur Vollendung des Chronicon Gottwicense benutzte, lernte ihn auch der Reichsvicekanzler und Koadjutor von Bamberg, Friedrich Karl Graf v. Schönborn, daselbst kennen. Dieser ernannte ihn 1727 zu seinem geheimen Secretär, ließ ihn mit sich zum Priesterstande 1728 befördern, verlieh ihm, nachdem er selbst Fürstbischof von Bamberg und Würzburg geworden war, zwei Stiftspfründen in beiden Städten, und erhob ihn zu seinem geh. Rath und Referendar. Als solcher hatte er fast täglich Gelegenheit, seine Kenntnisse in Reichs- und Statsangelegenheiten, in der alten und mittleren Geschichte Teutschlands sehr zu erweitern; er wurde des Fürsten vertrauter Freund, Rathgeber und steter Begleiter, und hatte einen großen Einfluß auf die Reichsanlegenheiten, besonders am Reichstage. Nach dem Tode des bambergschen Weihbischofs, Werner Schnaz, erhielt er 1734 dessen Stelle, und 1739 wählten die Stiftsherrn bei St. Gangolph zu Bamberg ihn auch zu ihrem Dechant. In diesem vielfachen Wirkungskreise wurde es ihm möglich, die auf Philosophie, Theologie und Kirchenrecht beschränkte Universität daselbst mit juristischen, medizinischen und chirurgischen Lehrstühlen zu versehen, und ihr

eine der Zeit angemessnere Sphäre zu verschaffen. Er stand im Briefwechsel mit den größten Gelehrten seiner Zeit, durch deren Mitwirkung seine Bücher-, Gemälde-, Münz- und Naturalien-Sammlung sehr bereichert wurde. Er starb zu Bamberg den 14. Julius 1747, und hinterließ viele Kostbarkeiten; seine Bibliothek haben die Brüder Veit zu Augsburg erst 1756 gekauft. (Vergl. dessen Todesanzeige, und Chronicon Gottwicense. p. XXIII. prologi §. 36.). (*Jack.*)

HAHN (Heinrich). Hildesheim ist die Vaterstadt dieses zu seiner Zeit sehr berühmten Juristen. Sein Vater war Mitglied des dortigen Stadtrathes und er selbst wurde am 28. August 1605 geboren. Nicht nur auf der dortigen Schule, sondern auch zu Goslar bildete er sich in der griechischen und lateinischen Sprache aus, und begab sich alsdann auf die Universität nach Helmstädt, wo er theils der Philosophie und Geschichte, theils der Jurisprudenz sich widmete; da indeß eine einreißende ansteckende Krankheit (Pest) und der ausgebrochene Krieg 1625 die Hörsäle schlossen, so sah er sich genöthigt, nach Hause zurück zu kehren, und seine Studien so lange zu Rostock fort zu setzen, bis die Universität Helmstädt wieder eröffnet wurde. Dieß erfolgte 1631. Nun ging er nach Helmstädt zurück, gab anfangs Privatvorlesungen und erhielt zwar 1639 nach Joachim Wecke's Abgange eine Professur, indeß konnte doch wegen des damaligen Kriegs seine Bestallung erst 1641 ausgefertigt werden, nachdem er im Monat September des vorhergehenden Jahres bereits Doktor Juris geworden war. Hierauf lehrte er in Helmstädt 27 Jahre lang mit ungetheiltem Beifalle, war aber einer der ersten Docenten, die sich der damals noch ungewöhnlichen Dictirmethode bei seinem Vortrage bediente, auch wohl bei dringenden Abhaltungen Studenten dazu zu Hilfe nahm, worunter auch G. A. Struve sich befand. Besonders thätig arbeitete er in der Fakultät, wobei er zugleich viele Jahre lang die Stelle eines ordentlichen Beisitzers bei dem Hofgericht zu Wolfenbüttel versah. Mehrere während seines Aufenthalts in Helmstädt ihm gemachte vortheilhafte Anträge wies er von der Hand, da er theils vortheilhaft gesetzt war, theils sich durch Nebenarbeiten in der Fakultät und durch Rechtsgutachten Vieles verdiente. Er starb den 24. Februar 1668 an einer zu schnell vertriebenen Rose: seine Kinder aus zwei Ehen waren bis auf eine Tochter vor ihm verstorben. Für sein Fach war er nicht bloß als Lehrer, Fakultist und Richter, sondern auch als Schriftsteller thätig, ob er gleich nur wenige größere Schriften zu Tage gefördert. Aber seinen Namen tragen nicht weniger als 68 Dissertationen, wovon einige weit über seine Zeit hinaus gereicht haben, und was in der Regel wenigen Dissertationen zu Theil wird, bis in die Mitte des 18ten Jahrh. verschiedentlich aufgelegt sind: so die de collationibus 1647, 1676 und 1686, de altero tanto 1648, 1653 und 1676, de alimentationibus 1653 und 1745 u. a. Seine Dissert. de jure rerum et juris in re speciebus. Helmst. 1639 erregte einen heftigen juristischen Zwiespalt, worin Born, Schwendendörfer, G. A. Struve und Gläser für und wider auftraten. Zu seinen großen Schriften gehören observ. theoretico-practica ad Wesenbeckii in L libros digest. comment. Helmst. 1650—1653, 1659. 1668 und 1706, auch zwei Mal nachgedruckt, ein Beweis, wie sehr dieß Werk gesucht wurde, und die conclusiones de jure forensi. Helmst. 1653 und 1654. Der Dissertationen, die unter seinem Präsidium vertheidigt und meistens aus seiner Feder sind, ist ebenfalls eine Menge*). (*Ad. Martin.*)

HAHN (Johann David), geb. zu Heidelberg den 9. Julius 1729, studirte daselbst und zu Leiden die Medicin, wo er auch Doktor wurde. Im J. 1753 erhielt er schon die Professur der Philosophie, Experimentalphysik und Astronomie zu Utrecht und im J. 1759 die der Botanik und Chemie. Dem Rufe nach Leiden als Professor der Medicin im J. 1775 folgte er und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode den 19. März 1784. Da seine Ämter und sein Wissen so vielseitig waren, so sind es auch seine Schriften, meist Dissertationen und kleine akademische Abhandlungen, aber voller Geist und Gründlichkeit. Ihre Titel findet man im Adelung; außerdem besorgte er eine Ausgabe von Gottfried Wilhelm Schilling's comment. de lepra. Lugd. Bat. 1778. 8. und übersetzte Is. Waat's Logik ins Lateinische. (*Huschke.*)

HÄHN (Johann Friedrich), königl. preuß. Generalsuperintendent, Konsistorialrath und Director des Gymnasiums zu Aurich in Ostfriesland, Sohn eines Bäckers zu Baireuth, wo er am 15. August 1710 geboren war. Aus dem Gymnasium seiner Vaterstadt kam er 1733 auf die Hochschule zu Jena, wo er neben der Theologie mit vielem Fleiß die mathematischen Wissenschaften studirte. Vorliebe zum Pietismus bewog ihn, nach Halle zu gehen, wo er eine Lehrstelle am Waisenhaus erhielt. Hier lernte ihn der Abt Steinmetz zu Kloster Bergen als einen sehr frommen Bruder kennen, dem es dabei nicht an Kenntnissen fehlte, und darum berief er ihn 1736 an die berühmte Lehranstalt, deren Vorsteher er war. Hähn widmete sich dem Lehrberufe mit so viel Fleiß und Einsicht, daß ihn Steinmetz 1743 zum Klosterprediger und Inspector der Schule ernannte. Die vielen Programmen und Schulschriften, die er von der Zeit an drucken ließ, und die fast alle Zweige des Schulunterrichts umfassen, sind ehrende Beweise seiner guten pädagogischen Einsichten und eines nie rastenden Fleißes. Mit seltener Geduld und der einnehmendsten Freundlichkeit ließ er sich zu seinen Schülern herab, und suchte ihnen Alles leicht und faßlich zu machen. Nur seine langen Predigten, die gewöhnlich zwei Stunden und darüber dauerten, mißfielen den bergenschen Zög-

*) Vergl. Progr. universitatis Juliae ad exsequias Hahnii. Helmst. 1668; in *Witte* memor. Ictorum, p. 470; *P. Freher* theatr. virorum erud. clarorum. p. 1182. Sincer's Lebensbeschr. großer Juristen I. 74. wo sich jedoch viel Unrichtigkeiten finden; Jöcher II. 1320; Junker's Beiträge II. Nr. 13; *Saxe* onomast. liter. IV. 389. 398.

lingen sehr, und erstickten bei ihnen die Liebe zur Religion, die sie anflammen sollten. In dem Schulmeister-Seminarium, welches unter seiner Aufsicht stand, unterwies er in den besten Methoden des Unterrichts; er ließ von den vornehmsten Rechnungsarten Tabellen drucken, verfertigte ein neues Buchstabir- und Lesebüchlein, und lehrte die Seminaristen den zweckmäßigen Gebrauch desselben. Aber eine Zwistigkeit, die er mit dem Abt bekam, war Ursache, daß er 1749 als Feldprediger der Gensdarmen nach Berlin ging. Hier lernte er den Oberkonsistorialrath Joh. Jul. Hecker kennen, der 1747 eine Realschule für nicht studirende junge Leute angelegt hatte; und da dem äußerst thätigen Hähn seine Predigerstelle hinreichende Muße ließ: so fing er sogleich wieder an, zum Besten der Schulen, und besonders des Heckerschen Instituts, wirksam zu werden. Er schrieb zuerst seine Agenda scholastica, oder Vorschläge, Lehrarten und Vortheile, welche sowohl überhaupt zur Einrichtung und Erhaltung guter Schulanstalten, als auch besonders zur Beförderung und Erleichterung des Lehrens und Lernens, abzielen. Berlin 1750 — 52. 10 Stücke. 8. Unverkennbar ist darin des Verfassers Reichthum an Kenntnissen, Vorschlägen und Methoden. Dabei erwarb ihm seine Gabe des Unterrichts, die Achtung der vornehmsten Familien, und selbst am Hofe schätzte man ihn. Er wurde daher berufen, den damals fünfjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm (Nachfolger Friedrichs II.), der eine etwas schwere und undeutliche Sprache hatte, das Lesen zu lehren. Mit Hilfe mehrer von ihm ersonnener künstlicher Mittel, der Bilder auf Papier, Modelle und verschiedener Spielwerke erreichte er seinen Zweck in kurzer Zeit, und bahnte sich dadurch zugleich den Weg zu weiterer Beförderung. Er übernahm im Mai 1753 die Inspection der Realschule und wurde zugleich Heckern als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche adjungirt. Bei einer vielseitigen amtlichen Thätigkeit in Kirchen- und Schulsachen widmete er alle seine Mußestunden der Verfertigung von Abbildungen des Hauses Brandenburg, des Hauses Sachsen, der römischen Kaiser, der biblischen Geschichte und der Geographie sammt der damit verbundenen Statengeschichte, Chronologie, Genealogie, Heraldik und Numismatik auf eben so vielen verschiedenen Kupfertafeln und deren besonders gedruckten Erläuterung. Er wollte dadurch den Kindern die Erlernung der Geschichte und Geographie erleichtern, indem sie auf den Kupfern die merkwürdigsten Personen und vieles Andere abgebildet sahen, und die Einbildungskraft dem Gedächtnisse zu Hilfe kommen sollte. Die Methode an sich war gut, aber die Anweisungen waren zu sehr übereilt, und daher nicht fehlerfrei. Daneben schrieb er noch eine größere und kleinere Glaubenslehre, die Geometrie, Trigonometrie und Kriegsbaukunst in Tabellen, und gab Predigten, die Bekehrungsgeschichte des Obersten von Bardeleben, des Herrn von Beggerow und der Gräfinn von Beers und andere Schriften, meistens ohne sich zu nennen, heraus. Der Unterricht, den er in der Realschule einführte, wurde ganz nach der von ihm erfundenen tabellarischen Methode ertheilt, der er selbst den Namen Literal-Methode beilegte[1]). Das Wesentliche derselben bestand darin, daß man bloß mit den Anfangsbuchstaben der Worte die Hauptgegenstände des Unterrichts in den Schulen an der Tafel anschrieb, und insbesondere die Folge der Hauptideen in den Wissenschaften tabellarisch vorstellte. Das Gedächtniß sollte dadurch erleichtert, die Zeit erspart, die Aufmerksamkeit geweckt und Übung im Nachdenken erhalten werden. Diese sehr scheinbaren, zum Theil auch wahren Empfehlungsgründe, von einem Manne vorgetragen, der sich zu den Kindern so außerordentlich herab zu lassen wußte, daß er hierin seines Gleichen suchte, verschaffte seiner Methode Gönner und Anhänger, und ihrem Erfinder Ruhm und Ehre. Der Abt Felbiger, Generaldirector des Schulwesens in den sämmtlichen östreichschen Normalschulen, kam selbst nach Berlin, um die Hähnsche Literal-Methode kennen zu lernen, ließ drei Lehrer in der Realschule in derselben unterrichten, und machte von dieser Methode in den östreichschen Normalschulen Gebrauch. Es erhoben sich aber bald mehrere Stimmen gegen dieselbe, die den tabellarischen Unterricht als äußerst trocken, geistlos und ermüdend verwarfen. Die Hähnsche Unterrichtsweise hat längst andern Methoden weichen müssen, indessen bleibt doch dem Erfinder das Verdienst, zur Verbesserung des Schulunterrichts wesentlich beigetragen zu haben, und seine Methode scheint (richtig, und mit den gehörigen Einschränkungen angewandt) den Haß nicht zu verdienen, den man später auf sie geworfen hat.

Nachdem Hähn bis 1759 seine berlinschen Ämter mit der rühmlichsten Thätigkeit verwaltet hatte, kam er als Generalsuperintendent der alten Mark und Priegnitz, wie auch als Inspector und erster Domprediger nach Stendal. Auch in diesem neuen Wirkungskreise machte er die Verbesserung des Schulwesens, nach dem Muster der berlinschen Realschule, zu seiner Hauptaufgabe, und mit seltener Beharrlichkeit besiegte er die nicht kleinen Hindernisse, die ihm in den Weg traten. Indeß war sein Aufenthalt in Stendal zu kurz, als daß er die getroffenen guten Einrichtungen hätte befestigen können. Denn schon im Julius 1762 wurde er Konsistorialrath, Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg, Abt und Direktor des Stifts und Klosters Bergen. Die Erwartungen, welche man von ihm hegte, gingen aber nicht in Erfüllung, vielmehr zeigte sich der neue Abt von einer Seite, die ihm Aller Herzen entzog. Er arbeitete zwar auch jetzt wieder mit rastlosem Eifer an der Schule, gab selbst Lehrstunden, sorgte für eine gute Ökonomie, und bemühte sich ernstlich, die beträchtlichen Schulden des Klosters zu tilgen. In seinem Charakter entwickelte sich aber zugleich eine despotische Herrschsucht, die Alles empörte. Aus übertriebener Sparsamkeit war er hart gegen die Unterthanen des Klosters, und die Lehrer selbst behandelte er mit einer unerhörten Strenge.

1) Eine genaue Beschreibung derselben machte er später bekannt, in der Schrift: Ausführliche Abhandlung der Literal-Methode. Berl. 1777. 8. Vgl. die Beurtheilung in der Allg. teutschen Bibl. Anh. z. 25 — 36 Bde. Abth. 4. S. 2137 ff.

Er drohte mit Fortjagen, erhob gegen den Convent eine Klage in Berlin, und dieser suchte eben daselbst Hilfe. Die gegenseitige Erbitterung wuchs, und mehrere Lehrer verließen die Anstalt. Das Wechseln dauerte fort, und Hähn beförderte Conventualen und Lehrer nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst. Mit den Zöglingen war er vertrauter, als mit den Lehrern, und ein Bedienter galt bei ihm so viel als ein Conventual; gegen die letztern erklärte er sich sogar auf der Kanzel. Dabei verfiel er auf den unseligen Grundsatz: es wäre besser, wenn das Kloster nur eine kleine Schule hätte, weil es bei einer großen Anzahl Zöglinge auch viele Lehrer und Aufseher, viele Bediente und viel Holz haben müßte. Da Friedrich II. durch den Obersten Lentulus auf den Verfall der sonst so blühenden Lehranstalt aufmerksam gemacht wurde, so ordnete er eine Commission ab, um den Zustand der Schule und die Ökonomie des Klosters zu untersuchen. In der letzten Hinsicht konnte Hähn keiner Veruntreuung beschuldiget werden, aber der Verfall der Lehranstalt war so offenkundig, und der Direktor hatte sich dabei so vieler Ungebühr schuldig gemacht, daß Friedrich II. ihn, durch einen Erlaß an die magdeburgsche Regierung vom 6. Januar 1771, von der Direktion entfernte, mit dem Befehl binnen 24 Stunden das Kloster zu verlassen[2]). Er begab sich sogleich nach Magdeburg, und lebte daselbst im Stillen. Auf Verwendung seines ehemaligen Zöglings, des Prinzen Friedrich Wilhelm, der ihn sehr liebte, und anderer hoher Personen, kam er noch im J. 1771 als Generalsuperintendent, Konsistorial- und Kirchenrath, wie auch Direktor des Gymnasium und Prediger an der Schloßkirche nach Aurich in Ostfriesland. Vorsichtig gemacht durch die bisherigen unangenehmen Erfahrungen, benahm er sich in Ostfriesland mit weit mehr Vorsicht und Klugheit, verwaltete seine wichtigen Ämter mit gewissenhafter Treue, und suchte die Leidenschaften, die ihn bisher zu seinem großen Schaden beherrscht hatten, möglichst zu unterdrücken. Mit den ihm untergebenen Geistlichen ging er brüderlich und väterlich um, und da er sehr exemplarisch lebte, so starb er, allgemein verehrt, den 4. Junius 1789 in seinem 79sten Jahre, unverheirathet.

Hähn war kein großer Gelehrter, aber ein Mann von vielen Talenten, und mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüstet, mit denen er vielen Nutzen stiftete. Sein Gedächtniß war weit stärker, als seine Beurtheilungskraft. In der Theologie machte er von den Aufklärungen seines Zeitalters keinen Gebrauch, und unter seinen Schriften haben die asketischen den geringsten Werth. Dennoch war er als Prediger sehr beliebt; er disponirte bloß, und verließ sich dann auf den Geist Gottes. Von Intoleranz war er nicht frei, und die das Christenthum anders betrachteten als er, hielt er für solche, die das Reich des Teufels baueten. Seine Sprachkenntnisse waren nur mittelmäßig, und die alten Philosophen und Geschichtschreiber hatte er nicht mit Geschmack gelesen. In der Mathematik hingegen, vorzüglich in der Mechanik, und in der Kriegs- und bürgerlichen Baukunst, in der Physik und Geschichte hatte er es weit gebracht. Er erfand unter andern eine Dreschmaschine, verschiedene andere Maschinen, und einen ökonomischen Koch- und Bratofen, wovon er (Leipz. 1772. 8.) eine besondere Beschreibung drucken ließ. Was er vortrug oder vorgetragen wissen wollte, mußte er ganz durchdacht und in seinem ganzen Umfange übersehen haben. Daher seine tabellarische Methode, die er dazu vorzüglich nützlich fand. Sein Charakter war ein seltsames Gemische von Gutem und Bösem, von Demuth und Stolz, Hartnäckigkeit und Wankelmuth, Bescheidenheit und Unfreundlichkeit, Klugheit und Unvorsichtigkeit. Wie alle Pietisten, führte er den Heiland häufig im Munde; einer seiner Freunde mochte aber wohl nicht mit Unrecht von ihm sagen: „Hähn läuft unruhig unter dem Kreuze Christus herum, kommt aber nicht heran." Häufig ließ er sich vor einem blinden Vertrauen auf Gottes Vorsehung leiten, und hielt seine seltsamen Triebe und Neigungen für Winke der Vorsehung. In seiner körperlichen Bildung lag wenig Empfehlendes. Er war sehr unansehnlich, klein, sehr schwarz im Gesicht, hatte eine gelbe Haut und einen etwas finstern Blick, den er aber durch ungezwungene Freundlichkeit erheiterte[3]). (*Baur.*)

HAHN (Johann Gottfried von), wurde dem praktischen Arzt Siegmund am 18. Jan. 1694 zu Schweidnitz geboren. Von Privatlehrern unterrichtet, kam er 1708 in die dortige evangelische Schule, 1714 auf die Universität Leipzig, disputirte öfters und vertheidigte pro loco, am 29. Mai 1717, Medicinam Germanorum veterum, ward am 13. Februar 1716 Magister und 1717 Doktor der Arznei. Darauf fing er in Breslau seine praktische Laufbahn, als Arzt an, gab 1729 in Breslau die Geschichte der zwei Jahre vorher in Breslau und auf dem Lande geherrscht habenden hitzigen Fieber und der dazu gefügten Abhandlung von der Wirkung der in der Lunge beständig eingesogenen Luft heraus. In einer andern Schrift, Variolarum antiquitates nunc primum e graecis erutae, Brigae 1733. 4. bewies er mit den alten griechischen, lateinischen und arabischen Ärzten, daß die Blattern nicht eine erst in den neuern Zeiten kund gewordene, sondern auch den Alten bekannte Krankheit seien, wogegen der Hofrath Werlhof seine Zweifel mit aller Achtung für den Verfasser, vortrug, worauf Hahn auf eine eben so freund-

2) Die Verhandlungen über Hähn's Entfernung von Bergen, und besonders Friedrichs II. Erlaß in dieser Angelegenheit an den Minister von Münchhausen hat Büsching abdrucken lassen, im 5ten Bde seiner Beiträge zu der Lebensgesch. denkw. Personen S. 62—71.

3) Henke's Archiv f. d. neueste Kirchengesch. 2 Bd. 1 St. 156 ff. 4 St. 605 ff. 4 Bd. 2 St. 599 ff. (Hauptquelle, aus der alle Nachfolgenden geschöpft haben). Nova acta hist. eccles. 4 Bd. 1068. 5 Bd. 362. Reershemius in den neuen Zusätzen zum ostfriesl. Predigerdenkmahl 245. Fickenscher's Beitr. z. Gel. Gesch. 265. Ebend. gel. Baireuth 3 Bd. 156—181. Denkw. aus dem Leben ausgez. Teutschen 333. Baur's Gallerie hist. Gemälde 6 Th. 156—162. Meusel's Ler. d. verst. Schriftst. 5 Bd. Baader's Ler. verst. baier. Schriftst. 1 Bd. 1 Th. Seiler's gem. Betracht. 1796. S. 181 ff.

schaftliche Art, in einer Abhandlung Carbo pestilens a carbunculis sive variolis veterum distinctus. Wratisl. 1736. 4. antwortete. 1735 schilderte er die Krankheit, die man die englische, andere aber Rhachitis, nennen, in der Abhandlung Cyrtonosi, quae Glissonio rhachitis est, etliche alte Bilder aus den ältern Geschichtschreibern ab, und erwies dadurch, wie viel die schönen Wissenschaften, einem gründlichen Arzte nicht nur zur Zierde, sondern auch zum wahren Nutzen gereichen und Gelegenheit zum Nachdenken und unverhofften Entdeckungen geben können. Auch zeigte er dieses nicht weniger in dem Denkmahl nach Art der alten Inschriften im J. 1737 auf den verstorbenen Breslauer Rathsherrn, Mich. Glieb v. Liebenau. Im J. 1731 ernannte ihn die kais. Akad. d. Naturforsch. zum Mitgliede. Er erhielt 1751 die Adjunktur in dieser Akademie, und lieferte mehrere Abhandlungen in die Schriften derselben. Seine Gegner widerlegte er in der Schrift: Morbilli variolarum vindices, Vratisl. 1753. 4. Im J. 1745 erklärte ihn der König von Preußen zum Dekan des Collegii medici im breslau'schen Departement und zum Hofrath und 1748 erhob er ihn und alle seine Nachkommen, in den Ritterstand. Er starb auf einer Reise nach dem Karlsbad zwischen dem 30. April und 1. Mai 1753. (Schmersahls neue Nachr. von jüngstverst. Gel. Bd. II. S. 581 — 594). Sein Bildniß stehet vor J. F. Burg's Schrift, von dem Göttlichen der christlichen Religion in ihrer Schmerz stillenden Kraft. Breslau 1755. Fol. (*Rotermund.*)

HAHN (Knut), Bischof von Lund in Schweden, geboren 1633 in Smäland. Nachdem er seine Schulstudien zu Calmar und Werió absolvirt, besuchte er seit 1652 die Universitäten Greifswald und Rostock, und dann Upsala. 1661 ward er Professor der Philosophie am Gymnasium zu Lund, und, als dieses zur Universität erhoben wurde, Professor der Logik und Metaphysik. Zwistigkeiten verleideten ihm das akademische Leben; er ward 1671 Pastor und Propst zu Ronneby in Blekingen, 1679 Gehülfe des alten Bischofs von Lund, Vinstrup, und, nach dessen noch 1679 erfolgtem Tode, Bischof von Lund und Prokanzler der Universität. Mit großem Fleiß stand er, unter schwierigen Zeitumständen, den neuen Ämtern vor. 1687 ward er Bischof von Werió, starb aber 1687 zu Carlscrone, bevor er das Bisthum Werió angetreten hatte. Die unter ihm erschienenen Disputationen sind von Döbeln in hist. acad. Lundensis. Th. 2. verzeichnet. (*v. Schubert.*)

HAHN (Ludwig Philipp), ein teutscher Schauspieldichter, dessen ziemlich vergessene Werke aus der Sturm- und Drangperiode nicht ohne kräftige und ergreifende Momente sind. Der Götz von Berlichingen und Gerstenberg's Ugolino scheinen ihm bei seinem ersten dramatischen Versuche als Muster vorgeschwebt zu haben, und seine spätern Arbeiten schließen sich ebenfalls dem goethe'schen Vorbilde an. Er war geboren 1746 zu Trippstadt in der Pfalz, studirte in Göttingen und hielt sich dort zu dem Dichterverein, welchen die Namen Bürger, Voß, Stolberg u. A. m. unsterblich machen. Nachher bekleidete er die Posten eines Kammersekretärs und Rechnungsrevisors zu Zweibrücken, wo er 1787 starb, mit ihm ein noch ziemlich rohes aber einer höhern Ausbildung würdiges Talent. Seine Schriften sind: Der Aufruhr zu Pisa, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ulm, 1776. 8. Ein Ugolino, durch welchen er mit Gerstenberg in einen Wettstreit trat. Aber Hahn läßt die Geschichte von dem Zeitpunkte an spielen, wo die ersten von dem Ruggieri angestifteten Unruhen ausbrechen. Graf Karl von Adelsberg, Tr. i. 5 Aufzügen. Leipzig, 1776. 8. Robert von Hohenecken, Tr. Leipz. 1778. 8. Wallrad und Evchen oder die Parforcejagd, ein (lokales) Singspiel. Zweibrücken, 1782. 8. Lyrische Gedichte. Zweibrücken, 1786. 8.*). (*R.*)

HAHN (Nicolaus), gewöhnlich Gallus genannt, der Sohn eines Bürgermeisters, zu Köthen 1516 geb., studirte 10 Jahre unter Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Cruciger zu Wittenberg, wurde darauf Rektor an der Schule zu Mansfeld, 1543 Diakonus zu Regensburg, mußte aber nach fünf Jahren des Interims wegen mit dem Superintendenten Hieronymus Nopus in das Exilium wandern. Er begab sich nach Wittenberg, versah, weil Cruciger gestorben war, die Schloßpredigten, erhielt eine Vocation vom Herzog Albert zu Meklenburg und eine vom Magistrat zu Magdeburg als erster Pfarrer an die Ulrich- und Levinkirche, welche letztere er 1550 annahm und wohin ihm sein Freund Flacius folgte, dem er an den Centuriae Hist. Eccl. Magdeb. arbeiten half. Er hielt die Belagerung der Stadt mit aus, hielt dem gefangenen Herzog von Meklenburg am 6. Januar 1551 eine scharfe Gesetzpredigt und suchte das reine Evangelium nach allen Kräften auszubreiten. Nach Nopus Tode dachte im J. 1553 das dankbare Regensburg an seine ehemaligen treuen Dienste; so ungern er Magdeburg verließ, so wurde die Sehnsucht und das Verlangen nach ihm so groß, daß er sich entschloß die Superintendentenstelle anzunehmen. Durch ihn erhielt die evangelische Kirche zu Regensburg bei der Nachbarschaft ein großes Ansehen. In zweifelhaften Fällen verlangte man seinen Rath und in der Stadt selbst schaffte er die noch gebliebenen Kerzen, Leviten, Meßgewande und mehrere katholische Festtage ab und richtete die Kirchenordnung nach der kursächsischen ein. Mit dem Scalichius hielt er eine öffentliche Disputation und mit dem Domprediger Barfüßerordens, Johann Albrecht hatte er Streit. 1557 war er auf dem Convent zu Coßwich, die Streitigkeiten zwischen Melanchthon und Flacius, de Adiaphoris endigen zu helfen, (Melancht. Consil. P. II. S. 258 ff.), wo er des Flacius Partei nahm und am Ende nichts entschieden wurde. Er starb im Zeller Bade im Würtembergschen am Schlage im J. 1570, wurde zu Wasser nach Regensburg gebracht und den 24. Junius in der Peterskirche begraben. Vergl. Rotermund's Andenken an die Männer, die für und gegen die Reformation Luther's gearbei-

*) S. Koch's Kompend. Jördens's Lexikon. (Supplementband).

ter haben. Bd. 1. S. 395, wo man auch seine 61 Schriften, die meistens Bezug auf die damaligen Zeiten haben, angeführt findet. Sein Bildniß stehet in Dreyhaupt's Beschreib. des Saalkreises Th. II. S. 626 und in den Unschuld. Nachr. 1735 vor dem 2ten Beitrage. Auch ist eine Münze auf ihn geschlagen worden.

(*Rotermund.*)

HAHN (Philipp), insgemein Gallus genannt, war zu Halle den 1. Mai 1558 geboren, und ein Sohn des Secretärs Georg, kam von der dortigen Stadtschule 1570 nach Kloster Bergen, dann in die Magdeburger und 1576 in das Catharineum zu Braunschweig, studirte seit 1577 in Jena, zog der Pest wegen im folgenden Jahre nach Wittenberg, wurde 1582 daselbst Magister und begab sich nach Tübingen, hörte aber zuvor noch einige Collegia in Heidelberg. Am 2. April 1585 ging er wieder nach Wittenberg, ward Hofmeister des jungen Angust von Löser auf Pretzsch, setzte seine Studien noch 4 Jahre auf dieser Universität fort und predigte alle 2 Wochen in der Schloßkirche. Im J. 1588 veranstaltete er eine Ausgabe der augsburg. Confession und der drei Symbola in 4 Hauptsprachen, wozu er die hebräische Übersetzung selbst gemacht hat. Den 16. Januar 1589 ward er Unterdiakonus an der Ulrichskirche in Halle, 1591 Oberdiakonus, im folgenden Jahre schlug er die Superintendentur in Querfurt aus, nahm aber 1598 die Dompredigerstelle in Magdeburg an, und wurde im folgenden Jahre auf Verlangen und Kosten des Domkapitels Doktor der Theologie. In diesem Amte hat er 158 Kandidaten examinirt und ordinirt und ertheilte in zweifelhaften Fällen immer Rath, davon er die Consilia und den weitläuftigen Briefwechsel im Manuscript hinterließ. Er starb am 16. Julius 1616. Sein Bildniß stehet vor seiner Postille, die 1609 erschien. Außer vielen Predigten gab er auch zu Magdeburg 1615. 4. eine Agende heraus. S. Kettner's Clerus Magdeb. p. 8 folg.

(*Rotermund.*)

HAHN (Phil. Matth.), ein durch seine mechanischen Kunstwerke berühmter protestantischer Geistlicher, geboren den 25. November 1739 zu Scharnhausen, einem Dorfe unweit Stuttgart, wo sein Vater Pfarrer war. Schon als Knabe zeigte er große Neigung zur Mechanik und Geschicklichkeit im Malen und in der Verfertigung von Sonnenuhren, nachdem er sich mit sehr geringen literarischen Hilfsmitteln einige Kenntniß vom scheinbaren Laufe der Sonne verschafft hatte. In seinem siebenzehnten Jahre wurde der junge H. von seinem Vater, der unterdessen eine bessere Pfarre in Ostmettingen erhalten hatte, auf die Universität Tübingen gesandt, um Theologie zu studiren. Dort wurde er mit einem Glasschleifer, und, in seinen Universitätsferien, mit dem Schulpresbyter Schaudt in Ostmettingen bekannt, welcher letztere mit dem jungen Hahn von gleichem Alter, von gleicher Liebe für mechanische Arbeiten beseelt und auch von gleichem Geschick darin war. Beide Jünglinge arbeiteten nun in die Wette an Sonnenuhren von allerlei Art, Sprachröhren, Fernröhren u. s. w. wobei Schaudt Alles, wozu Hahn ihn anwies, mit Leichtigkeit begriff und ausführte. Bei dem geringen Vermögen der Ältern unsers H. war es ihm unmöglich, sich mathematische Bücher anzuschaffen oder mathematische Vorlesungen zu hören. Er schrieb deßhalb Wolff's Elementa Arithmeticae, Geometriae, Trigonometriae et Analyseos und aus dem teutschen Auszuge der wolffischen Elemente die Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perspectiv und Astronomie ab. Lange Zeit behalf er sich mit Wasser und Brot, ohne alle warmen Speisen, bloß um so viel zu ersparen, daß er sich eine Taschenuhr kaufen und durch das Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen derselben seine Wißbegierde über ihren innern Bau befriedigen konnte. Neue Erfindungen, von denen er erzählen hörte und der Wunsch sich und seine Angehörigen in bessere Vermögensumstände zu versetzen, weckten in ihm die lebhafteste Begierde, selbst Etwas zu erfinden. Dazu kam, daß seine erste Liebe auf eine Person fiel, die reich und von Stande war, um deren Hand zu werben er daher nur dann sich getraute, wenn es ihm gelänge, sich Rang und Vermögen zu erwerben. Zwar erreichte er diesen Hauptzweck nicht, wurde aber durch innige Freude an seinen eigenen Arbeiten und an allen mechanischen Kunstwerken überhaupt entschädigt. Das Erste, was er sich bemühte zu erfinden, war ein perpetuum mobile. Da er jedoch bald einsah, daß es ihm noch zu sehr an theoretischen Kenntnissen fehlte: so suchte er so viel zu erübrigen, daß er sich Wolff's Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften anschaffen konnte. Kaum war ihm dieß mit vieler Mühe gelungen, so zwang ihn bitterer Mangel schon wieder das Buch zu verkaufen, und er wurde nun noch dazu von dem Käufer um das Geld betrogen. Es währte lange, ehe H. sich das Buch wieder anschaffen konnte, sobald er es sich aber wieder hatte kaufen können, machte er sich in der Zeit, welche seine Mitstudirenden auf Vergnügungen wandten, mit den Gesetzen der Bewegung bekannt. Er glaubte nun bald mehr als eine Möglichkeit zu sehen, wie sich ein perpetuum mobile machen ließe, und wartete nur auf gelegene Zeit, seine Plane auszuführen. Diese Zeit fand sich endlich, als er im J. 1760 nach vollendeten Universitätsstudien Hauslehrer wurde, wo er nun alle seine Mußestunden auf die Ausführung seines Projects verwandte. Allein nach unzähligen vergeblichen Versuchen, nach langem Hin- und Herdenken und Nachsinnen, worüber er ein Mal drei Wochen lang nicht zu Bette kam, überzeugte er sich von der Unausführbarkeit aller seiner Ideen und richtete nun seine Gedanken auf die Erfindung eines Instruments, das dazu dienen sollte, geographische Längen zur See zu bestimmen. Bald aber kam er auch hievon zurück, da es ihm bei seiner Entfernung vom Meere nicht möglich war, seine Ideen zu prüfen und praktische Nautiker zu Rathe zu ziehen. Leupold's theatrum machinarum brachte ihn auf den Gedanken einen Wagen zu bauen, der durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt würde, die Kostspieligkeit der Sache schreckte ihn aber von Versuchen ab. — Im J. 1761, wo H. bereits Vikarius (Anfangs zu Breitenholz, nachher zu Herren-

berg, dann zu Thieringen, endlich in Ostdorf geworden war, weckte einst in einer sternhellen Nacht der Anblick des gestirnten Himmels in ihm den Wunsch und Vorsatz, die Bewegungen der Himmelskörper zunächst nur nach dem ptolemäischen Weltsysteme durch eine Maschine darzustellen, ohne daß er damals schon wußte, was von Andern in dieser Hinsicht bereits geleistet war. Obgleich dieß nun in den von Amtsgeschäften freien Stunden seinen Geist am meisten beschäftigte, fuhr er doch auch fort, in solchen Mußestunden fleißig weiter zu studiren und las und excerpirte, besonders in Herrenberg, eine Menge chemischer und alchemischer Schriften. Zugleich verfertigte er fortdauernd allerlei nützliche mechanische Arbeiten, besonders Uhren und bequeme Wagen, und gab sich, auch schon zum Behufe des oben erwähnten Längenproblems, viele Mühe, in den Gang der Taschenuhren größere Gleichförmigkeit zu bringen, so wie auch die Pendeluhren zu verbessern. — Im J. 1764 wurde er Pfarrer zu Östmettingen und berief nun aus dem Filial Thieringen einen Weber zu sich, der hölzerne Uhren machte. Von diesem ließ er nach seinen Angaben eine Pendeluhr verfertigen, die eine Scheibe bewegte, auf welcher Sonne, Mond und die wichtigsten Fixsterne zur rechten Zeit durch das ganze Jahr sichtbar auf- und untergingen, Sonne und Mond sich zugleich durch die zwölf himmlischen Zeichen bewegten und letzterer dabei noch die Abnahme und Zunahme seines Lichts zeigte. Von demselben Arbeiter ließ H. ferner eine andere Maschine in Holz ausführen, welche die mittleren periodischen Umlaufe der Planeten nach dem kopernikanischen Weltsysteme fast ganz genau darstellte. — Unterdessen hatte Schaudt, der nun wirklicher Schullehrer in Östmettingen geworden war, von taubstummen Uhrmachern in Messing und Stahl arbeiten gelernt und von ihm ließ jetzt Hahn eine mehr zusammengesetzte kleine Maschine ausführen. An den Seiten des cubischen Fußgestelles dieser Maschine waren Zifferblätter, deren eines die Stunden und Minuten, das andere die Bewegungen der Planeten nach dem kopernikanischen System anzeigte, das dritte aber einen Jahrzähler auf 8000 Jahre enthielt. Auf diesem Fußgestelle stand nun eine Himmelskugel, auf welcher die Fixsterne und Planeten nach ihren scheinbaren Bewegungen sich umdreheten. Der Herzog von Würtemberg hiervon benachrichtigt, ließ unsern Hahn im J. 1767 zu sich kommen und verlangte sein Kunstwerk zu sehen. Letzteres gefiel dem Herzog so, daß er es nur auf Hahns Versprechen ein anderes noch vollkommneres zu liefern zurückgab, und dem Künstler ein Geldgeschenk von 300 Gulden machte. Nach einem halben Jahre brachte H. wirklich eine andere größere, genauer berechnete und bequemer eingerichtete Maschine zu Stande, welche nun in der herzogl. Bibliothek zu Ludwigsburg aufgestellt, und auf herzogl. Befehl vom Professor und Bibliothekar Bischer beschrieben wurde. Das Anerbieten des Herzogs ihn zum Professor zu ernennen, lehnte H. ab, nahm dagegen die Vergütung seiner Kosten und die ihm übertragene bessere Pfarre zu Dornwestheim in der Nähe von Stuttgart, und die Anwartschaft auf die Pfarrei Echterdingen dankbarlich an. Vor seinem Abgange von Östmettingen ließ er, um seinen Gehilfen Schaudt zu belohnen, von demselben eine kleine astronomische Maschine, der früher verfertigten kleinen ähnlich, nur vollkommner, für den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen ausarbeiten, und überließ Schaudten den ganzen Erlös.

Die Trennung von Schaudt, der Östmettingen nicht verlassen wollte, würde unserm H. für seine fernern mechanischen Arbeiten nachtheilig geworden seyn, hätte er nicht an seinen Brüdern, die eigentlich Chirurgen waren, aber bei ihm in Messing und Stahl arbeiten lernten, und an einigen Uhrmachergesellen neue brauchbare Gehilfen gefunden. Durch diese ließ er wieder ein größeres Uhrwerk anfangen, mittels dessen er die Bewegungen der Himmelskörper noch einfacher und vollkommner darzustellen gedachte. Bei der Berechnung der Räder für die Trabanten wurde er durch die dazu nöthigen weitläufigen Multiplicationen und Divisionen, daran erinnert gelesen zu haben, daß Leibnitz eine Rechnungsmaschine erfinden wollte, und lange daran arbeiten ließ, ohne sie ganz zu Stande zu bringen. Hahn dachte nun ebenfalls über diesen Gegenstand nach, und verfertigte wirklich eine solche Maschine, nach deren Muster er von Schaudt noch eine machen ließ. Er hatte Gelegenheit, diese Maschine dem Kaiser Joseph II., der damals nach Stuttgart kam und dem Hahn auf Befehl seines Herzogs die astronomische Maschine erklärte, vorzuzeigen, und erhielt in gnädigen Ausdrücken die Aufmunterung, seine Arbeit den Akademien vorzulegen. Hahn ging aber schon mit Verbesserungsgedanken um und hatte bald eine ganz neue Maschine derselben Art fertig, bei welcher er von der ersten nichts als die äußere Form beibehielt, alles Übrige aber nach einem durchaus neuen Plane anlegte. Die Ausarbeitung theologischer Aufsätze hielt ihn jedoch lange ab, seine Erfindung zu beschreiben, und nur auf Wieland's wiederholte Bitte lieferte er endlich für dessen teutschen Merkur im J. 1774 die gewünschte Beschreibung. Er ließ nun auch Additionsmaschinen machen, welche weit weniger kostspielig als die größeren Rechnungsmaschinen waren, und die Addition langer Zahlenreihen in eine ganz mechanische Arbeit, die man gleichsam spielend verrichten konnte, verwandelten. — Außer den schon erwähnten verfertigte Hahn eine Menge anderer künstlicher Uhren, die nach verschiedenen Orten hin verkauft wurden, und welche theils die Veränderung der Sonnenhöhe und der Tageslänge bei dem jährlichen Umlaufe der Sonne veranschaulichen, theils den Mondeswechsel und Monatstag anzeigen, ohne daß man nöthig hat, sie der ungleichen Länge der Monate halber zu stellen. Von den vielen andern Verbesserungen, die Hahn an Wand- und Taschenuhren anbrachte, wollen wir nur noch der einen erwähnen, daß einige seiner Uhren auch ohne Öl gehen. Ein Verzeichniß seiner mannichfaltigen Kunstwerke nebst den Verkaufspreisen findet man in der weiter unten zu erwähnenden Lebensbeschreibung Hahn's. — Mäßigkeit und eine wohl geregelte Lebensweise erhielten diesen merkwürdigen Mann lange

Hahnes am Flintenschlosse und die Krappe der Schlagfeder gebogen wird. (*St.*)

HAHNBOHRER, nennen die Rothgießer einen Bohrer, mit welchem das gegossene Loch eines Hahnes zu Röhren ꝛc. glatt ausgebohrt wird; — bei den Brunnenmachern ist es ein Löffelbohrer, mit welchem hölzerne Dillen und Röhrbüchsen ausgebohrt werden. (*St.*)

HAHNEN, HÄHNE oder HÄHNEN, werden im Hüttenbaue die runden oder länglichen Körner Silber genannt, welche im Treibe- oder Brennofen abspritzen oder sich an die Brandstücke ansetzen; — auch die kleinen Zacken, welche an den Brandstücken entstehen, wenn sie zu geschwind ins Kalte kommen. (*St.*)

HAHNENBALKEN, HAINBALKEN, KATZENBALKEN, RECHENBAND, oberster Kehlbalken, ein bei Dachgerüsten hoher Dächer ganz oben nicht weit unter dem Firste in horizontaler Lage nach der Dachweite hin angeordneter Balken, von dessen Dienst u. s. w. s. im Artikel Dachgerüste. (*Leger.*)

HAHNENBREI. Bei dem völligen Ausschmieden oder Packschmieden der durch das Urwellen und Gleichen vorbereiteten Blechstürze bringt man in den Blechhütten mehrere derselben zugleich unter den Hammer. Da bei dieser Arbeit eine bedeutende Hitze erforderlich ist, so schützt man die Stürze vor dem Zusammenschweißen durch einen Überzug. Man taucht nämlich die Stürze, bevor sie geglüht werden, in ein Gemenge von Thon, Kreide, Kohlenstaub und Wasser, welches die Benennung Hahnenbrei führt. Statt dieses gewöhnlichen Hahnenbreies wird in einigen Blechhütten eine alkalische Lauge und Schmiedesinter mit Nutzen angewendet. (*A. Schmidt.*)

Hahnenfuss, s. Rhamnus.

HAHNENGEFECHT oder HAHNENKAMPF. Eine sehr alte Volksbelustigung, die sich in der neuen Zeit vorzüglich in England erhalten hat. Einige möchten ihren Ursprung aus Asien herleiten, jedoch ohne triftige Gründe. Nur die medischen Hähne, welche noch in den Zeiten der Römer gesucht waren, sprechen einiger Maßen dafür [1]). Bekannt sind die Hahnenkämpfe im Theater von Athen, ἀλεκτρυόνων ἀγόνες, welche Themistokles, als eine jährlich zu begehende Feier, verordnet hatte, zum Andenken an die gute Vorbedeutung, welche einige kämpfende Hähne ihm gegeben hatten, als er gegen die Perser zog. Er zeigte sie seinem Heere und sprach: Seht, diese Hähne kämpfen für kein Vaterland, keine Freiheit, keinen Ruhm, sondern nur um nicht überwunden zu werden [2]). Das Beispiel und die Mahnung sollen gewirkt haben, und daher erklärt sich das Gesetz, welches den atheniſchen Jünglingen befahl, den Hahnenkämpfen im Theater beizuwohnen [3]). Etwas Ähnliches erzählt Philo [4]) von dem Miltiades, und nach Diogenes von Laerte benutzte Sokrates einen Hahnenkampf, um den Iphikrates zu ermuthigen [5]). Auch in Pergamos wurde jährlich ein großes Hahnengefecht gehalten [6]), und die Agrigentiner ehrten die gebliebenen Kampfhähne durch prächtige Grabmähler [7]). Man suchte zu diesen Gefechten vorzüglich die starken und muthigen Hähne von Delos, Rhodos, Tanagra, und auch die chalkidischen und medischen; aus Alexandrien kamen die *Μονόσιροι* [8]). Um die Kampfhähne anzufeuern, gab man ihnen Knoblauch zu fressen; daher der sprichwörtliche Ausdruck σκοροδίζειν in den Rittern des Aristophanes; und, wenn wir einem Scholiasten des alten Komikers trauen dürfen: so waren auch die scharfen Sporen, womit die Engländer ihre Hähne bewaffnen, den Griechen nicht fremd.

Die Römer begnügten sich nicht mit den Hahnenkämpfen, sondern gebrauchten auch Wachteln, Rebhühner und andere Vögel zu dieser Belustigung. Ihr Alles übertreibender Luxus machte diese Spiele zu Gegenständen großer Wetten, gerade wie jetzt bei den Engländern, und die Reichen setzten ihren Stolz darein, nicht allein siegreiche Pferde, sondern auch solche Hähne und Wachteln zu haben [9]). Wenn ein öffentliches Hahnengefecht in Rom Statt finden sollte, so schrien die Ausrufer durch die Stadt: Pulli pugnant [10])! Oft aber dienten die Kampfhähne und ihre Collegen nur zu häuslicher Ergetzung, z. B. beim Gastmahle [11]). So wissen wir, daß Antonius und Octavius solche Spiele trieben, deßgleichen die Söhne des Septimius Severus und Kaiser Alexander Severus [12]).

Wegen der Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit dieses Schauspiels eiferten schon früher die Lehrer der christlichen Religion und Moral dagegen, z. B. Lactantius [13]). Nichts desto weniger erhielt es sich durch das Mittelalter hindurch, wo wir es unter dem Namen Duellum Gallorum finden, bis in die neuesten Zeiten. Außer England, wo die Hahnenkämpfe national sind, begegnen sie uns noch in den Niederlanden, als Belustigung des gemeinen Volkes, auch an einigen Orten Italiens, und sonst wohl hier und da auf dem Lande, jedoch ohne daß dazu eigene Hähne genährt und erzogen werden. Vor Zeiten scheinen sie in Niederteutschland sehr beliebt gewesen zu seyn, und die Engländer ließen sich ehemals ihre Kampfhähne aus Hamburg kommen, welche Sammthosen (culottes de vélour) hießen, wegen ihrer mit schwarzen gelockten Haaren dicht bewachsenen Schenkel.

Nach England sollen die Römer die Hahnenkämpfe gebracht haben. So viel ist gewiß, daß ein Schriftsteller aus Heinrich's II. Zeit schon eine solche Belustigung beschreibt [14]), welche von Schülern zur Fastnacht angestellt wird. In der Folge haben mehrere Könige die Hahnengefechte verboten, wie z. B. Eduard III.; andere sie befördert und aufgemuntert, wie Heinrich VIII. und

1) S. *Colum.* R. Rust. VIII, 2. 2) *Ael.* Var. Hist. II, 28. 3) *Luc.* de Gymn. 4) In dem Buche Quod omnis probus liber. 4) *Diog. Laert.* Vita Socr. Vergl. auch noch *Eustath.* ad Il. p. 740. *Muson.* ap. *Stob.* p. 376. *Petiti* Lex. Att. p. 84.

6) *Plin.* H. N. X, 21. 7) *Diod. Sic.* XIII. p. 375. 8) *Colum.* und *Plin.* l. c. Geopon. 14. 9) *Plutarch.* περὶ εὐθυμίας. *Colum.* l. c. 10) *Eustath.* l. c. 11) *Lamprid.* Vita Alex. Sev. 12) *Plut.* Vita Anton. *Herodian.* III, 10. *Lamprid.* l. c. 13) *Lact.* de vero cult. VI, 20. 14) *William Fitz Stephen*, der Verfasser eines Lebens des Erzbischofs Becket. Vergl. *Rees* Cyclop. Art. Cock.

Jakob I. Cromwell unterſagte ſie ſtreng durch einen Befehl vom 31. März 1654. Heinrich VIII. gab das erſte große nationale Hahnengefecht in Weſtminſter, wo der dieſe Beluſtigung wohl zuerſt den Namen Royal Diversion erhielt, und Karl II., deſſen Kampfhähne noch jetzt berühmt ſind, erneuerte dieſes Feſt, welches bis auf den heutigen Tag in dem Royal Cockpit [15]) zu Weſtminſter alljährlich gefeiert wird. Die Anordnung desſelben hat eine Anzahl von Geſetzen und Gebräuchen herbeigeführt, welche auch bei andern Hahnengefechten beobachtet zu werden pflegen. Man unterſcheidet namentlich drei Arten von Hahnengefechten: the long main, gewöhnlich eine Woche dauernd; the short main, von einem oder zwei Tagen; the welsh main, um einen beſtimmten, nicht in barem Gelde beſtehenden, Preis für den Sieger. Das Alter, das Gewicht, die Größe der Hähne, die Sporen (ob von Silber oder Stahl), die Zahl der Treffen und Züge, die Gewinne u. ſ. w. ſind durch die Hahnenkampfordnung, wie bei einem Turniere feſtgeſetzt, und danach wird Alles auf das ſtrengſte unterſucht und abgemeſſen. Der Hauptreiz des Vergnügens liegt freilich auch hier wohl in den Wetten, die man auf den Sieg des einen oder des andern Kämpfers, meiſt erſt während des Gefechts, eingeht. Oft ſteht das Schickſal mehrerer Familien in einem Hahnenkampfe auf dem Spiele. Denn die Wetten beſchränken ſich nicht etwa auf die Vornehmen und Reichen, oder auf jene großen königlichen Spiele. Bei dem kleinſten Hahnenkampfe auf einem öffentlichen Platze wettet der dabei ſtrömende Pöbel, und in der wilden Leidenſchaft des Gewinnens und Verlierens fechten gleichſam die Zuſchauer durch Fluchen, Schreien und Stampfen mit.

Die engliſchen Kampfhähne (Cock of the game oder Gamecock, Phasianus Gallus oder Phasianus gallinaceus) ſollen von der Haushenne und dem Hahne des Faſanen herſtammen. Andre leiten ſie von den wilden indiſchen Hühnern ab, wie man ſie nicht allein auf dem indiſchen Feſtlande, ſondern auch auf den benachbarten Inſeln, vorzüglich auf Sumatra und Java, findet. Eine gleiche Race lebt auch auf den Inſeln der Südſee. Am geſchätzteſten ſind die rothen (reds, auch die mit ſchwarzem Streife über die Flügel (duck-wings), und als das Muſterbild eines vollkommenen Kampfhahns betrachtet man denjenigen, deſſen Körper, mit Ausnahme der Beine und des Schwanzes, die Geſtalt eines länglichen Kegels hat, deſſen Spitze der Kopf, und deſſen Baſis der Rumpf des Huhns iſt. Der Kopf muß klein ſein, der Schnabel kurz und ſpitz, der Hals lang aber doch nicht zu dünn, die Beine und Schenkel gedrungen, ohne lang zu ſein [16]). Die Abrichtung, Fütterung und Aufmunterung dieſer Hähne zum Kampfe iſt in England ein beſonderer Erwerbszweig und auch zu mehreren in Europa geworden. Die Leute, welche ſich damit abgeben, ſuchen ihre Kunſt geheim zu halten, jedoch iſt das Meiſte davon öffentlich bekannt geworden [17]).

Schon die Alten erkannten die Hähne überhaupt für die ſtreitluſtigſten aller Vögel, und ſeine Tapferkeit hat man ſie darum dem Mars geheiligt (*Martis volucres*). Daher auch die Sagen, daß der Löwe, ja ſelbſt der Elefant, in Furcht geriethen, wenn ſie ihr Krähen hörten. Dieſe ihre ſtreitluſtige und leicht zur Erbitterung mögliche Natur, welche man an den Hähnen ſchon auf dem Hühnerhofe beobachten kann, ſtärkt man außerdem noch durch beſonders kräftige und feurige Speiſen und Getränke, ehe ſie zu dem Kampfe gelaſſen werden. Die Alten gaben ihnen Knoblauch; Plinius empfiehlt Polytrichum, Trichomanes und Adiantum, das letztere vorzüglich wegen der Farbe; und überhaupt ſcheinen man ſie durch rothe und feurige Farben. Nicht minder als ſie das Mittel, ihnen einen Spiegel vorzuhalten, um ſie durch ihr eigenes Bild in Wuth zu verſetzen. In England bereitet man ein eigenes Hahnenbrot aus Mehl, Eiern und vielem Gewürz; zur Kampfzeit gibt man ihnen auch wohl Gerſte, die in Portwein eingeweicht iſt. Die acht Tage vor dem Kampfe haben eine eigene genau beſtimmte Art der Fütterung.

Auch die Federn werden den Kampfhähnen, ehe ſie losgelaſſen werden, auf eine beſondere Weiſe zugeſtutzt. Dann legt man ihnen die Sporen von Silber oder Stahl an, wobei es wieder einige Kunſtgriffe gibt. Die Kämpfer werden alle gewogen und ihr Alter und ſonſtige zur Sache in Anſchlag kommende Eigenſchaften genau. Bei zwei Jahren des Alters werden ſeine Hähne zugelaſſen, und das Normalgewicht iſt zwiſchen 3 Pfund 8 Lagen und 4 Pfund 10 Lagen. Die leichteſten kämpfen zuerſt.

Wenn die Hähne in Kampfwuth gerathen, ſo ſtreifen ſie mit ihren gefiederten Flügeln zuweilen über den Erdboden hinweg, heben abwechſelnd alle Federn des Halſes in Form eines ſteifen Kragens, und ſträuben auch die des Schwanzes hoch empor, fordern ſich mit einem Kikeriki zum Kampfe heraus, und fliegen mit Schnabel und Krallen gegen einander. Wenn ſie ſich zur Genüge auf einander geſtürzt, gehackt und gekratzt haben, wenn ſie, um ſich wieder zu erholen, einige Schritte rückwärts, aber jedoch nur in mehreren Stellung zu bleiben. Bald darauf ſpringen ſie zu einem neuen heftigeren Angriffe vor, und wiederholen dieſen, wenn es möglich Streiche ſind und man ſie nicht trennt, wohl zu 20 bis 30 Mal, bis Einer oder in ſeinem Blute zu Boden ſinkt. Die mit eingeſetzten Hähne müſſen ihre Wuth durch der Kunſt zu zähmen, und man ſieht daher die beſchädigten und Todten der wirklichen Brüſtern vor. Der Sieger ſtutzt gewöhnlich kurz auf und präſentirt ſich in der hochmüthigſten Stellung; der Beſiegte, wenn er das Leben davon trägt, ſchleicht ſich und gebückt hinweg.

15) Die Zeit ſeiner Hahnenkämpfe in alle Theater zu legen, und jetzt in Paris, wo dieſes auf eine Hahnen-Cockpit genannt wird. Ein eigenes Hahnenhaus war der Phönix in Drury Lane. The Cockpit genannt. S. Nares Glossary. 16) Vergl. den nachfolgenden Artikel.

17) S. Rees Cyclop. Art. Cock.

Außer Europa finden wir Hahnenkämpfe in China, wo jedoch die Wachtelkämpfe beliebter und häufiger zu seyn scheinen; ferner in Persien, in Malakka, und selbst unter den amerikanischen Indianern. In Tunkin sind sie eine Hofbelustigung. Die Vornehmen stellen dabei hohe Wetten an, gewöhnlich um dem Monarchen zu schmeicheln, dessen Hähne immer siegen müssen. Die Siamer erziehen, wie die Engländer, eigene Hähne zu solchen Kämpfen, so sehr auch ihre Priester dagegen eifern. Auf der Insel Java gibt es eine besondere Art von Hähnen, welche die Engländer Bantame, und die Holländer Het indiansche Halv Hoen (indian. Halbhuhn) nennen, und welche sich durch vorzügliche hitzige Kampfgier auszeichnen. Zwischen ihnen endigt nie ein Kampf, ohne daß der eine Theil dem Tode erliegt.

Schließlich gedenken wir der Streitlust der Strandläufer, Brausähne, Hausteufel, Streitschnepfen oder wie sie sonst heißen (Tringa pugnax L.). Von den Wachteln ist schon oben gesprochen worden, und wir fügen hinzu, daß die Wachtelkämpfe besonders auch in Neapel beliebt sind [18]). (*R.*)

HAHNENKAMM, auch HAINENKAM, HUNNENCAMP, campus Hunnorum (Feld der Hunnen), ein Gebirgsrücken, der sich hauptsächlich zwischen den Flüssen Altmühl, Möhren und Wörnitz, in den Landgerichten Heidenheim, Gunzenhausen, Wassertrübingen und in dem Herrschaftsgerichte Öttingen jenseits der Wörnitz, im baiernschen Rezatkreise, 3 bis 4 Stunden in die Länge und Breite, ausdehnt. Seine Vorhügel erheben sich schon im Landgerichte Monheim, nördlich von Donauwörth. Die höchste Spitze desselben ist die gelbe Bürg, 1975 P. Fuß sich über das Meer erhebend. Die Nahrung seiner Anwohner besteht vorzüglich im Feldbaue, in der Rind- und Pferdezucht; auch haben Viele durch Bienenzucht einigen und nicht unwichtigen Nebenverdienst. Die Schriftsteller wollen den Namen dieses Gebirges von den Hunnen herleiten, die bekanntlich auch im Nordgau Verheerungen anrichteten, wie man denn auch auf dem großen, weitumfassenden Distrikte des Hahnenkamms noch Spuren von aufgeworfenen Schanzen, Gräben und Wällen antrifft. Attila, der Anführer dieser rohen Horden, soll daselbst sein Hauptlager gehalten haben, wozu in mannichfaltiger Hinsicht die Lage und der nahe dabei befindliche, damals äußerst große Wald sehr vortheilhaft gewesen seyn mochte (Beschreib. d. Burggrafthums Nürnberg, v. J. B. Fischer. S. 241.). (*Eisenmann.*)

Hahnenkamm, s. Mytilus und Rhinanthemum.

Hahnenkasten (hydraul.), s. Röhre.

HAHNENSPORN, gewöhnlich MUTTERKORN, bisweilen auch AFTERKORN, HUNGERKORN (Clavus secalinus, franz. ergot, blé cornu) genannt, ist eine Krankheit, die dem Rocken beinahe ausschließlich eigen ist, und die in einem von Außen bläulich-schwarzen, von Innen trockenen und schwammigen, mit einem schmutzig-weißen Mehle angefüllten, etwa ½ Zoll langen, pfriemenförmigen, hornartigen harten Auswuchse besteht. Man findet diesen krankhaften Auswuchs fast alle Jahre im Rocken, manchmal aber so häufig, daß er den vierten, ja den dritten Theil der Körner beträgt. Macht gleich das Mutterkorn den Genuß des Rockenbrotes für die menschliche Gesundheit nicht so verderblich, wie man vormals glaubte: so schadet es doch in größerer Menge der Güte des Mehls ungemein.

Diese Krankheit, die bisweilen auch das Mannagras und die Gerste befällt, entsteht vorzüglich in nassem Boden, wenn die Blühtezeit kalt und regnerisch ist, und daher die Befruchtung unvollkommen vor sich geht. Als Vorbeugungsmittel dienet vor Allem die gehörige Trockenlegung, und gute Vorbereitung der Äcker, und dann die gute Auswahl des Satkorns; da, nach der Erfahrung, wohlgezeitigter und einjähriger Samen dieser Krankheit weniger unterworfen ist, als frischer und nicht vollkommen reifer, und da jede Pflanze um so weniger von der Mißgunst der Witterung zu befürchten hat, je kraftvoller sie ist. (*Schilling.*)

Hahnentritt, s. Gallus.

HAHNKER, in der Bienenzucht, heißt ein Bienenschwarm, welcher auf ein von einem andern Schwarme verlassenes Gewirk gesetzt wird. (*St.*)

HAHNREI oder HAHNREY. Diese schimpfliche Benennung eines Ehemanns, dessen Frau die eheliche Treue verletzt, kommt zuerst bei Mattheſius im sechzehnten Jahrhunderte vor, und zwar von beiden Geschlechtern gebraucht. Späterhin hat es sich auf den Mann beschränkt. Opitz und Logau haben das Zeitwort hahnen, d. h. zum Hahnrei machen. Über die Ableitung und Bedeutung dieses Wortes gibt es verschiedene Meinungen. Leibnitz leitet die Endung rei von dem alten ri (reißen, ritzen) Isl. runa, her und macht demnach den Hahnrei zu einem geschnittenen Hahn oder Kapaun. Eckard erklärt rei von rehe, d. h. müde, matt. Beiden Erklärungen widerspricht aber der alte Gebrauch des Worts für das weibliche Geschlecht. Wachter und Haltaus nehmen das angelsächsische Heanra (Volk, Pöbel) und das isländische ria (spotten) zu Hilfe und deuten Hahnrei als Spott des Volks. Ihre entscheidet sich für das altbretagnische Hannerey, d. h. die Hälfte, weil der Hahnrei die Rechte seines Ehebettes nur halb genösse.

Frisch hält Hahnrey für eine verderbte Nachbildung des italienischen Cornaro, Hörnerträger, also so viel als Hornrei. Über diese sehr alte Bezeichnung eines Hahnrei's s. den Artikel Horn und Hörnerträger. Indessen ist zu merken, daß auch in andern Sprachen die Bezeichnung des durch eheliche Untreue seiner Frau beschimpften Gatten mit dem Hahn in Verbindung steht, wie im Latein des Mittelalters Cugus, Cucussus, Cucutiatus, Cucutus, Cucullus etc., im Altfranzösischen Couz, Couyoul, Coucoul, Coquart, woraus vielleicht das neue Cocu und das englandische Cuckold, welches Einige auch von Cuculus, Guckguck, ableiten. Damit hängt dann die aus Shakspeare bekannte Sage zusam-

18) S. den sehr vollständigen Artikel Cock of the game in *Rees* Cyclop. Dict. de *Bomare*. T. III, 289. Krünitz Encykl. Art. Hahnengefecht.

men, daß der Guckguck jeden Habnrei anrufe. Dagegen hielten die Nä ner durch die Benennung Curruca (Grasmücke) auf di: Fabel an, daß der Guckguck seine Eier in das Nest der Grasmücke lege. (R.)

HAHOT, ein Dorf des Bezirks Kaposvar des niederungarischen Comitats Szalad, auf der Poststraße zwischen Szala-Egerszeg und Groß-Canizsa, zwischen beiden in der Mitte liegend. Es befindet sich daselbst eine gräflich Festetitzische, der heiligen Jungfrau und Martyrerin Margarethe gewidmete Patronatsabtei, die dem jedesmaligen Pfarrer von Keizthely verliehen wird, und einst ein Nonnenkloster war. Der Feldbau bringt wenig Ertrag, dagegen besitzt das Dorf gute Weiden, Waldungen und Weinbau. (Gamauf und Rumy.)

HAI 1) oder HAY, ein Nebenfluß des Nelson, ist bekannter unter dem Namen Hill, wo er vorkommen wird; 2) eine Stadt in dem Guvern. Mukden der schinesischen Mandschurei an einem Nebenflusse des Laoho, bloß mit einem Erdwalle umgeben, aber ziemlich bevölkert und eine der besten Städte des ganzen Landes. (G. Hassel.)

HAI, HAY, so viel als Gehau, Schlag. (W. Pfeil.)

Haian, s. Ibn Haian und Ebu Haian.

Haiani, s. Ibn Haian.

Haiat al Haiwan, s. Demiri.

Haiathelah, Haiatheliten, s. Heiateliten.

HAI BAR DAVID (חאי בר דוד), lebte gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts, und starb im J. 4653 (893 n. Chr.) [1]). In der Geschichte der jüdischen Theologie zeichnete er sich dadurch aus, daß er die Kabbalah, welche immer mehr in Verfall gekommen war, wieder in Aufnahme zu bringen suchte. Diese seine Bemühungen um einen vernachlässigten Zweig der Literatur waren auch wohl die Ursache, daß man ihm den ehrenden Beinamen Gaon (s. den Art.) gab [2]). Er verfaßte zwei kabbalistische Bücher: 1) das kol adonai Baccoach (קול יהוה בכח). Nach Wolf [3]) soll es in der Oppenheimer'schen Büchersammlung sich befinden; inzwischen vermissen wir es in dem neuerdings edirten Kataloge derselben. 2) verfaßte Hai bar David ein sepher hakkemizah (ספר הקמיצה). Beide Werke werden an den zu Mantua erschienenen Editionen des Buchs Jezirah (יצירה) in einem Verzeichniß der kabbalistischen Bücher angeführt [4]). (A. G. Hoffmann.)

Hai ben Jukdan oder Hai ben Joktan, s. Abu dschiafar Bd I. S. 212 und orientalische Philosophie.

HAI GAON (חאי גאון), ein Sohn des Rav Scherira Gaon, Enkel des Rav Chananja Gaon und Urenkel des Rav Juda Gaon. Sein Name Hai, von Einigen auch Ai, selbst Chai geschrieben, wird hebräisch auch חאיי oder חיי bezeichnet [1]); am gewöhnlichsten ist aber die Schreibart, wie sie oben gegeben wurde. Das Wort Gaon bezeichnet die Würde des Namens und findet sich in den Namen einer großen Reihe von jüdischen Gelehrten, welche nach einstimmigen Nachrichten durch Hai beschlossen wurden [2]), vergl. auch den Artikel Gaon. Schon als junger Mann wurde er von seinem Vater Scherira Gaon gewürdigt, dessen Stelle als Vorsteher der Schule zu Firuz-Schabur, in der Gegend Nahardea's und in der Nähe von Babel, wo viele Juden wohnten, einzunehmen [3]). Diese Stelle verwaltete Hai 40 Jahre lang [4]). Er zeichnete sich unter seinen Zeitgenossen sehr vortheilhaft aus und übertraf Alle, welche den Titel Gaon geführt haben [5]); auch erklärte er die Lehre des Gesetzes fleißig und glücklich [6]), und das von ihm angezündete Licht leuchtete Allen, die sich mit dem Gesetz beschäftigten, im Abendlande so wie im Morgenlande [7]). Angeblich stammte er von Serubabel, dem Sohne Sealthiel, dem bekannten Sprößling der Davidschen Dynastie ab, unter welchem die Juden aus dem babylonischen Exil in ihr Vaterland Palästina zurück kehrten. Sonach hätte er und seine Vorfahren auf eine höhere Würde Anspruch machen können; da diese aber unter den moslemischen Beherrschern nur durch reiche Geschenke zu erlangen war: so verzichteten sie gern und freiwillig darauf, mit der Würde eines Gesetzerklärers (Gaon) sich begnügend. Doch um wenigstens durch Etwas an die alte, längst verschwundene Größe seines Stammes zu erinnern, führte er einen Löwen in seinem Siegel; weil die Juden durch Mißverständniß der schönen Schilderung Juda's (1 Mos. 49, 9.) der Meinung sind, daß der Stamm Juda und die aus ihm hervorgegangene Reihe jüdischer Könige dieses Thier auf ihren Fahnen gehabt hätten [8]). Durch Verleumdungen von Seiten übelwollender Glaubensgenossen wurde Hai Gaon nebst seinem Vater von dem moslemischen Beherrscher — der Name desselben ist nicht angegeben — sehr hart bedrückt [9]), und starb in einem Alter von 69

1) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 345—6. 2) Reimmann's Versuch einer Einl. in die Gesch. der Theologie. S. 373 — 374. 3) Bibl. hebr. P. III. p. 227. 4) Reimmann a. a. O.

1) Nach des *Simcha bar Gerson* sepher schemoth (ספר שמות) ed. Ven. p. 1657. p. 21 a — 22 a. Vergl. *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 32.

2) S. *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 273 u. p. 343. — *Jo. H. Hottinger* Hist. eccles. N. T. P. II. p. 516. i. 3) Nach dem שלשלת הקבלה (Schalscheleth hakkabbalah) ed. Ven. 346. p. 37 b. Z. 30. schon in einem Alter von 18 Jahren, vergl. auch *Hotting.* Hist. eccles. P. II. p. 501. Wolf dagegen (Bibl. hebr. P. I. p. 343) behauptet mit Beziehung auf *David Ganz* im Zemach David, es sei in einem Alter von 29 Jahren geschehen. Letzteres Werk ist uns zufällig nicht zur Hand, da sich aber Hottinger a. a. O. bei seiner Angabe auch auf Ganz beruft, so ist hier wohl der Irrthum auf Wolf's Seite. 4) Hottinger a. a. O. S. 505. erzählt, nur das Buch Schalscheleth hakkabbalah gebe diese Anzahl an (s. Schalsch. p. 37 b. Z. 33), das Zemach David dagegen spreche nur von 39 Jahren. Wolf berichtigt ihn (Bibl. hebr. p. 343) dahin, daß auch diese rabbinische Schrift dasselbe Datum gebe. Hätte indeß im Zemach wirklich 39 gestanden: so ließe sich auch dieß mit dem Schalscheleth wohl vereinigen, dessen Worte, was keiner der genannten Gelehrten angibt, כמו מ' שנה d. i. ungefähr 40 Jahre lauten. 5) Schalscheleth hakkabbalah a. a. O. Z. 35, vergl. *Ganz* Zemach ed. ann. 4757, nach *Wolf* Bibl. hebr. I. p. 343. 6) Einen Begriff von seiner Erklärung kann man sich schon nach dem machen, was Dav. Kimchi von ihm zu Jos. 21, 7. beibringt. 7) Zemach David. p. 52. Sepher Juchasin p. 125 a. Vergl. Hotting. a. a. O. S. 505. 8) Schalsch. hakk. p. 37 b. Z. 35 ff. und p. 38 a. Hotting. a. a. O. 9) *Ganz* Zemach David. P. I. p. 52. Hottinger a. a. O. S. 500.

Jahren, und zwar nach Einigen [10]) im J. 4797 a. m. cond. (1037 p. Chr. n.), nach Andern aber [11]) im J. 4798 a. m. cond. (1038 p. Chr. n.). Das Letztere möchten wir mit Wolf für das richtige halten.

Die Schriften des Hai Gaon schlagen hauptsächlich in das Fach der jüdischen Rechtskunde ein. Dahin gehört 1) das sepher mekach umimkar (ספר מקח וממכר), d. i. das Buch vom Kauf und Verkauf. Es zerfällt in 60 Abschnitte, und behandelt die im Titel bemerkten Gegenstände, nach Wolf [12]) auch das Pfandrecht, den Prozeß über Geldangelegenheiten (דיני ממונות), die Ansichten der ältern Lehrer, von denen die Mischna (s. d. Art.) herrührt, über Pfänder, so wie die Urtheile über das Schuldenwesen. Fast aber will es scheinen, als wenn dieß andere kleine Schriften wären, welche nur zufälliger Weise mit dem mekach umimkar zusammen gedruckt worden. Edirt ist dieses Buch Venedig 362. (1602 p. Chr. n.) in 4. [13]), und zwar, wie es scheint, 2 Male. Die eine Ausgabe erschien nach Wolf [14]) bei Joh. de Gara durch Moses Levi Mintz, Sohn des Isaak Menachem, auf 97 Blättern [15]); die andere aber mit mehreren andern Büchern desselben Verfassers bei Daniel Saneti mit einem Vorworte von Nissim Sason [16]). Als Manuscript findet es sich unter andern in der Oppenheimerschen Bibliothek [17]), auf Pergament geschrieben im J. 187 (1427 p. Chr. n.). In der bodlejanischen Bibliothek zu Oxford unter den Codd. Huntingt. N. 550 in 4. auf Papier soll es sich nach Wolf [18]) befinden; aber Uri [19]) führt nur ein anonymes Werk etwa des Inhaltes an. Daß übrigens dieses Buch nicht dem Samuel Kohen bar Chophin zukomme, wie man durch unrichtige Deutung einer Stelle im sepher Juchasin (p. 130 b.) glauben könnte, hat bereits Wolf [20]) hinreichend bewiesen [21]). Übrigens war dieß auch Buxtorf's Meinung nicht, wie man nach Wolf's Äußerungen annehmen möchte [22]), sondern er dachte nur, es gäbe von beiden Gelehrten Werke dieses Namens. Ferner gehört hierher 2) das sepher mischpete schebuoth (משפטי שבועות), d. i. judicia juramentorum. Es zerfällt in 20 Abschnitte, und ist ebenfalls zu Venedig im J. 362 (1602 n. Chr.) in 4. herausgegeben, und zwar so, daß es mit dem zuerst genannten Werke und einigen andern Büchern des Hai Gaon zusammen gedruckt worden, bei Daniel Saneti und mit einem Vorworte des Nissim Sason. Wie Wolf [23]) den Titel bestimmt, משפטי שבועות לר' האי גאון ודיני ממונות ist es mit dem einerlei, welches bei Oppenheimer [24]) unter N. 478 der Quartbände verzeichnet ist. Wenn dieß richtig ist, so muß es allerdings auch eine andere Ausgabe gegeben haben, in welcher das mekach umimkar, was in jener Edition nach Wolf [25]) fol. 22 bis 47 incl. steht, aber im Titel nicht angegeben ist, entweder allein enthalten, oder, was wahrscheinlicher ist, bloß im Titel allein bemerkt worden war. Denn in Oppenheimer's Sammlung findet sich unter N. 477 der Quartbände außer dem erst erwähnten mischpete schebuoth u. s. w. noch ein Buch מקח וממכר, in demselben Jahre zu Venedig herausgegeben. Handschriftlich findet es sich auf der Bodlejan. Bibliothek zu Oxford [26]). Nach dem Schalscheleth Hakkabbalah [27]) schrieb Hai auch ein sepher happakdon (ספר הפקדון), d. i. Buch über das Depositum. Nach Wolf [28]) soll es mit dem dine mammonoth (דיני ממונות) einerlei seyn; nur scheint uns dagegen zu sprechen, daß das Schalsch. hakk. (ib. Z. 33) auch ein sepher haddinim unter Hai's Werken aufzählt, was doch wohl nur kürzere Bezeichnung für dine mammonoth ist.

Er bemühte sich, die Kabbalah in Aufnahme zu bringen, wie sein Namensvetter Hai bar David und der berühmte Saadia Gaon. Zu dem Ende verfaßte er einen kabbalistischen Commentar über die 42 und 72 Namen Gottes (פירוש לכמה שמות מב' וע'ב), welche die Kabbalisten annehmen [29]). Ferner schrieb er Erläuterungen über das Buch Jezirah (יצירה), welche in dialogischer Form abgefaßt sind [30]). Nach Bartolocci befindet sich eine Handschrift davon im Vatikan [31]); eine andere ist zu Venedig [32]). Mit diesem Dialoge ist wohl auch die responsio ad quaestionem R. Paltui (פלתוי) de decem Sephiroth et tredecim Middoth identisch, welche nebst vielen andern hebräischen Traktaten in einem Codex der Bodlejanischen Bibliothek (in Mus. N. 104 fol. 83 — 85) befindlich ist [33]) und in Oppenheimer's Sammlung ebenfalls handschriftlich aufbewahrt wird [34]). Doch darf nicht übersehen werden, daß die letztere Handschrift diese Antwort nicht dem Hai Gaon allein, sondern auch zugleich dessen Vater Scherira Gaon mit beilegt. Endlich finden wir auch noch ein ähnliches Buch: Fragen und Antworten über die 10 Sephiroth und andre kabbalistische Gegenstände von Hai Gaon und R. Peltoi in derselben reichen Büchersammlung rabbinischer Literatur [35]), was wenigstens nach dem Titel zu urtheilen mit dem vorigen nicht ein und dasselbe ist. Wenn endlich Bartolocci in seiner Bibl. rabbin. dem Hai Gaon noch zwei andere kabbalistische

10) Z. B. *Ganz* im Zemach David. ed ann. 4757; vergl. *Wolf* Bibl. hebr. p. 343. 11) Schalsch. hakkab. p. 37 b. Z. 34. Sepher Juchasin p. 125 a. und 130 b. auch *Abrah. ben Dior* in libr. kabbalae p. 13; vergl. Wolf a. a. O. S. 348. 12) Bibl. hebr. P. I. p. 383. 13) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 343. Vgl. Collectio *Davidis* (קהלת דוד) oder den Katalog der berühmten Oppenheimerschen Bibliothek. S. 256 u. 257. N. 477. 14) A. a. O. p. III. p. 216. 15) Eine nähere Beschreibung dieser Ausgabe siehe bei *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 343. 16) Wolf a. a. O. P. III. p. 216. 17) Collectio *Davidis* p. 283. N. 611. 18) Bibl. hebr. P. III. p. 216—7. 19) Bibl. Bodl. Codd. orient. Catal. P. I. p. 44. 20) Bibl. hebr. P. I. p. 343 — 44. 21) S. auch Schalsch. hakkab. S. 37 b. Z. 34. 22) Dessen Biblioth. Rabbin. p. 135. edit. Nass. 1708, 8. 23) Bibl. hebr. P. III. p. 216.

24) Collectio *Davidis* p. 259. 25) P. III. p. 216. 26) *Uri* catal. codicc. orientul. P. I. p. 44. 27) ed. Venet. 346. p. 37 b. Z. 34. 28) Bibl. hebr. P. I. p. 345. 29) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 344. Vergl. Reimmann's Versuch einer Einleitung in die Historie der Theologie, S. 376. 30) Reimmann a. a. O. 31) S. auch *Wolf*. Bibl. hebr. P. I. p. 344. 32) ib. P. IV. p. 812. 33) *Uri* catal. codicc. orient. Bibl. Bodl. P. I. p. 92. Vergl. auch *Wolf*, Bibl. hebr. P. IV. p. 939. 34) Collect. David. p. 357. N. 989. 35) A. a. O. p. 351. N. 999.

Bücher zuschreibt, das kol adonai backoach (קול יהוה בכח) und das sepher hakkmiza (ספר הקמיצה), so hat Wolf[36]) dieß für unrichtig erklärt, in so fern sie von Hai bar David (s. den Artikel) geschrieben worden.

Besondere Auszeichnung verdient wohl das musar hassechel (מוסר השכל) d. i. Lehre der Klugheit mit Beziehung auf Sprichw. 1, 3., auch שירי מוסר השכל d. i. carmina institutionis intellectus genannt, wie ein Exemplar in der Oppenheimerschen Sammlung[37]) überschrieben ist. Dieser letztere Zusatz erklärt sich aus der rhythmischen Form des Buches. Wie schon der Titel lehrt, soll es zur Einschärfung von Sittlichkeit und Tugend und zur Bildung guter Sitten dienen. Es wird daher mit den salomonischen Sprüchen verglichen und führt daher auch den Namen Sprüche des R. Hai (משלי ר' האי), wie z. B. in der schon oben erwähnten Handschrift der Bodleyan[38]). Es gibt davon mehrere Ausgaben, als eine constantinopolitanische vom J. 293 (1533 n. Chr.), ferner eine venetianische in 8. vom J. 339 (1579 n. Chr.), auch eine Pariser vom J. 319 (1559 n. Chr.), ebenfalls in 8.[39]). Nach Wolf[40]) enthält letztre Ausgabe zugleich die Scutella argentea (קערת הכסף) des R. Joseph Hyssopäus; in dem Katalog der Oppenheimerschen Bibliothek dagegen[41]) ist der unbestimmte Ausdruck: es ist angehängt (נלוה) gebraucht worden, welcher zweifelhaft läßt, ob es daran gedruckt, oder bloß daran gebunden worden. An der Pariser Ausgabe befindet sich auch eine lateinische Übersetzung von Mercerus, welche ein besonderes Ganzes für sich ausmacht und die Jahreszahl 1561 an der Stirn trägt. Ferner wurde dieß Werk zu Frankfurt a. d. O. edirt 1597. 8. mit punktirtem Text und mit einer Übersetzung von Jac. Ebert und Sacherklärungen, unter dem Titel מוסר השכל בנימוצה h. e. institutio intellectus cum elegantia. Wiederholt ist diese Übersetzung mit dem hebräischen Texte am Ende von Theodor Ebert's hebräischer Poetik (Leipzig 1628. 8.) S. 237 ff. und in Caspar Seidel's Manipuli linguae sanctae (Hamb. 1638), wo es mit dem ehrenden Beinamen carmen morale στροφόρυθμον elegantissimum bezeichnet wird. Endlich ist es auch im Fano fortunae mit dem Buche portae poenitentiae (שערי תשובות) des R. Jona aus Cordova zusammen herausgekommen[42]).

Außer den bisher angeführten Büchern bemerken wir noch das pithron chalomoth (פתרון חלומות) d. i. Traumdeutung. Handschriftlich findet es sich zu Leyden (Cod. 59) und besteht aus 20 Octavseiten[43]); gedruckt aber ist es sehr oft, als zu Ferrara im J. 312 (1552 n. Chr.) in 8.[44]), zu Constant., dann zu Cracau, zu Venedig im J. 383 (1623 n. Chr.) in 12., zu Amsterd. 396 (1636 n. Chr.) in 8. und im J. 402 (1642 n. Chr.), zu Wilmersdorf mit den שערי ציון im J. 1690, auch jüdisch-teutsch (Amsterd. 454 d. i. 1694). Dann hat sich Hai Gaon auch als Grammatiker ausgezeichnet; sein grammatisches Lehrbuch heißt sepher hammeasseph (ספר המאסף) d. i. Buch des Sammlers[45]). Nach Aben Esra's Urtheile ist es ein sehr gelehrtes Werk und durch schöne Darstellung ausgezeichnet[46]). Endlich finden wir in der Oppenheimerschen Bibliothek noch ein seder tannaim veamoraim (סדר תנאים ואמוראים) d. i. Reihe der Lehrer der Mischna und Gemara, also ein literar-historisches Buch. Es ist bloß handschriftlich vorhanden[47]) und wir erinnern uns nicht, sonst Etwas darüber gefunden zu haben.

Alle diese Werke werden hauptsächlich von den Juden in Babylon geschätzt und benutzt. Übrigens ist es wohl eine bloß unverbürgte Sage, daß Hai Gaon am Fuße des Berges Sinai begraben liege[48]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAID, bei Büsching FEID, eine Beduinenstadt in dem Bezirke Dschabel von Arabistan, der gegenwärtig unter der Herrschaft der Wahabiten steht. In der Umgegend wohnen die Stämme Beni Temam und Khembar, und der Ort ist als Station für die Karawane von Baßra nach den heiligen Städten merkwürdig.

(*G. Hassel.*)

HAID (Joh. Herkules), Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er den 26. December 1738 geboren war. Er studirte in Halle Theologie, erhielt 1767 eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1782 zugleich das neu errichtete Lehramt der Ökonomie, und den 23. August 1788 starb er. Seine Kenntnisse waren mannichfaltig, aber als Schriftsteller arbeitete er zu flüchtig, doch ist sein: Ulm mit seinem Gebiet. Ulm 1786. 8. immer noch brauchbar, wiewohl es von Mich. Dieterichs: Beschreibung der Stadt Ulm. Mit 8 Kupfern, einem Grundrisse der Stadt und einer Karte der Umgegend. Ulm 1825. 8. weit übertroffen worden ist. Unter seinen übrigen Schriften bemerken wir seine ökonomischen Abhandlungen für Schwaben. Ulm 1780. 4. Ökonomisch-praktische Abhandlungen für Schwaben. Ebd. 1782. 4. und seine Fortsetzung von Ladvokat's hist. Handwörterbuch, Band 5 und 6. Ulm 1785. 8.; auch unter dem Titel: Neues hist. Handlerikon; neue Aufl. 1795 (von S. Baur verb.). Historische, geographische und statistische Aufsätze im Ulm'schen Kalender, teutschen Museum, Wagenseil's Magazin, Elber's schwäb. Chronik, Fabri's Beitr. zur Geographie u. A.*) (*Baur.*)

Haid, die Künstler, s. Hayd.

36) Bibl. hebr. P. I. p. 345. P. III. p. 227. 37) Collect. David. p. 609. N. 565. 38) Uri a. a. O. p. 91. Vergl. auch *Wolf.* Bibl. hebr. P. IV. p. 938. Es ist in Cod. 104. fol. u. 10 oder Blatt 23 ff. 39) *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 227, wo auch die P. I. p. 344. gegebenen bibliographischen Notizen berichtigt sind. 40) A. a. O. 41) Collect. David. p. 609. N. 565. 42) *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 344. 43) *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 345. P. III. p. 227. 44) Collect. *Davidis* p. 569. N. 357. Vergl. *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 227.

45) S. das Verzeichniß der jüdischen Grammatiker bei *Wolf.* Bibl. hebr. P. II. p. 595. n. 8. 46) *Jo. Buxtorf.* Tractatus de punctorum vocalium et accentuum in LL. V. T. hebr. origine, antiquitate et auctoritate p. 328. *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 228 und Reimmann's Versuch einer Einleitung in die Historie der Theologie, S. 376. 47) Collect. *David.* p. 325. N. 344. 48) *Petach.* itinerar. p. 178. ed. *Wagens.*

*) Weyermann's Nachr. v. Gel. aus Ulm. 182. Meusel's Lexik. d. verst. Schrifst.

HAIDAMITEN (الهيضبة), ist eine der vielen kleinen Parteien, worin die Keramiten zerfallen *). Über ihre Ansichten siehe den Artikel Keramiten.

(*A. G. Hoffmann.*)

HAIDAR (حيدر), ist einer der vielen Namen, welche die arabische Sprache für Löwe hat, dann Beiname des Ali (s. diesen Art. Bd III. S. 121) und daher auch von Vielen aus der Familie desselben. Der berühmteste Mann dieses Namens ist der Scheikh Haidar ben Dschoneid, Urenkel des Scheikh Sefieddin, welcher von Ali abzustammen behauptete und zwar von der Linie, welche nach persischer Annahme die Imams geliefert hat, nämlich von dem zweiten Sohne Ali's, dem Hussein. Er soll, wie die Perser erzählen, eine neue Kopfbedeckung erfunden haben, welche der haidarische Kopfputz oder Krone heißt und um derentwillen die Perser von den Türken Rothköpfe kysil basch (قزل باش) genannt werden [1]). Scheikh Haidar fiel auf einem Zuge gegen den König von Schirvan, an welchem er den Tod seines Vaters rächen wollte; seine Familie wurde, so zahlreich sie auch war, durch diesen seinen Fall fast gänzlich ausgerottet. Inzwischen rettete sich doch unter andern sein Sohn Ismael, von welchem die nachmals über Persien herrschende Dynastie der Sofis abstammt [2]). Auch in der Dynastie der Serbedar (s. den Artikel), welche über einen Theil von Khorasan eine Zeit lang herrschten, gab es Mehrere des Namens Haidar. Die Engländer pflegen diesen Namen Hyder zu schreiben, wornach sich dieser Name auch in dieser Form in teutschen Schriften findet. (*A. G. Hoffmann.*)

Haiden (Landes) und Haiden (Waldung) s. Heiden.

Haiden, s. Lichen.

HAIDEN (Johann), Exjesuit, Doktor der Philosophie und Theologie, geboren zu Hradisch in Mähren am 23. December 1716, gestorben zu Ende des 18ten Jahrh. Er trat bereits im Jahre 1736 in den Jesuiterorden. Vor seinem Eintritte in denselben erhielt er die philosophische und in dem Orden selbst die theologische Doktorwürde, und legte im Jahre 1751 dem Orden das vierte Gelübde ab. Er trug die Grammatik drei, die Poetik zwei, die politische Geschichte ein, die Kirchenhistorie eilf, die Moraltheologie ein Jahr lang vor. Zugleich predigte er mehrere Jahre den Studirenden und dem Volke, war Vorsteher verschiedener Seminarien und führte durch einige Jahre die Aufsicht über die Bibliothek zu Prag, die er mit den besten Werken vermehrte. Im J. 1770 wurde er Beisitzer des Consistoriums und Direktor der Studien in dem bischöfl. Seminarium zu Königinngrätz. Er war, außer der tschechischen, teutschen und lateinischen, auch in der französischen, italienischen und hebräischen Sprache bewandert. Im Druck erschienen von ihm folgende Werke: De therapeutis. Pragae 1756. 4. — De instituto Ecclesiae, infantibus mox cum baptismo conferendi sacramenta confirmationis et eucharistiae. Pragae 1758. 4. — Decretum Eugenii pro Armenis, num tanquam pars synodi oecumenicae Florentinae sit respiciendum. 1759. 4. — De Prudentii Marani opinione. Pragae 1760. 4. — Exercitationes chronologicae de praecipuis annis Christ. Pragae 1761. 8. — Appendix ad exercitationes chronologicas de itinere Petri Romano et commoratione. Pragae 1761. 8. (*Rumy.*)

HAIDER KELITSCHE aus Herat, ein persischer Dichter aus der letzten Periode, dem sechzehnten Jahrhunderte. Er war, wie sein Beiname sagt, ein Kotzen- oder Deckenmacher, und seine Verse sind so gemein, wie dieses sein Handwerk. Er soll mehr als 10,000 Distichen in Ghaselen und Kassiden geschrieben haben, von denen Sam Mirsa einige anführt. Seine Industrie scheint bedeutender gewesen zu seyn, als seine Poesie, und er reiste, um sich als Kaufmann etwas zu erwerben, nach Indien *). (*R.*)

HAIDERMIRSA, Sohn des Mohammed Chodabende, ein persischer Prinz, welcher als Geißel nach Persien gesandt wurde, dort im J. 1004 d. H. oder 1595 n. Chr. starb, auch zu Ejub begraben liegt [1]). In der Geschichte der türkischen Literatur verdient er deßhalb genannt zu werden, weil er in Constantinopel den Sinn für Poesie befördern half [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

Haidhari, s. Schami.

HAIDHAUSEN, großes Pfarrdorf und ansehnliche Hofmark in dem baiernschen Isarkreise, auf dem rechten Isarufer, ½ Stunde von München, zu dessen Landgerichtsbezirke es gehört und mit welcher Hauptstadt seine Einwohner in einer solchen Verbindung leben, daß es als eine Vorstadt von dieser angesehen werden kann. Es zählt in 316 Häusern 948 Familien und 3465 Einwohner, enthält einen Flächenraum von 598 baiernschen Tagwerk., 2 Schlösser mit Gärten, ein kathol. Pfarramt des Dekanats Oberföhring, 1 Kirche und Kapelle, eine Malerpinsel-, Hut- und Seidenzeugfabrik. Als Kurfürst Max Emanuel aus dem Türkenkriege 1683 nach Baiern zurückkehrte, empfingen ihn der Adel und die Bürgerschaft von München, welche ihm einen feierlichen Empfang und Einzug bereitet hatten, zu Haidhausen, wo Franz Pangraz, Freiherr von Leibelfing, ein Haus im Besitz hatte. Das Andenken dieser Feier zu ehren, erhob Kurfürst Max Emanuel dieses Haus 1684 unter bestimmten Beschränkungen zu einem adeligen Sitze, im folgenden Jahre, zwar nicht ohne Widerspruch seiner Hofkammer, zu einer ungeschlossenen und 1692 zu einer geschlossenen Hofmark. Gegenwärtig gehört dieselbe der gräfl. von Törring-Seefeldischen Familie. (*Eisenmann.*)

Haidingsfeld, s. Heidingsfeld.

*) *Marracc.* prodrom. ad refut. Alcor. P. III. p. 77.

1) *Meninsky* Lexic. u. d. W. قزل. 2) D'Herbelot unt. d. W. Haidar. *Ed. Pococke* in den Bemerkungen zu dem Supplem. histor. dynastiarum des *Abulfaradsch* p. 63 — 64. Vergl. *Malcolm* histoire de Perse. T. II. p. 260 ff.

*) S. Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 372.

1) v. Hammer Gesch. der Literatur der Osmanen, S. 1204. 2) v. Hammer a. a. O. S. 1193.

HAIDUCKEN (die), eigentlich eine Art leichter ungarnſcher Fußtruppen, die bei der Armee-Reform 1741 aufgelöſet wurden. Ihr Andenken im Vaterlande erhält ſich durch den Haiduckendiſtrikt*) (Kreis jenſeit der Theiß, Komitat Szabolcs, 17$^{1}$ Q.M. groß, mit 28,476 Einwohnern in 6 Marktflecken, 4 Prädien und 4605 Häuſern), in welchem die Veteranen des Corps Verſorgungsſitze erhielten und deren Nachkommen noch jetzt den Vorzug militäriſch regiert zu werden, genießen. Uneigentlich verſteht man unter Haiducken in ungarnſche Nationaltracht gekleidete Diener großer Herren, zu deren Begleitung gleichſam als Trabanten verpflichtet. Gegenwärtig ſieht man dergleichen nur ſelten noch, und bloß als Überbleibſel einſtiger Prunkliebe an veralteten Höfen und in Haushaltungen de la vieille roche.

(*Benicken.*)

HAIFA, nach Andern Kaifa, nur ein Dorf im Paſchalik Akka des osmaniſchen Aſia, an der Bucht von Akka: es hat eine Rhede, wo die nach Akka beſtimmten großen Kauffahrer anlegen und löſchen müſſen. Über demſelben erhebt ſich der Karmel, ſeine Vorpoſten bis an das Geſtade des Meers drängend. Auf ſeiner Weſtſpitze ſieht man 1 griechiſches Eliaskloſter, auf der Oſtſpitze 1 katholiſches Kloſter, zwiſchen beiden in der Mitte des Bergs die Moskah el Hoder. (*G. Hassel.*)

HAIGER, kleine Stadt in dem naſſauſchen Amte Dillenburg an der Dille mit 1 Pfarrkirche, 1 Schule, 220 Häuſ. und 1825 1117 Einw., die Garn ſpinnen, wollne Zeuge weben und Jahrmärkte halten, hier iſt 1 Eiſenhohofen, die Haigerhütte genannt, und 1 Eiſenhammer. Der Ort iſt uralt: es kommt ſchon eine Kirche von Haiger in Schenkbriefen des 14ten Jahrhunderts vor. (*Pauli.*)

HAIGERACH, HAIDINGER, gewöhnl. HAIGER, in alten Urkunden Vallis Ethnicorum, d. i. Heidenthal, ein Thal, mit Pfaffenbach, 1 teutſche Meile lang, in der großherz. badenſchen Vogtei Reichenbach, zum Bezirksamte und kathol. Pfarramte Gengenbach gehörig. Eine uralte Niederlaſſung, die ihren Namen wahrſcheinlich von den benachbarten ortenau'ſchen Chriſten erhalten hat, welche ſich ſchon früher zum chriſtlichen Glauben bekannt hatten, indem es erſt dem heiligen Arbogaſt, Biſchof von Straßburg, der im J. 678 geſtorben iſt, gelang, das Heidenthum in der Ortenau ganz auszurotten. In den älteſten Zeiten gehörte das Thal zur alemanniſchen Grafſchaft Schwiggenſtein. Nach dem Abgange der Grafen von Schwiggenſtein fiel es an die Nachkommen Pipins von Heriſtall, von welchen es um das Jahr 730 Ruthard, der wahrſcheinliche Sohn Arnulfs und Urenkel Pipins von Heriſtall beſaß, und mit der Grafſchaft Schwiggenſtein zur Stiftung des Kloſters Gengenbach verwendete. Das Thal iſt rauh, doch fruchtbar, beſonders an gutem Weine, hat Viehzucht und ſchöne Waldungen. In ſeiner Mitte befindet ſich eine Kapelle, dem heil. Michael geweiht, in welcher zu beſtimmten Zeiten Gottesdienſt gehalten wird†).

(*Leger.*)

HAIGERLOCH, ein hohenzollern-ſigmaringenſches Städtchen an der Eyach, Hauptort der alten Herrſchaft und des Oberamts Haigerloch, Sitz eines Landkapitels und einer Poſt mit 815 katholiſchen und 600 jüdiſchen Einw. Das Städtchen hat 4 Kirchen, eine Synagoge und ein Schloß. Letzteres ſteht mit der Hauptkirche auf einem ſchroffen Felſenberge. Die Herrſchaft Haigerloch kam zu Ende des 15ten Jahrhunderts durch Tauſch von den Grafen von Hohenberg an das zollernſche Haus. (*Memminger.*)

HAIGH, ein Dorf in der engl. Grafſchaft Lancas unter einem Hügel, wovon man eine entzückende Ausſicht über das Meer bis zum Eilande Mann genießt. Es hat 1118 Einw. und iſt eben ſowohl durch die ſchöne Villa des Grafen Balcarras, und durch ſeine großen Eiſenwerke und unerſchöpflichen Steinkohlenlagen, worin die feinſten Cannels brechen, bekannt. (*G. Hassel.*)

Haigi, ſ. Ruzdschihan.

Haiingen, ſ. Hayingen.

HAIK, der fünfte Nachkomme Noah's und Japhets, in der armeniſchen Sagengeſchichte, von welchem das Volk und das Land den Namen Haichia, im Armeniſchen Hajots-Zor, haicanorum vallis erhielt; ſo hieß noch im fünften Jahrh., nach Moſes von Chorene, das Thal des Sees Wan (Arſiſſa bei Ptolemäos), der Sitz der Heldenthaten dieſes armeniſchen Stammvaters. Haik wird ganz, wie der Ruſtan der Perſer, rieſenhaft, tapfer, ſchön und als trefflicher Bogenſchütze geſchildert. Seit dem Thurmbau zu Babel trennte er ſich mit 300 ſeines Geſchlechts vom Bel, und ſiedelte ſich am Fuße des Ararats an. Vergebens lud ihn Bel mit folgenden Worten zum Euphrat zurück: „Du in Schnee und Eis Gewappneter, thaue auf, und erwarme aus deinem kalten Trotze, gehorche mir, kehre heim in mein Land und lebe friedlich, wo es dir beliebt.“ Bel zog auch mit einem gewaltigen Haufen in's armeniſche Hochland. Aber Haik ſtellte ſich mit ſeiner Familie und ſeiner kleinen Anzahl Tapferer an einen Salzſee, der von kleinen Fiſchen wimmelte, (Bazun, Wan) dort zu ſiegen oder zu ſterben. Bel ſtand auf einem unzugänglichen Felſen. Aber ſeine Schaaren wurden geſchlagen, ſein dreidoppelter Panzer von Haik's Pfeil durchbohrt, der das Schlachtfeld behauptete. Hier erbauten die Haikiten oder Armenier eine Stadt Haik, nannten den Berg, wo der Feind geſchlagen wurde, die Grabſtätte (Gerezmanch) nach Art der Iranier und auch der Slawen (deren Stadt Mohilew eine gleiche Bedeutung hat) das Thal aber Hajots-Zor (am See Wan nach Moſes). Später ſiegte in derſelben Gegend Semiramis, nach ihrem Namen hieß nun die dortige Stadt Semiramocerta, ſie ſelbſt wählte ſie zu ihrem Sommeraufenthalte, und verſah ſie mit herrlichen Terraſſen und Inſchriften, und ſolchen Mauern, die faſt 1000 Jahre nachher noch Mo-

*) S. weiter unten den Art. Hajducken-District. (*S.*)

†) Größten Theils nach Kolb II, 3.

ses von Chorene als unzerstörbar, wenn gleich von Räubern bewohnt angibt. Die Nachfolger Haik's wurden nun der assyrischen Monarchie zinsbar bis zur Zerstörung von Ninive*). (*Rommel.*)

Hailes, s. Dalrymple.

HAILLAN (Bernard de Girard, Seigneur de), Geschichtschreiber und Politiker, aus einem alten adeligen Geschlechte zu Bordeaux um 1535 geboren, Sohn eines General-Lieutenants der Admiralität von Guienne. Von dem reformirten Glauben ging er zum katholischen über, als er in seinem 20sten Jahre an den französischen Hof kam, und nicht lange nachher versah er bei der französischen Gesandtschaft in London und Venedig Secretärdienste. Nach seiner Rückkunft wurde er Finanzsecretär des Herzogs von Anjou, nachmaligen Königs Heinrichs III., 1571 ertheilte ihm Karl IX. die Würde eines Historiographen von Frankreich, und Heinrich III. bestätigte ihn nach seiner Thronbesteigung nicht allein in dieser Würde, sondern erhob ihn auch zum Statsrath. Seit 1595 war er auch Genealogist des heil. Geistordens, und den 23. November 1610 starb er zu Paris. Seine lateinischen und französischen Gedichte, so wie seine Übersetzungen des Eutropius, Cornelius Nepos und des Cicero von den Pflichten, sind nicht unverdient in Vergessenheit gerathen. Einen bleibenden Werth für den Geschichtforscher haben dagegen seine Schriften: De l'état et du succès des affaires de France en IV livres. Par. 1570; sehr oft, augm. pour la dernière fois, ib. 1609; 1613. 8. Histoire sommaire des comtes et ducs d'Anjou, de Bourbonnois et d'Auvergne. Par. 1571. 8.; 1572. 4.; 1580. 8. Histoire générale des roys de France, contenant les choses mémorables advenues tant au royaume de France qu' ès provinces étrangères sous la domination des François, depuis Pharamond jusqu' à Charles VII. inclusivement. Par. 1576. fol. corrigée et augm. Ib. 1584. fol. seitdem oft, und mit Fortsetzungen von Andern bis 1615. Par. 1615. Vol. II. fol.; bis 1627. Par. 1627. Vol. II. fol. Dieses Letztere ist sein Hauptwerk, und die erste zusammenhängend geschriebene französische Geschichte in der Nationalsprache. Zwar schöpft er nicht immer aus den besten Quellen, vernachlässigt die Kritik, erzählt von den ersten französischen Königen manches Romanhafte, und legt seinen Personen langweilige Reden in den Mund, die er wörtlich aus dem Werke des Paulus Æmilius de rebus gestis Francorum übersetzt, auch verräth er deutlich genug, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun war, durch seine Schriften Geld und Ehre zu erwerben. Dieser Fehler ungeachtet, ist sein Verdienst für sein Zeitalter nicht gering, indem er sich nicht allein durch Diction und Methode, sondern auch durch einen geübten politischen Blick, durch Freimüthigkeit im Urtheil über die Könige und die Großen des Reichs, durch Bestreitung geheiligter Vorurtheile, Bekämpfung päpstlicher und bischöflicher Anmaßungen, bessere Darstellung der kirchlichen Verhältnisse überhaupt, Widerlegung mancher fabelhaften Erzählungen, und Achtung für historische Wahrheit über alle diejenigen erhebt, die vor ihm in Frankreich über diese Gegenstände schrieben. Über manche Ereignisse gibt er vorher unbekannte Aufschlüsse, und ohne Rücksicht auf die herrschende Meinung erklärt er z. B. die Geschichte der Jungfrau von Orleans für eine Farce, welche patriotische Statsmänner gespielt haben, um einen bedrängten König zu retten und das muthlose Volk zu ermuthigen*). (*Baur.*)

Haim, s. Mansuri.

HAIMANE nennt man die wild herumstreifende Völkerschaft, welche sich nicht mit Ackerbau beschäftigt. Dieser ihr Zustand wird bei der Bestimmung der Abgaben berücksichtigt, welche die Pforte von solchen unterjochten Stämmen verlangt und die natürlich geringer seyn müssen, als bei Ackerbau treibenden Stämmen. (*A. G. Hoffmann.*)

HAIMBURG oder HAINBURG, (im gemeinen östreichschen Dialekt Hamburg), eine landesfürstliche, nicht große, aber wohlgebaute Stadt im Viertel unter dem Wiener Walde, des Landes unter der Ens, am rechten Donauufer, bei dem Einflusse der March in die Donau, nahe an der ungarnschen Gränze, mit einem alten sehenswürdigen Bergschlosse, 265 Häusern, 2900 Einwohnern, 1803 2691, einer Musterschule und einer großen kaiserlichen Tabaksfabrik (der größten in den teutsch-östreichschen Erbländern), die nach dem Brande von 1823 wieder hergestellt ist. Eine Merkwürdigkeit ist ein altes Thor, das sich wahrscheinlich noch aus den Zeiten der Römer, die zwischen Teutsch-Altenburg und Petronel die Stadt Carnuntum in Pannonien besaßen, erhalten hat. Irrig wird jedoch von Einigen das römische Comagenum nach Haimburg versetzt. Haimburg ist indeß ein alter Ort, und war ehemals auch größer. Im J. 1050 wurde auf dem Reichstage zu Nürnberg beschlossen, die von den Ungern ruinirte Stadt Haimburg wieder aufzubauen. In den vorigen Zeiten haben nicht nur daselbst die alten östreichschen Herzoge zu Zeiten Hof gehalten, sondern auch die schwäbischen Kaufleute die Waaren, die sie nach Ofen oder in andere ungarnsche Städte verführen wollten, niedergelegt. Diese Handelsniederlage hat Leopold IV., Herzog von Östreich, im J. 1200 von Haimburg nach Wien verlegt. Im J. 1490 wurde Haimburg sammt dem Schloß vom Kaiser Maximilian I. erobert, im J. 1683 am 2. Julius von den Türken im dritten Sturm erobert, alle Menschen, ohne Unterschied niedergesäbelt und die Stadt nachher in Brand gesteckt (die Feuerbrände flogen bis

*) Vergl. Moses Chorenensis an verschiedenen Orten, und *Chaban de Cirbied* Armeniste et *F. Martin* Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie. Paris 1806. Auch Ritter's Erdkunde Th. II. S. 720, 745 u. s. w.

*) Mém. sur la vie et les ouvr. de Gir. de Haillan par *le Long* in dessen Bibl. hist. de France p. 947, und nach der Ausgabe von Fontette T. III. p. 66. Mém. de *Nicéron* T. XIV, 215. nach der teutschen Übers. Th. 10, 439. *Bayle* Dict. Nouv. Dict. histor. Biogr. univ. T. XIX. (von Weiß). Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 1r Bd, 344.

in die Vorstädte von Preßburg). Bei Haimburg ist ein kaltes Gesundheitsbad, dessen Wasser gewärmt wird. Die Einwohner nähren sich meistens vom Acker- und Weinbau †). (*Rumy.*)

Haimeni, s. Ibn Hadschar.

Haimo, s. Haymo.

Haimonskinder oder Haymonskinder, s. Karl der Grosse (Sagenkreis von demselben).

HAIN, heiliger, (Mythol. im Allgemeinen). Der Ursprung der Verehrung gewisser Haine, als heiliger Götterwohnungen, ist wohl in dem ältesten Fetischismus zu suchen, und geht von einzelnen Bäumen und Pflanzen aus, in welchen die Menschen irdische Zeichen ihrer Vergötterung der Natur wählten. In der Folge veredelte sich dieser Fetischismus zu einem Naturdienste, in welchem die Bäume als von überirdischen Wesen bewohnt und mit denselben gleichsam verwachsen, deßwegen heilig und unverletzbar waren. Dahin gehören z. B. der Palmbaum von Delos, die Eichen von Dodona, der Platanus des Menelaos in Arkadien u. v. a. und wie die Griechen, so lassen auch die Indier Nymphen in heiligen Bäumen wohnen, von denen sie nicht ein Blatt abzubrechen wagen*). Die Fabel von dem Erisichthon, der die Fällung eines heiligen Baumes der Demeter mit unersättlichem Hunger büßte, kann als eine Grundlage der nachherigen Gesetze gegen die Verletzung der Götterhaine angesehen werden. Noch Cäsar's Soldaten hatten, wie Lucanus erzählt, eine solche Scheu vor heiligen Bäumen, daß sie bei Massilia in einem Walde, der den barbarischen Gottheiten gewidmet war, keine Axt anlegen wollten**). So begegnen wir also denselben religiösen Vorstellungen in Bezug auf heilige Bäume und Haine im Orient, wie im Occident, und namentlich machen dieselben einen wesentlichen Bestandtheil des keltischen Druidenkultus aus. S. den Artikel Druiden.

In der Mythologie des Zendvolkes spielt der heilige Hombaum besonders mit seinem Safte eine wichtige Rolle. (S. diesen Artikel). Heilige Holzarten finden sich im Kultus der Hindu's, z. B. das Arasuholz, das rothe Sandelholz, und der Saft bei dem Mondopfer Soma Jagam erinnert an den parsischen Homsaft. (*R.*)

HAIN, heiliger, (biblisch). Auch bei den Hebräern findet sich die Verehrung der Gottheiten in heil. Hainen, jedoch nur in der Patriarchenzeit und späterhin beim abgöttischen Cultus, da das mosaische Gesetz dem Jehova ausschließlich in der Stiftshütte, und nachmals im Tempel zu Jerusalem zu opfern befahl. Abraham baute dem Jehova einen Altar in dem Eichenhain Mamre bei Hebron (1. Mos. 13, 18.), wo noch zu Josephus Zeit die uralte sogenannte ogygische Eiche gezeigt wurde [2]), und „pflanzte Tamarisken in Berseba, „und rief daselbst den Namen Jehova's an, des ewigen „Gottes" (1. Mos. 21, 33.); Jesaias aber (1, 29.), Jeremias, Ezechiel, auch der ungenannte Prophet, dessen Orakel denen des Jesaias beigefügt sind (Jes. 57, 5. 65, 3. 66, 17.) rügen wiederholt den Götzendienst des Volkes in Eichen [2]), Terebinthenhainen und Gärten, unter welchen letzten ebenfalls Baumgärten (פַּרְדֵּסִים), d. i. angepflanzte Haine zu verstehen, häufig mit einer beliebten und stehend gewordenen Redensart, „daß sie unter jedem grünen Baume den Götzen nachhurten" (Jer. 2, 20. 3, 6. 13. Ezech. 6, 13., vgl. 5. Mos. 12, 20.). Weit mehr als der hebräische Text nach richtiger Erklärung erlaubt, reden übrigens die 70 Dolmetscher, und nach ihnen die Vulgate und Luther von abgöttischen Hainen, indem sie das Wort אֲשֵׁרָה, welches eigentlich die Glücksgöttinn Astarte bezeichnet, durch ἄλσος, lucus, Hain übersetzen, an solchen Stellen, die nothwendig ein Götzenbild verlangen, höchstens durch Haingötze (2. Kön. 23, 6. Luth.). Übrigens ist noch zweifelhaft, ob nicht wenigstens die Septuaginte unter ἄλσος vielmehr einen Baum und ein hölzernes Idol verstanden hat, da sie sich des Ausdrucks auch für עַשְׁתָּרוֹת (Astartenbilder) bedient (1. Sam. 7, 3. 12, 10.) [3]).

(*Gesenius.*)

HAIN, heiliger, (bei Griechen und Römern). Der Glaube, daß das Dunkel der Haine der Gottheit zum angenehmen Aufenthalte diene, findet sich auch bei den Griechen schon in den frühesten Zeiten. Das heilige Dunkel, die feierliche Stille, das geheimnißvolle Dickicht, Alles forderte Ehrfurcht [1]); und wenn die Götter zur Erde stiegen, sie, die auch dann so gern den menschlichen Augen sich entzogen: so konnte kein Aufenthalt einladender, keiner ihnen dienlicher, keiner ihrer würdiger seyn [2]). — Wenn daher von denen, die alle Nachrichten aus der frühesten Zeit gern auf eine bestimmte Person zurückführen, Kadmos als der Erste genannt wird, welcher die Sitte, den Göttern Haine zu weihen, in Griechenland heimisch gemacht habe, so mag — die schwankende Bedeutung des Namens gar nicht gerechnet — dieß an sich schon wenig Glauben verdienen, und noch lauter scheinen dagegen die, wenn auch dunkeln Sagen von der viel ältern Dodona zu sprechen.

Freilich mochten die heiligen Haine der frühern Zeit, wie wir sie schon von Homer [3]) angeführt finden,

†) Zwei schöne Ansichten von Haimburg enthält das neue Prachtwerk: 264 Donauansichten vom Ursprunge des Stromes bis zu seinem Ausflusse ins schwarze Meer, herausgegeben von Adolph Kunike, erklärt in pittoresker, topographischer, historischer und ethnographischer Rücksicht von Dr. Rumy, sammt einer Donaukarte (Wien 1825, Querfolio), Nr. 124 und 125. — Zu Haimburg erhielt der zu Rohrau an der ungarnschen Gränze geborne große Tonkünstler Joseph Haydn den ersten Unterricht in der Musik.

*) S. Forster zur Sakontala. Anmerkungen unter dem Art.: Göttinnen. **) *Luc.* Bell. Civ. III, 399 ff.

1) Archäol. 1, 10. §. 4. 2) So, nicht Terebinthenhain, ist zu übersetzen. Die Annahme des Celsius (Hierob. 1, 34 ff.), daß Ela und Elon die Terebinthe, Alla und Allon die Eiche bedeute, ist nämlich unrichtig und beruht auf einer ungenauen Vergleichung der alten Übersetzer. Ela und Alla bezeichnen die Terebinthe, Elon und Allon die Eiche. 3) S. mein hebr. Wörterb. u. d. W. אֲשֵׁרָה.

1) Vgl. *Plin.* Hist. Nat. XII, 1. 2) Vgl. *Senec.* Epist. V, 4. *Ovid.* Amor. III, 1. 2. Fast. III, 295. 3) Odyss. VI, 321. IX, 200.

gar sehr von den spätern verschieden seyn. Man wählte ein Stück natürlichen, durch hohe und schöne Bäume ausgezeichneten Wald, und gab ihn dem Gotte zum Eigenthume (τέμενος), dem man auch wohl darin Altäre errichtete[4]). Als aber bei fortschreitender Bildung des Volkes auch die Götter luxuriöser wurden, schuf man um ihre Tempel selbst Haine durch künstliche Pflanzungen[5]), eine Sitte, die so allgemein wurde, daß nach Strabo man die heiligen Örter sämmtlich ἄλση nannte. — Man hat behaupten wollen, daß dazu nur unfruchtbare Bäume, die einen schönern Wuchs hätten, genommen worden wären, und sich auf das ausdrückliche Zeugniß des Cyrillus[6]) berufen, welcher sagt, Haine bestänben nicht aus fruchtbringenden Bäumen wie Feigen und Weinstöcke, sondern nur aus unfruchtbaren, weil sie nicht des Nutzens, sondern des Vergnügens wegen da wären. Allein dieß ist ganz irrig. Allerdings mochte man auch auf die Schönheit der Bäume Rücksicht nehmen, und Pausanias[7]) erwähnt einen Hain von Eichen und einen von Platanen[8]), aber daß nicht allein unfruchtbare angepflanzt wurden, beweisen Stellen wie bei Sophokles[9]), wo Antigone vom Haine der Eumeniden sagt: „Es scheint der Ort einer Gottheit heilig: in üppigem Wuchse prangen Lorbern, Oliven, Weinreben“[10]), und noch deutlicher sagt es Xenophon[11]), wo er das Heiligthum beschreibt, das er zu Skillos der ephesischen Artemis weihete: „Um den Tempel selbst wurde ein Hain fruchttragender Bäume gepflanzt.“ Aber freilich gab es dort auch noch andere Haine.

Über die Unverletzlichkeit dieser Haine wurde sorgfältig gewacht; zum Schutze umgab man sie mit einem Zaune (περίβολοι)[12]), und stellte wahrscheinlich auch Leute an, denen die Aufsicht über dieselben, und die Pflege der Bäume übertragen wurde (ἀλσοκόμοι Pollux). — Die Athener waren nach Älian[13]) in diesem Punkte so streng, daß sie das Umhauen einer kleinen Eiche (πρινίδιον) in einem heiligen Haine mit dem Tode bestraften, und auch die Römer hielten dieß für ein schweres Verbrechen[14]). Ja sie erlaubten sich nach Cato[15]) nicht einmal die Äste solcher heiliger Bäume, die ihnen Schaden brachten, abzuhauen, bevor sie nicht der Gottheit ein Söhnopfer gebracht hatten[16]). Manche Haine durfte man gar nicht betreten[17]).

Allein bei aller dieser Ehrfurcht, die sich auch dann noch erhielt, als man die Gottheit lieber in prächtigen Tempeln als im ländlichen Haine zu verehren anfing, scheute man sich doch oft genug nicht, diese heiligen Örter durch unkeusche Handlungen zu entweihen, zumal da sie um so mehr dazu einluden, je sicherer man sich darin glaubte. Solche Entweihung wurde dann oft von der Gottheit bestraft, und man setzte solch einen Grund des göttlichen Zornes voraus, wenn der Blitz einen geweiheten Hain traf[18]).

Zu den berühmtesten heiligen Hainen gehörten in Griechenland der Altis zu Olympia (ebenfalls Ölbäume), der Hain der Eumeniden, bei dem attischen Flecken Kolonos, und der Artemis zu Ephesos[19]), und in Italien der Hain der Egeria bei Aricia[20]).

(*Wilhelm Adolph Becker.*)

HAIN, heiliger, (nordische Mythologie). Der Teutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erscheinungen, aber er war viel einfacher und erhabener, als der Naturdienst der andern alten Völker und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühls. Wenn gleich noch roh, fühlten sie doch die Ahnung der unendlichen, ewigen Kraft in ihrer Brust; denn sie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, sie in Mauern einzuschließen (cohibere parietibus Deos) oder irgend in menschlicher Gestalt nachzubilden (in ullam humani oris speciem assimilare)[1]). Nicht Tempel baueten sie, sondern sie weiheten Wälder und Haine (luci), welchen die Natur Säulen gegeben und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches sie allein durch glaubige Andacht schaueten[2]). Wenn Tacitus, der Germanen Historiograph, den Germanen eine reinere Gotteskenntniß, als andern Völkern jener Zeit zuschreibt, daß sie aus Achtung vor der Majestät ihrer Götter (ex magnitudine Coelestium) ihnen Haine als Wohnungen anwiesen: so spricht er freilich, und urtheilt als Römer, der in der Heimath alle heilige Örter mit Tempeln und Götterstatuen geschmückt sah. Mag auch der Grund in dem Mangel an Kunstfertigkeit und an dem Sinne für schöne Bauwerke immerhin gelegen haben, wie auch Plutarch[3]) urtheilt: so gewinnt ihre Götterverehrung in von der Natur eröffneten Tempeln immer eine tiefere Naturanschauung, und wir halten deßhalb auch das templum Fanfanae[4]) und alle templa, die ihnen, wie den Skandinaviern von den Alten zugeschrieben werden, nur für erhabene, durch besondere Eigenthümlichkeiten sich auszeichnende, Gott geweihete Verehrungsplätze[5]). Ein zur Verehrung eines

4) S. *Sophocl.* Trach. v. 745. Denn das ist die τεμενία φυλλάς. 5) Lucus heißt fast immer ein künstlich angepflanzter Hain. 6) Homil. IV. in Jerem. 7) Corinth. XI. 8) Ib. cap. XXXVII. 9) Oedip. Col. v. 16. 10) Vergl. *Callim.* Hymn. ad Cerer. 28. 11) Anab. V, III, 12. 12) *Synes.* Epist. LXXII. 13) Var. Hist. V, 17. 14) Vgl. z. B. *Ovid.* Met. VIII, 743. 15) De re rust. 139. 16) Vergl. Harduin zu *Plin.* Hist. Nat. XVII. am Ende. 17) S. *Ovid.* Fast. IV, 751. *Paus.* Arcad. XXXVIII. *Eurip.* Bacch. v. 10. wo Elmsley zwar das ἄβατον anders, aber gewiß nicht richtig erklärt.

18) Vgl. Mitscherl. zu Horaz. Od. I. XII, 16. 19) S. Herodot. Euterpe. c. 138. 20) S. *Ovid.* Fast. III, 263 ff. Heyne zu *Virg.* Aen. VII, 762.

1) *Tacitus* Germ. IX, 4. 2) *Ibid.* IX, 5. consecrant lucos ac nemora. *Plin.* H. N. XII, 1. Den Grund gibt Seneka an. Epist. 41. Si tibi occurrit vetustis arboribus et solitam altitudinem egressis frequens lucus, illa proceritas silvae et secretum loci et admiratio umbrae fidem numinis facit. 3) *Plutarch.* Numa c. 8. 4) *Tacit.* Annal. I, 51. German. XL, 6. 5) Templum derivatur a τέμενος, ein abgesonderter, zum heiligen Gebrauche bestimmter Ort. Vid. *Hofmanni* Lex. univers. T. IV. sub v. templum et (*Adelung*) Glossar. manuale (Halae) T. VI. s. eod. verb.

oder mehrerer Götter in Haine erkorner Platz wurde mit einem Gehäge oder einer Umzäunung gefriedigt[6]), in seiner Mitte ein Altar errichtet und mit Opfersteinen, Sitzen von Rasen oder Steinen versehen[7]). Mit welcher Ehrfurcht sie sich dergleichen heiligen Stätten oder den Hainen, in welchen sie verborgen waren, näherten, erklärt das Beispiel der Semnonen[8]), die nicht anders, als gefesselt den heiligen Bundesort betraten, ihr Abhängigkeitsgefühl zu bekunden. Fiel ihrer Einer auf den Boden, so wagte er es nicht, aus eigener Kraft sich aufzurichten, noch sich aufheben zu lassen, sondern wälzte sich demüthig auf der Erde aus dem geweiheten Bezirk. Ja, man sah es als Entweihung zur Zeit der Einführung des Christenthums an, wenn ein Christ in einen heiligen Hain trat.

Und nicht nur ganze Wälder und Haine, und in denselben durch schattenreiches Dunkel, eine rieselnde Quelle, einen See oder durch besonders starke, schlanke, hohe, in ihren Gipfeln verwachsene Bäume sich zur Verehrung eignende Plätze, sondern einzelne, frei stehende Bäume auch wurden verehrt. (*Adam. Brem.* de Saxonib.). Mit dem Blute abgeschlachteter Gefangenen und erwürgter Thiere tränkte man ihre Wurzeln und dachte in ihnen Götter wohnend[9]). Eines Haines, wie eines einzelnen Baumes Weihe verrichtete der Priester. Drei Tage und drei Nächte fastend rief er die Gottheit an, die grüne Wohnung zu beziehen. Ein sanftes Murmeln oder Rauschen bezeugte des Gebets Erhörung. Ließ aber die Götterstimme am dritten Tage sich nicht vernehmen, so mußte zu einer andern Zeit der Priester den Versuch erneuern; durch Blut aus seiner Brust geritzt, die himmlischen Mächte willfährig machen. Gelang es auch zum zweiten Male nicht: so benetzte eines Kindes Blut des Baumes Stamm, und dieser Einladung fügte sich die Gottheit unausbleiblich. Hilfreich wurde dann ihre Gegenwart Menschen und Thieren, Gebäuden und Feldern, je nachdem ein Schwein, ein Bock, ein schwarzer Hahn oder Getreide ihr geopfert worden[10]). So bei den alten Preußen. Bei andern nordischen Völkern krümmte der Priester einige Zweige des zu weihenden Baumes auf beiden Seiten herab, pfropfte dieselben gleichsam in den Stamm, und schnitt ihnen das Zeichen von Thors Hammer (T) oder auch die Namen Hyssus, Hesus, Thor, Belenus ein[11]). Unter den Kelten wurden viele Eichen nach Jupiter genannt und mit seinem Namen bezeichnet[12]). Aber auch ohne Weihe war der Baum heilig, dessen Zweige oben in der Höhe wieder in einander sich gebogen. Wie ein oder mehrere Bäume (Baumgruppe, Hain) im Walde, welche ein schönes, grünes, dichtes Blätterdach bildeten oder sich sonst durch eine Eigenthümlichkeit auszeichneten, durch besondere Umgebungen vor andern geschmückt wurden, so auch der einzelne, frei stehende. Der Acker, in welchem er wurzelte, war heilig und in nicht zu nahem Kranze umstellte man den Weihebaum mit Steinen von besonderer Form. Ein solcher befreieter (beifreiter) Platz wurde Kampf genannt[13]).

Im alten Germanien waren mehrere heilige Haine. Ihr Stand läßt sich mit Bestimmtheit nur selten ausmitteln. So ordnete einst Arminius seine Scharen jenseit der Weser in einem dem Herkules geweiheten Haine[14]). Im Lande der Friesen war ein solcher der Baduhenna heilig[15]). In einem heiligen Walde versammelte Civilis seine Belgier zu Schmaus und Berathung[16]). Im hercynischen Walde werden heilige Haine (luci, vetusta religione truces et robora numinis instar) erwähnt. Die Semnonen hatten eine silva, auguriis patrum et prisca formidine sacra[17]). Im Lande der Naharvalen antiquus religionis lucus ostenditur[18]). Über das castum nemus auf einer Insel des Oceans ist von den Gelehrten noch nicht entschieden. Nur die Stimme eines Neuern vernehmen wir über ihn[19]). Die Insel, auf welcher das Heiligthum der Göttinn Hertha sich befand, war aller Wahrscheinlichkeit nach Rügen[20]). Noch findet man daselbst in einem großen Buchenhain einen runden Platz von uralten hohen Buchen umgeben, schaurig und düster, nie berührt von den erwärmenden Strahlen der Sonne, und in seiner Mitte einen kleinen, stehenden See mit trübem, beinahe schwarz gefärbtem Wasser. Dieser Platz liegt in der so genannten Stubnitz und ist bei den Einwohnern unter dem Namen des Burgwalles und Burgsee's bekannt. „Es ist der schauerlichst schönste Fleck in der ganzen Stubnitz. Ein mächtiger Wall, gekränzt mit Buchen von ehrwürdigem Alter und Ansehen, umschließt ein ovales Revier, in dessen Bezirke zwischen halb vermoderten Wurzeln und Baumstumpfen mancherlei Trümmer von Altären und Opfermahlen zerstreut umher liegen. Hart neben dem östlichen Rande des Walles fließt in einem tiefen, beinahe zirkelrunden Kessel der so genannte schwarze- oder Burgsee, umdüstert mit dicht bewaldeten Höhen. Heimlicher, verborgener, abgeschiedener konnte die gefürchtete und gefeierte Hertha schwerlich wohnen, als an den Ufern dieses See's und in dem Schatten dieses Burgringes. Betrachtet man endlich die natürliche Beschaffenheit dieser Gegend, und überläßt ihren Eindrücken sich unbefangen: so drängt sich Einem die Überzeugung unwiderstehlich auf, daß dieß

6) *Helmoldi* chron. Slavor. I, 1. 7) *Gebauer* Vestig. jur. German. antiq. Diss. XXII. p. 960. 8) *Tacit.* Germ. XLIX. 9) Arnoldi preuß. Kirchenhist. S. 16 u. 38. 10) Kotzebue Preußens ältere Geschichte. Thl I. S. 77 ff. Über die Verehrung der Bäume verdient nachgelesen zu werden: *Schütze* de superstitione Germ. gent. reverent. lucis consecrat. Hamburg. 11) Rössig's teutsche Alterthümer. S. 136. *Schminke* de culto religioso arboris Jovis, praesertim in Hassia. Lips. 1740. 12) *Maxim. Tyr.* Diss. 38.

13) Rist's monatliche Unterred. VI. 14) *Tacit.* Annal. II, 12. 15) *Ibid.* IV, 73. 16) *Tacit.* Hist. IV, 14. 17) *Tacit.* Germ. XXXIX, 2. Mehr darüber unter Hertha. 18) *Tacit.* Germ. XL, 4. 19) Kosegarten's Rhapsodien. Th. 2. S. 110 ff. 20) Noch streitet man, ob die Insel in der Ost- oder Nordsee zu suchen sei. Die sich für die letztere erklären, nennen Rügen, Bornholm, Fehmern, Fünen und Seeland; die sie in der erstern finden wollen, erklären sich für Helgoland. Das Nähere unter Hertha.

der Fleck, der Wald, der See gewesen, dessen Tacitus in seiner Schilderung der Germanier gedenkt. Vergleicht man diese Beschreibung mit der so genau zutreffenden Beschaffenheit dieser Gegend und erinnert sich dabei an noch immer gangbare Sagen der Einwohner, daß nämlich in diesem Burgwalle vor Zeiten der Teufel angebetet worden, daß die Priester zu seinem Dienste eine Jungfer unterhalten, und, wenn er derselben überdrüssig gewesen, sie in dem Burgsee ersäuft hätte: so verschwindet wirklich aller Zweifel, daß des Tacitus Insel Rügen und sein nemus castum die Stubnitz gewesen sei."

Unter den Bäumen wurde vorzüglich die Eiche wegen ihrer langen Dauer (600 Jahre), ihres festen Holzes, ihres auch durch den Opferrauch nicht so schnell fallenden und welkenden Laubes von den Priestern der Gallier heilig gesprochen[21]), auf welcher die geheiligte Mistelpflanze, die ihre Heiligthümer schmückende und bekränzende, wuchs[22]). In vielen ausgehöhlten heiligen Bäumen standen Götzenbilder, die mit ihnen verehrt wurden. Niemand durfte Hand an sie legen.

Die vornehmste, aber wohl nicht älteste, Eiche in Preußen war zu Romove[23]). Ihr Stamm soll 6 Ellen im Umfange gemessen haben, und ihre Äste sollen so stark und dick gewesen und so dicht mit einander verbunden seyn, daß weder Regen, noch Schnee durchdringen konnte. Sie blieb auch im Winter grün, und ihre Blätter, in Schnuren gedreht, dienten Menschen und Thieren als Verwahrungsmittel gegen Krankheiten (Amulette)[24]). Sie war der Dreinigkeit der preußischen Wenden, Perkunas, Potrimpos und Pykullus heilig, deren Bildnisse entweder auf hohen starken Ästen standen[25]), oder in besonders in den Stamm gehauenen Blenden. Von Opferblute täglich triefend erregte ihr Anblick Grauen. Nur der Priester durfte ihr sich nähern, kein Verbrecher. Hier wohnte der Oberpriester (Kriwe Kriweitu), mit eigenen Händen die Götter bedienend, welche nur an diesem heiligen Orte sich vergegenwärtigten. Hier war auch der oberste Richterstuhl. Perkunas, Donnergott, Feuerbeherrscher, der Erste unter den Göttern. Eines zornigen Mannes Bild mit glühender Wange, krausem Bart, das Haupt von Flammen umgeben. Im Donner redete er mit dem Hohenpriester; dann fiel das Volk auf das Antlitz und schrie: Geh' uns vorbei! Bittenden gewährte er Sonnenschein, schützte sie vor Ungewitter. Perkunas Fußtritt nannten die Preußen den Donner. Perkunas zermalmt ein Haus, sprachen sie, wenn der Blitz einschlug. Aber die Götter wohnten in einem solchen Hause unter guten Menschen; wen ihr Strahl tödtete, den würdigteu sie ihrer Gemeinschaft, und der Hohenpriester selbst flehte um den gnadenreichen Tod durch himmlische Flammen. Traf der Blitz, ohne zu verzehren, so hatte Perkunas nur gewarnt, und der Oberpriester theilte dem Volke die warnende Stimme mit. — Dem Donnergotte brannte heiliges, ewiges Feuer, an einem Schwefelquell in Romove's Hain entzündet, und durch trockenes Eichenholz unterhalten. Sterben mußte der Priester, durch dessen Schuld es erlosch. Dann wurden heulend auf Felssteinen Funken geschlagen; und wenn der aufgehängte Zunder fing: so kroch die Priesterschar mit dem Oberpriester an der Spitze, auf den Knien zu der Eiche, entzündete die heilige Flamme wieder und warf den Schuldigen hinein. — Dem furchtbaren Gotte zur Seite lächelte der freundliche Potrimpos, der Gott befruchtender Gewässer, ein mit Ähren bekränzter Jüngling, Kriegsglück und häuslichen Wohlstand verleihend. Ihm dampfte Weihrauch in brennendes Wachs zerstreut, unschuldige Kinder zuckten unter dem Opfermesser. Das Blut von Menschen und Thieren, die am Stamme der Eiche den Göttern zu Ehren starben, wurde besonders ihm zugespritzt und ausgegossen, weil das Blut befruchtet. In einem Topfe unter Garben wurde eine ihm heilige Schlange mit Milch genährt. Wenn die junge Mannschaft zu Felde ziehend, eine Schlange erblickte, so rief sie jauchzend: Glück auf! unser Gott Potrimpos ist mit uns! — Dem Segenspender gegenüber starrte aus hohlen Augen Pykullus, der Todtengott, ein bleicher Greis mit grauem Barte, ein Leichentuch um das Haupt gewunden. Der heischte Furcht, Liebe nicht: denn er sandte seinen Diener, Drebkullis, den Erderschütterer, unter die Menschen, und befreundet war er mit Gittinen, der Todesgöttinn, der als Magd Mogila, die Quälerinn, sich zugesellte. Ihm wurde Fett angezündet. Menschen- und Thierschädel thürmten sich vor ihm. So abgebildet und verehrt thronte in der Eiche die Dreieinigkeit der alten Preußen. Eine Wand von köstlichen Tüchern, drei Schritte fern, sieben Ellen hoch, an festlichen Tagen nur aufgerollt, umgab den Baum, Ungeweiheten das Heilige verhüllend. In weitem Kreise umher lagen die Priesterwohnungen. — Diese Eiche ward von den Christen umgehauen und von ihrem Holze das Kloster Dreifaltigkeit gebaut[26]).

Eine zweite, immer grünende Eiche stand in der Nähe des Städtchens Heiligenbeil, welches nach einer Sage seinen Namen daher erhalten, daß dem Christen, welcher bei ihrem Fällen den ersten Hieb auf sie that,

21) *Plin.* H. N. VI, 44. 22) Arnkiel ausführliche Eröffnung. (Hamb. 1703. 4.) S. 175. Röffig. S. 185. 23) Nicht von Rom, wie Manche träumen, sondern von dem dichten Blätterdach der heiligen Eiche so genannt. Ruomat heißt dicht verwachsen. Unbestimmt bleibt Romove's Lage, ob in Preußen oder Litthauen. Hartknoch findet es in der Landschaft Natangen, wo später das Kloster Dreifaltigkeit erbauet wurde und die nahen Dörfer Rohmsdorf und Rykaioth (Geister) seyn sollen. Litthauisch Romove versetzt man theils nach Kurland, theils am Zusammenfluß der Dubissa und Memel. Hartknoch's Alt- und Neupreußen. Frankfurt, 1684. S. 116 ff. 24) Wenn Kranke wunderbar durch die heilige Eiche genesen, Gebrechliche gesund wurden, so ist's wohl der wiederholten Anstrengung ihrer Glieder, die sie zwischen den Ästen durchpressen mußten, und der Wallfahrt nach der Eiche — gleich unsern Badereisen — zuzuschreiben, als dem nachherigen Ansichtragen ihrer Blätter. 25) *Hartknoch*, Rer. Fruss. Diss. 6 u. 7. *Noel* Dictionaire I. p. 167.

26) So behauptet Mone in den Heidelberg. Jahrb. S. 490 gegen Vater in Sprache der Preußen. S. XXXIV.

nen abstammt, d. h. diesen Schlag zur Besamung mit Getreide zu bearbeiten. (*W. Pfeil.*)

HAIN, DREIEICHENHAIN, vor Alters HAHN (s. den Art.) Stadt im Landrathsbezirke Offenbach der hessenschen Prov. Starkenburg und zu der fürstl. Isenburgschen Standesherrschaft gehörig. Sie liegt anmuthig vor dem Dreieichenforste, der seinen Namen von den herrlichen drei alten Eichen hat, die nach Langen zu standen, zeigt Trümmer einer alten Burg oder eines Jagdschlosses, das Karl der Große erbauet haben soll, und besitzt 1 Kirche, 1 Schule, 130 Häuser und 1824. 713 Einw., die sich von Ackerbau, Viehzucht und einigen bürgerlichen Gewerben und Märkten nähren. (*Pauli.*)

HAINA, ein Pfarrdorf im Amte Rosenthal der kurhessenschen Provinz Oberhessen an einem Bache, welcher der Eder zufließt, und in waldigen Umgebungen, etwa 1 Meile von Frankenberg belegen. Es enthält die Gebäude des hohen Hospitals mit den Ökonomiegebäuden, 1 Kirche, woran ein reformirter Prediger steht, 1 Schule, 1 Försterhaus, 1 Mühle, überhaupt 49 Häuser und 359 Einwohner. Bis 1527 stand hier ein Cisterzienserkloster, das Landgraf Philipp der Großmüthige säkularisirte, die Gebäude in ein Hospital verwandelte und demselben die beträchtlichen Einkünfte des Klosters ließ. Bei der Theilung seiner Länder blieb es mit 3 andern vormaligen Klöstern, jetzt Hospitälern, beiden Hauptlinien des Hauses gemeinschaftlich, so daß die Einkünfte gemeinschaftlich verwaltet und die Präbendarienstellen von beiden Häusern nach einem gewissen Turnus besetzt wurden. So blieb es bis zur westphalenschen Besitznahme der Kurländer: die westphalensche Regirung traf 1811 mit der hessenschen eine Übereinkunft, nach welcher die bisherige Communion aufgehoben und Haina und Merrhausen an Westphalen, Hohenheim aber an Hessen überlassen wurden, und bei der Restauration des Kurhauses wurde dieser Rezeß aufrecht erhalten. Indeß stehen Haina sowohl als Merrhausen unter einer besondern Administration und haben ihre besondern Rentmeistereien, worüber die Regirungen, in deren Bezirke sie liegen, die Oberaufsicht führen. Haina besonders steht unter der von Marburg, und ist nicht bloß Landeshospital für alte oder gebrechliche Mannspersonen, sondern auch Irrenhaus, und unterhält gewöhnlich zwischen 300 bis 400 Hospitaliten und Wahnsinnige; es ist unter den vormaligen vier Sammt- oder Gesammthospitälern das reichste. (*G. Hassel.*)

HAINAN, wohl besser HAILAM oder das Land im Westen, eine beträchtliche Insel des schinesischen Reichs, zwischen dem schinesischen Meere und dem Golfe von Anam von 125° 50′ bis 128° 2′ L. und 18° 20′ bis 20° 3′ N. Br. belegen. Sie ist durch eine etwa zwei Meilen breite Straße von der aus der Landschaft Kanton hervorspringenden Halbinsel Luitscheu geschieden, hat 33 Meilen Länge, 15 Breite, und in der Mitte ansehnliche Gebirge, die mit dichten Waldungen bestanden sind, der Überrest wechselt mit Hügeln und Savannen ab; der schmale Küstenrand ist mit Felsen und Korallenriffen umgeben, besonders im Osten, wo man nur mit Mühe landen kann. Dagegen findet man auf der Südküste gute Baien, die während des nordöstlichen Mussuhn eine gute Zuflucht gewähren, dagegen, wenn der Mussuhn aus S. W. weht, gemieden werden müssen. Die nordwestliche Küste zeigt sich niedrig und ist mit Sandbänken umgeben. Der Boden gibt sich im Ganzen steril, sandig und nur in einigen Thälern fruchtbar. Das Klima ist heiß mit 2 Jahreszeiten und 2 Mussuhns; der Regen fällt in der nassen Jahreszeit in Strömen herab: zwar wird die Hitze einiger Maßen durch die Seewinde abgekühlt, indeß bleibt sie immer furchtbar. Orkane und Typhone wüthen längs den Küsten und in dem anstoßenden Meere. Der vornehmste Fluß ist der Limu (Limu-kiang), welcher aus der Mitte der Insel nach Norden strömt und bei Kion-tscheu das Meer erreicht; doch gibt es noch viele geringere Flüsse und Bäche, die den Boden tränken und die Bewässerung ist hinreichend. Hauptprodukte sind Reis, wovon man 2 Ernten gewinnt, und Pataten, die das Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes ausmachen und das für Hainan sind, was die verwandte Kartoffel für Ireland ist. Sonst hat man wohl die nämlichen Erzeugnisse, die das südliche Schina hervorbringt; aber noch hat kein unterrichteter Reisender uns die Fauna und Flora der Insel geschildert, und was die Missionarien davon aufführen, verdient kaum einer Erwähnung, da die schinesischen Quellen, aus welchen sie schöpften, voll von Absurditäten und Lügen sind. Darin stimmen indeß die britischen Reisenden mit ihnen überein, daß das Hausvieh, mit Ausnahme der Hunde, die in großer Menge von den Einwohnern gehalten werden, nicht zahlreich vorhanden sei, es dagegen sehr vieles Wild und wilde Vögel gebe und das die Küsten umgebende Meer von Fischen wimmele. Noch eines sonderbaren Phänomens erwähnen die schinesischen Geographen: an der Nordküste von Hainan oder in dem Kanal, der die Insel vom Festlande trenne, komme Ebbe und Fluth, wie sie sich in den übrigen Gegenden des schinesischen Meers zeige, gar nicht vor, wohl aber ströme durch eine auffallende Bewegung der Fluß die ersten 15 Tage des Monats stets nach Osten, und falle eben so lange wieder nach Westen ab. Die Einwohner, deren Zahl nach den Briten ganz ansehnlich seyn soll (Angaben davon finden sich nirgends), sind in Gestalt, Sitten und Lebensart im Ganzen so ziemlich den südlichen Schinesen ähnlich, reden aber ein anderes Idiom, als in Kanton gebräuchlich ist, scheinen auch von einer andern Rasse abzustammen und von den Überwindern civilisirt zu seyn. Die Missionarien versichern auch, und die Briten treten diesen bei, daß sich in den Urgebirgen noch die Urrasse unvermischt erhalte und unabhängig von der Gewalt der Schinesen nach ihren alten Sitten und Gebräuchen lebe: wahrscheinlich sind diese Urbewohner von dem nämlichen Stamme der Haraforen, der, ehe Malaien und Schinesen kamen, diese Insel bevölkerte. Übrigens schildern die Briten den Charakter der Hainesen, mit welchen sie in Berührung und Verkehr traten, als sanft und gefällig, sich nur durch eine ungemeine Neugierde auszeichnend: fast überall, wohin sie den Fuß setz-

ten, fanden sie trotz des elenden und unfruchtbaren Bodens eine zahlreiche Bevölkerung, doch mehrere Weiber und Kinder, als Männer, da diese fast sämmtlich auf dem Meere sich befanden: den Weibern lag trotz ihrer kleinen Füße, worauf sie sich nur mit Mühe bewegen konnten, die ganze Last des Hauswesens und des Ackerbaues ob. Die Männer sind theils Fischer, theils Schiffer: jährlich gehen gegen 40 Handelsjunken nach Siam, 25 nach Südanam, 50 nach Nordanam und der Handel mit Schina selbst ist höchst lebhaft. Hainan macht einen Theil des Guvernements Kanton aus, und ein Unterguvernör residirt in der Hauptstadt der Insel Kientscheu-Fu am Busen von Anam: dieser Hafen und die übrigen an diesem Busen handeln vorzüglich mit Makao, Anam, Siam und seit neuern Zeiten auch mit Sincapur. Die Städte im Innern, deren die Insel überhaupt 14 hat, sind meistens mit unhaltbaren und verfallenen Mauern umgeben; überhaupt haben die Schinesen für die Vertheidigung der Insel gar nichts gethan *). (*G. Hassel.*)

HAINAU, 1) ein Kreis des k. preuß. Regirungsbezirks Liegnitz in der Provinz Schlesien, vormals zum Fürstenthume Liegnitz gehörig. Er gränzt im N. mit Lüben, im O. mit Liegnitz, im S. mit Schönau und Jauer, im W. mit Bunzlau und Löwenberg, ist 8,70 QMeilen oder 187,095 preuß. Morgen groß, und enthält in 2 Städten, 104 Dörfern, 1 Kolonie und 7 Vorwerken 39 gottesdienstliche, 98 andere öffentliche Gebäude; 6691 Privathäuser, 224 Fabriken und Mühlen, 4490 Ställe und Scheunen, 42,117 Einwohner, worunter 2138 Katholiken und 70 Juden waren. Er reicht bis an die äußersten Sudeten und hat viele Berge, worunter der Gröbitz einer der erhabensten ist, aber nur kleine Flüsse, wie die Katzbach, die schmale Deichsel u. a.; der Boden gibt sich mittelmäßig, am Gebirge steinig, doch kann man bei guten Jahren wohl 4½ Körner rechnen. Die Waldung ist hinreichend, der bedeutendste Forst der Haynwald. Getreide, Flachs und Kartoffeln sind die vornehmsten Produkte; Obst ist wenig vorhanden, am Gebirge gedeihen bloß saure Kirschen. Der Viehstand betrug 1821. 2582 Pferde und Füllen, 12,766 Stück Rindvieh, 51,821 Schafe, worunter 4946 ganz und 26,012 halb veredelt waren, 1024 Ziegen und 318 Schweine. Die Hauptmanufaktur ist die Tuchweberei, die sonst zu und um Goldberg gegen 12,000 Einwohner beschäftigte, in neuern Zeiten aber in Stockung gerathen ist: außer Goldberg befanden sich 1819 im Kreise 253 Stühle in Wolle und Halbwolle, 28 in Leinwand, 2 in Strümpfen und 2 in Band, als Nebenbeschäftigung wurden 18 Stühle in Leinwand betrieben. Wassermühlen waren 65 mit 93 Gängen, Windmühlen 26, Ölmühlen 6, Walkmühlen 7, Sägemühlen 5, Glashütten 1, Ziegeleien 3, Kalkbrennereien 5 vorhanden. — 2) Kreisstadt des vorgedachten Kreises an der schmalen Deichsel. Sie ist ummauert, hat 2 lutherische, 1 katholische Kirche, 1 Hospital, 14 andre öffentliche Gebäude, 342 Privatwohnhäuser, 33 Fabriken und Mühlen, 89 Ställe und Scheunen und 2798 Einwohner, worunter 396 Katholiken und 28 Juden, welche sich theils von Ackerbau und Viehzucht, theils von Tuch- und Leinweberei nähren, auch Krämerei und Jahrmärkte unterhalten. Nahe bei der Stadt an dem Hopfenberge ist ein Blausteinbruch, der Grund- und Mauersteine liefert. Vor Alters hieß der Ort das kleingethürmte Hain, und war so bedeutend, daß die Fürsten hier Turniere veranstalteten. 1763 erlitt es den letzten großen Brandschaden. (*Krug u. Mützel.*)

HAINAU (Gefecht von). Nach dem Abbrechen der Schlacht bei Bautzen (am 20. und 21. Mai 1813) setzte das preußisch-russische Heer den allgemeinen Rückzug nach der Oder fort, um den heraneilenden Reserven näher zu seyn, den Feind nach sich in Schlesien hinein zu ziehn, ihn mit den Hindernissen eines patriotischen Landsturms zu umgeben, während General Bülow gegen seine linke Flanke, ein Partisanenschwarm unter Lützow, Colomb, Kaisarof, Emanuel, Prinz Biron und Czernitschef in seinem Rücken vordränge. Es war die Idee, von der Katzbach aus, statt nach Breslau, sich nach Schweidnitz zu wenden, dort eine feste Stellung in Verbindung mit der wieder aufgeräumten Festung zu beziehen, und nach Ankunft des Corps von Sacken aufs Neue zum Angriffe überzugehen. Hainau, kleine Stadt am Schwarzwasser zwischen Bunzlau und Liegnitz, am Auslaufe des Gebirgs in die Ebene von Niederschlesien, war der Punkt, wo die Armee die Schwenkung südwärts beginnen sollte; es kam darauf an, hier den Feind aufzuhalten und ihm die neue Direction des Marsches zu verbergen, um einige Tage Zeit zum Vollenden der Verschanzungen des festen Lagers bei Schweidnitz, auch zum ungestörten Hineinführen der Armee in dasselbe zu gewinnen. Bei der Schwenkung gegen Schweidnitz mußte der linke Flügel des Heeres den Drehpunkt machen, der rechte Flügel den Augen des Feindes möglichst entzogen werden; weßhalb dieser am 26. Mai in drei Colonnen nach Liegnitz abzog, jener bei Goldberg stehen blieb. Der General Blücher übernahm für diesen Tag den Befehl der Arrieregarde des rechten Flügels und traf folgende Anordnungen zum Aufhalten des Feindes.

Drei Bataillone, zwölf Schwadronen (Oberst Mutius) als Arrieregarde vor Hainau. Beim Erscheinen des Feindes Rückzug auf Pohlsdorf, dort Aufnahme durch die Brigade Zieten. Zwanzig Schwadronen mit drei reitenden Batterien (Oberst Dolfs) in verdeckter Stellung hinter einer Höhe zwischen Baudmannsdorf und Schellendorf. Beim Eintritte des Feindes in die Ebene gegen Pohlsdorf und Panthenau Überfall desselben auf ein Signal durch Anzünden der Windmühle bei Baudmannsdorf. Die feindliche Avantgarde (5tes Corps, Lauriston) erschien mit ihrer Spitze (Division Maison) erst Nachmittags gegen 3 Uhr vor Hainau; sie rückte ungewöhnlich langsam, doch ohne die nöthigen Seitenpatrouillen in die Ebene, und war kaum

*) Nach dem weimarschen Handbuche XV. S. 198 — 200, wo die neuere britische Reise bereits benutzt ist, und dem Quaterly oriental Magazine. Calcutta 1826 Juin.

über Michelsdorf hinaus, als das Signal (entweder zufällig zu früh oder absichtlich, weil das Versteck entdeckt war) aufloderte. Die Cavallerie bei Baudmannsdorf, in 3 Treffen formirt, trabte rasch vor; sie hatte fast eine Viertelmeile zurück zu legen, und es war zu besorgen, daß der Feind die Dörfer erreiche. Ohne die Artillerie zu erwarten, die der schnellen Bewegung nicht hatte folgen können, stürzte der Oberst Dolfs mit dem leichten Gardecavallerieregimente auf die vorderste Infanterie, hieben die schlesischen Kürassiere gleichzeitig in die nebenstehende Masse ein, umging, während dieses Angriffs, das ostpreußische Kürassierregiment Michelsdorf und zersprengte die Colonnen zwischen diesem Dorfe und Hainau. Acht feindliche Bataillone, 18 Geschütze waren dem Angriffe Preis gegeben; jene formirten sich in 4 Quarré's, die sämmtlich gesprengt wurden; ein Theil der Artillerie feuerte fruchtlos mit Kartätschen den Angreifern entgegen: eine Abtheilung feindlicher Cavallerie verschwand ohne Gefecht vom Wahlplatze. In einer Viertelstunde war Alles entschieden, eine große Anzahl (2000?) von Feinden niedergehauen, deren 3 — 400 gefangen, der Rest nach Michelsdorf und Hainau versprengt, die Artillerie genommen, von der jedoch aus Mangel an Bespannung nur 11 Geschütze zurück gebracht werden konnten. Kaum blieb dem 3ten Treffen und der Cavallerie des Obersten Mutius Zeit zur Theilnahme an diesem Kampfe. Die preußische Artillerie hielt die feindlichen Colonnen im Zaum, welche rechts von Hainau vorzudringen versuchten. Dieß glänzende Gefecht kostete der Cavallerie nur 70 Mann an Todten und Verwundeten, doch unter diesen 16 Offiziere und ihren würdigen Führer, den Obersten Dolfs, der seine schöne Laufbahn hier mit dem Beweise schloß, daß Seydlitzens Geist nicht aus der preußischen Cavallerie gewichen und nur ein Führer gleich ihm vonnöthen sei, um die Reiterthaten des 7jährigen Kriegs zu erneuern. (*Benicken.*)

Hainbalken, s. Hahnenbalken, S. 191 dies. Bdes.

Hainbuche, s. Hagebuche, S. 149 dies. Bdes.

Hainbüche, s. Carpinus betulus, Bd XIV. S. 213.

Hainbuchenholz, s. Hagebuchenholz, S. 149 dieses Bandes.

HAINDORF, 1) Dorf im Viertel ob dem Mannhartsberge des Landes unter der Ens, am Kamp, östlich von Langenlois, zur Herrschaft Haindorf der gräflichen grundemann'schen (früher der gräflich rappach'schen und noch früher der hamberg'schen Familie) gehörig, mit 2 Schlössern, 56 Häusern, einer großen und schönen Gartenanlage. 2) Gut und Pfarrdorf im Viertel ob dem Wiener Walde des Landes unter der Ens, zur Herrschaft Mitterau gehörig, mit einem Schloß und 25 Häusern. Das Patronatsrecht hat das Stift Göttweig. Das Landgericht übt die Herrschaft Haindorf aus. (*Rumy.*)

HAINE, ein Flüßchen in der niederländischen Prov. Hennegau, welcher es den Namen gibt (Haine- oder Hennegau, Henegouwen) entspringt bei Bingen und Ardeslies, nimmt bei Jemappes die Trouille auf, wird durch 10 Schleusen schiffbar, und fällt bei Cende in die Schelde. (*van Kampen.*)

HAINERSREUTH, ein Marktflecken von 162 Seelen und Herrschaftsgericht des Freih. v. Lerchenfeld im Landgerichte Stadtsteinach des königl. baiernschen Obermainkreises, welches mit allen Gütern nach dem Tode des letzten Grafen v. Voit zu Frauenstadt dem State heimfiel, und dem Freih. v. Lerchenfeld vom Könige Max Joseph in Baiern zur Belohnung seiner Verdienste um das Finanzministerium geschenkt wurde. (*Jäck.*)

HAINES (Joseph), bekannt unter dem Namen Count Haines, ein englándischer Schauspieler von ausgezeichnetem komischen Talent. Wann und wo er geboren, ist nicht mit Sicherheit anzugeben, indessen wissen wir, daß er seine Laufbahn in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts begann und aus einer guten und bemittelten Familie stammte. Schon auf der Schule und späterhin auf der Universität zu Oxford machte er sich durch seinen glänzenden Witz und durch die natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes bemerkt. Diese Eigenschaften und nicht minder seine tüchtigen Kenntnisse empfahlen ihn dem Sir Joseph Williamson, welcher in der Folge als bevollmächtigter Minister zu den Friedensunterhandlungen nach Ryswick abgesandt wurde und Haines als seinen lateinischen Sekretär mit sich nahm. Aber diesem fehlte das diplomatische Talent des Schweigens und er mußte daher von seinem Posten entfernt werden. Williamson entließ ihn mit Empfehlungen nach Cambridge, aber eine Schauspielergesellschaft, welcher er in Stourbridge begegnete, führte ihn von seinen akademischen Planen auf die Bühne, wohin sein natürlicher Beruf ihn auch wohl bestimmt hatte. Er entwickelte hier so schnell seine theatralischen Fähigkeiten, daß er in kurzer Zeit zu der Bühne von Drury Lane berufen wurde, auf welcher er eben so sehr als Künstler glänzte, wie er sich in den Kreisen der besten Gesellschaft London's durch den geistreichen Ton seines Scherzes und Witzes empfahl. Die Annehmlichkeit seines Umganges wurde durch seine wissenschaftliche Bildung sehr erhöht; denn er sprach französisch und italienisch, wie ein Eingeborner, und von der Akademie hatte er die Kenntniß der todten Sprachen des klassischen Alterthums mitgebracht. Ein vornehmer Statsmann, welcher als Gesandter nach Frankreich geschickt wurde, entführte Haines wieder von der Bühne. Dieser spielte auf dem Festlande eine glänzende Rolle in der großen Welt, wurde in den Grafenstand erhoben, ließ sich aber durch diesen Titel nicht abhalten, die Bühne wieder zu betreten, nachdem er in sein Vaterland zurück gekehrt war. Er starb den 4ten April 1701. Es ist merkwürdig, daß ein Mann, wie Haines, dessen Spiel auf der Bühne und dessen Gespräch im Leben von Witz und Laune sprudelten, in seinem einzigen schriftstellerischen Versuche keine Ader dieser seiner natürlichen Geistesgaben bewahrt hat, nämlich in dem Schauspiele: The fatal Mistake. Lond. 1682. 4. Auch bezweifeln Einige, daß es von ihm herrühre. Die englándischen Anekdotensammlungen sind reich an

wichtigen und heiligen Einfalten, welche Haines's Namen tragen *). K.

HAINFELD oder HEINFELDEN, ein kleiner, aber hübscher Marktflecken im Viertel ob dem Wiener Walde des Landes unter der Enns, in der Landgerichtsgegend, mit einer Pfarre und 94 Häusern. Die Einwohner treiben einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Holz, Holzkohlen, Wagnerarbeiten, Bretern und anderen Holzwaaren nach Wien und anderen Gegenden. Im Orte selbst ist ein Eisenhammerwerk; außer demselben ein zweites, welches mit einem Gebläsezeugs-Schmiedehammer mit vier Frischfeuern, nämlich 2 Schweiß-, einem Zusammenziehfeuer mit einem Streckhammer, einem Schneid-, Beiz- und Zuhauerwerk besteht, und eine Gewehrfabrik. (Rumpf.)

Hainfeste, s. Heinfeste.

Hainrehr, s. Heinrehr. Bd IX. S. 369 folgg.

HAINSBACH, HAINSPACH, HANSPACH, heimische Ortsnamen. Marktflecken in Böhmen, im Leitmeritzer Kreise, mit einem Schlosse, einer Dechantkirche, gegen 90 Häuser, mit einem Spital, einem Bräuhause und guter Schmiede. (Rumpf.)

Hainsburg, s. Harnsburg.

HAINSHAUSEN, adeliges Lehen, Pfarrdorf mit 1881 Einw. im preußisch-hessischen Regierungsbezirke Cassel, $\frac{1}{2}$ Meile N. über und $\frac{1}{2}$ St. nördlich von der Landstadt Gudensberg, und 1 St. über $\frac{1}{2}$ Meile SW. von Wolfhagen, in einem angenehmen Bergthale links von der Straße von Heidelberg nach Würzburg. Es gehört zur Hälfte einem Zweige des landesherrlichen Hauses von Hessen-Rotenburg, anderer Seits dem grundherrlichen Hause Ritz von Colleredo-Eberstorf Linie, und hat sehr beträchtliche Waldungen, hauptsächlich von Eichen- und Buchenholz, einen bedeutenden Holz- und Kohlenhandel, guten Aderbau, und eine blühende Viehzucht. Ehemals hatte es auch einen merkwürdig großen Verkehr mit Abdrücken für Frauenzimmerschuhen, die hier in zahlloser Menge unter dem Namen Stadtlein verfertigt wurden.

Der Ort ist von hohem Alter, und lag im ehemaligen Gaue Eisingerfeld. Er blühete schon im 8ten christlichen Jahrh. in Ackerbau, in Wiesen- und Waldnutzung, wie die reichen Schenkungen beweisen, welche daher fromme Gutsbesitzer, Rupert, Reginfrid, Manolf in diesem, und Gotesthin im Anfange des 9ten Jahrhunderts dem Kloster Lorsch an der Bergstraße gemacht haben [1]). Schon in diesen uralten Zeiten setzte der Ort Mühlen in Bewegung, von welchen Reginfrid eine im J. 777 dem gedachten Kloster Lorsch schenkte [2]). Er hieß damals schon Heinkam mit Heinstetten, und hat seinen Namen wahrscheinlich von dem Flusse Heinbach, dessen auf dem Jahre 775 in diesen Gegenden ausdrücklich gedacht wird [3]), und der sich heute unter dem Namen der Aurn von Sudheim nach Amerbach hin ergießt. In der folgenden Zeiten erscheint Hainstadt als eine gemeinschaftliche Besitzung vieler adeligen Häuser, von denen die Ritz von Sulzheim, die Herren von Berlichingen, von Dienheim, und von Hetersdorf die bekanntesten sind. Durch das Aussterben der alten Freiherren von Dürn, welche den edelsteinischen Antheil, und der Grafen von Reineckenn, welche den hederichischen, nachher mainzischen Antheil an sich gebracht hatten, fiel das Ganze an die Lehensherrn in Mainz und in Würzburg zurück, welche darauf im J. 1684 einen Vertrag mit einander machten, so daß seit dieser Zeit das Hochstift Würzburg und das Haus Ritz von Collenberg die alleinigen Besitzer des Ortes bis zu den neuesten großen Staatsveränderungen geblieben waren [4]). (Leger.)

HAINZEICHEN, gewisse Zeichen, womit im Siegerichte die Hintersassen die ihnen durch das Loos zugetheilten Grundstücken auf der Gemarkung bezeichnen. (A. Schmidt.)

HAINZELMANN (Elias und Johann), Gebrüder, aus Augsburg gebürtig, wo ihr Vater ein Schulmeister war, arbeiteten als Kupferstecher in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Sie erlernten ihre Kunst in ihrer Vaterstadt, bildeten sich aber in der Folge, nachdem sie sich in Paris niedergelassen hatten, unter Franz Perrin in dessen bekannter Manier aus, und lieferten viele historische Bücher- und Bildnisse nach französischen und italienischen Meistern. Einiges auch nach eigenen Zeichnungen. Johann, ein Jahr jünger als Elias, verließ Paris, nachdem er den Bruder gewonnen war und ging nach Berlin, wo er als Hofkupferstecher zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gestorben ist. Seine Bilder werden wegen richtigerer Zeichnung denen seines Bruders vorgezogen, und er stach seine Porträte oft nach eigenen Zeichnungen. Ihre Manier ist aber dieselbe und gibt ihren Werken Vielen zu erkennen. Elias, 1640 geboren, starb 1693 [*]). (R.)

HAIR, eine Sandwüste in der Sahara von Afrika, die auf den Karten auch Hatirah oder Ahir heißt und sich im S. O. von Agadey ausbreitet, aber so viel wie bekannt ist, keine bewohnten Oasen hat. (H.)

HAIRETI, ein sehr ausgezeichneter türkischer Dichter, war gebürtig aus Wardarienidschè (dem alten Pella) und starb im J. 941 d. Hegira (1535 n. Ch. G.). Durch eine seiner Oden hatte er sich die Gunst des Wesir Ibrahim Pascha erworben, so daß ihn dieser

*) Bauer's Kunstl. Lexic.

1) *Reperta et donationes facta IIII. non. Octobr. an. X. Karoli regis in Cod. Lauresh. diplomat. Nro. MMDCCCII. Reginfred in donat. fact. VIII. calend. Novembr. an. X Karoli reg. in eod. Cod. Nro. MMDCCCXLIV. idem Reginfrid in donat. fact. II. id. Octobr. an. XXVII. Karoli regis, ibid. Nro. MMDCCCLIII. Manolf. in donat. fact. IIII. id. Januar. an. XXIV. regni Karoli regis, ibid. Nro. MMDCCCCII. Gotesthin in donat. fact. XVI. kalend. Novembr. an. XLV. Karoli imperatoris ibid. Nro. MMDCCCI.* 2) *Reginfrid l. c. Nro. MMDCCCXLIV.* 3) *Wieland et conjux Sissa in donat. fact. IIII. non. Julii an. regni Karoli regis VII.; in eod. Cod. Nro. MMDCCCCIV.* 4) Bundschuh im geograph. Lexikon von Franken, Bd 2. S. 475 — 476, und Kolb im geograph. Lexikon von Baden. Bd 2. S. 3 — 4.

*) S. Basan, Bartsch, die Kataloge von Winkler und Brandes und Füßli's Künstlerlexikon. Biogr. univ.

reichlich beſchenken wollte. Inzwiſchen wurde dieſer Entſchluß durch die Angabe eines andern Dichters Chiali, eines Landsmannes und Freundes von Haireti, wankend gemacht, daß der beliebte Sänger allen Ämtern und Belohnungen entſage, um frei und ungezwungen leben zu können. Um jedoch ſeine Theilnahme zu beweiſen, machte ihm der Weſir ein Geſchenk von geringem Werthe, welches aber von Haireti, der ſich dadurch beleidigt fühlte, ausgeſchlagen wurde. Der Dichter war vom Glück nicht mit Reichthum geſegnet, ſondern lebte in Dürftigkeit und ſahe ſich, um nicht umzukommen, wiederholt in die Nothwendigkeit verſetzt, bei verſchiedenen Leuten Dienſte zu nehmen. Zuletzt hatte er noch das Unglück, gänzlich zu erblinden. In dieſem traurigen Zuſtande war die Dichtkunſt ſein einziger Troſt. Sein Tod erfolgte in Folge ſeines Schmerzes über einen muthwilligen Streich, den man ihm geſpielt hatte. Als er in ſeiner Blindheit den Wunſch geäußert, ſeiner Geliebten zum letzten Male die Hand zu küſſen, brachte man ihm einen häßlichen Bauer und lachte ihn aus, als er dieſem zärtlich die Hand küßte. Der arme Blinde war über dieſe Spötterei ſo empört, daß er Gott inbrünſtig um den Tod bat; ſein Wunſch ward ihm wirklich noch in derſelben Woche gewährt. Seine dichteriſche Muſe zeichnet ſich durch überraſchende und angenehme Wendungen, durch gute und witzige Einfälle aus, wie z. B. ſchon ſein kurzes Gedicht über ſeine Blindheit lehren kann. Es lautet alſo:

Dein offnes Auge, Haireti! ſah der Welt großes Elend zu ſehr,
Drum haſt du's zugedrückt, haſt ihr entſagt.
Ein andächtiger Derwiſch biſt du worden nun:
Nimmer ſieht dein blinzelndes Auge das Weiße, nimmer das Schwarze der Welt.

Noch mehr gilt dieß von ſeinen erotiſchen Poeſien, z. B. dem folgenden:

O du, der mich Bettler ſchilt, reicher, glücklicher Menſch!
Bin ich nicht ein Mann, beſitze ich nicht eine Seele?
Gehörte dir die ganze Welt, — doch wäre ich reicher,
Mir iſt mehr als die ganze Welt der Beſitz der Geliebten.

Sein Divan oder ſeine Sammlung von Gedichten iſt ſehr geachtet und wird zum Wahrſagen (ſ. den Art. Istichare) benutzt*). (*A. G. Hoffmann.*)

HAIRONVILLE, Dorf in dem Bez. Bar le Duc des franz. Dep. Maas an der Saur, nur etwas über 1 Meile von Bar, hat 540 Einw. und iſt durch ſeine Eiſenwerke bekannt, die in 1 Hochofen, 1 großen Hammer, 1 Eiſengießerei und 1 Stahlofen beſtehen: es werden alle Arten von groben Waaren fabrizirt, auch Stück- und Haubitzkugeln gegoſſen. (*G. Hassel.*)

HAITERBACH, ein Städtchen im Königreiche Würtemberg, im Oberamte Nagold, im Schwarzwaldkreiſe, mit 1665 evang. Einwohnern. In ältern Zeiten gehörte es den Grafen von Hohenberg und wurde von dieſen im J. 1363 mit andern Beſitzungen an Würtemberg verkauft. 1807 brannte es größten Theils ab. (*Memminger.*)

HAITHEM (هَيْثَم), nach der in Teutſchland gewöhnlichen Pronunciation Haidsem, bezeichnet in ſeiner appellativen Bedeutung das Junge eines Adlers oder Geiers, aber auch einen röthlichen Sandhügel, wird auch eben ſo oft als nomen proprium gebraucht und findet ſich daher in vielen arabiſchen Namen. Hieher gehört z. B. Haithem ben Dſchemil Abu Sahal aus Bagdad, welcher im J. 104 d. H. ſtarb und in dem Rufe eines der treueſten Überlieferer ſtand*). Mehrere Gelehrte und Schriftſteller dieſes Namens findet man unter Ibn Haithem verzeichnet. (*A. G. Hoffmann.*)

Haithemah, ſ. Nessai.
Haithemi, ſ. Ibn Hadschar.
Haithon, ſ. Haython.
Haito, ſ. Haython.

HAITSMA (Agge), ſtudirte zu Franecker, vertheidigte den 8. December 1744 daſelbſt ſeine Disputation de aulaeo adyti tabernaculi levitici, war nachher Prediger im Dorfe Wier in Friesland, gab eine neue Überſetzung und Auslegung der dunkelſten Stellen des erſten Buch Moſes unter der Aufſchrift heraus: Aggei Haitsma Curae philologico-exegeticae in Genesin, sive explicationes difficiliorum per omnia fere capita locorum, quibus nova, aut uberior, ex ditione orientali, Hebraeae linguae affini, nec non ope vocum e compositis ad simplices deductarum, suisque originibus restitutarum, lux affunditur. Franecker. 1753. 4. Man trifft darin alle Mängel der Schultens'ſchen Auslegungsart in reichem Maße an, aber Schultens's ausnehmende Stärke in der hebräiſchen und arabiſchen, wie auch griechiſchen und lateiniſchen Sprache vermißt man gar ſehr. Doktor Hebenſtreit in Leipzig ſchrieb 4 Programme dagegen. (*Rotermund.*)

HAITZE (Pierre Joseph de), bekannter unter dem Namen Hache, ſtammte aus einer alten bearnſchen Familie und war um 1648 zu Cavaillon geboren. Er richtete ſeine Studien vorzüglich auf die Geſchichte der Provence und hat ſich einige Verdienſte um die Erläuterung einzelner Punkte derſelben erworben. Er war indeſſen wenig gründlich und umfaſſend in ſeiner Gelehrſamkeit, dagegen ein ſehr anmaßender Kritiker, wie z. B. gegen den ihm weit überlegenen Galaup de Chasteuil [1]). Sein Tod fällt in das Jahr 1736. Wir nennen als die wichtigſten unter ſeinen zahlreichen kleinen Schriften: Les Curiosités les plus remarquables de la ville d'Aix, 1679. 8. Les Moines empruntés, où l'on rend à leur véritable état les grands hom-

*) Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzüglichen türk. Dichtern aus dem Türk. überſ. von Thom. Chabert. S. 141—44. vergl. Joſ. v. Hammer Geſch. der Liter. der Osmanen S. 1185.

*) d'Herbelot u. d. W. Haithem; vergl. auch Encykl. unter d. Art. Hadith, oben S. 94 dieſ. Bandes.

1) In *Haitze's* Lettres critiques de Sextius le Solien à Euxénus le Marseillois 1702. Dagegen gab der Angegriffene heraus: Réflexions sur les Lettres etc. Cologne 1702. (Unter dem Namen *Remerville de St. Quentin.*)

mes qu'on a voulu faire moines après leur mort. (Unter dem Namen Pierre Joseph) Cologne (Rouen) 1696. II. 12. Dieſes Buch erregte einen großen Lärm bei ſeiner Erſcheinung und rief mehrere Streitſchriften hervor. — Nicht damit zu verwechſeln iſt ein Pendant: Les Moines travestis. 1698. II. 12. (Unter demſelben Namen). — Dissertations sur divers points de l'Histoire de Provence. Anvers (Aix) 1704. 12. Dazu ſind die Berichtigungen des Galaup de Chasteuil zu vergleichen, in der Apologie des anciens historiens et des troubadours provençaux. — Esprit du cérémonial d'Aix en la célébration de la Fête-Dieu. (Unter dem Namen Pierre Joseph). Aix 1708. 12. Auch wiederholt[2]). — Histoire de Saint-Benezet, entrepreneur du pont d'Avignon. (Unter dem Namen Magne Agricole). Aix, 1708. 11. — Dissertation sur l'état chronologique et héraldique de l'illustre et singulier consulat de la ville d'Aix. Aix, 1726. 12. — Vie de Michel Nostradamus. Aix, 1711. 12.

Mehreres iſt Manuſkript geblieben, z. B. die Histoire de la ville d'Aix, von welcher Moreri ſagt, ſie ſei in 4. gedruckt aber nicht ausgegeben worden. Ferner: eine Histoire littéraire de Provence und eine Biblioth. des auteurs de Provence[3]). (*R.*)

Haiuki, ſ. Mekki.

Haivan, ſ. die Artikel Demiri, Dschahed und Menale al Haivan.

HAIYKAN, ein Bezirk der Provinz Buhawulpur des Afghanenreichs, der am weſtlichen Ufer des Sind ſich herunter erſtreckt, und fruchtbar genug ſeyn würde, wenn er unter einer ordentlichen Regierung ſtände. So wird er von Afghanen und Dſchaten bewohnt, wovon die erſtern die berüchtigſten Räuber ſind. Die Hauptſtadt Haiykan-Kaſcheke y liegt 29° 9′ N. Br. 87° 39′ L. am Sind und hat 1 Zollhaus. (*G. Hassel.*)

HAIYPUR, 1) die Hauptſtadt des bengalenſchen Diſtrikts Tirhut N. Br. 25° 41′ L. 102° 55′ am Ganges, wo ſich der Gunduk einmündet. Sie iſt gut gebauet, hat 1 hinduſches Seminar und zählt gegen 15,000 Einw., die mit Opium und andern Landeserzeugniſſen handeln, und jährlich im November einen großen Roß- und Viehmarkt halten, auf welchem 1807 6000 Pferde verkauft wurden. Die Stadt iſt von Illas Haiy, dem zweiten unabhängigen mongoliſchen Könige von Bengalen, 1350 angelegt und nach damaliger Sitte befeſtigt, wie ſie denn 1574 dem Kaiſer Akbar, als er Bengalen angriff, einen hartnäckigen Widerſtand leiſtete. Seitdem ſind indeß die Feſtungswerke verfallen. 2) Eine Stadt in der Prov. Lahore, den Seiks gehörig 25° 41′ N. Br. 102° 55′ L. (*G. Hassel.*)

HAJAGRIVA (Kanagakschen, Raxiaxa, Seremiaxen, Sankasoor), in der mythiſchen Geſchichte der Indier ein Dämon oder Rieſe, der, als ſich Brama am Ende des 6ten großen göttlichen Zeitalters zur Ruhe begeben hatte, die Veda's demſelben raubte und verſchlang. Nun verdarb das Menſchengeſchlecht und Wiſchnu beſchloß die Vernichtung desſelben durch eine große Flut, von der nur der fromme Satjavrata, König von Dravira, aus dem Geſchlechte der Kinder der Sonne, gerettet werden ſollte. Er erſchien ihm in Geſtalt eines ſehr kleinen Fiſches, der aber ſchnell immer größer wurde, ſo daß zuletzt nur das Meer ihn faſſen konnte. Da erkannte der fromme König in ihm den Herrn und Erhalter des Weltalls und bat, ihm zu ſagen, warum er in dieſer Geſtalt ihm erſcheine. Wiſchnu erklärte ihm nun, daß nach 7 Tagen alles Sterbliche im Waſſer umkommen werde. Aber um ihn und die 7 Altväter zu retten, wollte er ihm ein Schiff ſenden, in das er von jeder Thiergattung ein Paar nebſt den nöthigen Nahrungsmitteln und Samenkörnern aufnehmen ſolle. Er ſelbſt wolle als Fiſch es ſchützend begleiten und lenken, wenn er vermittels der ungeheuern Schlange, die ihm erſcheinen würde, den Maſt des Fahrzeuges an ſein Horn befeſtigte. Während der Fahrt erklärte Wiſchnu den Geretteten die heiligen Geheimniſſe der Religion und als die Flut zu Ende war, tödtete er den Hajagriva, der ſich in die Tiefe des Meeres begeben hatte, riß ihm mit dem Horne den Bauch auf, nahm die verſchlungenen Veda's heraus und gab ſie dem Brama zurück. Es endete ſo das erſte Weltalter und das zweite begann. Satjavrata aber wurde von Wiſchnu zum ſiebenten Menu beſtellt; der Gott aber erhielt in dieſer Verkörperung den Namen Matſchia-Mataram oder Matja-Avatar. Dieſe indiſche Sage von der Sündflut findet ſich im 8ten Buche des Bhagawata, und noch umſtändlicher im erſten Purana, wo ſie in einem Gedichte, das aus 14,000 Stanzen beſteht, erzählt wird. (*J. A. L. Richter.*)

Hajateliten, ſ. Heiateliten.

HAJDUCKEN- oder HAYDUCKEN-DISTRICT, ungarnſch Hajdú Városok' Kerülete, heißen 6 Marktflecken in Oberungarn, die von der Szaboltſcher und Biharer Geſpanſchaft umgeben und jenſeits der Theiß belegen ſind: ſie beſitzen eigene Privilegien und eine eigene Gerichtsbarkeit. Ihre Namen ſind: Vámos-Percs (ſpr. Wámoſch Pértſch), Hatház-Böszörmény (ſpr. Hathás Bößörménj), Dorog, Polgár, Nánas (ſpr. Nánaſch), Szoboszló (ſpr. Soboßló), wozu noch außerdem vier Prädien gehören. Im gemeinen Leben nennt man ſie Hayduckenſtädte, ob ſie gleich nichts weiter als Marktflecken ſind. Das Gebiet derſelben iſt 17$\frac{4}{10}$ QM. groß und durchaus eben, reich an Getreide, Tabak und Vieh. Die Zahl der Einwohner beträgt über 47,000, zu $\frac{1}{3}$ Katholiken und zu $\frac{2}{3}$ Reformirten, aber der Abſtammung nach größten Theils Magyaren[1]), wor-

2) Vgl. Supplément au Journal des Savans in demſelben Jahre und Explication des Cérémonies de la Fête-Dieu en Province. Aix 1777. 12. (von *G. S. Grégoire*). 3) Biogr. univers.

1) Das Wort Hajduck oder Hayduck iſt eines der wenigen magyariſchen Wörter, die das teutſche Bürgerrecht erhalten haben, ſo wie Hußár, Kutſche, Tſchákо (csákó), das muſikaliſche Inſtrument Tſchákan (csákány), und in dem öſtreichſchen Dialekt

unter einige wenige Teutsche, Neugriechen, Raitzen (Serben) und gegen 200 Juden leben. Nahrungszweige machen fast allein Feldbau und Viehzucht aus. Mangel an hinlänglichem Holz zwingt sie nach Tataren Weise, Rindviehmist, Rohr und Stroh zu brennen. Mit Entstehung des Hajduckendistrikts hat es folgende Bewandtniß. Als im Anfange des 17ten Jahrh. Siebenbürgen und Ungarn durch bürgerliche Kriege mehrere Jahre hindurch beunruhigt waren, sah man sich genöthigt, die so genannten Mezei hadak (Feldtruppen), eine Art stehender Haustruppen (welche nach Angabe des ungarnschen Chronikenschreibers Turocz schon König Matthias I. Hunyadi oder Corvin errichtet hatte) in den beunruhigten Gegenden zum fortgesetzten Kriegsdienste zu unterhalten und von Zeit zu Zeit zu vermehren. Da man nun auch nach dem im J. 1605 erfolgten Friedensschlusse diese Truppen dennoch zur ferneren Sicherheit des Vaterlandes behalten wollte, dieselben aber keine fixen Wohnörter hatten, räumte ihnen der siebenbürgische Fürst Bocskay (Botschkai) in dem, ihm durch den Friedensschluß anheim gefallenen Antheil, zur Belohnung ihrer Dienste, diesen Distrikt ein, so daß am 13. December 1605 die Hajducken zu Fuß die Ortschaften Kálló, Nánás, Dorog, Hatház, Vámos-Péres beziehen und in Besitz nehmen konnten, in welchem Besitz sie im folgenden Jahre dekretmäßig bestätiget wurden, und zugleich ein Regiment Cavallerie unter einem General und sieben Hauptleuten zu ihnen geschlagen wurde, für welche der Fürst Bocskay noch den Marktflecken Szoboszló einräumte. Seit dieser Zeit, oder eigentlich seit dem am 17. December 1606 publizirten Dekrete sind diese sieben Ortschaften in einen Verein zusammen getreten und machen einen besondern Distrikt aus. Auch später wurden demselben theils neue Privilegien ertheilt, theils die früheren nachdrücklich bestätigt. In der im J. 1606 zu Kárász gehaltenen Generalcongregation des Szabolcscher Comitats hat der Fürst die Bewohner der Hajduckenortschaften in den Adelstand erhoben und mit ansehnlichen Freiheiten beschenkt. Als im folgenden Jahre Bocskay mit Tode abging, kamen diese sieben Ortschaften wieder an Ungarn. Im J. 1609 wurde der Ort Kálló gegen Böszörmény ausgetauscht. Im J. 1613 bestätigte König Matthias II. ihre Privilegien und 1625 bekräftigte er durch ein Dekret das eingetauschte Böszörmény unter den Hajduckenortschaften[2]), welche Bestätigungen 1632 am 10. August König Ferdinand II., 1666 am 31. October Leopold I., 1725 am 13. November Karl II. (Kaiser Karl VI.), 1780 Kaiser Joseph II. und nach dessen Tode Leopold II. durch Diplome, Rescripte und Assecurationen bekräftigt haben. Nach diesen königl. Rescripten, welche von Zeit zu Zeit mit neuen Artikeln vermehrt werden, richten sich die Hajducken in ihren bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten. Diesen gemäß hatten die ersten Besitzer ihre privilegirten Güter in und außer den Ortschaften, ohne Rücksicht auf Ämter und Würden, gleich eingetheilt. Daher sie auch noch von den übrigen dadurch unterschieden werden, daß man sie Ansassen oder Grundbesitzer, die übrigen Häusler (inquilini, zsellérek) nennt. Es dürfen die Ansassen nichts von dergleichen Gütern anderwärts verwenden, ob sie gleich solche sonst frei verkaufen oder kaufen können, und wenn auch ein Auswärtiger von ihren Besitzungen etwas pfandweise oder nutznießlich an sich bringt, so gibt das nur auf eine gewisse Zeit, ein Nutzungs- aber kein Eigenthumsrecht, da es jedem Hajducken frei steht, ein solches Gut in Anspruch zu nehmen (durch Entrichtung des Kaufpreises)[3]). Diesen trefflichen Einrichtungen haben die Hajduckenortschaften ihren Wohlstand zu danken und die Bewohner waren daher von jeher im Stande, von dem Ertrage ihrer Grundstücke alle Civil- und Kriegsleistungen leicht zu entrichten. Von 1800 bis 1815 haben die Hajduckenstädte an freiwilligen und Subsidienabgaben an das Ärarium abgeführt: Rekruten 1287, Pferde 400, an Feldfrüchten 10,942 Preßburger Metzen und an baarem Gelde 126,047 fl. 6 kr. Von 1687 bis 1815 aber: Rekruten 5556, Pferde 3957, an Früchten 82,319 Preßb. Metzen und an baarem Gelde 5,260,237 fl. 2½ kr.[4]). Der Hayduckendistrikt zahlt an jährlicher Contribution 21,137 fl. ⅞ kr. und an Werbsubsidien 864 fl. 19 kr. (*Rumy.*)

Hajduckenstädte (Hajdu városok, Oppida Hajdonicalia), s. Hajduckendistrict.

Hajer, Hair, s. Hussein.

HAJERITEN oder HAIRITEN, eine muhammedanische Sekte, so genannt vom arabischen Worte hajir (حَائِر), nach persisch-türkischer Aussprache hair d. i. ein Zweifler, ein Mensch, der unsicher hin und her schwankt†). Demnach bezeichnet ihr Name so viel

auch: Zischmen (ungarnsche Halbstiefel, csizma) und Gattje (leinene Unterhosen). Es kommt von dem magyarischen hajdu, welches auch im Serbischen und Türkischen so lautet, her, und bezeichnet im Ungarnschen einen Trabanten; in Serbischen und Türkischen theils dasselbe, theils auch einen Räuber. Etymologisch läßt es sich weder aus dem Magyarischen, noch Serbischen und Türkischen befriedigend ableiten. Zwar bedeutet haj im Magyarischen das Haar; aber die Sylbe dú läßt sich nicht auflösen. Aus dem serbischen oder einem andern slawischen Dialekte läßt es sich eben so wenig etymologisch ableiten und in den osmanischen Wörterbüchern findet sich ebenfalls kein Wort, das zu einer nähern Aufklärung führen könnte. 2) Späterhin wurden zwar die sieben Hajduckenstädte durch die neuen Reformen Josephs II. dem Szaboltscher Comitate einverleibt, erhielten aber von Leopold II. ihre alten Privilegien zurück.

3) S. über die Verfassung und die Privilegien des Hajduckendistrikts, Kelemens Institutiones Juris Privat. Hungarici. 1r Theil (Ofen, 1818). S. 288 ff. 4) S. Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn von Szepesházy und Thiele. 1 Thr. (Kaschau, 1825). S. 83.

†) Gewöhnlich übersetzt man es Dumme nach Marracci's Vorgange im Prodrom. ad refut. Alcor. P. III. p. 86, welcher die Sekte übrigens Hiareti nennt; man hat aber zu jener Übersetzung keinen Grund. Vgl. Firusabadi Kamus, ed. Calc. p. 508, wo die Radix durch: etwas erblicken, bestürzt und auf seinem Wege nicht richtig geleitet werden (also incertum esse) erklärt wird.

als Skeptiker und ist vollkommen passend. Denn diese Sekte glaubt, daß sich über Alles in der Welt für und wider disputiren lasse und man daher niemals über Etwas völlige Gewißheit erlangen könne. Ihr liebster Wahlspruch ist daher: Gott weiß es, wir aber wissen es nicht. Sie übertreiben diese ihre Skepsis in einem solchen Grade, daß sie solche auch da anwenden, wohin sie am allerwenigsten gehört. So geben sie sich bei gerichtlichen Untersuchungen keine große Mühe, den Stand der Sache möglichst genau zu erforschen, sich damit begnügend, daß sie ihr Urtheil mit dem frommen Spruche: Gott weiß das Richtige beschließen. Es ist natürlich, daß man sie dieses ihres Leichtsinnes wegen nicht gern zu öffentlichen Ämtern befördert. Sie binden sich nicht streng an die Gesetze des Korans, sondern erlauben sich z. B. nicht nur heimlich Wein zu trinken, was gerade nicht zu den Seltenheiten gehört, wie man schon aus vielen Erzählungen der Tausend und Einen Nacht abnehmen kann, sondern gehen so weit, daß sie dieses vergönnte Getränk auch in Gesellschaft Anderer nicht verschmähen. Sie lieben es, sich durch berauschende Dinge zu betäuben, besonders auch durch Opium, der sie dann zu öffentlichen Geschäften oft völlig unfähig machen mag††). (*A. G. Hoffmann.*)

HAJETITEN (الحايطية), auch Haititen, ist der Name einer moslemischen Sekte hergenommen von Ahmed ben Hajet*). Sie werden eben so, wie die Hadessiten (s. den Art. S. 92 dies. Bandes), den Motazeliten oder Motasaliten als Species untergeordnet. Die von der gewöhnlichen Lehre abweichenden Ansichten ihres Stifters entstanden durch Verschmelzung von Resultaten der orientalischen Philosophie mit dem Islam. Marracci**) führt, nach arabischen Schriftstellern, die Ketzerei derselben auf drei Punkte zurück. Ein Mehreres siehe über sie unter dem Art. Motazeliten. (*A. G. Hoffmann.*)

Hajib (ebn), s. Ibn Hadschib.

HAJMA'S (spr. Hajmahsch), 1) ein serbisch-teutsches Dorf in der Baranyer Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise jenseit der Donau, dem Religionsfond gehörig, mit kathol. Einwohnern und einem guten Ackerboden. Hier wird Schnupftabak verfertigt. 2) Ein magyar. Dorf in der Schimegher (Somogyer) Gespanschaft in Niederungarn, jenseits der Donau, im Szigeter Bezirk, mit kathol. Einwohnern, einem bergigen und daher für den Feldbau nicht sehr guten Boden. Das Weingebirge liefert einen gewöhnlichen Tischwein. (*Rumy.*)

HAJNIK (Paul), Doktor der Rechte, geschworner ungarnscher Landesadvokat, Beisitzer der Gerichtstafel des Graner Comitats, Professor der Statistik und des Bergrechts an der königl. Universität zu Pesth, früher Professor des ungarnschen Rechts an der königl. Akademie zu Preßburg, gestorben am 12. December 1809, 35 Jahre alt. Er war geboren zu Waitzen am 20. Februar 1774, von angesehenen Ältern und genoß eine sorgfältige Erziehung. Den ersten Schulunterricht erhielt er zu Pesth, dann 5 Jahre lang in dem königl. Gymnasium zu Waitzen, woher er wohl vorbereitet die königl. Universität zu Pesth bezog. Hier hörte er, nach der damaligen Ratio Studiorum, zuerst drei Jahre lang die allgemeinen Wissenschaften und zeichnete sich so vortheilhaft aus, daß er stets unter die Eminenten gerechnet wurde, und sogleich im ersten Jahre des philosophischen Cursus ein königl. Stipendium erhielt. Darnach studirte er vier Jahre lang die Rechtswissenschaften und erwarb sich in denselben das Doktordiplom. Dann betrieb er zwei Jahre lang die praktische ungarnsche Jurisprudenz, und bewarb sich erst dann um die Vollmacht eines ausübenden Advokaten, welche ihm gern bewilligt wurde. Nach Fleischhacker's Abgang von der Professur des ungarnschen Privat- und Criminalrechts auf der Akademie zu Preßburg im J. 1800 erhielt Hajnik diese Stelle, wurde im J. 1808 in den ungarnschen Adelstand erhoben und noch in demselben Jahre, an des verstorbenen Mészáros Stelle, auf die Universität zu Pesth, zur Professur der Statistik und des Bergrechts berufen, um welche sich mehrere der berühmtesten ungarnschen Gelehrten (darunter auch der verdienstvolle ungarnsche Statistiker Martin von Schwartner) bewarben. Nur eine kurze Zeit wirkte er auf diesem wichtigen Posten, denn schon im folgenden Jahre, als er noch kurz vorher zum Gerichtstafelbeisitzer des Graner Comitats ernannt worden war, starb er am 12. Dec., im blühenden Alter von 35 Jahren. Von seinen Zuhörern, die seinen geistreichen Vortrag zu schätzen wußten, wurde sein Tod so innig bedauert, daß sie auf vier Wochen Trauerkleider anzogen. Im Drucke erschien von ihm ein einziges Werk: Historia Juris Hungarici a tempore Sancti Stephani, primi Regis, ad gloriose regnantem Franciscum I. cum synchronismo nonnullorum in subsidium Juventutis scholasticae per aphorismos deducta et in Tabellas distributa, 3 Theile; Ofen in der Universitätsbuchdruckerei 1807. 8.*). Seine ausführliche Biographie kommt vor in der Oratio funebris, qua Spectabili ac Consultissimo Viro Paulo Hajnik, J. U. D. etc. III. Idus Dec. Anno 1809 defuncto, Matthias a Vuchetich, J. U. D., in Reg. Scient. Univ. Pest. Juris Romani, Criminalis et Feudalis Prof. P. O. etc. parentavit. Pestini in aedibus Universitatis Idibus Decembr. 1810. 8. (*Rumy.*)

HAJNIK, ein slowakisches Dorf in der Sohler Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise diesseits der Donau, am Flusse Gran (Garam, Hron), zur gräfl. Eßterházyschen Schloßherrschaft Zolyom gehörig, mit einem herrschaftlichen Kastelle, 94 kathol. (mit Inbegriff

††) Marracci a. a. O.

*) Encyklop. Übers. S. 410 Vgl. *Marracci* prodrom. ad refut. Alcoran. P. III. p. 74. **) a. a. O. S. 74–75.

*) Zu scharf beurtheilt von Engel in der halleschen Allgem. Lit. Zeitung, günstiger von Rumy in den Annalen der östreichschen Literatur.

von kleinen Filialgemeinden 324 kathol.) und 362 evang. luther. Einwohnern. Der Boden ist eben und fruchtbar, leidet indeß häufig durch Überschwemmung. An Brenn- und Bauholze ist kein Mangel. (*Rumy.*)

HAJO', ein walachisches Dorf in der Biharer Gespanschaft in Oberungarn, im Kreise jenseits der Theiß, dem Großwardeiner römisch-katholischen Bisthum gehörig, 2 Meilen von Großwardein entfernt, in der Nähe der berühmten heilsamen warmen Bäder von Großwardein, mit kathol. und griechisch-nicht unirten Einwohnern. (*Rumy.*)

HAJO'S, ein teutscher Marktflecken in der Pester Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise diesseits der Donau, Solther Bezirk, dem Erzbischof von Kalocsa (spr. Kalotscha) gehörig, 2 Meilen von Kalocsa entfernt, in einer anmuthigen Gegend, mit einer kathol. Pfarre, und 2180 kath. Einw., fruchtbarem Boden an Weizen, Rocken, Hafer, Heu, hat Weinbau, aber keine Waldung. (*Rumy.*)

HAJYGUNGE, HAJIGANY, der Name mehrerer Städte in Hindustan: 1) in dem Bezirke Dacca der britischen Provinz Bengalen am Ganges unter 23° 31' N. Br. und 107° 27' L.; volkreich mit vielen Tempeln, Baumwolleninduſtrie und Handel. 2) In der Provinz Oude und zwar am Gumty. (*G. Hassel.*)

HAKAIK, HACAIC oder HEKAIK (حَقَايِقُ), d. i. Wahrheiten, die Pluralform von hakikat (حَقِيقَةٌ) wird als Titel von vielen Werken der Muhamedaner gebraucht. Sie gehören großen Theils der Theologie an, und behandeln hauptsächlich wichtige Gegenstände des Korans oder auch die Observanzen des Islam. Von den einzelnen Werken dieser Art findet man das Bemerkenswerthe unter ihren Verfassern. (*A. G. Hoffmann.*)

HAKARI, ein Kiurdenstamm, der im Ejalet Wan des osmanischen Asia im S. des großen See Ardsisch in den Gebirgen hauset und wohl den Namen von dem Flusse Hakiar führt. Charakter, Sitten, Gebräuche und Lebensart unterscheiden ihn von dem Groß der Kiurden nicht; aber er steht unter einem besondern Häuptling, der sich von seiner Residenz Fürst von Dschulamerk nennt. Das Dorf Hakari im Ejalet Mossul gehört ihnen nicht, sondern den Hambijeh, einem andern Kiurdenstamme. Mehr über diese Stämme im Art. Kiurden. (*G. Hassel.*)

HAKEA. Eine von Schrader (Sert. Hannover.) dem ehemaligen hannoverschen Minister, Freiherrn Christian Ludwig Hake (nach Andern Hacke) zu Ehren genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Proteaceen, und der ersten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse. Sie hat folgenden Charakter: Ein unregelmäßiger Kelch; eine unter den weiblichen Theilen stehende, halbirte Drüse; eine holzige, einfächerige Balgfrucht, mit excentrischem Fache; der Samenflügel ist verlängert. Die 54 bekannten Arten dieser Gattung sind strauchartige Bäume, welche alle bis auf H. lissosperma *R. Br.* (No. 8.), und H. microcarpa *R. Br.* (No. 14.) in Neuholland wachsen. Die Arten werden nach der Gestalt der Blätter eingetheilt.

I. Die Blätter alle fadenförmig. — Diese Gruppe zerfällt in zwei Unterabtheilungen, je nachdem die Spitze der Fruchtkapsel ungespornt, oder mit Sporen versehen ist. *α*) Die Kapsel neben der Spitze ungespornt: 1) H. pugioniformis *Cav.* mit unbehaarten, offen stehenden, stachlig-stumpfen Blättern, mit Zweigen und Kelchen, die etwas steif behaart, oder unbehaart sind, und mit lang zugespitzten geraden Kapseln, die auf beiden Seiten, etwas unterhalb der Mitte, querüber mit einem Kamm besetzt sind. (H. glabra *Schrad.* Sert. Hann., Conchium pugioniforme und longifolium *Sm. Linn.* Trans., C. corniculatum *W.* Enum.). Abgebildet in *Cavan.* Icon. VI. t. 533. 2) H. rugosa *R. Br.* mit unbehaarten Blättern, welche beinahe länger, als die Frucht sind, mit umgekehrt eiförmigen, gekrümmten, eingeknickten, auf beiden Seiten mit einem Kamm besetzten, runzligen Kapseln, welche eine pfriemenförmige, glatte, aufsteigende Spitze haben, und mit weitschweifigem Stiele. 3) H. Epiglottis *Labill.* mit unbehaarten, fast gekrümmten Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht, und in der Jugend mit löwengelben, feinen Haaren besetzt sind, mit gekrümmten, eingeknickten, auf beiden Seiten runzligen Kapseln, welche mit einem aufsteigenden, pfriemenförmigen, kielförmigen, krautartigen Stachel versehen sind, und mit eiförmigem Samenflügel. (Conchium teretifolium *Gärtn.*). Abgebildet in *Labill.* Nov. Holl. Vol. I. t. 40, die Frucht in *Gärtn.* Suppl. Carp. t. 219. 4) H. nodosa *R. Br.* mit etwas zusammengedrückten Blättern, und zugespitzten, knotigen Kapseln, welche, wie der Samenflügel umgekehrt eiförmig sind, mit fein behaarten Blühtenstielen, und unbehaarten Kelchen. (H. flexilis *R. Br.* ist eine Abart der H. nodosa mit glatten Kapseln). 5) H. leucoptera *R. Br.* mit drehrunden Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht sind, mit aufrecht stehenden, ruthenförmigen, etwas hin und her gebogenen Zweigen, mit eiförmigen Kapseln, die an ihrem untern Ende höckerig, am oberen zusammengedrückt sind, und mit weißlich-grauen Samen. 6) H. obliqua *R. Br.* mit drehrunden Blättern, filzigen Zweigen, die unter den weiblichen Theilen stehende Drüse ist auf der schief abgestutzten Spitze des Blühtenstiels angewachsen, die Kelche haben einen seidenartigen Überzug, die Kapseln sind höckerig, und fast knotig. 7) H. sulcata *R. Br.* mit gefurchten, ausgesperrten Blättern. — *β*) Die Kapsel neben der Spitze mit zwei Sporen versehen. 8) H. lissosperma *R. Br.* mit drehrunden, unbehaarten Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht sind, mit höckerigen, inwendig glatten Kapseln, sehr kurzen Sporen, umgekehrt eiförmigem Samenflügel, und glattem, an der Basis ungerandetem Samenkern. Wächst auf van Diemens Land. 9) H. gibbosa *Cav.* mit Blättern, welche auf der unteren Fläche sehr undeutlich gefurcht, und wie die Zweige etwas feinhaarig sind, mit steifhaarigen Blühtenstielen, etwas zottigen Kelchen,

höckerigen, inwendig grubenreichen Kapseln, kastanienbraunem Samenflügel, und einem grubenreichen, an seiner Basis geränderten Samenkern. H. pubescens Knight. Sert., Banksia gibbosa *Sm.* in Willd. Herb., B. pinifolia Salisb. Prodrom., Conchium gibbosum *Sm. Linn.* Trans., C. pubescens *W. Ensm.*, Conch. cornutum *Gärtn.*. Abgebildet in Cav. Icon. VI. t. 534, die Frucht in Gärtn. Suppl. Carp. t. 219. 10) H. acicularis *R. Br.* mit unbehaarten Blättern, welche unten undeutlich gefurcht und von gleicher Länge mit der Frucht sind, mit fast fadenförmigen Zweigen, steifhaarigen Blütenstielen, welche den glatten Kelchen an Länge fast gleichen, und höckerigen, etwas runzligen, inwendig grubenreichen Kapseln. H. aciculata Knight. Sert., Banksia tenuifolia Salisb. Prodr., Conchium aciculare *Vent.*). Abgebildet in Venten. Hort. Malm. t. 111. 11) H. vittata *R. Br.* mit drehrunden, unbehaarten Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht sind, mit filzigen Zweigen, eiförmigen, glatthöckerigen, etwas converen, inwendig grubenreichen Samenkapseln, und umgekehrt eiförmigem Samenflügel. 12) H. cycloptera *R. Br.* mit drehrunden Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht, und, wie die Zweige, glatt sind, mit höckerigen, inwendig grubenreichen Samenkapseln, und Samen, welche auf beiden Seiten mit Flügeln versehen sind, wovon der untere dem Samen selbst an Länge fast gleich kommt. 13) H. suaveolens *R. Br.* mit schimmelgrünen, borstig zugespitzten, eben gefurchten, bald gefiederten Blättern, glatten Blütentrauben, und höckerigen Samenkapseln.

II. Die meisten Blätter fadenförmig, einige eben: 14) H. microcarpa *R. Br.* mit glattrandigen, unbehaarten Blättern, von denen die oberen drehrund, die unteren eben sind, mit glatten Blütenstielen und Kelchen, und zweigeformten, dachziegelförmig zusammen liegenden Samenkapseln, welche kürzer, als das Blatt sind. Wächst auf van Diemens Land. 15) H. trifurcata *R. Br.* mit einigen fadenförmigen, zwei bis drei gespaltenen, oder ungetheilten, unten gefurchten, und anderen ebenen, eilanzettförmigen, glattrandigen Blättern, steifhaarigen Kelchen, und zusammengedrückten, ungeformten Samenkapseln. (Conchium trifurcatum *Sm.* in den *Linn.* Trans.). 16) H. varia *R. Br.* mit fadenförmigen, getheilten, oder einfachen oberen, und ebenen, halb gefiederten unteren Blättern, und mit zweigeformten Samenkapseln.

III. Die Blätter alle eben. — *α*) Die Blätter glattrandig: 17) H. saligna *R. Br.* mit verlängert-lanzettförmigen, weißlich-schimmelgrünen, zugespitzten, an der Spitze schwarz gefleckten Blättern, welche, wie die Zweige, glatt sind, mit höckerigen Samenkapseln, die in den Achseln sitzen, und eine zusammengedruckte, auf beiden Seiten kielförmigen Spitze haben. (Embothrium salignum *Andr.* Conchium salignum *Sm. Linn.* Trans., C. salicifolium *Gärtn.*). Abgebildet in *Andr.* Repos. t. 215, die Frucht in *Gärtn.* Suppl. Carp. t. 219. 18) H. oleaefolia *R. Br.* mit lanzettförmigen, undeutlich geaderten, an der Spitze mit einem kleinen krautartigen Stückel versehenen Blättern, von denen die oberen fein behaart sind, mit filzigen Zweigen, und zweigeformten, höckerigen Samenkapseln, welche an den Enden der Zweige sitzen. Conchium oleaefolium *Sm. Linn.* Trans.). 19) H. marginata *R. Br.* mit lanzettförmigen, gestielten, dreinervigen, an der Spitze mit einem krautartigen Stückel versehenen Blättern, von denen die oberen fein behaart sind, und mit ungeformten, fast ungestielten Samenkapseln. 20) H. rostrata *Labill.* mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, borstig zugespitzten, gestielten, oben stark eingefurchten, unten filzigen Blättern, behaarten Zweigen, und ungeformten, zusammengedrückten Samenkapseln. Abgebildet in *Labill.* Nov. Holl. I. t. 64. 21) H. cinerea *R. Br.* mit linienförmig-lanzettförmigen, verlängerten, dreinervigen, undeutlich geaderten, etwas stark eingefurchten, an der Spitze schwarz gefleckten Blättern, mit filzigen Zweigen und Stützen der Doldenäste, und lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas zusammengedrückten, ungeformten Samenkapseln. 22) H. corymbosa *Cav.* mit umgekehrt eiförmig-ablangen, zugespitzten, dreifach nervigen, geaderten Blättern, mittelmäßigen Zweigen, haarigen Blütenstielen, unbehaarten Kelchen, und nervigen, ungeformten Samenkapseln. Conchium corymbosum *Vent.*. C. nervosum *Gärtn.*. Banksia corymbosa *Ex.*. B. oleaefolia Salisb. Prodr.). Abgebildet in Cav. Icon. 17. t. 535, und Vent. Hort. Malm. t. 110, die Frucht in *Gärtn.* de Fruct. et Sem. I. t. 47 und Suppl. Carp. t. 219. 23) H. elliptica *R. Br.* mit elliptischen, schimmelgrünen, dreinervigen, netzförmig geaderten, unbewaffneten Blättern, unbehaarten Blütenstielen und Kelchen, und ungeformten, zugespitzten, höckerigen, glänzenden Kapseln. (Conchium ellipticum *Sm. Linn.* Trans.). 24) H. clavata *Labill.* mit scharfkeilförmigen, stachlig-sägeförmigen, nervenlosen, knorpeligen Blättern, unbehaarten Blütentrauben, und zweigeformten Kapseln. 25) H. arborescens *R. Br.* mit scharfkeilförmig-linienförmigen, undeutlich nervigen, unbewaffneten Blättern, ohne Deckenblatt, mit gestielten Dolden, filzigen Blütenstielen und Kelchen, und ungeformten Kapseln. — *β* Die Blätter etwas gezähnt, eingeschnitten: 26) H. attenuata *R. Br.* mit fadenartigen Blättern, von denen einige keilförmig, an der Spitze gezähnt, oder halb gefiedert, andere lanzettförmig, glattrandig, und an der Basis verschmälert sind, und mit zweigeformten Kapseln. 27) H. linearis *R. Br.* mit lanzettförmig-linienförmigen, fast gezähnt-dornigen, oder glattrandigen, ungeaderten Blättern, die Zweige und der gemeinschaftliche Blütenstiel sind unbehaart, die Blüthenbüschel sitzen an den Enden, oder in den Achseln der Zweige, die Kapseln sind zweigeformt, und etwas zusammengedrückt. 28) H. florida *R. Br.* mit lanzettförmigen, buchtigen, dornigspitzigen, schimmelgrünen Blättern, welche, so wie die Zweige fein behaart sind, und mit zweigeformten, etwas convexen Kapseln. 29) H. ilicifolia *R. Br.* mit ablangen, feinbehaarten, buchtig-gezähnten, dornigen Blättern, filzigen Zweigen, und

zweigespornten, eiförmigen, höckerigen, an der Spitze zusammengedrückten, inwendig grubenreichen Kapseln. (Conchium mucronatum *Cels.*). 30) H. nitida *R. Br.* mit ablang-lanzettförmigen, fast gezähnt-dornigen, oder glattrandigen, glänzenden, schwach geaderten Blättern, welche, wie die Zweige, glatt sind, und zweigespornten, etwas höckerigen, inwendig ziemlich glatten Kapseln. 31) H amplexicaulis *R. Br.* mit herzförmigen, stielumfassenden, buchtig-gezähnten, glänzenden, schwach geaderten Blättern, niedergestrecktem Stiel, unbehaarten Zweigen, und ungespornten Kapseln. 32) H. prostrata *R. Br.* mit geigenförmigen, stielumfassenden, winklig-gezähnten Blättern, niedergestrecktem Stiel, fein behaarten Zweigen, und ungespornten Kapseln. 33) H. ceratophylla *R. Br.* mit beinahe zwei Mal halb gefiederten, linienförmigen Blättern, aus einander stehenden Fetzen, rostfarben filzigen Kelchen, und ungespornten Samenkapseln. (Conchium ceratophyllum *Sm. Linn.* Trans.). 34) H. undulata *R. Br.* mit umgekehrt eiförmigen, dreinervigen, netzförmig-geaderten, wellenförmigen, gezähnt dornigen Blättern, und ungespornten, angeschwollenen Kapseln*). (*Sprengel.*)

HAKEISEN, ein Dreheisen, dessen sich die Zinngießer bedienen, um hohles Zinngeräth inwendig abzudrehen. (*Rüder.*)

HAKEKAMM, so nennen die Zimmermeister die Verzapfung zweier Schwellen in einem Gebäude. (*Rüder.*)

HAKELDAMA (Ἀκελδαμά, chald. חֲקַל דְּמָא), Blutacker (χωρίον αἵματος). So hieß der Acker vor Jerusalem, welchen Judas vom Lohne des Verrathes gekauft, und woselbst er sich selbst entleibt hatte (Apostelgesch. 1, 18. 19.). (*Gesenius.*)

HAKELHUFE, heißt im Meklenburg'schen eine Hufe Ackerland, im Gegensatz der Wald- und Weidehufen, oder der Hufen in Rusch und Busch. (*Schilling.*)

HÄKELN (Technologie). Künstlich geschlungene netzförmige Arbeiten verfertigen. Dazu bedient man sich des Häkels oder Häkchens, einer Nadel, die vorn mit einem feinen Widerhaken versehen und in einem Hefte eingeschraubt ist. Alle auf diese Art verfertigte Arbeiten nennt man Häkelwerk, und es gehören dahin netzförmige Seidenarbeiten, auch mehrere Gattungen von Spitzen und Points. (*Rüder.*)

HAKELWERK, (das), so nennt man in Liefund Ehstland einen von teutschen Krämern, Handwerkern und andern Leuten bewohnten kleinen Flecken, der gewöhnlich eine einzige, sehr lange Gasse hat. Bisweilen nennt man auch eine mit einer Umpfählung eingeschlossene Vorstadt so. Die Benennung bezeichnet ursprünglich eine kreuzweise geflochtene Verzäunung. (*J. C. Petri.*)

HAKEM BIAMR-ALLAH, ABU ALY MANSOR, der dritte Khalif aus der Dynastie der Fatemiten. Er war Moez Enkel und zu Kahira 985 im Purpur geboren; sein Vater der Khalif Azyz Billah hinterließ 996 dem elfjährigen Knaben ein blühendes und mächtiges Reich. Über die erstern Jahre seiner Regirung schweigt die Geschichte; in seinen spätern charakterisirt sie ihn als einen der verabscheuungswürdigsten Fürsten, die je einen Thron besessen haben. Er soll sich in seinem Harem allen möglichen Ausschweifungen überlassen und denselben nur verlassen haben, um seinen ungezügelten Hang zur Grausamkeit und zum Geize zu befriedigen. Schwer mußten seine moslemimischen Unterthanen tragen, mehr noch Christen und Juden, die er beide auf alle ersinnliche Art neckte, und deßhalb scheinen sich auch die gleichzeitigen Schriftsteller aller Religionsparteien das Wort gegeben zu haben, ihn so schwarz als verkehrt darzustellen. Dem rechtgläubigen Muselmann war er ohnehin ein Gräuel, da er sich zu der Sekte der Ismaliten bekannte, die Vorschriften des Korans nicht achtete und mehr noch als dieß eine schwere Geißel für die Diener der Religion war. Indeß darf man doch nicht übersehen, daß unter ihm sein weites Reich blühend und mächtig war, daß er ihm Achtung von Außen verschaffte, daß Manufakturen und Handel überall sich hoben: er muß also doch manche Regententugend besessen haben. Daß er Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste war, gesteht selbst Makrizy zu, der doch seine Regirung mit den Worten zu schildern versucht: „Toutes ses actions étaient sans „motif, et tous les rêves que lui suggerait sa folie „n'étaient susceptibles d'aucune interpretation rai„sonnable." Er gesteht dabei zu, daß er sich stark mit Philosophie und Astronomie beschäftigt habe, und wir wissen, daß der berühmte Ibn Yunis unter ihm auf dem Berge Mokattam seine astronomischen Beobachtungen, die unter dem Namen der Hakemitischen Tafeln bekannt sind, angestellt habe. Hakem verschwand nach einer 25jährigen Regirung im Monat März 1021 vom Throne, ohne daß man genau weiß, wie er gestorben sei: nach Einigen soll ihn seine Schwester aus dem Wege geräumt, nach Andern ein Bürger aus Said mit Gift vergeben haben. Daß er bei seinen Zeitgenossen nicht den schlimmen Ruf gehabt und für einen großen und weisen Regenten gegolten habe, davon zeugt, daß von ihm eine Religionssekte den Ursprung genommen hat, die Drusen, deren Prophet Hamzah öffentlich lehrte, wie Gott sich in großen Menschen öfters offenbart habe, am herrlichsten und zum zehnten Male in Hakem, den sie daher als ihren Gott verehren und der einst vom Himmel, wohin er bei seinem Verschwinden unmittelbar gerückt sei, wiederkehren und sein Volk verklären würde*). (*G. Hassel.*)

HAKEM, 1) der Erste, ben Hascham, der dritte Khalif der Ommaijaden in Cordova, wurde nach dem Tode seines Vaters Hascham 796 als Khalif anerkannt, doch machte sein Bruder Osman ihm den Thron bis 812, wo er starb, streitig. Diese innern Streitigkeiten waren die Ursache, daß die Nachkommen Pelayos

*) S. *R. Br.* Prodr. Flor. Nov. Holl. p. 381—386 und Spr. Syst. veg. Vol. I. p. 478—481.

*) Nach der Biogr. univ., *Sylv. de Sacy* chrestomathie arabe XI. und Dalberg's Drusenfamilie. Frankf. 1808.

ihm einige nordwestliche Provinzen entreißen konnten, auch verlor er 797 an Karl den Großen Barcelona. Übrigens war er ein würdiger guter Regent, der 821 starb und seinen Sohn Abderrahman II. zum Nachfolger hatte. 2) Der Zweite, ein Sohn des Khalifen Abderrahman III., kam 961 zur Regirung, und gehört zu den wenigen Fürsten seines Hauses, die im Frieden herrschen konnten. Er starb 972 ohne Nachkommen, das Reich seinen Bruder Haschem II. hinterlassend. (*H.*)

Hakem, Mehreres darüber s. am Ende dieses Bandes.

Hakemiten, s. am Ende dieses Bandes.

HAKEN, wird irgend ein winkelförmig gebogener oder mit einem andern Theile winkelförmig verbundener, gewöhnlich metallener Theil genannt. Solche Haken gibt es an gar vielen Maschinen und Werkzeugen zu mancherlei Zwecken, z. B. zum Festhalten, zur Verbindung von andern Theilen, wie an Uhren, an Thür- und Flintenschlössern, an allerlei Beschlägen, an Wagen- und Pferdegeschirren, an Schnallen ꝛc. So gibt es eigne Drehhaken für den Drechsler, Rührhaken, Haken zum Aufhängen von Sachen und andere Haken mehr. (*Poppe.*)

HAKEN, ein jedes in einem zweckmäßigen Winkel, oder nach einer krummen Linie umgebogenes metallenes Werkzeug, zum Anziehen von größeren oder kleineren Lasten, dergleichen im Bauwesen die Haken der Hebezeuge sind, oder auch ein solches Bauhandwerkszeug zum Aufhängen anderer Baugeräthe, wie die Blankhaken, Dachhaken, Lenkhaken und Firsthaken der Schieferdecker, s. Schieferdach im Art. Dachdeckung; oder ein metallener Bautheil zur Befestigung anderer Bautheile oder sonstiger baulicher Gegenstände, dergleichen die Bandhaken der Schreiner oder Tischler, die Kloben zum Aufhängen mancherlei Arten von Hausrath, hauptsächlich aber die Fensterhaken, Stützhaken, Thürhaken oder Kolben sind, deren eines Ende, die Spitze in Fenster- oder Thürpfosten oder Gewand befestigt wird, das andere im rechten Winkel umgebogene Ende aber Angel heißt und zum Auf- oder Anhängen des Thürflügels oder dergleichen dienet. S. übrigens Fenster, Thüre und die Artikel jener Werkzeuge, Verrichtungen oder anderer Dinge, welche das Wort Haken in seinen Zusammensetzungen hat. (*Leger.*)

HAKEN (der), Hakenpflug, auch Ackerhaken, Ruhrhaken, Rednitz, Aadl genannt, ist dasjenige Ackerwerkzeug, welches gleichsam den Übergang vom Spaten oder Grabscheite zum eigentlichen Pfluge vorstellt. Der Pflug der Alten, und namentlich selbst der einfache Pflug der alten Römer ist nichts weiter als ein Haken gewesen. — Das Charakteristische des Hakens, wodurch er sich vom Pfluge vorzüglich unterscheidet, ist daß er gar kein Streichbrett hat, und daß sein Schar, welches bald mehr senkrecht, bald mehr wagerecht in den Boden gelassen wird, immer mehr oder weniger dem Spaten gleichet; weßwegen dieses Ackerwerkzeug mehr die Lockerung und Mengung der Erde, und die Heraushebung der Unkrautswurzeln bewirkt, das Herumlegen der Erde aber gar nicht, oder doch nur unvollkommen verrichtet. — In den verschiedenen Gegenden Teutschlands hat der Haken eine mehr oder weniger abweichende Gestalt. Im sächsischen Erzgebirge z. B. hat man vier Arten derselben, den Reiß-, Rutr-, Krell- und Flügelhaken; in Böhmen ist der von dem Landstädtchen Trautenau so genannte trautenauer Schwunghaken der bekannteste und vorzüglichste; im nördlichen Teutschland hat der meklenburgsche Haken, der übrigens auch hinsichtlich seines Baues die meiste Ähnlichkeit mit dem einfachen Pfluge der Römer hat, die zweckmäßigste Einrichtung, weßwegen, und weil alle Arten von Haken im Wesentlichen mit einander übereinstimmen, derselbe, statt aller, hier beschrieben werden soll.

Die Haupttheile des meklenburger Hakens sind folgende: 1) das Haupt oder Höft, 2) der Krümmel, 3) der Hakenbaum, 4) die Sterze, 5) das Hakeneisen oder Schar, 6) das Hakenbrett oder Reesterbret (Reester), 7) das Joch. Das Joch besteht aus folgenden Theilen: a) dem Jochbaume, b) dem Kehlholze, c) den Jochscheiden, d) den Jochstöcken (Sticken). Der Krümmel ist ein krumm gewachsenes Stück Holz, dessen Biegung bald eine Rundung, bald einen stumpfen Winkel macht. Dergleichen krumme Hölzer findet man oft unter krumm gewachsenen Eichheistern und noch öfter an den Wurzeln krumm gewachsener Birken. Der Krümmel ist ein Stück des Hakens, welches am wenigsten abgenutzt wird, und am längsten erhalten werden kann. — Die mit dem Schar aufgefaßte Erde wird in schräger Fläche auf das Reesterbrett hinauf geschoben; und durch eine schiefe Haltung des Hakens wird bewirkt, daß sie nach der einen oder der andern Seite herab fällt. — Die Größe der Hakeneisen ist nicht überall gleich. Große Haken mit breiten Reestern müssen auch mit großen Scharen versehen werden. — Unter allen Theilen des Hakens nützt sich das Reesterbrett am meisten ab; weßhalb die Ecken gewöhnlich mit Eisenblech beschlagen werden. — Der Haken arbeitet neben der unmittelbar vorher herunter gezogenen Furche die nächste hinauf, und macht daher stets eine kurze Wendung. — Die Peitsche, der Stacken oder Prekel genannt, hat an dem Stiele ein kleines zugeschärftes Blech mit einer Dille zum Abstoßen der Erdklose, welche sich auf dem Hakenbrette zusammen schieben und fest anlegen. Gewöhnlich ziehen den Haken zwei Ochsen, welche an ein Joch gespannt sind. Der Jochbaum wird mit Wieden an den Hakenbaum gebunden und seine Länge beträgt 5½ bis 6 Fuß. Sind an den Stellen des Jochbaums, wo er auf den Nacken der Thiere liegt, Höhlungen: so nennt man das Joch ein Löffeljoch. Ein Joch, woran man drei Ochsen spannt, heißt ein Dreijoch. Man bedient sich dessen, wenn man einen Ochsen bändigen will, indem man zwei schon eingeübte zu Hilfe nimmt, und jenen in die Mitte bringt. — Was die Stellung des Hakens betrifft, so gibt es mehrere Mittel, um zu bewirken, daß er tiefer oder seichter gehe. Gewöhnlich wird er an dem Hakenbaume befestigt. Es ist nämlich der Hakenbaum mit mehreren Löchern versehen, so daß der Stift, welcher das Loch fest hält, sowohl weiter vor,

als weiter zurück gesteckt werden kann. Im ersten Falle wird die Furche tiefer, im letzteren dagegen flacher werden. Hauptsächlich kommt es beim Stellen auf den Winkel an, welchen der Hakenbaum mit dem Höfte macht. — Das Umwenden des Erdbodens verrichtet der Haken auf eine unvollkommene Weise, und er reißt, zumal wenn zu breite Furchen gehalten werden, den Boden nicht ganz auf, indem zwischen den beiden Furchen ein Streifen Erde oder ein Kamm stehen bleibt, der jedoch mit loser Erde überschüttet wird. Es muß deßwegen mit dem Haken nie in derselben Richtung, sondern immer ins Kreuz und schräg gearbeitet werden. — Die kurze Wendung, welche man mit dem Haken machen kann, und die Möglichkeit, denselben bei vorkommenden Hindernissen schnell abzusetzen, machen seinen Gebrauch, besonders auf steinigem, und mit vielen auszuweichenden Gegenständen erfülltem Boden sehr vortheilhaft. Auch ist er an steilen Anhöhen und Bergen sehr gut zu gebrauchen, und viel bequemer wie jeder Pflug, indem man die Erde damit immer mehr abwärts werfen kann, ohne sie doch ganz herab zu pflügen. Man kann bequemer nach allen Richtungen horizontal, schräg, gerade auf- und abwärts damit arbeiten, man kann selbst in die Runde um einen Gegenstand herum ackern. Die Erde wird durch ihn ganz vortrefflich durchgearbeitet, und zerkrümelt und das Unkraut herausgehoben. Eine Bestellung, wobei der Pflug und der Haken wechselsweise gebraucht werden, wird auf jedem etwas bindenden Boden vortrefflich, unter der Bedingung, daß man auch das scharfe Eggen nicht versäume. Deßhalb zeichnet sich auch in der That die Beackerung der Meklenburger Äcker unter diesen Umständen so vortheilhaft aus, und man wird nicht leicht einen gegrabenen Gartenboden mürber und reiner, als eine gute Meklenburger Brache finden. (*Schilling.*)

Haken, Bergbau. Die Veränderung des Streichens eines Ganges. Wenn ein Gang sich in das Hängende oder Liegende wendet, so heißt es: er wirft einen Haken. S. Gang. (*R.*)

Haken (der). Der liefländische Maßstab für Bauerngüter. S. oben Hackenlandes S. 78 dieses Bandes.

Haken (der), Wasserbau, s. Höft, Höftwerk.

HAKEN (Christian Wilh.), wurde dem Postmeister Karl Wilhelm zu Greifswald den 12. Julius 1723 geboren. Der Großvater mütterlicher Seite, der Propst Christian Tornow zu Belgard, nahm ihn schon in seinem dritten Jahre zu sich, um ihn zu erziehen, welches um so nöthiger war, da seine Ältern durch Unglücksfälle ihr ganzes Vermögen verloren und beide 1733 starben. Im Mai 1740 nach dem Tode seines Erziehers bezog er das Gröfningsche Collegium zu Stargard und verließ es 1743, mußte aber wegen Mangels der Unterstützung sich bis in den August 1744 durch Privatunterricht das nöthige Reisegeld zur Beziehung der königsbergschen Hohenschule verdienen. In Königsberg unterrichtete er in den Zwischenstunden die Kinder mehrerer Vornehmen und verdiente seinen Unterhalt, bis er im December 1747 die Akademie verlassen konnte, um den Bruder seiner Mutter, einen Landprediger in seinem Amte zu unterstützen. Als dieser am 28. Febr. 1748 starb, sollte er ein Familienstipendium erhalten und seine Studien noch drei Jahre in Halle fortsetzen. Mitten unter diesen Veranstaltungen erhielt er unvermuthet von dem Magistrat zu Cößlin den Ruf zu der Landpfarre Jasmund. Diesem Amte stand er 22 Jahre vor, und erfuhr alle Drangsale, Plünderungen und Mißhandlungen im 7jährigen Kriege, die ihn in seinen häuslichen Umständen fast zu Grunde richteten. Im J. 1770 ernannte ihn der Magistrat zu Stolpe zum ersten Pastor an der Pfarr- und Marienkirche und der König ließ ihm bald darauf durch seine Regirung die Vokation zur Präpositur ertheilen. In Jasmund legte er zum Besten seiner Nachfolger eine Kirchenbibliothek und kleine Naturaliensammlung an, und die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin ernannte ihn 1773 zu ihrem Ehrenmitgliede. Er starb am 20. December 1791. Sein Bildniß stehet in den Mannichfaltigkeiten vor dem 4ten Bande und im pommernschen Archiv, Bd. III. (1784) Weihnachtsquartal, wo sich auch S. 333 fgg. eine Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften findet. Seine meisten literarischen Arbeiten bestehen in Aufsätzen, welche verschiedenen gelehrten Zeitschriften einverleibt sind, z. B. der Berliner Sammlung, den Mannichfaltigkeiten, den neuen Mannichfaltigkeiten, u. a. Für sich bestehende Schriften sind, stille Betrachtungen über die Leiden Jesu (in Versen), Königsb. 1762. 8. — Versuch einer diplomatischen Geschichte der Stadt Cößlin, Lemgo 1765. 8. Fortsetzung, Stettin 1767 mit einer Jubelode an alle rechtschaffene Patrioten der Stadt Cößlin bei ihrer fünften Jubelfeier. Sie erschien erst für sich und ward 1766 auf dem Rathhause declamirt und ausgetheilt. — Wohlverdiente Ehrensäule der Cößliner, wegen der unverbrüchlichen Treue, die sie von den ältesten Zeiten her ihrem Landesherrn bewiesen. Berlin 1770. 4. — Erster Beitrag zur Erläuterung der Stadtgeschichte von Stolp. Stettin 1773. 4. Zweiter Beitrag. Danzig 1775. 4. Dritter und vierter Beitrag. Histor. kritische Untersuchung sämmtlicher Nachrichten von der ehemaligen, auf der pommernschen Küste befindlich gewesenen und so hoch berühmten Seestadt Fomsburg (eine Preisschrift). Kopenhagen und Leipzig 1776 (eigentlich 1775) 4. — Nachrichten von der Stadtschule zu Stolpe und ihren Lehrern in Hahn's und Pauli's pommernschem Archiv 1s St. 1785. — Lebensbeschreibungen denkwürdiger zu Stolpe geborner Männer, welche sich durch große Talente, Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe hervorgethan haben. Ebend. St. 2. 1785. Auch einige Reden und Predigten ließ er drucken. Er hat auch ein hinterpommernsches Idiotikon ausgearbeitet. (*Rotermund.*)

HAKENBAND, HASPE, ein jedes Fenster-, Laden- oder Thürband, welches sich um die Angel eines Hakens bewegt, und hier also mit einem Ringe, einer Hülse, Öhre oder Öse versehen ist, um hiedurch in der Angel zu hängen oder auf dem Haken festzusitzen,

anderer Seits aber aus einem oder aus mehreren Lappen, einem verbreiterteren Theile besteht, der weniger oder mehr ausgebreitet, einfach oder doppelt ist, und oft der Dauerhaftigkeit wegen nach eigenen Formen ausgebogen wird, von denen dann die Bänder verschiedene Namen erhalten. Die einfachen aber heißen Haspen. Diese Laschen werden mit Löchern versehen, um das Band vermittelst Nägel oder Schrauben, die durch diese Löcher in den Thürfügel eingreifen, an letzteren zu befestigen. (*Leger.*)

Hakenbaum, s. Gerüste.

HAKENBOHRER im Bergbaue, ist ein Bohrer, dem mit einem Löffel und vor diesem mit einem Haken versehen, welcher an eine lange eiserne Stange angeschweißt ist. (*St.*)

HAKENBÜCHSEN. Ein Feuergeschütze, ursprünglich (um das 15te Jahrhundert) verkleinerte Feldschlangen (Colubrines), die jedoch so schwer ausfielen, daß sie mit Händen nicht bewegt werden konnten, deßhalb entweder an die Mauern der Burgen und Festungen oder an die Schießlöcher der Wortkeller gelehnt, oder auch auf hölzerne Böcke gelegt und, hier wie dort, durch Haken befestigt wurden. Später, nach Erfindung des Radschlosses (1517 zu Nürnberg) erhielten sie Kolben in Gabelform, und wurden soweit tragbar gemacht, daß der Schütze sie von einer Schießscharte zur andern schleppen und, indem er den am Schafte befestigten Haken in die Mauer oder sonstiges Bollwerk zur Verminderung des Rückstoßes fest einschlug, an geeigneter Stelle und im Anschlage abfeuern konnte. In dieser Gestalt erhielten sie den Namen Dorndchaken. Ihre Ladung war 4 bis 8 Loth Blei. So wie im Fortschreiten der Feuertaktik das Bedürfniß leichter Handgeschütze stieg, verloren diese Büchsen ihre Haken, erhielten mindere Eisenstärke, eine zweckmäßigere Schäftung und französische Schlösser (erf. 1640). In ihrer altertümlichen Gestalt findet man sie gegenwärtig in Zeughäusern und Rüstkammern; als ihre Abkömmlinge sind die noch jetzt bei Vogel- und Scheibenschießen üblichen Standbüchsen, so wie die Wallmusketen als Sprößlinge der Gabelbüchsen, anzusehn*). (*Benicken.*)

HAKENHAUE, eine breite, eingebogene Haue, deren sich die Minengräber in festem und lehmigem Boden bedienen. (*St.*)

HAKENHUFE (die), uncus, ein in Pommern ehemals üblicher Ausdruck, ein Stück Landes von 15 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, zu bezeichnen. Die roschild'sche Conscriptio Siliginis episcopalis in terra Ruve vom J. 1294 bezeichnet durch unci die Arealgröße mancher genau bekannter Güter eben so oder fast eben so groß, als sie noch jetzt ist, hinreichend urkundlicher Beweis, daß die Hakenhufe von jeher den Flächeninhalt von 15 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, gehabt habe. Die Hakenhufe wird auch die wendische Hufe genannt, und soll jene ihre Benennung davon haben, weil die Wenden ihren Acker nur mit einem Haken pflügten. Richtiger möchte hindeuten, was Adelung sagt: „Hakenhufe bedeutet hier vermuthlich so viel Land, als „mit einem Haken das Jahr über bequem bestellt werden kann." Vermuthen dagegen darf man mit mehr Gewißheit, daß dieses Ackermaß von Dänemark herüber gekommen ist, da König Waldemar in einer Urkunde von 1240 und K. Erich in der von 1249 schon der unci erwähnen, und die oben genannte Conscriptio Siliginis kein andres Maß als diese unci mit ihren Unterabtheilungen, den jugera, anführt, während in den frühern und gleichzeitigen pommerschen Urkunden nur noch mansi vorkommen, und da überhaupt im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte die damaligen Einwohner des jetzigen strasunder und stettiner Reg. Bezirkes unbezweifelt von den Dänen viele Gebräuche und Einrichtungen angenommen haben. Siehe oben S. 176 den Artikel Hagerhufe, und vergleiche ökonomisch-juristische Anmerkungen über Schweder's Traktat von Anschlagung der Güter in Pommern u. s. w. unter Vorsitz des Augustin Balthzer, von Fr. Adolf von Westedm. Greifswald 1759. 4. S. 28, wo ausführlichere Nachricht von den verschiedenen in Pommern gangbaren Hufen, als Häger-, Land-, Hacken-, Priester- (zu 20 Morgen) und Triedhufen (zu 3 Hackenhufen oder 45 Morgen, mehr in Hinterpommern üblich) gegeben wird. Die beiden letzten kommen in gedruckten Urkunden höchst selten vor. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

In Niedersachsen hält dieses Feldmaß ebenfalls 15 Morgen, und unterscheidet sich von der Dorf- und Landhufe, die 30 Morgen, der Triedhufe, die 45 Morgen, und einer Hägerhufe, welche 60 Morgen umfaßt. In der Mark dagegen ist eine Hakenhufe nur 2 große Morgen, jeder von 300 rheinl. □Ruthen groß (siehe Wegweiser durch Berlin und Potsdam, Berlin 1821. S. 102). (*Schilling.*)

Hakennagel, s. Nagel.

Hakenpflug, s. Haken oben S. 216 dies. Bandes.

HAKENPFLÜGEN. Wenn man Heiden, Wiesen oder Kleefelder frisch umbricht, so pflügt man, um die Rasenstücke recht zu zerstücken, das Ackerstück einmal nach der Länge und dann nach einiger Zeit nach der Breite umzustürzen, und nennt dieß Pflügen Hakenpflügen. Dieses Querstürzen muß aber bei recht trockener Witterung geschehen, damit die Wurzeln um so eher verrotten, und die Erdschollen besser zerfallen. (*Schilling.*)

HAKENPULVER, ursprüngliche Benennung des gekörnten Pulvers, das lange Zeit, nur zur Ladung des Handgeschützes gebraucht wurde, während man für das schwere Geschütz sich durchgängig des Mehlpulvers bediente. (*Benicken.*)

*) Vgl. Ibenerbank Kap. 57. *Pistor.* rer. Germ. T. III. p. 450. Acta Mogunt. Vol. I. p. 516. *E. Daniel* hist. de la milice française. Vol. I. Tab. 35. *Farn. Strada* de bello belg. L. VI. *Venturi* Mem. etc. übersetzt von G. Röhlich.

HAKENRICHTER, ist in Esthland ein gewöhnlich aus dem Adel erwählter Beamter, der Justiz- und Polizei-Geschäfte z. B. Hilfsvollstreckungen und den Wegebau zu leiten hat. (*Emminghaus.*)

Hakenschar, das Schar am Haken, s. Haken oben S. 216 dieses Bandes.

HAKENSCHEIBE, heißt die eiserne, mit einem Haken versehene Scheibe, welche an dem Achsschenkel des Vorder- und Hinterrades vor einen Wagen gesteckt wird, das dritte oder auf der Wildbahn gehende Pferd daran zu spannen. (*Schilling.*)

HAKENSCHLACKE, eine Schlacke, welche sich, vorzüglich beim Schmelzen strengflüssiger Eisenerze und bei zu weiten Gestellen, in Gestalt von Klumpen in den Herden festsetzt. Sie besteht gewöhnlich aus einem Gemenge von Schlacke, Eisen und Brennmaterial und hat ihren Namen daher, weil sie von Zeit zu Zeit mit Haken aus dem Herde gezogen werden muß, um das Verstopfen des Ofens zu verhüten. (*A. Schmidt.*)

Hakenschlüssel, s. Schlüssel.

HAKENSCHÜTZEN, eine besondere Art von Büchsenmeistern, zur Abtheilung der Schlangen- oder Feuerschützen gehörig. Eine Anzahl derselben wurde bereits unter Kaiser Karl V. auch zur Friedenszeit besoldet. Ihre Bestimmung war: von den Mauern und Wällen der Festungs- und Feldschlangen aus mit ihren Hakenbüchsen einzelne Feinde, besonders recognoscirende Generale und Officiere vor der Fronte der Truppenlinien oder Sturmcolonnen wegzuschießen. Sie mußten demnach gute Treffer überhaupt, mit der Ladung, Schußweite und Geschoßbahn ihrer Geschütze wohl bekannt seyn*). (*Benicken.*)

Hakenziegel, s. Ziegel.

HAKER. So werden in einigen Gegenden Niedersachsens diejenigen Bauern genannt, welche nur so viel Land haben, als sie mit einem Haken des Jahres bearbeiten können. Hakengut ist das Besitzthum eines solchen Bauers. Im Meklenburgschen heißt auch der Knecht, der mit dem Haken arbeitet, ein Haker. (*Schilling.*)

HAKEWELL (Georg), war 1577 zu Exeter in Devonshire geboren, studirte zu Oxford, wurde daselbst Rektor des Collegiums von Exeter, Doktor der Theologie, und Archidiakonus in Surrey und starb am 2. April 1649. Er schrieb in englándischer Sprache wider die Königsmörder, London 1612. 8. Diese Schrift erschien im folgenden Jahre lateinisch. — Vom heiligen Abendmahl. Ebend. 1641. 8. — Von der Praxis der ersten Kirche bei der Firmelung. Ebend. 1613. Aber sein vornehmstes Werk, welches zu seiner Zeit in England häufig gelesen wurde, war an apology or declaration of the power and providence of God in the government of the world, proving that it doth not decay. Lond. 1627, dessen dritter Ausgabe 1635 noch 2 Abhandlungen angehängt sind. Auch hat er 12 Reden über David und seine Familie hinterlassen. — Sein Bruder William war ein eifriger Puritaner und Anhänger Cromwells: er schrieb ein heftiges Pamphlet the liberty of the subject against the pretended power of impositions. Lond. 1641. 4. das ihm die Gunst der damaligen Machthaber erwarb, nach deren Falle er gleichfalls vergessen ist. (*Rotermund.*)

HAKIM, im osmanischen Gesetze der Befehlshaber, ein Titel, der zugleich allen Mollas oder Richtern gehört: Hakimi scheri heißt der Kadi in seiner Eigenschaft als Richter im Gegensatze zu Hakimi urf, womit der politische Befehlshaber bezeichnet wird†). (*H.*)

Hakim, s. am Ende dieses Bandes.

Hakk — Hakkan — Hakkvirdi, s. am Ende dieses Bandes.

HAKLUYT (Richard), ein englándischer Geistlicher, als nautischer Geschichtsschreiber berühmt, war aus einer alten angesehenen Familie entsprossen, und um 1553 zu Eyton oder Yetton in Herefordshire geboren. Er studirte zu Oxford, hielt daselbst öffentliche Vorlesungen über die Kosmographie, und begleitete 1584 den englándischen Gesandten Sir Eduard Staffort als Kaplan oder Gesellschafter nach Paris. Nach seiner Rückkunft erhielt er 1605 eine Präbende an der Collegiatkirche von Westmünster und das Rektorat zu Wetheringset in Suffolk, und den 23. October 1616 starb er. Von früher Jugend an erregte alles, was auf Seereisen und Länderentdeckungen Beziehung hatte, seine besondere Aufmerksamkeit, und die sorgfältigsten Nachforschungen darüber machte er gleichsam zur Aufgabe seines Lebens. So entstand, nach vieljähriger Vorbereitung, sein noch immer sehr geschätztes Hauptwerk: The principal navigations, voyages and discoveries of the english nation, made by sea or over land to the most remote and farthest distant quarters of the earth, at ayn time, within the compasse of these 1600 years. Lond. 1689. fol.; vollständig Ib. 1598—1600. Vol. III. fol. Der erste Band dieser sehr seltenen Ausgabe erhielt 1599 einen neuen Titel, aber es wurde aus demselben der Bericht von Esser Expeditionen nach Cadix Seite 607—620 weggenommen, weil dieser Liebling der Königinn Elisabeth in Ungnade gefallen war. Jeder Band hat einen weitläufigen Titel, welcher die Länder anzeigt, wohin die Reise ging. Der erste Band enthält die Reisen nach Norden und Nordost, von Island an bis nach der Tatarei, ungefähr bis zum 40sten Grad nördlicher Breite; der zweite, die Reisen nach Süden und Südost in 2 Abtheilungen, in der ersten die Reisen durch die Straße bei Gibraltar nach Afrika, Europa und Asien, ungefähr bis zum 15ten Grad nördlicher Breite; in der zweiten Abtheilung die Reisen bei der Straße vorbei, nach Afrika, und von da nach dem südlichen Theil von Ostindien. Der dritte Band begreift die Reisen nach Amerika, nebst Drake's und Can-

*) Vergl. außer den vorher S. 218 beim Art. Hakenbüchsen angezeigten Schriftstellern noch Nic. Tartaglia's; Vannucci Biringoccio's; Diego Ufano's; Jacob Preuß's; Sturm's ꝛc. Werke über Artillerie und deren Gebrauch.

†) Nach Hammer's Statsverfassung der osman. Reiche. II. S. 388 u. 488.

dith Reisen um die Welt†). Eine neue Auflage des ganzen Werks erschien zu London 1809 in 5 Quartbänden. Damit ist zu verbinden: A selection of curious, rare and early voyages and histories of interesting discoveries etc. 1812. 4. Es sind 14 durch Hakluyt und A. früher einzeln herausgegebene Reiseberichte, die aber in dem Hauptwerke nicht befindlich sind. Hakluyt selbst hat in seine Sammlung mehrere seltene Stücke aufgenommen, die ohne ihn wahrscheinlich verloren gegangen wären. Er ließ es sich besonders angelegen seyn, seine Landsleute von den ihnen gemachten Vorwürfen zu reinigen, indem er ihrem Muth und Unternehmungsgeiste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Außer seinem großen Werke übersetzte er auch einige Reisen aus dem Portugiesischen ins Englische, und edirte: Petri Martyris Anglerii decades octo de orbe novo, diligenti temporum observatione et utilissimis annotatt. illustratae, suoque nitori restitutae, labore et industria R. Hakluyti. Par. 1587. fol. Durch Hakluyt's Bemühungen wurde in den englándischen Schulen der Gebrauch der Globen, Sphären und anderer Hilfsmittel zur Beförderung des geographischen Unterrichts eingeführt. Aus dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Erdkunde legten einige englándische Seefahrer einer Insel, einem Vorgebirge auf Spitzbergen, und einem Flusse bei Petschova den Namen Hakluyt bei ††). (*Baur.*)

HAKON, HAGUIN, HAAGEN, Könige von Norwegen. 1) Der Gute, ein Sohn des Königs Harald Harfager (Schönhaar), den derselbe 915 mit der edlen Thora von Mostar, seiner Beischläferinn, erzeugt hatte. Er wurde auf einer Seereise geboren, und nach uralter norsischen Sitte von Sigurd, Jarl von Hlada, durch Besprengung mit Wasser dem Gotte Thor geweiht. Unter der Pflege Sigurds verlebte er seine Knabenjahre: zum Jünglinge herangereift, wurde er zum Könige Athelstan nach England gesandt, der ihn als einen lieben Verwandten aufnahm, ihn in allen ritterlichen Künsten unterrichten ließ, und als die Kunde von Harald Harfagers Tode und der Thronbesteigung des wilden und blutdürstigen Erick Blutbeil 935 nach England kam, ihm eine Flotte anvertrauete, um sein Anrecht an den väterlichen Thron, worauf ihn das Mißvergnügen der Normänner rief, auszuführen. Allein ein Sturm zerstreuete die Flotte, und Hakon wurde fast allein auf die wiigischen Küsten in einer Gegend geworfen, wo gerade König Erick sein Hoflager hielt. Der Jüngling begab sich sogleich nach Thránd (Tronthielm) zu seinem Erzieher, den Jarl Sigurd, der sogleich die Thránder zusammenberief, ihnen die Unbilden des tyrannischen Erick Blutbeil und dessen Gemahlinn Garnild, der Giftmischerinn, vor Augen hielt und dann den kräftigen schönen Hakon als Retter des Vaterlands, als ihren König vorstellte. Alle Thránder jauchzten ihm Beifall zu; Hakon wurde zum Könige ausgerufen, und die übrigen Landschaften Norwegens folgten Thránds Vorgange. Erick Blutbeil sah sich genöthigt, die Krone seinem unechten Bruder zu lassen, und nach Dánemark zu fliehen, wo er 936 starb. Aber kaum sah sich Hakon auf dem Throne befestigt, so erschien eine dánische Flotte an den Küsten Wügens; er jagte selbige zurück, verfolgte sie bis in den Sund und machte auf Halland, Schonen und Jútland vorübergehende Eroberungen. Der dánische König Harald Blauzahn nahm indeß öffentlich Ericks Gemahlinn und Söhne in Schutz und unterhielt den Krieg, der, wenn auch siegreich von Hakons Seite, doch in abwechselnden Pulsen bis an das Ende seines Lebens anhielt. Trotz dem, daß Hakon selten die Waffen aus der Hand legen konnte, muß man es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er dabei nie den Wohlstand seiner Unterthanen aus den Augen verlor und denselben auf alle Weise förderte: unter ihm blühete der Handel, die Fischerei an den Küsten und in den Lofodden kam hoch empor; er hielt seine Jarls in strenger Abhángigkeit und herrschte außerdem so milde und gerecht, daß er dadurch die Provinzen Wármland und Jámtland für sein Reich gewann; er theilte die Sylle (Provinzen) seines Reichs, um es vor unvorhergesehenen Überfällen zu sichern, in gewisse Skipreide ein, eine Einrichtung, die indeß den Zweck verfehlte und nicht verhindern konnte, daß der König selbst auf dem Eilande Fährdey von Erick Blutbeils Söhnen überfallen wäre, eine Gefahr, woraus ihn doch noch die Treue und Selbstaufopferung des tapfern Eigil Ulfenk rettete. Damals gehörten noch die Orkneys, die Shetlands und ein Theil der Harbuden zu Norwegen: die Orkneys trennten sich von demselben und ernannten den Jarl Arnfin, Gemahl von Erick Blutbeils Tochter Ragnhild zu ihrem Jarl. Hakon hatte in England das Christenthum und den Gott der Christen kennen gelernt: er war einsichtsvoll genug, um Übertritt seines Volks zu dem christlichen Glauben als das nächste Mittel zur Civilisirung desselben zu erkennen, und trat daher selbst mit seiner Familie und seinem Hofe zu demselben über. Aber sein Vorgang fand keine Nachfolge, und da er verabscheuete, gewaltsame Mittel zu ergreifen, so blieb vor wie nach der Dienst des Thors in Norwegen aufrecht. 950 überfielen ihn Ericks Söhne zu Storte, wo er eben Hof hielt: er jagte sie zwar zu den Schiffen zurück, erhielt aber bei dieser Gelegenheit durch einen Pfeil, der unter dem Arme in die Brust eindrang, eine tödtliche Wunde. Sterbend vermachte er sein Norwegen Ericks Blutbeils ältestem Sohne Harald Graafeld mit Übergehung seiner eignen Tochter Thora[2]). 2) Der Zweite, ein Sohn Magnus I., wurde nach des Vaters Tode von den Thrándern und Upländern

†) Vollständig und mit Benennung aller einzelnen Reisen, ist der Inhalt angegeben in Struck's Verzeichniß von Land- und Reisebeschreibungen S. 418—428. ††) *Wood* antiq. Oxon. und *Witte* diarium biograph. *Clemens* bibl. cur. T. IX, 346. Biogr. univ. T. XIX. (von Cyriés). Eberts bibliograph. Lexikon.

1) *Snorre Sturlesons* Heims Kringla. — *Torfaei* histor. Norw. II. — *Saxo* Grammaticus. — *Hovedani* annales in *Saville* script. rer. Angl. — *Lindenbrog* script. rer. german. septentr.; edit. *Fabricii*.

als König anerkannt, wogegen die südlichen Provinzen oder die Wiigen dem Sohne Olav Kyrres, Magnus III. huldigten. Hakon hatte sich bereits als ausgezeichneter Krieger durch kühne Seezüge nach Biarmeland ausgezeichnet, und verdiente die Krone mehr, als der mißtrauische und geizige Magnus III., dem auch bald die Doppelregirung verhaßt wurde und der daher Hakon zu verdrängen suchte. Allein ein Anfall auf Thränd wurde durch die Treue der Bürger vereitelt, und Magnus sah sich genöthigt, sich dem Gulating in die Arme zu werfen. Hakon, der ihm nach Wiigen nacheilte, zog sich bei dem Übergange über den Dovrefield auf der Rebhühnerjagd eine Verkältung zu und starb 1089 im zweiten Jahre seiner Regirung, im 35sten seines Alters. Magnus erhielt nun das ungetheilte Reich[2]). 3) Der Dritte, ein Sohn Sigurd II., den er mit einer Beischläferinn Thora gezeugt hatte. König Harald IV. Alleinherrscher von Norwegen, theilte bei seinem Tode sein Reich unter seine 3 Söhne Sigurd II., Ingo I. und Eystein I. Sigurd I. wurde 1155 von Ingo I. erschlagen und dieser bemächtigte sich seines Antheils, aber Eystein wollte davon die Hälfte haben und erhob deßhalb einen Bruderkrieg, den Eysteins Tod 1157 nicht endigte. Seine Partei berief Sigurds 10jährigen Sohn Hakon Hårdebred zu ihrem Könige, der auch 1158 nach Thränd ging und die Huldigung von dem Dritttheile des Reichs, das sein Vater besessen, einnahm. Ingo II. blieb 1158 in einer Schlacht, aber die südlichen Normänner erhoben nun Magnus, Erlings Stacks fünfjährigen Sohn zum Könige, und dessen Vater zum Reichsverweser. Dieser landete mit dänischen Hilfstruppen bei Bergen, nahm diese Stadt und Tunsberg in Besitz, und erschlug Hakon 1162 in einem Treffen bei Bergen[3]). 4) Der Vierte, König Swerrers Sohn, der 1202 seinem Vater folgen sollte. Allein dieser hatte es mit dem Volke und mit der Geistlichkeit verdorben, die auf ihn durch Papst Innozenz III. den Bannstrahl geschleudert und seiner Schwester Sohn Ingo II. zum Könige erwählt hatte, dem auch der größere Theil Norwegens zugefallen war. Hakon IV. gelang es, sich mit dem Klerus auszusöhnen und den Bann zu lösen, der auf ihm und seiner Familie lag. Dieß verschaffte ihm das Übergewicht: Ingo II. wurde von Allen verlassen, und Hakon herrschte seitdem über das ganze Norwegen, das in ihm einen weisen gerechten Fürsten fand. Aber schon 1204 raubte ein Gifttrank, den ihm seine Schwiegermutter, die ränkevolle Margarethe von Schweden am Weihnachtsfest kredenzt haben soll, das Leben[4]). 5) Der Fünfte, Gamla oder der Alte genannt, Hakons IV. Sohn, würde der unbestrittene Erbe Norwegens gewesen seyn, wenn nicht über seine Geburt, die nach des Vaters Tode erfolgte, Zweifel entstanden wären. So traten sogleich eine Menge Thronkompetenten auf, indeß wurde Ingo II. doch überall bis 1217, wo er starb, als König anerkannt. Nach dessen Tode hob das Volk wider den Willen des Klerus den nun herangewachsnen Hakon auf den väterlichen Thron und das Gulathing zu Bergen erklärte sich für ihn. Indeß waren die übrigen Parteien im Reiche, worunter Bagler und Birkenbeiner die vornehmsten waren, damit keineswegs zufrieden: die Bagler, die Hakon für einen Bastard ausgaben, wählten in Wiigen den Jarl Philipp zum Könige, und da dieser 1218 starb, so warben um die Krone der Jarl Skule, der Jarl Gutorm, der Jarl Knud, der Jarl Sigurd Ribbung, alle näher und entfernt mit dem königl. Hause verwandt, und suchten ihre Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Des Königs Mutter unterwarf sich, um die Legitimität ihres Sohnes zu beweisen, der Feuerprobe und bestand sie: dieß verschaffte Hakon auf dem allgemeinen Reichstage, der am 15. August 1223 zu Bergen zur Abwägung der Rechte dieser Prätendenten an die Krone eröffnet war, das Übergewicht, die Bagler huldigten ihm und nach und nach traten die Thronbewerber sämmtlich ab, wurden von Hakon gewonnen oder verloren sich: nur der ehrgeizige Skule, obgleich der König seine Tochter Margarethe geehlicht und ihn selbst zum Herzoge erhoben hatte, gab seine Ansprüche auf den Thron erst mit seinem Leben auf, er fiel im Kloster Hergesetter 1240, nachdem er das Reich mehrere Male durch seinen Ehrgeiz in Feuer und Flammen gesetzt und verschiedentlich nahe daran gewesen war, seinen Zweck zu erreichen. Mit ihm verloren sich auch die Parteien, die bisher Norwegen verwüstet hatten und besonders von den benachbarten Dänen und Schweden zum Verderben des Reichs häufig aufgewiegelt waren: die letztern waren die Ribbunger. Da es nun endlich Ruhe und Frieden im Reiche wurde, so fing Hakon an, seine längst entworfenen Plane zu dessen Emporbringung in Ausführung zu bringen. Er regulirte zuerst die Thronfolge, bisher der Zunder zu allen Verwirrungen, die Norwegen bewegt hatten: nicht mehr die Feuerprobe solle das unbezweifelbare Recht des Kronprätendenten erhärten, sondern die Krönung demselben die Sanction geben, daher er sich dann nicht allein selbst, sondern auch seinen ältesten Sohn Hakon VI., den er 1240 eben, als ihm von Seiten Skule's eine nahe Gefahr drohete, um ihr muthig entgegen gehen zu können, zum Könige ausrufen lassen, krönen ließ; zugleich wurde den natürlichen Söhnen eines Königs das Recht zur Thronfolge genommen. Auch in den Gerichten wurde die Feuerprobe selbst unter Auctorität eines päpstlichen Legaten, der nach Norwegen kam, um gewisse politische Entwürfe durchzusetzen, und zugleich für die Dataria Geld aufzutreiben, abgeschafft, Strafen für Fehde, Raub und Mord festgesetzt, den Niedern Schutz gegen die Bedrückungen der Jarls verliehen, und überhaupt eine Polizei geschaffen, die der Norden bisher noch gar nicht kannte. Daß indeß Hakon bei allen diesen Einrichtungen Vergrößerung der königl. Gewalt, Beschränkung der Vorrechte der Jarls

2) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chron., ud satt poa Danske of Peder Clausson. — *Torfaei* oreades. 3) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Schoening* forsög til Forledninger i den gamle danske og norske hist. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chronica. 4) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Snorre Sturleson* Norske Kongers chronica.

und großen Proprietäre beentzweckte, geht aus allen Schritten, die der König that, hervor: wer mag es ihm verargen, daß er sich dabei des geistlichen Arms bediente? Der Legat Innozenz IV. mußte den Normännern begreiflich machen, daß alle Regirungsformen außer der monarchischen mit dem Christenthume unverträglich seien, und daß der Bannstrahl sich auf jeden herabsenken würde, der sich gegen seinen König empöre, wofür ihm dann auch ein Gratial von 500 Mark Sterling, dem Papste aber 5000 Mark wurden. Auch regulirte derselbe Legat die hierarchischen Verhältnisse Norwegens, wie sie der König wünschte, aber den Kreuzzug, den ihm der Papst vorschlug und dazu ein Drittel aller geistlichen Einkünfte verwilligte, wies er weislich von der Hand, weil er wohl einsah, daß es dabei nicht auf die Ungläubigen, sondern vielmehr auf des Papstes Feind Kaiser Friedrich II. abgesehen sei, den er persönlich hoch achtete. Überhaupt genoß damals das kleine Norwegen eine große Achtung in der europäischen Republik, und Hakon stand in freundschaftlichen Berührungen mit den meisten entfernten Fürsten seiner Zeit, mit seinen nächsten Nachbarn aber hatte er manchen Strauß zu bestehen, woraus er mit Glücke sich wand. Einem gedroheten Einbruch der Schweden 1248, die sich für seine frühere Verheerung Wärmlands rächen wollten, kam er zuvor: indem er seinen Sohn mit Ericks des Lispelnden Tochter vermählte und mit den Schweden ein Bündniß gegen den König Abel von Dänemark verabredete, das wenigstens zur Folge hatte, daß Abels Nachfolger Christoph Genugthuung für die Plünderung norfischer Kaufleute gab und die Partei der Folkunger in Schweden verließ; als er indeß in der Folge die Bedingungen des Vertrags nicht erfüllte, verheerte 1256 Hakon mit einer Flotte von 360 Fahrzeugen Hallands Küsten und legte 10 Schiffe in den Straumsund, die den Dänen eine starke Abgabe an Vieh auflegten; der Frieden kam 1257 zu Stande, und die Vermählungen des zweiten Sohns des Königs Magnus mit der dänischen Prinzeß Ingeburg versöhnte beide Parteien. 1261 erfolgte die Unterwerfung der Isländer und Grönländer unter die Hoheit von Norwegen, auch besetzten in eben diesem Jahre die Normänner alle die Inseln an den scotischen und irischen Küsten, die König Magnus Baarfuß zum Reiche gebracht hatte, von neuem. Hakon V. starb am 15. December 1262, die Krone seinem zweiten Prinzen Magnus, den er nach dem Tode des ältesten Hakon bereits 1257 zum Könige ausrufen lassen, hinterlassend [5]). 6) Der Sechste, ältester Sohn des vorigen, wurde schon bei Lebzeiten des Vaters zum Könige gekrönt und war dessen Mitregent, starb aber vor dem Vater 1256; sein unmündiger Sohn Swerres 1260. 7) Der Siebente, Sohn König Magnus VII., bestieg 1299 nach dem Tode seines ältern Bruders Erick II. den Thron und wurde mit seiner Gemahlinn zu Bergen gekrönt. Den von seinem Bruder angefangenen Krieg beendigte er durch einen Waffenstillstand, der 1304 bei einer mündlichen Unterredung der beiden feindlichen Könige in einen Frieden verwandelt wurde. Er beruhigte hierauf 1307 Island, das 1300 durch einen ungewöhnlich heftigen Ausbruch des Hekla ungemein gelitten und sich 1305 der Einführung der Gütersteuer widersetzt hatte, Anfangs durch strenge Maßregeln, versöhnte indeß in der Folge die Bewohner dieses Polarlandes durch mancherlei wohlwollende Einrichtungen. Da er keine männlichen Nachkommen und nur eine Tochter Ingeburg hatte, so brachte er 1302 auf dem Storthing zu Oslo ein Reichsgesetz über die Erbfolge und Reichsverwesung zu Stande, das noch als ein merkwürdiges Dokument aus dem Statsrechte der damaligen Zeit dasteht. Er verlobte in demselben Jahre seine Tochter Ingeburg mit dem Herzoge Erick von Schweden, König Birgers Bruder, wodurch er in den Bruderzwist, der damals in Schweden herrschte, verwickelt wurde, brach auch 1308 mit Erick, und versprach am 17. Julius im Unmuthe Ericks Verlobte König Birgers Sohn Magnus zu vermählen. Daraus entspann sich ein Krieg zwischen Hako, der die Dänen und den schwedischen König Birger zu Bundesgenossen hatte, und Erick, der mit einer großen Erbitterung, aber wechselndem Glück geführt wurde. Erick, der seine Braut innig liebte, bot endlich die Hand zum Vertrage, und Hakons Beichtvater Erick, der Sohn des unglücklichen schwedischen Königs Woldemar, brachte es auch wirklich dahin, daß Hako den dänischen Antrag aufhob und am 29. Sept. 1312 Ingeburg mit Herzog Erick zu Osla wirklich vermählte, den dänischen König aber mit 4000 Mark Cölnisch und der Grafschaft Halland, womit indeß der schwedische Herzog belehnt werden sollte, abfand. Hierdurch wurde Ruhe im Norden und der König konnte nun sein Augenmerk auf das Innere seines Reichs richten, dessen Handel er vor Allem zu heben suchte: er gab 1313 der Stadt Bergen ein neues Stadt- und Handelrecht und schränkte 1316 und 1317 die Vorrechte der Hansestädte, die sie bisher zum Nachtheile der eingebornen Kaufleute ausgeübt hatten, auch schloß er den 29. Octbr. 1312 einen Freundschaftsbund mit dem scotischen König Robert I., wodurch seinen Unterthanen auf den Orkneys Handelsvortheile zugesichert wurden. Die Karelen und Finen, die die nördlichen Gegenden des Reichs beunruhigten, wurden zurückgejagt und die letztern 1316 zur Huldigung gezwungen. Einen ihm angetragenen Kreuzzug lehnte er weislich ab, aber das traurige Schicksal seines Eidams Erick, den sein Bruder König Birger 1317 den Hungertod sterben ließ, verwickelte ihn in einen neuen Krieg mit Schweden, dessen Ende er nicht erlebte, indem er bereits am 8. Mai 1319 starb. Mit ihm erlosch im Mannsstamme die Reihe der norwegischen Könige aus Harald Harfagers Blute; indeß setzte seiner Tochter Ingeburg Sohn, Magnus Smeek den Stamm fort [6]). 8) Der Achte, Sohn Magnus

5) *Torfaei* hist. Norw. IV. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chron. — *Thom. Rymer* acta publ. inter reges Angliae et alios habita. Hag. 1739. Tom. I. — Chron. reg. Scand. inter *Cambdeni* Britannia antiqua.

6) *Torfaei* hist. Norw. IV. — *Pontoppidan.* ann. Daniae ecclesiast. I. — *Hvitfeld* Danmarks Rigis Krönike. — *H. Wil-*

Smeek, Königs von Schweden und Norwegen, und Urenkel Hakon VII., wurde 1343 von seinem Vater nach dem Wunsche der norwegischen Stände zum Könige von Norwegen ernannt, und ihm von den Reichsständen am 5. August desselben Jahrs, von der Landschaft Bohus aber im folgenden Jahre der Eid der Treue geleistet. Indeß behielt sein Vater Magnus das Heft der Regirung in Händen, und ob derselbe gleich dem Sohne 1351 dasselbe wirklich übergeben mußte, so blieb er doch in der That Herrscher und Hakons Regirungsgeschichte ist dergestalt in die des Vaters verflochten, daß sie sich von derselben nicht trennen läßt, daher deren Erzählung bis auf diesen Artikel verschoben bleiben muß. 1359 verlobte ihn sein Vater mit der dänischen Prinzessinn Margarethe, und obgleich Hakon von derselben absprang und sich mit der liebenswürdigen Grässinn Elisabeth von Holstein versprach, so wurde er doch durch die dänischen Intriguen bewogen, der Statsklugheit das Opfer zu bringen, und am Osterfeste 1363 der dänischen Margarethe seine Hand zu geben, nachdem Elisabeth in dem Kloster Wadstena den Schleier genommen. Sie gebar ihm Olav V., der nach des Vaters Tode der letzte besondre König von Norwegen wurde, sie selbst aber, natürliche Thronerbinn des dänischen Reichs, welches ihr 1376 anfiel, vereinigte 1387 nach dessen Tode und 1388 durch die Wahl der Stände von Schweden die 3 nordischen Kronen auf ihrem Haupte und stiftete am 13. Julius 1397 die calmarsche Union. Ihr Gemahl wurde durch seines Vaters Tod, der 1374 in den Wellen das Grab fand, Alleinherrscher von Norwegen, worin er bisher schon eine weise Regirung geführt hatte, starb aber am 1. Mai 1380 in der Blühte der Jahre, von seinen Unterthanen geliebt und betrauert. (*von Eckendahl.*)

HAL (Jakob van), ein niederländischer Historienmaler, war 1668 zu Antwerpen geboren. Seine frühern Arbeiten zeichnen sich, ohne sich zu einer entschiedenen Eigenthümlichkeit des Stils zu erheben, durch angenehme Manier, wohlgefällige Färbung und sichere Zeichnung aus. Kaum damit zu vergleichen sind seine letzten, sehr vernachläßigten Bilder*). (*R.*)

HALA (Georg), war zu Bareuth in der Oberpfalz, nicht zu Baireuth in Franken, im Jahre 1495 geboren und, wie Beyer in seinem Diarium hist. S. 32 anführt, zu Goldberg in Schlesien der allererste evangel. Prediger gewesen. Zu Feuchtwangen in Franken erlernte er nachher die hebräische Sprache, kam darauf nach Sonnenwalde als Prediger, welches Amt er bis 1527 verwaltete, da ihm Pfeffinger (wie die ihm in Leipzig gehaltene Leichenpredigt zeigt) im Amte folgte. Von Sonnenwalde zog er als evangelischer Prediger nach Waiblingen und wurde 1541, da der Leipziger Rath die Hauptkirchen mit mehreren Predigern besetzte, nach Leipzig als Subdiakonus zu St. Thomas berufen, wie Weber in seinem evangel. Leipzig. S. 118 meldet. Im J. 1548 zog er abermals nach Waiblingen[1]). Wegen des Interimsstreites begab er sich von Waiblingen nach Zwickau und wurde den 18. März 1549 daselbst Pastor und in der Ordnung der vierte Superintendent. Er unterschrieb als Pastor nebst andern Predigern zu Wittenberg das Glaubensbekenntniß der sächsischen Kirchen[2]). Von Zwickau zog er 1553 als Pastor zu St. Michaelis nach Zeitz[3]), und den 9. December des nämlichen Jahres wurde er als Pastor an die Thomaskirche in Leipzig berufen, welches Amt er bis zum 13., oder 15. oder 16. Januar 1565, da sein Ende erfolgte, verwaltete. Wegen seines hohen Alters erhielt er Justus Menius und nach dessen Tode Heinrich Salmuth zu Substituten. Er schrieb Bedenken von Haltung eines Concilii 1541. — Vorschlag wie in Religionssachen die Einigkeit hergestellt und die Streitigkeiten aufzuheben seien 1544, abgedruckt in *L. M. Fischlini* supplem. ad memorias theologor. Wirtemberg. S. 243 — 274. vergl. S. 22. Th. 1. (*Rotermund.*)

HALÄ (Ἅλαι), 1) ein Städtchen in Böotien, südöstlich von dem Flusse Platanios, der äußerste Ort gegen das opuntische Lokris, dessen Gränzscheide jener Fluß macht*). Der Name deutet auf Salzquellen. 2) Ein kleiner Ort am saronischen Meerbusen in Attika zur Phyle Kekropis gehörig. 3) Ein andrer Ort in Attika, zur Phyle Ägeis gehörig und durch den Beinamen Araphenides von dem vorigen unterschieden. 4) Ein Städtchen auf der Insel Kreta, an der Küste unweit Lebena gelegen**). (*R.*)

HALACHAH (הלכה), d. h. der Weg, die Ordnung, Schlichtung, Entscheidung. Im letzten Sinne gebrauchen es die Rabbinen, um damit zu bezeichnen: die Entscheidungen über schwierige und zweifelhafte Stellen im Talmud. Jedoch heißt nur die Entscheidung eines promovirten Rabbi, dessen Lehrer entweder gestorben oder wenigstens 12,000 Schritte entfernt lebt, Halachah. Es gibt eine große Sammlung solcher Entscheidungen für die talmudischen Bücher, unter dem Titel: גדולות הלכות, d. h. die großen Entscheidungen. Älteste Ausgabe. Vened. 1548. Auch kommen in einzelnen Commentaren z. B. des Maimonides Entscheidungen vor. Ferner ist in der talmudischen Literatur berühmt: הלכה עולם Halachah Olam, eine Einleitung in die Lesung des Talmud†). (*R.*)

Haladroma, s. Procellaria urinatrix.

HALAGE, hieß sonst in Frankreich der Zoll, den die Krone oder die großen Grundeigenthümer von den Waaren erhoben, die auf Messen und Jahrmärkte gebracht wurden. Das Wort ist mit dem Rechte durch

---

*lebrands* Hansische Kronik. — *Th. Rymer* acta publ. etc. T. I. Part. 3. — *Herm. Corneri* chron. apud *Eckard* script. rer. germ. II. — *de Westphalen* monum. ined. rer. Cimbricarum IV. — *Hr. Schöning* beskrivelse om den Domkirke i Throndhiem. — Det Danske Mag. 2 Bird.

*) S. Weyermann B. 3. Füßli's Künstlerlex.

1) S. *Mart. Crusii* Annal. Saxon. III, 637. 2) *Melanchth.* Opp. I, 144. 3) Schmidt's Zwickauer Chronik I, 592.

*) *Paus.* IX, 24. *Strabo* IX. p. 261 wo ἄλλας st. Ἅλαι steht. **) S. Mannert's Geogr. v. Griechenl. S. 714.

†) Vgl. Talmud.

die Revolution zu Grabe getragen, die zweite Bedeutung des Worts oder das Recht einiger Handwerker oder Innungen gewisse Waaren unter den Hallen der Stadt Paris auszustellen, ist im gemeinen Leben, wenn schon jene besondere Begünstigungen beseitigt sind, doch im gemeinen Leben für die, die sich dort einmiethen, noch immer im Gebrauche. (*H.*)

HALAGI, (Konstantin), ein Piarist in Ungarn, ein glücklicher lateinischer Dichter, geboren zu Unghvar aus einer adeligen Familie am 15. August 1698. Nachdem er in dem Orden der Piaristen die Schuljugend mehrere Jahre in den Humanioren mit Beifall unterrichtet hatte, wurde er Rektor des Piaristencollegiums zu Prividia und stand demselben mehrere Jahre vor, bis das Podagra ihn nöthigte, sich in den Ruhestand zu begeben. Er dichtete mit vieler Leichtigkeit lateinisch, auch aus dem Stegreife und selbst unter dem Schmerze der Gicht, den er mit der Leier lindern zu können versicherte. Noch eine halbe Stunde vor seinem Tode (1752) verfertigte er, über sein Befinden gefragt, unter den größten Schmerzen, und, das Bild des gekreuzigten Heilandes anblickend, die zwei Disticha:

Constantine jaces prostratus: desere mundum;
At nihil est mundus, deseris ergo nihil.
Viventi Jesu mihi portus eras; morituro
Adsis praesidium dulce decusque meum.

Im Druck erschienen von ihm: 1) Myrias versuum sine ellipsi et synaloephe editorum. Tyrnaviae 1738. 8. 2) Odarum libri III. Tyrnaviae 1742. 8. (Mehrere dieser Oden können sich mit den geschätzten Oden des Jesuiten Balde messen). 3) Epigrammatum moralium, aenigmatum ac tumulorum libri VII. Tyrnaviae 1744. 8. 4) Apologorum moralium libri VI. 5) Elegiarum unicus. Tyrnaviae 1747. 4. (*Rumy.*)

HALALE, nur ein Dorf in der Landschaft Kappadokien am Fuße des Tauros, aber bekannt, weil daselbst 175 die Gemahlinn Mark Aurels, Faustina, starb. (*H.*)

HALALI, der Ausruf, womit der Moment des Abfangens eines par Force gejagten Hirsches angedeutet wird. Die dabei geblasene Halalifanfare hat davon den Namen. (*W. Pfeil.*)

HALAS (spr. Halasch), ein freier Marktflecken im Klein-Kumanier-Distrikte in Niederungarn diesseits der Donau, an dem fischreichen Teiche Halas, der dem Orte den magyarischen Namen gab (von Kal, Fisch), 4 Meilen von Theresienstadt und 5 Meilen von Szegedin entfernt. Er besitzt eine katholische und reformirte Pfarre, 1718 Häuser, 1855 magyarische Familien und 8719 Einwohner, worunter 1045 kathol., 3303 reform., 75 evangelisch-luther., 11 griech. nicht unirte und 31 jüdische Mannspersonen und 4254 Weibspersonen sind. Seit 1821 ist hier ein reformirtes Gymnasium. Die Einwohner leben meistens von der Landwirthschaft. Während die Osmanen diesen Theil Ungarns inne hatten, wurde Halas sehr bedrückt und dem Scholter Comitate einverleibt, bis derselbe unter Leopold I. im J. 1692 wieder zu Kleinkumanien kam. In dieser Gegend befinden sich viele sandige Hügel, die den magyarischen Namen Buczka führen. (*Rumy.*)

HALASCHAR, oder, wie sie Arrowsmith schreibt, Kharaschar, eine Stadt Hochasiens, die nach dem Dsan Bün-si-ju-lu in dem Khanate Turfan am Flusse Kaida belegen und von den Schinesen erbauet ist. Sie soll sehr enge und klein seyn, nur 1½ Werste im Umfange halten, und 600 Mann Besatzung haben, die zugleich die Kornfelder bearbeiten. Ihre übrigen Bewohner sind Tataren und Torgoten, die vor der schinesischen Besitznahme durch die Dschungaren viel gelitten haben. Das oben genannte schinesische Werk setzt ihre Entfernung von Turfan auf 450 Werste, etwa 65 teutsche Meilen. In ihrem Gebiete hat sich seit 1771 der aus Rußland ausgewanderte Fürst Ubaschij mit seinen Hölöten niedergelassen*). (*G. Hassel.*)

HALA'SZI, HOLESSEN, ein magyarischer Marktflecken in der Wieselburger Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise jenseit der Donau, zur Herrschaft Ungrisch-Altenburg gehörig, an der Donau, mit einer eigenen römisch-katholischen Pfarre, 168 Häusern, 1292 magyarischen Einwohnern (1240 Katholiken und 52 Lutheranern), worunter 99 Bauern. Das Ackerland beträgt 2682 Joch, der Wiesengrund 657 Tagwerke, nebst vielen Gärten. Hier sind 5 Donaumühlen. An Vieh wurden vor einigen Jahren (nach Grulich in den vaterländischen Blättern 1820 April): Zugochsen 307, Melkkühe 144, anderes Rindvieh 244, Zugpferde 215, andere Pferde 58, Schweine 14, Schafe 341 gehalten. Die Waldung ist bedeutend: die Grundsteuer beträgt: 2158 fl. 29 kr., Domesticalkasse 815 fl. 38 kr. W. W. (*Rumy.*)

HALB, HALBE, HALBER. Alle hier nicht aufgeführte Artikel siehe unter den unzusammengesetzten Wörtern. (*R.*)

HALBAU, Stadt an der Tschirna und dem Hirtenwasser im Kreise Sagan des schlesischen Regirungsbezirks Liegnitz. Sie hat 1 Schloß, 1 schöne von Simonetti erbauete luther'sche Kirche, 2 Municipalgebäude, 115 Privathäuser, 83 Scheunen und Ställe und 739 Einwohner, worunter 727 Evangelische und 12 Katholiken, die sich gastweise zur Kirche von Niederhartmansdorf halten. Nahrungszweige sind Wollen- und Garnspinnerei, Landwirthschaft, etwas Krämerei und Garnhandel. (*Krug und Mützell.*)

HALB-BARYT (Mineralog.), dieß ist, nach Mohs, ein Geschlecht in der Ordnung der Baryte, welches folgende Arten umfaßt: 1) peritomen (Strontian), 2) diprismatischen (Witherit), 3) prismatischen (Schwerspath), 4) prismatoidischen (Zölestin) Baryt. (*Keferstein.*)

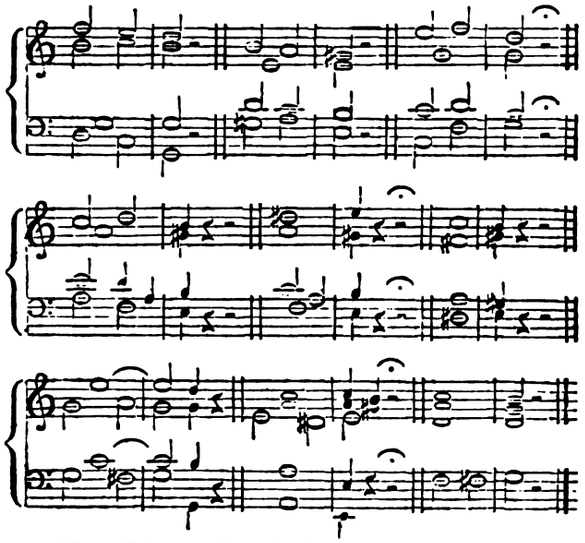
HALBBASS. Siehe die Artikel Baryton Bd. VII. S. 471 und Bass Bd. VIII. S. 45. (*Weber.*)

HALBBAUER, HALBSPÄNNER, unter diesem Ausdruck versteht man gewöhnlich: 1) einen Bauer, der

*) N. A. G. Eph. III, 886.

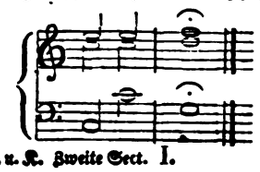
nur halb so viel Acker hat, als zu einem vollständigen Bauerngute gehören; 2) einen solchen Pächter, der ein Landgut um die Hälfte des Ertrags von dem Eigenthümer gepachtet hat. Im Hannoverschen und Braunschweigschen aber 3) einen Bauer, der wöchentlich nur mit ½ Spanne oder vielmehr alle 14 Tage mit einem ganzen Spanne den Dienst verrichtet. Indeß ist ein solches halbes Anspannegut oft sehr beträchtlich, und es gibt Halbspänner, die wohl 100 bis 150 Morgen unter dem Pfluge haben. In dem alten Halbgerichte Betmar des Herzogthums Braunschweig gab es sonderbar genug keinen einzigen Vollbauer oder Ackermann, sondern bloß Halbspänner; so auch in den meisten ursprünglich wendischen Dörfern des Herzogthums. — Halbbauerei. Wenn man ein Gut oder Ackerstück um die Hälfte des jährlichen Ertrags verpachtet, so heißt dieß Halbbauerei. — Siehe Halbpacht. (*Schilling.*)

HALBCADENZ. Diesen Namen pflegen die Musiker jedem Einschnitte, Absatze, oder Ruhepunkte auf der Dreiklangharmonie der fünften Stufe der Tonart, auf der Harmonie V., beizulegen; z. B.



Man sieht, daß solche Halbcadenzen auf die verschiedentlichsten Arten vorkommen können, daß sie übrigens größten Theils etwas ganz Anderes sind, als das, was wir im Artikel Cadenz als das Wesentliche des Begriffes einer Cadenz bezeichnet haben.

Manche nennen übrigens auch jeden Ruhepunkt auf der Vierklangharmonie der fünften Leiterstufe, auf der Harmonie V7, gleichfalls Halbcadenz; z. B.



und wieder Andere legen den Namen Halbcadenz sogar auch der Harmonienfolge IV–I, der plagalischen Cadenz (s. Cadenz XIV. 2te Abth. S. 16), bei; durch welches Alles der terminus technicus Halbcadenz vollends alle bestimmte Bedeutung verloren hat. (*Gfr. Weber.*)

HALBE APPLICATUR (ital. mezza manica), nennt die Musiksprache bei Geigen und geigenähnlichen Instrumenten diejenige Lage der linken Hand des Spielers, wo sie sich ungefähr in der Mitte der Länge des Halses, also weder zunächst bei den Wirbeln, noch auch schon ganz wider das Corpus oder den Kasten, sondern zwischen beiden ungefähr in der Mitte befindet, wie z. B. wenn der erste Finger des Violinspielers auf der e̅-Saite auf den Ton g̅ oder g̅is gesetzt wird, — oder der erste Finger des Violoncellisten auf das c̅ oder c̅is der a-Saite u. s. w. (*Gfr. Weber.*)

Halbedelstein, s. Edelstein.

Halbe Farbe (Mezzotinto), s. Farbe, Färbung, Colorit.

HALBENDORF. Diesen Namen führen mehrere Dörfer in der königl. sächs. und königl. preuß. Oberlausitz. Merkwürdig ist Halbendorf im görlitzer Kreise des preuß. Reg. Bez. Liegnitz; nach dem Brande von 1786 wurde es durch den Grafen von Pückler ganz neu aufgebaut, und zwar in eine einzige, über 530 Fuß lange Gasse, in der jedes Haus einzeln, auch mehrere Gemeinbacköfen stehen. Zur Ehre des Wiederaufbauers befindet sich in der Mitte des Dorfs ein eiserner, 19 Fuß hoher, mit Inschriften versehener Obelisk. (*G. F. Winkler.*)

Halb erhobene Arbeit (bildende Kunst), s. Relief.

HALBER HUB. Der Krummzapfen eines Kunstrades steht auf dem halben Hub, wenn er mit einer Linie, die vom Mittelpunkte des Rades nach dem Stecknagel der Korb- oder Bläuelstange, gezogen wird, einen rechten Winkel macht. (*A. Schmidt.*)

HALBERSTADT (Albrecht von), ein alter teutscher Dichter, welcher zu Anfange des 13ten Jahrh. blühte, und, wenn wir dem Überarbeiter seines Gedichts trauen dürfen, am Hofe des gesangliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, wo er zur Unterhaltung dieses seines Gönners die ovidischen Metamorphosen in teutsche Reime brachte. Dieses Werk, handschriftlich (vielleicht) zu Wien in der kaiserl. Bibliothek aufbehalten, ist uns bisher nur in einer Überarbeitung von Georg Wickram von Colmar aus der Mitte des 16ten Jahrh. bekannt geworden: Metamorphoseon libri XV. Verteutscht durch Albertum von Halberstadt. Mainz 1545. fol. Wiederholt Ebend. 1551. fol. unter dem Titel: P. Ovidii Nasonis, des aller sinnreichsten Poeten Metamorphosis ꝛc. Auch Frankfurt a. M. 1551. fol. 1581. fol. 1609. 1625. 1631., alle drei 4. Albrechts Antheil am Titurel ist nicht zu erweisen*). (*R.*)

*) Museum für altt. Lit. und Kunst. I. S. 134. 564. Jöcher's Lexikon, unter dem Artikel: Minnesinger.

HALBERSTADT (Konrad), aus Halberſtadt, ein Dominikaner, war 1321 auf dem Ordenskapitel zu Florenz als Diffinitor von Sachſen gegenwärtig, hat verſchiedene Schriften hinterlaſſen, z. B. de regno Romanorum, Summa studentium, mensa philosophica et responsorii Curiosorum. Lübec. 1476. fol. Lectura in Jobum, Sermones u. ſ. w. iſt aber hauptſächlich deßwegen merkwürdig, weil er zuerſt nach Hugo Cardinalis anfing, Concordantien über die heilige Schrift zu verfertigen. Der Titel heißt: Concordantiae majores Bibliorum. Am Ende: Opus hoc Cõcordantia 4 majo 4 quod utiq; summa cũ cura et opa p. oia allegationũ loca castigavim9. — Impensis Anth. Koburger Nurnbergk 1485. fol. maj. Vergl. Panzer älteſte Buchdruckergeſch. Nürnbergs, S. 92 f. Auch in Speier erſchien in dieſem Jahre eine Ausgabe, und vermuthlich gibt es noch eine ältere, ohne Jahr und Ort. (*Rotermund.*)

Halberstadt, (geogr.) ſ. am Ende dieſes Bandes.

HALBER TON wird im Sprachgebrauche der Muſiker gewöhnlich I. das Verhältniß zweier Töne gegen einander genannt, deren einer um eine Claviertaſte höher iſt als der andere, wie z. B. e–f, oder f–fis, fis–g, g–as, g–gis, u. dgl.

Man ſieht leicht, daß hiernach der Name halber Ton zum Theil ganz verſchiedenartigen Intervallen beigelegt wird, deren Weſenheit ſowohl an ſich, als ihre Verſchiedenheit hier aus einander zu ſetzen, nützlich ſeyn wird.

a) Bekanntlich nennt man den Abſtand von einer Stelle unſeres Notenlinienſyſtemes bis zu der nächſt höheren oder tieferen überall eine Stufe; — eine Note, die um eine Stelle höher auf den Notenlinien ſteht, als die andere, nämlich die eine z. B. auf einer Linie, die andere über oder unter derſelben, z. B. e–d, d–e, e–f, u. ſ. w. heißt um eine Stufe von jener entfernt. Von zwei Noten, deren eine ſolcher Geſtalt um eine Stufe höher als die andere iſt, nennt man die untere die erſte, prima, oder die Prima, die höhere aber die zweite, secunda oder Sekunda, und auch das Intervall, der Unterſchied beider Tonhöhen, wird Sekunde genannt.

Nun findet man aber, wie gleichfalls bekannt, ſchon in der Reihe der ſo genannten natürlichen Töne, Sekunden von verſchiedener Größe, oder mit andern Worten, es erſcheint, ſchon in der Reihe der Untertaſten, der Schritt von der einen zur nebenan liegenden, bald größer, bald kleiner, je nachdem er nämlich entweder den Raum vom Tone der einen Taſte bis zu dem der nächſt höhern beträgt, wie z. B. e–f, oder H–g oder den, bis zur zweitfolgenden, ſo daß zwiſchen der tieferen, und der höheren Taſte, noch eine zwiſchen inne leer liegen bleibt, z. B. f–g. Sekunden dieſer letzteren Art nennt man große, jene erſteren aber kleine Sekunden. Außer den, in der Reihe der natürlichen Töne liegenden zwei kleinen Sekunden H–c und e–f, laſſen ſich, mittels chromatiſcher Erhöhung oder Erniederung, des einen Tones, oder beider, auch noch unzählige andere kleine Sekunden nachbilden, z. B. fis–g, cis–d, gis–a, dis–e, ais–h, eis–fis, his–cis, fis–gis, a–b, d–es, g–as, c–des, f–ges, b–ces, es–fes, as–bes u. ſ. w.

Manche nennen nun die große Stufe oder große Sekunde auch ganze Stufe, die kleine aber halbe, weil dieſe, wie erwähnt, gewiſſer Maßen nur halb ſo groß iſt als jene; und zuweilen gebraucht man in eben dieſem Sinne auch den Namen: ganzer und halber Ton, in welchem Sinne dieſer letztere alſo gleichbedeutend iſt mit dem Worte: kleine Sekunde, und alſo das Verhältniß zweier Töne anzeigt, deren eines um eine Stufe, jedoch nur von Einer Claviertaſte, höher iſt als das andere.

b) Aber auch ein ganz anderes, von der kleinen Sekunde weſentlich verſchiedenes Intervall wird häufig gleichfalls mit dem Namen halber Ton belegt, nämlich das Verhältniß zweier Töne, welche beide auf einer und derſelben Notenſtelle ſtehen, deren einer aber um eine Taſte höher oder tiefer iſt als der andere, oder mit andern Worten die übermäßige Prima, z. B. g–gis, as–a, e–eis, es–e, u. dergl. [2]).

Wie weſentlich verſchieden dieſe Bedeutung des Wortes halber Ton von der vorhin erwähnten iſt, wird aus folgenden Betrachtungen erhellen.

Die übermäßige Prima iſt zwar freilich rückſichtlich der Taſtenzahl der kleinen Sekunde oder kleinen, ſo genannten halben Tonſtufe gleich, (denn die übermäßige Prima, z. B. g–gis, beſteht, gerade wie die kleine Sekunde g, z. B. g–as, aus zwei Tönen zweier unmittelbar neben einander liegenden Taſten, und beide ſehen einander auf dem Claviere vollkommen ähnlich). Sie ſind aber dennoch beide weſentlich verſchieden. Denn zwei Töne, welche gegen einander eine übermäßige Prima ausmachen, ſtehen beide auf einer und derſelben Notenſtelle, nur durch ein chromatiſches Zeichen verſchieden; beide erhalten ihre Benennung von einem und demſelben Buchſtaben, nur wird der eine von dem andern durch eine chromatiſche Anhängſylbe is oder es ausgezeichnet, z. B. Ges–G, G–Gis: dieß Alles iſt anders bei der kleinen Sekunde; dort ſteht jeder der zwei Töne auf einer anderen Notenſtelle, und jeder wird durch einen anderen Buchſtaben bezeichnet, z. B. Fis–G, G–As u. ſ. w. — Ja wenn man in Anſchlag bringt, daß z. B. der Ton Gis eigentlich nicht ganz ſo hoch iſt oder ſeyn ſollte als der Ton As [2]), ſo erſcheint aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet das Intervall G–Gis in der That auch nicht ſo groß, als G–as.

Die zuerſt erwähnte große Ähnlichkeit der kleinen Sekunde und der übermäßigen Prima iſt nun wohl die Urſache, warum man der übermäßigen Prima eben ſo wie der kleinen Sekunde den Namen halber Ton

1) Vgl. m. Theor. 2te Aufl. §. XXXVII. 2) Vgl. meine Theor. d. Tonſetzk., 2te Aufl. §. XIX.

beigelegt hat; — auf die zuletzt erwähnte Verschiedenheit aber gründet es sich, daß man, zu näherer Unterscheidung, die kleine Sekunde großen halben Ton nennt, die übermäßige Prima aber kleinen halben Ton. (Freilich ein etwas wunderlicher und jeden Falls unklarer Sprachgebrauch)!

Oft wird der kleine halbe Ton auch chromatisches Intervall genannt (weil die zwei Töne nur um so viel von einander verschieden sind, als ein chromatisches Versetzungszeichen ausmacht), oder auch chromatischer halber Ton, oder Semiton; und in dessen Gegensatze heißt die kleine Sekunde oder der große halbe Ton auch diatonischer halber Ton.

Am besten wäre es eigentlich wohl, von allen diesen absonderlichen Benennungen gar keinen Gebrauch zu machen, sondern bei den bestimmten Ausdrücken: kleine Sekunda und übermäßige Prima festzuhalten, wodurch auf Einmal die wunderliche Unterscheidung von großen halben, und kleinen halben Tönen, erspart wäre.

Eben so sollte man auch den Ausdruck halbe Stufe lieber überall ganz vermeiden, indem man auch darunter bald übermäßige Primen, (chromatische oder kleine halbe Töne) bald auch kleine Sekunden, (diatonische oder große halbe Töne) versteht, durch welches Alles ebenfalls leicht Begriffverwirrung entsteht, welche nur sehr mühsam durch die Anhängsel große und kleine halbe Stufe vermieden wird.

II. Im Gegensatze der unter Ziff. I. erwähnten Bedeutungen des Wortes halber Ton, wo es als Bezeichnung eines Intervalles erschien, wird eben dieses Wort zuweilen auch gebraucht, um einen Ton für sich allein anzuzeigen, indem man nämlich mitunter auch jeden, durch ein chromatisches Versetzungszeichen erhöhten oder erniederten Ton, und namentlich sämmtliche Töne der Obertasten unserer Claviaturen, halbe Töne, Semitöne zu nennen pflegt[3]). (*Gfr. Weber.*)

Halbfenster, Bastardfenster, Mezzanine, s. im Art. Fenster.

Halbfläche, s. Fläche.

**HALBGEBURT**, ist die Verbindung durch Erzeugtsein von demselben Vater, aber verschiedenen Müttern, oder von derselben Mutter, aber verschiedenen Vätern. Weder in der Lehre von der Blutschande, noch in den von den Eheverboten, oder der Alimentenpflicht hat dieselbe als Gegensatz der Vollgeburt rechtliche Bedeutung, sondern nur im Gebiete des Erbrechts, vorzüglich der Intestaterbfolge. Das römische Recht legte ihr zwar nicht, wie oft[1]) behauptet worden ist, die Wirkung bei, daß die Erbmasse nach dem Ursprunge der einzeln darin befindlichen Stücke getheilt, dem Halbbruder vom Vater das vom letztern herrührende Gut u. s. w. zugesprochen werden müsse[2]); aber es gab auf den zwei nächsten Verwandtschaftsstufen der Vollgeburt den Vorzug vor der Halbgeburt: zweibändige Brüder und Schwestern nebst ihren Kindern ersten Grades schließen einbändige Brüder und Schwestern aus; letztere so wie ihre Kinder ersten Grades aber wiederum alle übrigen Seitenverwandten[3]). Mannichfache Abweichungen hievon kommen im teutschen Rechte vor, 1) beruhend auf einer Volksansicht, die, durch das Sprichwort „Halbgeburt tritt einen Grad weiter" oder „das halbe Glied geht zurück" angedeutet, im Sachsenspiegel (Buch I. Art. 3. und Buch II. Art. 20.), so wie im Schwabenspiegel (Art. 256.) sich findet, und in alten Bildern zu ersterm[4]) auf folgende Weise versinnlicht wird: Von vier durch gleiche Kleidung als Brüder kenntlichen Personen liegt die eine todt, haltend Ähren oder Halme (die Erbschaft) die andre, gleich jener mit zwei zwei Köpfen versehen (vollbürtig) nimmt diese Ähren oder Halme in die Hand, während die beiden übrigen einköpfigen (halbbürtig), leere Hände ausstrecken. Dieses Sprichwort tritt z. B. ein: a) im Lübischen Recht[5]), nur sehr selten, nämlich insofern, als vollbürtige Vater- oder Mutterbrüder mit Kindern halbbürtiger Geschwister theilen; ein sonstiger Vorzug der Vollgeburt läßt sich nicht vertheidigen[6]); im Gegentheil ist das lübische Recht a. a. O. den Halbgeschwistern günstiger als das römische, indem es dieselben den Großältern, und beim Nachlasse abgesonderter Geschwister (s. Abschichtung Bd I. S. 173.) den Kindern ihrer vollbürtigen Geschwister vorsetzt: — b) nach dem würtenbergschen Landrecht (P. IV. Tit. 21), wonach Enkel vollbürtiger Geschwister mit halbbürtigen Geschwistern theilen. — c) In den nürnbergschen Statuten (P. III. Tit. 35. Art. 8.), welche vollbürtige Geschwister der Ältern halbbürtigen Geschwistern derselben vorziehen. d) weit mehr nach sächsischem Rechte; wo der Sachsenspiegel gilt, sind nicht nur vollbürtige Vaters- und Mutterbrüder mit Halbgeschwistern zu theilen befugt[7]) sondern es werden auch in allen Verwandtschaftsgraden die gleich nahen Halbbürtigen von den Vollbürtigen ausgeschlossen, die im einen Grad entferntern Vollbürtigen aber sind mit den halbbürtigen zu theilen berechtigt[8]). e) Endlich im preußischen Landrecht (Th. II. Tit. 3. §. 41.), wonach Halbgeschwister den vollbürtigen nebst deren sämmtlichen Abkömmlingen nachtreten. Sind keine solchen vorhanden, so tritt, wie nach römischem Rechte, Gleichheit der Voll- und Halbgeburt ein (§. 52. das.). — 2) Besser hingegen als im römischen Rechte wird die Stellung der Halbbürtigen: a) in Folge des Sprichworts „je näher dem Sipp, je

3) Vgl. m. Theor. 2te Aufl. S. XVII.

1) z. B. in der Const. Sax. 14. P. III. die den Satz abzuschaffen bestimmt ist. 2) S. Glück Intestaterbfolge 2te Ausg. 1822. §. 129.

3) Nov. 118. c. 3. pr. Glück a. a. O. §. 17. 127—131. 4) S. U. F. Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit Bd I. 1819. S. 84. 5) Th. II. Tit. 2. Art. 18 — 22. 6) Die Streitschriften s. bei Mittermaier Grundsätze d. teutschen Priv. 2te Ausg. §. 390. Not. 6. wo aber (Krohn) Anhang zur Abhandlung ꝛc. Lübeck 1749 beizufügen ist. 7) Siehe gründliche Gutachten bei von Hellfeld Repertor. jur. priv. Th. III. S. 1502 fg. und Westphal. teutsches Priv. Th. II. S. 481 fg. bloß im Königreiche Sachsen ist dieß durch Const. 18. P. III. nur gegen Halbgeschwisterkinder anwendbar erklärt. 8) S. *Kind quaest.* T. IV.

zu bewerkſtelligen, wähle ich hier einen Endpunkte B der gegebenen mit dieſer Weite BA einen Bo- nicht kleiner als der Halbumfang iſt. drei Mal in dieſen Bogen ein; in iſt E in gerader Linie mit A und B. an mit AE einen Bogen von noch ; durchſchneide dieſen aus E mit der und G. Endlich aus F und G mit ſchreibe man Bogen, die ſich ſchneiden, Mitte zwiſchen A und B. Daß auf Mitte zwiſchen A und B richtig beſtimmt Man denke ſich von F und G nach A linien gezogen. Da nun FA = GA auch ſind die Dreiecke AHF und AHG ſich die Winkel AHF und AHG einander erhellet, daß die Dreiecke EHF und en, folglich die Winkel EHF und EHG olglich die Summe AHF ✕ EHF = AHG nun alle vier Winkel zuſammen den gan- annen, der um den Punkt H beſchrieben olglich zuſammen 360° betragen, ſo ma- EHF zuſammen 180°, ſind alſo Neben- HA und HE in einer einzigen gera- welches das Erſte war.

AF = AE und FH = FE gemacht iſt, iecke AEF und FEH beide gleichſchenklig den Winkel AEF = HEF, der an der einen wie des andern Dreiecks liegt, mit . Folglich ſind AEF und HEF ähn- deren gleichliegende Seiten proportional verhält ſich EA zu EF wie EF zu EB. = 2AB; und EF = EC = √3. AH. ſich 2AB zu √3. AB wie √3. AB zu 3AB² = 2AB. EH oder 3AB = 2EH; B und folglich, wenn man beiderſeits EB BH = ½AB.

er Bogen AB (Fig. 4) zu halbiren.

der beiden Endpunkte des Bogens AB meſſer EA = EB ſind bekannt.

n Halbmeſſer EA beſchreibe man aus A EF und EG, beide gleich dem gegebenen Weite FB = GA beſchreibe man aus F die ſich ſchneiden in D. Mit der Weite man aus F und G Bogen, die ſich ſchnei- legt der Punkt C in der Mitte des gege- AB.

igkeit erhellet folgender Maßen. Wenn Verbindungslinien gezogen vorſtellt, ſo ſind AE, AEB, EBF ſich deckend und gleich- die Winkel FEA, AEB, BEF zuſammen und EB in einer geraden Linie. AB parallel. Welches das Erſte war.

ſo ſich in dem gleichſchenkligen Dreiecke rechte von B auf EG, die daſelbſt in H im Dreieck FEB, aus Gründen, die wir voraus ſetzen, FB² = FE² ✕ EB² ✕ glich hat auch FD² dieſelbe Größe. Im gleichſchenkligen Dreiecke FDG iſt E die Mitte der Grundlinie und DF ſenkrecht auf letzterer. Alſo FED ein rechtwinkeliges Dreieck, worin DE² = FD² = FE², folglich iſt DE² = EB² ✕ 2FE. EH oder da 2EH = EG = AB auch FE = AB und EB = EA, ſo iſt DE² = EA² ✕ AB². Das letztere Ergebniß verdient wohl beiläufig wörtlich ausgedrückt zu werden: nämlich wenn man mit der Weite FB aus F und G den Durchſchnitt D macht, ſo iſt deſſen Entfernung vom Mittelpunkte C, gleich der Hypotenuſe eines rechtwinkligen Dreiecks, welches den Halbmeſſer EA und Sehne AB zu Katheten hat. Alſo wenn man die Mitte K zwiſchen D und E ſucht und aus K, über DE, einen Halbkreis beſchreibt, der den fortgeſetzten gegebenen Bogen in I ſchneidet, ſo iſt DI = AB.

Da nun FC = DE gemacht war, ſo iſt auch in dem rechtwinkeligen Dreiecke FEC die Kathete EC gleich dem Halbmeſſer AE, folglich liegt der Durchſchnittspunkt C in dem Bogen AB; ſo wie er auch in der Linie DE liegt; welches das Zweite war.

Da endlich das Dreieck AEB gleichſchenkelig und EC ſenkrecht auf FG, folglich auch auf AB iſt, ſo iſt der Winkel AEC gleich dem Winkel BEC, folglich C die Mitte des Bogens AB.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß dieſe Auflöſungen ſich auf Sätze gründen, welche in dem Syſtem der Geometrie zum Theil viel ſpäter vorkommen, als die Aufgaben ſelbſt, und daß die Beweiſe dieſer Auflöſungen, wie man ſchon an den obigen beiden Beiſpielen ſiehet, etwas weitläufig werden können; allein das benimmt den Methoden nichts von ihrem Werthe, da hier nicht von ſyſtematiſcher Folge die Rede iſt. Sie ſind in ihren Gründen richtig, in der Ausführung ſcharf: ſie ſind nicht mit den Fehlern behaftet, die dem Lineale und deſſen Gebrauche ankleben; ſie ſind endlich ſinnreich und ſchon theoretiſch intereſſant. Der verſtorbene Maſcheroni, der ſie in ſeiner ſogenannten Geometrie des Zirkels zuerſt ausgeführt hat, legt vielleicht etwas zu viel praktiſchen Werth darauf; aber er hat ſich immer dadurch verdient gemacht. Da die geſuchten Punkte wie H, Fig. 3 und C, Fig. 4 durch Kreisbogen beſtimmt werden, die ſich ſchneiden, ſo muß man dahin ſehen, daß dieſe Bogen ſich nicht unter zu ſpitzen Winkeln ſchneiden.

*(G. U. A. Vieth.)*

**HALBIRT**, nennet man ein Orgelregiſter, welches nur ungefähr durch das halbe Klavier geht, z. B. wenn die Vox humana von $\bar{\bar{c}}$ bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$, oder auch von $\bar{\bar{a}}$ bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$, oder das Fagott von C bis $\bar{c}$ u. ſ. w. reicht. *(St.)*

**HALBKREIS**, jede der beiden gleichebenen Flächen, worin ein Kreis durch irgend einen ſeiner Durchmeſſer getheilt wird, alſo eine ebene Figur, die entſteht, wenn eine gerade Linie um ihren einen feſten Endpunkt in einer und eben derſelben Ebene gedrehet wird, bis ſie in die Lage kommt, die mit ihrer erſten anfänglichen Lage eine gerade Linie ausmacht.

Der Halbumfang, das ist die krumme Linie, welche der bewegte Endpunkt des Halbmessers bei der eben erwähnten Drehung beschreibt, verhält sich zu dem Halbmesser wie 3,1415926 zu 1. Oder wenn diese Zahl durch $\pi$, der Halbmesser durch r, der Halbumfang durch p bezeichnet wird, so ist der Ausdruck für den Halbumfang folgender $p = \pi r$.

Das Verhältniß des Halbmessers zum Halbumfange, welches Archimedes, und, wie es scheint, schon frühere Geometer untersucht haben, ist in neuern Zeiten, durch Methoden, welche die Alten noch nicht kannten, bis zu einer Genauigkeit berechnet worden, wobei man nicht um ein Vigintillliontheilchen des Halbmessers fehlt. Durch Zeichnung läßt sich ebenfalls leicht eine Grundlinie finden, welche dem Halbumfange sehr nahe kommt; z. B. auf folgende Art. Vom Endpunkte A (Fig. 1) des horizontalen Halbmessers trage man den Halbmesser in AE, ziehe CE verlängert. Durch den Endpunkt B des senkrechten Halbmessers ziehe man mit dem horizontalen eine Parallele, welche jene verlängerte in K schneidet, trage von K aus auf diese Parallele den Halbmesser drei Mal auf bis N, verlängere den senkrechten BC noch ein Mal so weit bis O, ziehe ON; dieß ist sehr nahe gleich dem Halbumfange. Es läßt sich nämlich zeigen, daß sie noch nicht um ein Sechszehntausendtheilchen des Halbmessers zu klein ist, also bei einem Halbkreise von sechszehn Fuß Halbmesser, den halben Umfang nicht um ein Tausendtheilchen eines Fußes, das ist nicht einen Skrupel zu klein gibt. Die Hälfte PN ist der Quadrant. Obgleich man nach Obigem das Verhältniß des Halbmessers zum Halbumfange genauer hat, als man es jemals braucht, so ist doch nicht zu läugnen, daß es theoretisch interessant seyn würde, statt einer Näherung, das Verhältniß absolut genau zu haben; was aber noch nicht gelungen ist.

Die Fläche des Halbkreises ist gleich einem Dreiecke, welches den Halbumfang zur Grundlinie und den Halbmesser zur Höhe hat; oder einem Rechtecke, welches den Quadranten zur Grundlinie und den Halbmesser zur Höhe hat. Bezeichnet man die Fläche des Halbkreises durch c, so ist $c = \frac{1}{2}\pi r^2$.

Eine merkwürdige Eigenschaft des Halbkreises, die schon von Thales über 500 Jahr vor Christus Geburt entdeckt wurde, ist die, daß alle Dreiecke, welche den Durchmesser zur Grundlinie und die Spitze im Umfange haben, rechtwinklige sind. Dieß gibt ein Mittel an die Hand, ein Werkzeug, welches einen rechten Winkel darstellen soll, zu prüfen, und eine Linie auf den Endpunkt einer gegebenen senkrecht aufzurichten.

Eine andere merkwürdige Eigenschaft ist die, daß der Halbmesser genau drei Mal in den Halbkreis eingetragen werden kann, wie in der Figur EA; EF; FD. Jede dieser Sehnen bespannt einen Bogen von 60°.

Ferner: wenn man mit der Sehne von 120°, das ist mit AF, aus A und D Bogen beschreibt, die sich in G schneiden, sodann mit der Weite CG aus A einen Bogen, der den Halbumfang in B schneidet, so ist B die Mitte des Halbumfangs; oder AB und DB sind die beiden Quadranten.

Man bemerke, daß nach dieser Methode der Halbumfang halbirt ist, ohne eine gerade Linie deßhalb gezogen zu haben: denn auch der Durchmesser AD braucht hier nicht wirklich gezogen zu werden, sondern der Punkt D ergibt sich durch das oben erwähnte dreimalige Eintragen der Weite CA. Alles geschieht hier mit den bloßen Zirkelspitzen. Eine solche Auflösung ist also von allen Fehlern frei, die durch Anlegen des Lineals, durch Unrichtigkeit dieses Werkzeuges selbst, durch Verrückung desselben und durch unsichere Führung der ziehenden Spitze entstehen können. Sonst kann man freilich auch die Halbirung dadurch bewerkstelligen, daß man von den beiden Endpunkten des Durchmessers A und D mit irgend einer beliebigen Weite, Bogen beschreibt, die sich in irgend einem Punkte G schneiden, und sodann von diesem Durchschnittspunkte nach dem Mittelpunkte C eine gerade Linie zieht, die dann senkrecht auf den Durchmesser stehet und den Halbumfang in seine beiden Quadranten theilt.

Wenn in einem Halbkreise ein kleinerer Vollkreis um den Punkt F (Fig. 2) beschrieben wird, dessen Durchmesser gleich ist dem Halbmesser des Halbkreises, so sind die beiden sichelförmigen Stücke zu beiden Seiten dieses kleinen Kreises zusammen genommen diesem kleineren Kreise gleich, nämlich halb so groß als der große Halbkreis.

Wenn über den Durchmesser eines Halbkreises, mit der Quadrantensehne ein Bogen AEB beschrieben wird, so ist das mondförmige Stück ABDE, die so genannte Lunula Hippocratis gleich dem Quadrate des Halbmessers. Denn der mit dem Halbmesser OA beschriebene Quadrant OAED ist gleich dem mit dem Halbmesser CA beschriebenen Halbkreise. Von beiden das halblinsenförmige Stück ACDE abgezogen, ist die Lunula gleich dem Dreiecke AOD. Und dieses besteht aus zwei Dreiecken, OCA und OCD, welche zusammen das Quadrat des Halbmessers machen.

Wenn in einem beliebigen Punkte E (Fig. 3) des Durchmessers eine senkrechte EG bis an den Umfang des Halbkreises gezogen wird, so ist diese immer die stetige mittlere zwischen den beiden Abschnitten des Durchmessers, nämlich es verhält sich immer, wo auch der Punkt E genommen wird, AE zu EG wie EG zu ED. Folglig ist immer das Quadrat von EG gleich dem Rechtecke, welches AE zur Höhe und ED zur Grundlinie hat, oder das Quadrat der Ordinate ist gleich dem Rechtecke der Abscissen. Dieß ist die Kreisgleichung, die, wenn der Halbmesser = r, die Abscisse AE = x, die Ordinate EG = y gesetzt wird, folgenden Ausdruck gibt $y^2 = x\,(2r - x)$.

Wenn in einem Halbkreise über die beiden beliebigen Abschnitte des Durchmessers kleinere Halbkreise beschrieben und von dem großen weg genommen werden, so ist die Sichel (Arbelus), welche von dem großen Halbkreise übrig bleibt, an Fläche gleich dem Vollkreise, der die Ordinate zum Durchmesser hat, und ihr Umfang ist gleich dem ganzen Umfange des großen Kreises. Denn was die Fläche der Sichel betrifft, so ist

die Fläche des großen Halbkreises $= \frac{1}{8}\pi AD^2 = \frac{1}{8}\pi (AE \times ED)^2 = \frac{1}{8}\pi (AE^2 \times 2AE.\ ED \times ED^2) = \frac{1}{8}\pi AE^2 \times \frac{1}{8}\pi ED^2 \times \frac{1}{4}\pi AE.\ ED$, das ist: gleich den beiden kleinern Halbkreisen plus $\frac{1}{4}\pi$ AE. ED.

Also die Fläche der Sichel $= \frac{1}{4}\pi$ AE. ED, das ist $= \frac{1}{4}\pi EG^2$, welches der Ausdruck für die Fläche des Kreises ist, der die Ordinate zum Durchmesser hat.

Und was den Umfang der Sichel betrifft, so ist ihre äußere Begränzung der große Halbkreisumfang selbst; die innere aber bestehet aus den beiden kleinen Halbkreisumfängen. Diese aber sind zusammen dem großen gleich. Denn die Umfänge oder Halbumfänge der Kreise verhalten sich wie die Durchmesser oder Halbmesser. Ist nun z. B. die eine Abscisse AE, ein Viertel des Durchmessers, die andere ED, drei Viertel von AD, so ist auch der Halbumfang über AE ein Viertel und der über ED drei Viertel von dem über AD. Beide kleine Umfänge machen zusammen immer so viel wie der große.

Die Flächenräume hingegen würden in diesem Beispiele folgende seyn:

Die Fläche des Halbkreises über AD = 1 gesetzt ist die Fläche des Halbkreises über AE $= \frac{1}{16}$
Die Fläche des Halbkreises über ED $= \frac{3}{16}$
Beide zusammen $= \frac{1}{8}$
Also die Fläche der Sichel oder des Vollkreises über der Ordinate EG $= \frac{1}{8}$

*(G. U. A. Vieth.)*

HALBKREUZ, HALBKREUZER, so hießen, so lange der Johanniterorden zu Rhodus existirte, die weltlichen Ordensglieder, welche die strengen Gelübde nicht ablegten und nur schwuren, dem Orden treu und hold zu seyn; sie konnten daher zu jeder Zeit zurück treten. Indeß war diese Klasse von Ordensgliedern bereits zu Malta so ziemlich außer Gebrauch gekommen, und wurde auch nicht weiter von den Offizianten des Ordens gebraucht.

*(Rüder.)*

HALBKUGEL, (Mathem.), jedes der beiden gleichen Segmente einer Kugel, worin diese durch einen beliebigen größten Kreis getheilt wird; oder der körperliche Raum, welchen ein Halbkreis beschreibt, der um seinen festliegenden Durchmesser gedreht wird, bis er in entgegen gesetzter Lage in dieselbe Ebene kommt, worin er anfänglich lag.

Die Fläche der Halbkugel ist eine doppelt gekrümmte Fläche und kann als aus vielen schmalen Zonen bestehend angesehen werden, deren jede von zwei Parallelkreisen begränzt ist. Und wenn man die Ebenen dieser Parallelkreise erweitert, so begränzen sie Zonen auf der einfach gekrümmten Seitenfläche des Cylinders ABFE (Fig. 1), der mit der Halbkugel gleiche Grundlinie und Höhe hat. So ist GIKH eine Zone der Halbkugel und LNOM die damit zusammen gehörige Zone des Cylinders. Die Zone der Halbkugel, wenn sie sehr schmal ist, kann wie eine Zone eines Kegels GHX angesehen werden, und diese ist gleich einem Rechtecke, welches den mittlern Kreisumfang RV zur Grundfläche und die Breite der Zone, HK, zur Höhe hat; das ist $= \pi$. RV. KH, oder $= 2\pi$. TV. KH.

Die Zone des Cylinders, nämlich LNOM, ist aber gleich einem Rechtecke, welches den Kreisumfang PQ zur Grundlinie und die Höhe der Zone KW zur Höhe hat; das ist $= \pi$. PQ. KW oder $= 2\pi$. TQ. KW.

Diese beiden Flächen $2\pi$. TV. KH und $2\pi$. TQ. KW sind aber einander gleich, wie folgender Maßen erhellet. Die Dreiecke CTV und KHW sind einander ähnlich, weil sie bei T und W rechtwinklig sind und überdieß der Winkel VCD dem Winkel WHK gleich ist (jeder 90° — TVC). Die Seiten der genannten Dreiecke sind demnach proportional; es verhält sich CV zu TV wie KH zu KW, oder welches einerlei ist TQ zu TV wie KH zu KW. Folglich ist TV. KH = TQ. KW. also auch $2\pi$. TV. KH = $2\pi$. TQ. KW, das ist: die Fläche der Kugelzone ist gleich der Fläche der Cylinderzone von gleicher Höhe (KW).

Eine unmittelbare Folge daraus ist: alle Kugelzonen von gleicher Höhe haben gleiche Fläche, und die Summe aller Zonenflächen der Halbkugel, das heißt die ganze Fläche der Halbkugel ist gleich der ganzen Seitenfläche des Cylinders von gleicher Grundfläche und Höhe.

Auch ist folglich die Halbkugelfläche doppelt so groß als die Fläche ihres größten Kreises. Denn jene Cylinderfläche hat den Umfang $2\pi r$ und die Höhe r; sie ist also $= 2\pi r^2$. Die Fläche des größten Kreises aber ist $= \pi r^2$.

Daraus folgt ferner, daß die Halbkugelfläche gleich sei dem Kreise, der mit der Quadrantensehne beschrieben wird. Denn da das Quadrat der Quadrantensehne doppelt so groß ist, als das Quadrat des Halbmessers, und sich die Kreisflächen wie die Quadrate ihrer Halbmesser verhalten, so ist auch der mit der Quadrantensehne beschriebene Kreis doppelt so groß als der mit dem Halbmesser der Kugel beschriebene, nämlich $= 2\pi r^2$.

Überhaupt läßt sich zeigen, daß jede Segmentfläche (Calotte) der Halbkugel gleich ist dem Kreise, der mit der Sehne ihres halben Mittelpunktswinkels beschrieben ist. Es sei z. B. die Segmentfläche GDH, welche nach Obigem gleich ist der Cylinderfläche LEFM, $= 2\pi r$ FM oder $= 2\pi r$. DY oder (wenn wir DY = x setzen) $= 2\pi r x$. Nun ist der mit der Sehne DG beschriebene Kreis $= \pi DG^2 = \pi (DY^2 \times GY^2)$, oder wenn GY = y gesetzt wird, $\pi DG = \pi (x^2 \times y^2)$ und im Kreise ist $y^2 = 2rx - x^2$, folglich $\pi DG^2 = \pi (x^2 \times 2rx - x^2)$ $\pi DG^2 = \pi (x^2 \times 2rx - x^2) = 2\pi rx$, so wie es die Cylinderfläche LEFM oder die Calotte GDH auch war. Wenn x = r, daß heißt wenn DY = DC wird, so wird $2\pi rx = 2\pi r^2$, welches der obige Ausdruck für die Fläche der Halbkugel war.

Die krumme Seitenfläche des Cylinders mit seiner kreisförmigen Decke zusammen genommen ist $2\pi r^2 \times \pi r^2 = 3\pi r^2$, folglich verhält sich die Halbkugelfläche zu der krummen Seitenfläche des Cylinders mit seiner Decke zusammen genommen, wie 2 zu 3.

Die krumme Seitenfläche des senkrechten rechtwinkligen Kegels ADB, welcher mit der Halbkugel gleiche Grundfläche und Höhe hat, ist, wenn sie abgewickelt wird, ein Kreisausschnitt, dessen Bogen gleich ist dem Umfange des größten Kreises der Kugel, und dessen Halbmesser DA $= r\sqrt{2}$ ist. Wie sich also DA zu CA verhält, so verhält sich 360 Grad zu dem Winkel des genannten Ausschnittes, welches $= \alpha$ sei, das ist, es verhält sich $\sqrt{2} : 1 = 360 : \alpha$; also $\alpha = \frac{360}{\sqrt{2}}$ oder, welches einerlei ist, $\alpha = \frac{360.\sqrt{2}}{2} = 180.\sqrt{2} = 180.\ 1{,}4142135$

$= 254^\circ\ 33'\ 30''$, also der halbe Winkel des Ausschnittes $= 127^\circ\ 16'\ 45''$.

Die krumme Seitenfläche des Kegels ADB oder die Fläche des genannten Ausschnittes ist $= 2\pi r.\ \frac{r\sqrt{2}}{2} = \pi r^2\sqrt{2}$. Folglich verhält sich die Halbkugelfläche zu der krummen Seitenfläche des rechtwinkligen Kegels von derselben Grundfläche und Höhe wie $2\pi r^2$ zu $\pi r^2\sqrt{2}$, das ist wie $2 : \sqrt{2}$ oder wie $\sqrt{2} : 1$.

Wie oben die Halbkugelfläche als aus einer Menge schmaler Zonen bestehend, betrachtet wurde, so kann man sie auch als aus einer Menge sehr kleiner Dreiecke bestehend ansehen. Von den drei Spitzen jedes solchen Dreiecks ziehe man in Gedanken gerade Linien nach dem Mittelpunkte der Kugel, so entsteht eine sehr schmale dreiseitige Pyramide, welche das kleine Dreieck zur Grundfläche und den Halbmesser der Kugel zur Höhe hat. Ihr körperlicher Inhalt ist also $= \frac{1}{3}tr$, wenn t die Fläche des kleinen Dreiecks bedeutet. Ein Ausschnitt der Halbkugel wie GDHC (Fig. 2) ist als ein Aggregat solcher kleiner Pyramiden anzusehen und folglich gleich einer einzigen Pyramide, welche die Segmentfläche GDH zur Grundfläche und den Halbmesser zur Höhe hat.

Die Segmentfläche GDH war aber $= 2\pi rx$; folglich der Ausschnitt GDHC $= 2\pi rx.\ \frac{1}{3}r = \frac{2}{3}\pi r^2 x$.

Das Cylinderstück EFLM von der Höhe des Segments $=$ DY ist $= \pi r^2 x$. folglich: der körperliche Inhalt eines Halbkugelausschnittes ist zwei Drittel von dem körperlichen Inhalte des Cylinderstücks, welches die Höhe des Segments hat.

Wenn $x = r$, das ist DY $=$ DC wird, so wird der Ausschnitt die Halbkugel selbst, und diese ist also $= \frac{2}{3}\pi r^3$. Der Cylinder ABFE $= \pi r^3$. Der Kegel EFC oder, welches einerlei ist, der Kegel ABD aber ist $\frac{1}{3}\pi r^3$.

Also die Halbkugel ist zwei Drittel des Cylinders und das Doppelte des Kegels von gleicher Grundfläche und Höhe.

Oder: Kegel, Halbkugel und Cylinder von gleicher Grundfläche und Höhe verhalten sich wie 1, 2, 3.

Da endlich die Hälften sich wie die Ganzen verhalten, so verhalten sich Kegel, Kugel und Cylinder von einerlei Durchmesser und Höhe ebenfalls wie 1, 2, 3, welches das merkwürdige Verhältniß ist, welches Archimedes entdeckte.

(*G. U. A. Vieth.*)

HALBKUGEL, (im astronomischen Sinne), Hemisphäre, Hemisphaerium. Bekanntlich theilt jeder größte, d. h. aus dem Mittelpunkte der Kugel und mit dem Halbmesser derselben beschriebene, Kreis die Kugel selbst durch seine Ebene, und ihre Ober- oder Innerfläche durch seinen Umring in zwei gleiche und ähnliche Hälften: diese Hälften heißen Halbkugeln. Die Astronomie (und Geographie) versteht aber unter Halbkugeln namentlich diejenigen Hälften, in welche die scheinbare Himmelskugel, gleich wie unsere Erdkugel, durch den Horizont, Äquator und Meridian (vergl. diese Artikel) getheilt wird. Wenn wir auf einem großen ebenen Felde, oder, noch besser, auf der offenbaren See, einer unbehinderten Aussicht rings um uns her genießen, so scheint uns die Himmelskugel im Kreise auf der Erd- oder Meeresfläche aufzuliegen; wir dünken uns im Mittelpunkte einer Kreisscheibe zu stehen, welche die Himmelskugel für uns in eine sichtbare und eine unsichtbare, in eine obere und eine untere Halbkugel trennt. Dieser Trennung vermittels der Ebene des scheinbaren Horizonts entspricht der wahre oder astronomische Horizont, den man sich durch den Mittelpunkt der Erde, als den eigentlichen Mittelpunkt der eingebildeten Himmelskugel, mit jenem ersteren überall parallel gelegt denkt, und dessen erweiterte Ebene, wegen der unermeßlichen Entfernung der Himmelskörper*), gegen welche der Halbmesser der Erde beinahe verschwindet, zu den nämlichen Punkten des Himmels führt, so daß die beiden Halbkugeln, in dem ersteren wie im letztern Falle, für gleich zu nehmen sind, und von jedem ihrer übrigen größten Kreise, sie mögen eine Lage haben, welche sie wollen, immer eine ganze Hälfte über dem Horizonte steht. Es ist einleuchtend, daß für jeden Standpunkt des irdischen Beobachters ein anderer Horizont, und mithin also eine andere Theilung des Himmels in eine obere und untere Halbkugel gehört.

Der Äquator theilt dagegen die scheinbare Himmelskugel, gleich wie die Erdkugel, in die nördliche und südliche Halbkugel, deren erstere den Nordpol, und letztere den Südpol zum höchsten Punkte hat. Diese Theilung ist, im Gegensatze der vorigen, nach Maßgabe des Standpunktes veränderlicher, und die folgende durch den Meridian, eine feste Eintheilung, welche in Beziehung der Himmelskörper, die sie begreift, überall den nämlichen Sinn hat.

Die dritte astronomische Theilung der Kugel endlich in eine östliche und westliche Halbkugel bezieht sich auf den Meridian (Mittagskreis) des Beobachters, und ist also ebenfalls, jedoch nur mit Beziehung auf die Länge (geographische) veränderlich.

Außerdem muß nach der Theilung der Erd- oder jeder andern Planetenkugel durch den Erleuchtungs-

*) Wegen des Genaueren hierüber vergleiche den Artikel Parallaxe (Horizontal-).

gränzkreis in eine erleuchtete und dunkle Halbkugel Erwähnung geschehen, indem diese Theilung vermittels des Kreises bewirkt wird, auf dessen Ebene die, aus dem Mittelpunkte der Ferne gedachte Gerade perpendikular steht. Doch fällt die Halbirung durch diesen Kreis nicht genau aus, da die erleuchtende Kugel größer ist, als die erleuchtete, von welchem Verhältnisse, unter Mitberücksichtigung der Entfernungen, der Unterschied dieser beiden Halbkugeln abhängt. Von der Erdkugel werden aus diesen Gründen, wozu noch die Strahlenbrechung tritt, statt einer genauen Hälfte, 181° 32′ auf Einmal durch die Sonnenstrahlen erleuchtet.

Vergl. schließlich die Art. Himmel und Himmelskugel (künstliche). (*Nürnberger.*)

Halbkugel, Magdeburger, s. Guericke (Otto v.) und Luftpumpe.

Halblaute und Halblauter, s. Laute und Lauter.

HALBLEHMGIESSEREI, eine Art Herd- oder Kastenförmerei, bei der man sich, statt des weniger festen und weniger Genauigkeit zulassenden Sandes, des Lehms zur Bildung des Kerns bedient.

Die Halblehmgießerei findet ihre Anwendung beim Gießen durchbrochener und hohler Körper, unter andern beim Munitionsguß. (S. Herde und Kastenförmerei.) (*A. Schmidt.*)

HALBLEUTE, HALBMÄNNER, heißen diejenigen Pächter, welche von den ihnen überlassenen Gütern die Hälfte des Ertrags an den Eigenthümer abgeben, und weiter kein Pachtgeld bezahlen. (Siehe Halbpacht.) (*Schilling.*)

HALBMESSER, Linie vom Mittelpunkte eines Kreises oder einer Kugel nach dem Umfange. (Siehe die obigen Artikel: Halbkreis S. 229 ff. und Halbkugel S. 231 ff.). Die Benennung wird übrigens auch, außer bei dem Kreise, noch bei andern krummen Linien gebraucht. (*G. U. A. Vieth.*)

Halbmetalle, s. Metalle.

HALBMOND. In der Heraldik ist man gewohnt, den wachsenden halben Mond als das Wappen des osmanischen Reichs anzusehen. Dieß ist es jedoch nicht, und der halbe Mond ist bloß das Sinnbild des Reichs und der Nation; der Padischah hat kein anderes Wappen, als seinen Namenszug, welcher das jedesmalige große Statssiegel ausmacht. Indeß ist doch der halbe Mond auf die Flaggen der Osmanen gekommen; er ziert die Minarets der Moscheen; es gibt selbst einen Ritterorden, der diesen Namen in dem osmanischen Reiche führt, aber wohl der einzige auf der Erde ist, der nur zur Würdigung des ausländischen Verdienstes gestiftet ist. Als der Padischah Selim III. 1799 den Sieg Nelsons bei Abukir erfuhr, so sandte er demselben als Zeichen seiner besondern Achtung einen mit Diamanten von hohem Werthe besetzten halben Mond. Dieß veranlaßte den Seehelden, sich in der Folge den Titel eines Ritters des halben Mondes beizulegen, und selbst bei diplomatischen Unterzeichnungen, wie bei dem Waffenstillstande mit den Dänen, sich so zu nennen. Einem Manne, der mit den meisten Orden der Christenheit geziert war, wenigstens verdient hätte, sie alle zu tragen, verzieh man wohl die Eitelkeit, sich auch den einer ungläubigen Macht zuzueignen, aber der Padischah fand sich dadurch so geehrt, daß er beschloß, einen wirklichen Orden zu stiften, doch nicht für seine Unterthanen, denn diesen verbietet das Gesetz, dergleichen Auszeichnungen zu tragen, sondern für Ausländer, die sich um die erhabene Pforte Verdienste erworben haben. So trat 1801 der Orden des halben Mondes in das Leben, und wurde sogleich an eine Menge britischer Offiziere und einige fremde Diplomaten ausgetheilt. Derselbe besteht aus zwei Klassen: die erstere ist für Land- und Seeoffiziere von hohem Range, Botschafter und Gesandte; die zweite für andere Militär- und diplomatische Personen. Das Ordenszeichen besteht aus einem goldenen, eirunden, blauemaillirten Schilde, in dessen Mitte ein silberner Stern und unter demselben ein silberner halber Mond schwebt. Die Mitglieder der ersten Klasse tragen dieß am Rande mit Diamanten besetzte Zeichen an einem breiten rothen Bande über der Achsel und auf der linken Brust einen silbergestickten Stern, welcher eine strahlende Sonne bildet und in dessen Mitte das Ordenszeichen befindlich ist. Die Mitglieder der zweiten Klasse tragen nur das Ordenszeichen an einem schmälern rothen Bande um den Hals*). (*G. Hassel.*)

HALBMOND (der) (Ravelin oder Demi-lune) (Kriegsbaukunst), ein Außenwerk des Festungs-Polygons, bestehend aus zwei Facen, welche in einem ausspringenden Winkel zusammen stoßen. Ursprünglich von dreieckiger oder halbrunder Form und sehr kleinem Umfange, ist dieß Werk eine Erfindung der alten italienischen Baumeister, um das von ihnen in die Courtine (den Mittelwall) gelegte Thor zu decken. Den Namen Halbmond (Demi-lune) bekam es erst später, als Vauban, nach Busca's und Coehorn's Beispiele, ihn dadurch mit Flanken versah, daß er die Facen an ihrer Grundlinie noch einmal brach und zurückzog. Befindet sich innerhalb des Halbmonds noch ein kleines Werk (Réduit), so erhält er den Namen „zusammengesetzter Halbmond, (Demi-lune composée).

Die Halbmonde befinden sich in der Regel vor der Courtine und ihre Brustwehren liegen, gleich denen der Enceinte, auf einem Walle. Sie decken die Courtine und die Tenaille, verhindern das Enfiliren der Hauptflanken, und, wenn sie weit genug vorspringen, im Fall ihrer Erstürmung die gleichzeitige Wegnahme der beiden dahinter liegenden Bollwerke. Endlich vertheidigen sie das vor den Bollwerksfacen liegende Ter-

*) Kuhns Handbuch der Ritterorden S. 193 u. f. Daß schon früher ein Orden des halben Mondes unter den Osmanen bestanden, ist ganz irrig, obgleich Sansovino in den origine de cavalieri. Ven. 1566 und Ridolfi in den maraviglie dell' arte. Ven. 1648 es behaupten; denn diejenige Kette, die Mohammed II. dem Gentile Bellino, der sich durch seine Gemälde die Huld des Padischah erworben hatte, umhing, war kein Zeichen eines Ordens, sondern bloß ein kaiserl. Geschenk, das indeß den eitlen Maler verleitete, sich seitdem eques auratus zu nennen. Indeß wurde er auch nachher von der Republik Venedig wirklich zum Ritter von St. Markus ernannt.

rain in der Nähe und erhalten ihre eigne Vertheidigung durch die rückwärts befindlichen Bollwerksfacen des Hauptwalls, der sie beherrscht. (*Benicken.*)

HALBMUNDTODT (teutsches Privatrecht), werden z. B. in Baden die Personen genannt, deren Dispositionsfähigkeit zwar nicht ganz aufgehoben aber doch sehr beschränkt ist; dahin gehören nach badenschen Gesetzen, welche zu den neuesten und besten über die Geschlechtsvormundschaft gerechnet werden müssen, I. volljährige Frauen, nach folgenden Grundsätzen: 1) jede unverheirathete Frauensperson (auch die minderjährige, die der Vatergewalt entlassen ist) bedarf der Zustimmung eines Beistands, um gebunden zu werden a) durch unwiderrufliche Handlungen in Civilgerichten, sie mögen zur freiwilligen oder nicht freiwilligen Jurisdiction gehören, namentlich zur Errichtung von Ehepakten, Käufen, Schenkungen, Vollmachten, processualischen Vorträgen, Vergleichen; b) durch Verträge, die Vermögensverpflichtungen für die Zukunft bezwecken, namentlich Geldanlehen, Bürgschaften, Erbtheilungen, Verpfändungen, Verzichte und Quittungen. 2) Ehefrauen haben regelmäßig die Ehemänner als Beistände in den obigen Fällen nöthig; andre müssen sie erhalten: a) wenn der Mann eben abwesend ist; b) wenn ein Geschäft in Frage ist, wobei der Ehemann in Versuchung kommen könnte, seinen eignen Vortheil dem der Ehefrau vorzuziehen, wo die letztere Rechte und Vortheile zu Gunsten des Mannes aufgeben soll, z. B. Verpfändung ihrer Güter für Schulden des Ehemanns, Übernahme von dergleichen als Selbstschuldnerinn, Veräußerung ihrer Güter, oder Begründung von Verhältnissen, wodurch sie für Eheschulden, wie sie nach dem in Baden vorkommenden Errungenschaftssysteme denkbar sind, mehr als es das Gesetz mit sich bringt, haftpflichtig wird, z. B. wenn die Ehefrau eine solche Schuld als persönliche auf sich nimmt, folglich auf die Renunciation bezüglich auf die Errungenschaft verzichtet. — 3) Ausnahmen sind, daß keinen Beistand bedürfen a) Vogtsfrauen, d. h. solche, die zu Verwaltung einer Stats- oder Grundherrschaft im eigenen Namen oder als Vormünderinn zugelassen sind, mithin schon durch ihre rechtskundigen Diener berathen werden können; b) alle Frauenzimmer zu Erwerbung und Veräußerung einzelner Fahrnißstücke, zu sonstigen Verträgen über dergleichen Habe und zu allen der Haushaltsführung angehörenden Geschäften, ohne Rücksicht des Werthes, ferner zu Handlungen, die nur Verpflichtung ihrer Person bezwecken, z. B. Eheverspruch, Dienstvermiethung, zu widerruflichen Handlungen, z. B. Testamenten, endlich zu gerichtlichen Vorträgen in Ehe- und Untersuchungssachen; c) Gewerbsfrauen, d. h. solche, die einen Handel, Fabrik oder Handwerk als Eigenthümerinn oder Nießbräucherinn treiben, für solche Rechtsgeschäfte, welche durch die Natur des Gewerbes herbei geführt werden können. 4) Die Ernennung des Beistands geschieht nach freier Auswahl der bedürfenden Frau, welche aber hiezu auf Antrag jedes interessirten Dritten richterlich angehalten werden darf, durch obrigkeitliche Verpflichtung mittels Handgelübdes; nur der Vater einer Majorennen kann ohne diese Bestellung, wenn ihn die Tochter vor Gericht als selbst erwählten Beistand aufführt, handeln. Der Regel nach bleibt der einmal ernannte Beistand, bis entweder er oder die Frau erhebliche Gründe seiner Entlassung vorbringen; Betheiligung des Beistands beim vorseienden Geschäft, oder daß solches 4 Stunden von dessen Wohnsitz zu vollziehen ist, führt zu Aufstellung eines Interimsbeistands. 5) Er ist schuldig, in allen Geschäften, die seine Beiziehung erfordern, die Frau über die Räthlichkeit des Geschäfts sowohl, als die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln nach bestem Wissen zu belehren und zu berathen, diejenigen, die schriftlich geschlossen werden, mit zu unterschreiben, und, wenn er hiebei Betrug oder grobe Fahrlässigkeit verschuldet, sie zu entschädigen. 6) Wird die Zuziehung des Beistandes verabsäumt, so ist a) entweder der Frau das Geschäft nützlich, z. B. der Darleiher kann erweisen, daß das Geld ihr zum Vortheil verwendet worden; dann ist sie auch verpflichtet, b) im Gegenfalle hat zwar nie der Mitcontrahent, wohl aber die Frau, ihre Erben und sonstigen Rechtsnachfolger die Befugniß, es als ungiltig anzusprechen, ausgenommen aa) wenn durch den Vertrag eine Verbindlichkeit übernommen und bereits gänzlich erfüllt ist, bb) wenn durch denselben ein Recht der Frau aufgehoben, und später diese Aufhebung auf irgend eine Weise gültig anerkannt worden ist. 7) Berathung der Frau durch das zuständige Gericht muß eintreten a) wenn sie und ihr Ehemann oder Beistand über eine ihrer Angelegenheiten verschiedener Meinung sind, wenn der Ehemann sie nicht ermächtigen will, vor Gericht zu stehen, wenn er, während sie vor Gericht handeln will, mundtodt, abwesend oder minderjährig ist, b) wenn sie ihr Gut zu Tilgung ehemännlicher Schulden veräußern, oder in der oben bei 2. b) gedachten Weise für den Ehemann intercediren will. — Die Beamten müssen in allen diesen Fällen, nach hinlänglicher Information, worüber Akten zu halten sind, schriftlich ihre Zustimmung ertheilen, und falls sie Förderung des Besten der Frau betrüglich oder aus grobem Versehen unterlassen haben, Schadenersatz leisten. — II. Verschwender, denen vom Amte, wie den Frauen, Beistände gesetzt, und welche erst, wenn sie nun sich nicht bessern, vom Kreisdirektorium für mundtodt im zweiten Grade erklärt werden *).

(*Emminghaus.*)

HALBOPAL (Mineralog.). Der Halbopal (auch Pechopal, Holzopal, Leberopal, Quarz résinite commun), bildet eine Art der Sippschaft von Kieselhydrath; er ist bloß amorph, im Bruche flachmuschelig, zwischen durchscheinend und undurchsichtig, wachsglänzend, von weißer, grauer, rother, brauner Farbe, oft bandartig oder baumförmig gezeichnet, erscheint häufig knollenförmig, zuweilen als versteinertes Holz und hat übrigens die Eigenschaften des Kieselhydrathes, enthält 82, 75 Kiesel, 10, Wasser, 3, 50 Thon, 0, 25 Kalk, 3, 0 Eisen-

*) S. Trefurt badensches Civilr. 1824. S. 51. 58 fg.

oxyd (der Steinheimer nach Stucker's Analyse). Am häufigsten kommt er in Verbindung mit Basalt und vulkanischen Gesteinen vor, auf diese Art ausgezeichnet bei Steinheim unweit Hanau, in Ungarn bei Talke-Banya und Tokay (wo viel, in Halbopal versteinertes Holz (Quarz résinite pseudomorphique xyloide oder ligniforme, Xilopale) gefunden wird. In den Mergeln der tertiären Formationen, zeigen sich nicht selten Concretionen von Halbopal, dieß ist besonders der Fall bei St. Ouen, Menil-montant ꝛc. im Becken vor Paris; diese knollen- und nierenförmigen Massen sind unter den Namen von Menilith, Knollenstein, Quarz résinite subluisant bekannt, und bald als eigene Art, oder Gattung betrachtet worden. Werner stellte den Halbopal als dritte Art der Gattung des Opals auf, den Holzopal als vierte Art und den Menilith als eigenthümliche Gattung, in welcher er zwei Arten, den braunen und grauen unterschied. (*Keferstein.*)

HALBPACHT, nennt man den Vertrag, da ein Grundstück oder Nutzvieh einem Andern um die Hälfte der Früchte überlassen wird. Der Verpachter trägt alle Abgaben (arg. l. 39. D. VII. 1. und l. un. §. 3. D. XLIII. 10.), der Pachter aber allen die Fruchtgewinnung bezweckenden Aufwand. Remiß kann er auch bei den bedeutendsten Unfällen nicht begehren, weil die Grundsätze des Societätscontracts angewendet werden müssen (l. 25. §. 6. D. XIX. 2.). (*Emminghaus.*)

Halbpfeiler, s. Pfeiler.

Halbsäule, s. Säule.

HALBSCHATTEN, Penumbra, Pénombre. Von dem wahren oder Kernschatten (s. d. Art.) ist der Halbschatten zu unterscheiden, der zwischen Schatten und Licht liegt. Wenn nämlich der leuchtende Körper nicht als ein bloßer Punkt zu betrachten, sondern von einer gewissen Größe ist, so fallen die Umrisse der Schatten, welche dunkle, von ihm beleuchtete Körper ihm gegenüber werfen, nicht scharf begränzt aus, sondern zeigen rings um den Kernschatten noch einen blasseren Streifen, welcher im Gegensatze jenes, den obigen Namen des Halbschattens führt. Es ist derjenige Raum, wohin erleuchtende Strahlen nur von einigen, nicht aber von allen Punkten des leuchtenden Körpers gelangen können, weil der dunkle Körper die übrigen auffängt: die Gränze des Kernschattens fällt dahin, wo der leuchtende Körper vom beobachtenden Auge gesehen zu werden ganz aufhören würde; die Gränze des Halbschattens ist da, wo ein Theil des leuchtenden Körpers verdeckt zu werden anfängt. Diese vollkommen deutliche Erklärung macht eine Figur entbehrlich.

In der Astronomie ist die Betrachtung des Halbschattens bei der Lehre von den Finsternissen, sowohl den Mond- als den Sonnenfinsternissen, von Wichtigkeit. Die dunkeln Himmelskörper, Erde und Mond, werfen, der größeren Sonne gegenüber, einen konischen Kernschatten, welcher ringsum mit dem Halbschatten umgeben ist: dieser Halbschatten begreift also, nach der obigen Erklärung, alle diejenigen Punkte, denen ein größerer oder kleinerer Theil der Sonne durch den dunklen Körper verdeckt wird. Es leuchtet von selbst ein, daß die Intensität dieses Halbschattens von der Größe jenes verdeckten Theiles des leuchtenden Körpers abhängig ist, und daß die Dunkelheit nahe bei dem Kernschatten dichter ausfällt, sich von dort ab aber allmälig in's völlige Licht verläuft. Eben durch dieses unmerkliche Verlaufen des Halbschattens in den Kernschatten wird die Beobachtung des Anfanges einer Mondfinsterniß so unsicher gemacht, daß Lalande[2]) die daher rührende Ungewißheit für den Beobachter, auf mehrere Minuten anschlägt. Weiter ausgedehnt hat die Untersuchungen über die Grade der Dunkelheit in verschiedenen Stellen des Halbschattens und den Einfluß davon auf die Mondsverdunkelung de la Hire[3]). Auch bei den Sonnenfinsternissen umgibt den Kernschatten, den der Neumond alsdann auf die Erde wirft, ein Halbschatten, indem er auf der Erdfläche einen Kreis abschneidet, in welchem die Orte liegen, die nur einen Theil der Sonne durch den Mond verdeckt sehen. Die Gränze ist indeß um so weniger scharf zu unterscheiden, da von andern Punkten zurückstrahlendes Licht auf diese, im Halbschatten liegende Fläche geworfen wird. Es kommen aber auch noch aus einem andern Grunde die Erfahrungen bei dem Halbschatten nicht mit der Theorie überein, indem die ihn begränzenden Lichtstrahlen, indem sie an den Rändern der dunkeln Körper hinfahren, durch die Anziehung der letzteren eine Ablenkung von ihrem Wege erfahren, welche unter dem Namen der Beugung des Lichts bekannt ist, und worüber im Art. Licht das Ausführlichere vorkommen wird. Durch diese Anziehung werden jene vergirenden Gränzstrahlen dergestalt anders gerichtet, daß der zwischen sie fallende Raum des Halbschattens eine Breitung erfährt; und diese Erweiterung schließlich ist es, welcher Maraldi[3]), den Namen des falschen Halbschattens pénombre fausse) beilegt. (*Nürnberger.*)

Halbschatten in den zeichnenden Künsten, s. Schatten, Schattirung, Farbe und Färbung.

HALBSCHÜRIG, sagt man von der Wolle, wenn sie zum zweiten Mal abgeschoren wird, wo sie erst halb ausgewachsen ist. (*Schilling.*)

HALBSEIDNE ZEUGE, heißen solche Zeuge, die halb aus Seide und halb aus andern Substanzen, Wolle, Baumwolle oder Leinen gewebt sind. Die Kette kann das eine, der Einschlag das andre davon seyn. Die vornehmsten Fabriken in halbseidnen Zeugen besitzt Frankreich. (*Poppe.*)

HALBSOPRAN, ital. mezzo soprano, franz. second dessus, tiefer Sopran, zweiter Sopran, heißt diejenige Gattung menschlicher Singstimme, welche zwischen der Sopran- und der Altstimme ungefähr die Mitte hält, sich jedoch mehr jener als dieser nähert.

1) Astronomie. II. §. 1788. 2) In den Mémoires de Paris. Année 1711. 3) S. dessen dießfallsige Untersuchungen die in den Mem. de Paris f. 1723 stehen.

n Gewerken erhält, ohne vorher Zubuße gegeben zu ben.

Haldenspruch ist eine bergrechtliche Entscheidung, che beim Prozesse über Lagerstätte, nach vorangegan- er technischer Untersuchung, in Gegenwart der Par- n und in rechtlicher Form sogleich auf der Halde streitigen Grubengebäudes erfolgt.

Haldenzug, eine sich in einer sich ziemlich gleich- benden Richtung ausdehnende Reihe einzelner Hal- die gewöhnlich dem Streichen der darunter liegen- Gänge oder Stollen entspricht. (*A. Schmidt.*)

Halde, s. Duhalde.

HALDEN. So nennt man in Baiern, Tyrol und um Theile in der teutschen Schweiz Berge und Hügel, die nicht in Cultur genommen, das heißt, nicht mit Walde bestanden oder als Acker und Wiese benutzt sind. Wahrscheinlich entstand die Benennung von Bergen, wo einst Berg- oder Hüttenbau getrieben war. (*H.*)

Halden, s. Aldier, Aldionen. Th. II. S. 427.

Halden, s. Fridrikshald.

HALDEN (Arnold an der), bekannter unter dem Namen Arnold (oder nach der Landesaussprache Erni) aus dem Melchthal, einer der drei Stifter des Schweizerbundes. Er war gebürtig aus Unterwalden, wo der von König Albrecht I. gesetzte Reichsvogt Landenberg nach dem Willen seines Herren tyrannische Gewalt an den freien Einwohnern übte. Als Arnold wegen eines unbekannten Vergehens angeschuldigt war, ließ Landenberg ohne Urtheil und Recht seinem Vater Heinrich, der ihm wegen Anhänglichkeit an die angestammte Freiheit verhaßt war, das schönste Paar Ochsen wegnehmen. Heinrich widersetzte sich des Vogtes Diener, und als dieser äußerte, die Bauern können in Zukunft den Pflug selbst ziehen, (denn damals war noch, wie sich auch aus andern Gründen erweisen läßt, Getreidebau in Unterwalden), zerschmetterte ihm der aufgebrachte Arnold mit dem Stocke einen Finger. Arnold floh nach Uri, und hielt sich verborgen, aber dem greisen Vater, der des Sohnes Aufenthalt nicht verrathen konnte oder nicht wollte, ließ der Wütherich die Augen ausstechen. In Uri verband sich Arnold zur Rettung der Freiheit mit Walther Fürst, und mit dem wegen des ungerechten Druckes dort auch Trost suchenden Werner Stauffacher von Steinen im Lande Schwyz. Diese sind die hochgepriesenen drei Eidgenossen, die Stifter der Verbindung im Rütli, durch welche im J. 1308 die drei freien Reichsländer, Uri, Schwyz und Unterwalden von den widerrechtlich aufgezwungenen Vögten befreit, und der Schweizerbund begründet wurde.

(*Escher.*)

HALDENSLEBEN. So hieß im Mittelalter eine an der Ohre in Niedersachsen belegene Dynastie, die nach dem Aussterben seiner Besitzer das Erzstift Magdeburg vergrößerte und in der Folge zu dessen Holzkreise geschlagen wurde: der vorzüglichste Ort derselben, die Stadt Neuhaldensleben, hatte sich so sehr hervorgehoben, daß, als Magdeburg auf dem linken Elbufer ein Bestandtheil des 1807 errichteten Königreichs Westphalen wurde, man dieselbe zum Hauptorte eines Distrikts des Elbdepartements erkor, bei der Rückkehr unter seinen alten Beherrscher wurde sie der Hauptort eines Kreises. 1) Neuhaldensleben, der Kreis. Er macht einen Theil der Provinz Sachsen und dessen Regirungsbezirks Magdeburg aus, gränzt im N. an Gardelegen, im O. an Wolmirstedt, im S. an Wanzleben und Oschersleben, im W. an das Herzogthum Braunschweig, und enthält an Areale 12$^{30}$ QMeilen oder 263,201 preuß. Morgen, worauf 1821 65 Kirchen- und gottesdienstliche-, 309 Stats- und Municipalgebäude, 4190 Privathäuser, 162 Fabriken, Mühlen und Magazine und 5510 Ställe und Schoppen, in 1 Stadt, 53 Dörfern und 9 Weilern sich befanden. Der Einwohner waren 1821 32,484, worunter 15,790 vom männlichen und 16,694 vom weiblichen Geschlechte; 1824 wurden 32,416 gezählt und darunter 31,855 Evangelische, 486 Katholiken und 75 Juden. Im N. desselben zeigen sich einige Hügel, die mit den Dollnbergen zusammen hängen und stark bewaldet sind, übrigens ist die Oberfläche eben und wird von der Ohre bewässert, die hier die Brewer an sich zieht: aber auch die Aller entspringt in diesem Kreise bei Siersleben und wendet sich nach der braunschweigschen Gränze hin. Landwirthschaft ist die Hauptbeschäftigung der meistens wohlhabenden Bewohner, die mit ihrem Korne, Rübsamen, Holze und den Produkten der Viehzucht ihre gesammten Bedürfnisse hinreichend bestreiten können: 1821 zählte der Kreis 3867 Pferde und Füllen, 8699 Stück Rindvieh, 60,093 Schafe, wovon 22,401 ganz, 12,500 halb veredelt waren, 349 Ziegen und 5674 Schweine. Auch findet man Eisen, das zu Hundisburg gegossen wird, Vitriol, Steinkohlen in einem Bruche bei Wolfensleben, Braunkohlen in einem Bruche bei Marienburg, schöne Sandsteinbrüche und Tabakspfeifenerde, die die Fabrik zu Harbke unterhält, auch eine sonst mehr, als jetzt besuchte Heilquelle zu Moorsleben, das Amalienbad. 1821 waren 43 Wassermahlmühlen mit 54 Gängen, 85 teutsche und 1 holländische Windmühlen, 1 Roßmühle, 5 Öl-, 1 Walke-, 1 Papiermühle und 6 Ziegeleien im Gange: in Wolle arbeiteten fabrikmäßig 20, in Leinewand 84 Stühle, auch standen für die Hausweberei 310 Stühle zu Linnen in Bewegung. Kreisstadt ist 2) Neuhaldensleben, eine alte Stadt an der Ohre. Sie ist ummauert, hat 3 Thore, 2 Kirchen, 1 Hospital, 1 Bürger-, 4 Knaben- und Mädchenschulen, 30 Stats- und Municipalgebäude, 463 Privatgebäude, 10 Fabriken, Mühlen und Magazine, 651 Ställe und Scheunen, und 3912 Einwohner, worunter 3797 Evangelische, 43 Katholiken, die nach Althaldensleben pfarren, und 72 Juden mit eigner Synagoge. Die Nahrung besteht in Wollweberei, wofür 20 Stühle im Gange sind, in Hutmacherei, Gärberei, in Acker- und Tabaksbau, Viehzucht, Brauerei und Brennerei, auch wurden 1 Fajance- und 1 Bouteillenfabrik, 1 Vi-

triolhütte, 1 Zuckersiederei, die 1816 373 Zentner Rohzucker lieferte, und in der Nähe 1 Kupferhammer betrieben. Die Krämerei ist nicht unbedeutend und die Märkte besucht. Hier stand im Mittelalter eine der Festen, die Heinrich der Löwe errichtete, aber den Erzbischöfen bald ein Dorn im Auge wurde: Erzbischof Wichmann zerstörte sie und sie liegt seitdem in Trümmern. (*Krug und Mützell.*). 3) Althaldensleben, Pfarrdorf in dem nämlichen Kreise, das 150 Häuser und 1194 Einw. zählt. Es hat 1 luth. und 1 kathol. Pfarre, und besaß bis 1809, wo es unter der westphälischen Regirung zum Aussterben bestimmt wurde, ein kath. Cisterzienserkloster, dem die 3 Dörfer Althaldensleben, Vahldorf und Wedingen gehörten. Die Gebäude desselben und die zu dem Kloster gehörigen Grundstücke erkaufte 1810 der Fabrikant Nathusius zu Magdeburg, der darauf eine Merinoschäferei und eine große landwirthschaftliche Gewerbanstalt, eine ansehnliche Brauerei und Brennerei, 1 Steingutfabrik, 1 Steindruckerei, 1 Runkelrübenfabrik (vielleicht die einzige, die noch in Teutschland übrig ist) unterhält; auch werden in erstrer Schweizerkäse, Weinessig, Mostrich und Stärke bereitet. (*Stein.*)

HALDENSTEIN. Ein altes Schloß in Graubündten, von welchem das etwas tiefer liegende Dorf und eine zu diesem Schlosse gehörige Freiherrschaft ihren Namen erhalten haben. Diese Freiherrschaft war bis zum Jahre 1798 gänzlich unabhängig, und gehörte zu keinem der drei Bünde, obgleich im J. 1568 der Besitzer Gregor Carl von Hohenbalken gegen Versprechung des Zuzuges mit seiner Mannschaft bewirkte, daß sie unter den Schutz der drei Bünde genommen wurde. Der Besitzer hatte alle Souveränetätsrechte und 1612 erhielt Thomas von Schauenstein von Kaiser Matthias auch das Recht Reichsmünze zu prägen und den Freiherrentitel. Von seinem untern Gerichte konnte nur an ihn selbst appellirt werden. Die Herrschaft begriff außer dem Dorfe Haldenstein und dem alten Schlosse (das neue Schloß steht im Dorfe;) die jetzt zerfallenen Schlösser Grottenstein oder Krottenstein, und Lichtenstein; die Dorfschaft Pattánia, ehemals Sewils genannt, und einige Häuser und Güter auf dem Berge Solaz. Seit dem Jahre 1616 ist die evangelische Religion daselbst eingeführt. Die Freiherrschaft ist, nachdem sie durch verschiedene Hände gegangen, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an die Familie von Salis gekommen. Im J. 1798 hörte dieses Überbleibsel des uralten Zustandes von Rhätien auf, und die Freiherrschaft wurde mit dem Canton Graubündten vereinigt. Sie bildet jetzt einen Theil des Hochgerichtes der fünf Dörfer im Gottshausbunde. — Das Dorf Haldenstein liegt eine halbe Stunde nördlich von Chur auf dem linken Ufer des Rheines am Fuße des Berges Galanda. Es ist besonders bekannt geworden durch die daselbst im J. 1761 von Martin Planta und Johann Peter Nesemann von Magdeburg errichtete Erziehungsanstalt für Söhne aus wohlhabenden Familien, die bei dem damaligen Mangel [illegible] Bildungsanstalten in Bündten fürs praktische Leben sehr nützlich und auch von Jünglingen aus andern Theilen der Schweiz und aus Teutschland besucht wurde. Der Bundestag billigte und unterstützte das Unternehmen, und es wurde ein Theil des neuen Schlosses Haldenstein für die Anstalt eingerichtet. Im J. 1775 verlegte Ulysses von Salis dieselbe in sein im gleichen Hofgerichte gelegenes Schloß Marschlins, um desto besser Aufsicht führen und selbst Unterricht ertheilen zu können. Der bekannte Dr. Bahrdt arbeitete mit an der neuen Einrichtung. Allein eine Menge von Schwierigkeiten aller Art nöthigte den Herrn von Salis schon 1777 dasselbe eingehen zu lassen. (*Escher.*)

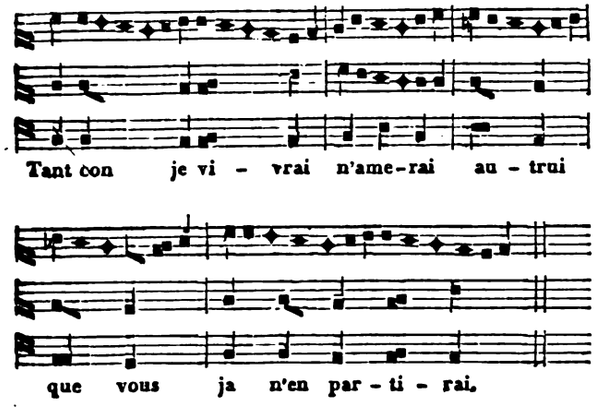
HALDIN (Olof), ein schwedischer Gottesgelehrter, geboren auf der Bauerhufe Hall im Kirchspiel Ullänger in der nordschwedenschen Provinz Ångermanland 1671. Nachdem er zu Upsala und Lund studirt und in Lund 1695 promovirt, 1696 in Stockholm ordinirt worden, ward er Hausprediger des Oberstatthalters Graf Gyllenstierna, 1698 Pastor zu Nosaby in Schonen; 1706 Pastor zu Engelholm in Schonen. Als die Dänen 1709 in Engelholm einrückten und ihm als Bezirkspropst anbefohlen, in den Kirchen seines Bezirks eine Verordnung verlesen zu lassen, deren Verlesung er dem Amtseid zuwider hielt, verbarg er die Verordnung mehrere Sonntage und lieferte dann das Original persönlich in Stockholm ab. Während seines Aufenthalts in Stockholm ward er zum Pastor der dortigen Ritterholmskirche ernannt 1711, er starb 1713. Er war ein gründlicher Gelehrter, und einer der größten Orientalisten, welche Schweden je hatte. Sein übertriebenes Studiren verkürzte seine Tage*). (*v. Schubert.*)

LE HALE (Adam de), ein für die Geschichte der Musik sehr merkwürdiger, und doch den meisten, selbst gelehrten Musikern bis jetzt unbekannt gebliebener Sänger (trouvére), d. i. Dichter und Komponist zugleich, wie es im 12ten und 13ten Jahrhunderte gewöhnlich war. Man wird daher diesen Mann in den größten uns bekannten, sowohl allgemeinen als besondern Werken vergebens suchen, weil seine in keiner Hinsicht geringen Arbeiten erst neuerdings aufgefunden worden sind. Seine Vaterstadt ist Arras, bekannte Hauptstadt und Festung des heutigen Departements Pas de Calais. (s. den Artikel Arras. Th. V. 401). Dieser seiner Geburtsstadt und seiner Mißgestalt wegen gab man ihm den Beinamen des Buckligen von Arras. Die Zeit seiner Geburt läßt sich zwar nicht auf das Genauste, aber doch ziemlich sicher um das Jahr 1240 bestimmen. Eben so wenig Zuverläßiges dürfte sich von seiner Jugendgeschichte auffinden lassen. Daß er sich aber Anfangs dem geistlichen Stande widmete und in der Folge diesem wieder untreu wurde, berichtet er selbst in seinem Abschiede von der Vaterstadt, welcher unter dem Titel: C'est li

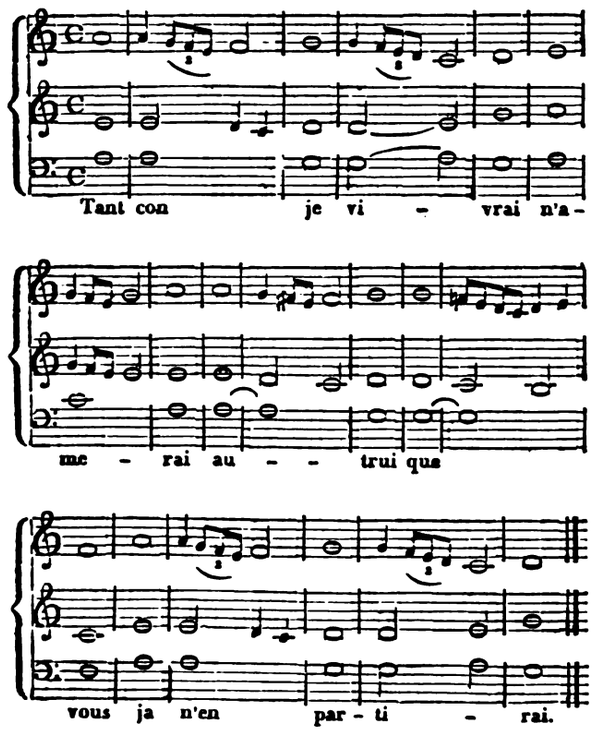
*) Nach *Georg Eezelius*, biographiskt Lexicon öfver namekunnige och lärde Svenske män. Stockh. 1778. Th. I. S. 389—392.

congiés Adan d'Aras uns von Herrn Méon in seiner neuen Ausgabe der fabliaux de Barbasan im 1sten Th. S. 106 von neuem mitgetheilt worden ist. Wenn der schnell ausgeführte Vorsatz, das Mönchsleben wieder zu verlassen und in den bürgerlichen Stand zurück zu kehren, eben sowohl von seiner Unbeständigkeit, als auch von einem gewissen Hinwegsetzen über das Urtheil seiner Zeit Beweise gibt: so wird die folgende Begebenheit dasselbe Urtheil nur noch mit dem Zusatze verstärken, daß ein heftiges und vorschnelles Gefühl in seinen jüngern Jahren Grundzug seines Wesens war. Er hatte sein Herz einer jungen hübschen Damoiselle geschenkt, von welcher er nach seiner Leidenschaftlichkeit so lebendig bezaubert war, daß er sie für die Reizendste ihres Geschlechts hielt, die alle Annehmlichkeiten der Schönheit und Anmuth in der lieblichsten Vereinigung besitze. Er hielt um sie an und hatte das unaussprechliche Glück, seine höchsten Wünsche erfüllt zu sehen. Sobald aber die Schöne seine Frau geworden war, wurde sie ihm so schnell und so sehr zuwider, als er sie vorher vergöttert hatte, daß er sich auch so geschwind, als möglich, wieder von ihr trennte. Er begab sich nach Paris und trat in das Gefolge Roberts, des Grafen von Artois, zu dessen Gebiet damals Arras gehörte. Als darauf dieser Fürst 1282 dem Herzoge von Alençon folgte, den Philipp der Kühne seinem Onkel, dem Herzoge von Anjou, Karl, dem damaligen König von Neapel, zu Hilfe sendete, um ihm der sicilianischen Vesper wegen gegen seine Feinde beizustehen: begleitete Adam de le Hale den Grafen auf seinem Zuge nach Unteritalien. Nach dem Tode Karls von Anjou 1285 wurde der Graf von Artois von der französischen Partei in Neapel zum Beherrscher des unruhigen Königreiches ernannt und er verweilte daselbst bis zum September des Jahres 1287, wo er nach Frankreich zurück kehrte. In dieser Zwischenzeit ist Adam in Neapel gestorben, wie man aus einer Art Drama sieht, betitelt, li Gieux du pélerin (das Spiel des Pilgers). Gewöhnlich, aber mit Unrecht, wird dieses Drama einem seiner Zeitgenossen, dem Jean Badel d'Arras zugeschrieben. Daraus ergibt sich auch, daß die Behauptungen der Herren Fauchet und La Croix du Maine, die sie, von Andern wieder abgeschrieben, in der allgemeinen Biographie des Hrn. Michaud aufgestellt haben, falsch sind, daß unser Adam als Mönch in der Abtei Vaurelles gestorben sei. Dieser Irrthum gründet sich auf den Umstand, daß Adam de le Hale nach seiner unglücklichen Verheirathung das geistliche Gewand wirklich wieder anlegte. Wann er es aber that und ob es vielleicht in der von den eben genannten Herren angegebenen Abtei geschehen ist, läßt sich mit Gewißheit nicht ausmitteln. Unser Adam war in der damaligen, in musikalischer Kunst noch rohen Zeit ein unternehmender und verständiger Verbesserer derselben und zeichnete sich vor Allem im Liede sehr bedeutend aus. Man hatte aber bis auf unsere Tage keine Proben aufzuweisen, auf welche Art er die Kunst des Gesanges verbesserte. Erst in den neuesten Zeiten gelang es dem Professor der Komposition an der königl. Schule der Musik zu Paris und Bibliothekar dieser Anstalt, Herrn Fétis, kostbare Handschriften von diesem Dichter und Komponisten in der ihm anvertrauten Bibliothek zu entdecken, was er uns in seiner von einer Gesellschaft Musiker, vom Februar dieses Jahrs an, begonnenen musikalischen Zeitschrift, Revue musicale etc. à Paris au bureau du journal etc. 8., bekannt gemacht hat. Zwar hatten bereits der gelehrte Abt Martin Gerbert und Burney zum Behufe ihrer geschätzten Werke über Musik auch diese Bibliothek mit umsichtigem Fleiße benutzt: sie haben uns aber nicht ein einziges Stück von unserm trouvére angeführt, sei es nun, daß die handschriftlichen Werke dieses Mannes ihrer Aufmerksamkeit entgangen waren, oder daß sie sich damals, wie so manche andere, noch nicht am besagten Orte befanden, was glaublicher ist. Jetzt sind diese merkwürdigen Manuscripte zu finden cotés 65 und 66 (fonds de Cangé) und 2, 736 (fonds de la Valliere) und bieten eine nicht geringe Anzahl Beispiele mit den nöthigen Noten dar. Besonders wichtig für die Geschichte der Musik ist die letzte Handschrift; sie enthält 16 dreistimmige Lieder und 6 Motetten von Adam de le Hale. Das Manuscript ist im Anfange des 14ten Jahrhunderts verfertigt und liefert uns also die ältesten, bis jetzt bekannten, mehr als zweistimmigen Kompositionen des 13ten Jahrhunderts. Die Lieder haben die Form des Rondeau und sind überschrieben: Li rondel Adan. Sie sind nicht mehr in der gewöhnlichen Art der Diaphonien, d. h. Gesänge, in denen die Stimmen in gleichen Noten mit einander fortschreiten, so daß sie eine ununterbrochene Folge von Quinten und Octaven bilden, wie man hinlängliche Beispiele in den Schriften des Guido von Arezzo und seinen Nachfolgern findet. Zwar folgen sich auch hier in diesen Liedern, wie man sogleich sehen wird, allerdings noch Quinten- und Octavenreihen, aber sie sind doch schon mit Terzen, Serten und entgegengesetzter Bewegung vermischt und enthalten Zusammenstellungen, denen eine gewisse Zierlichkeit vor den bis dahin gebräuchlichen keineswegs abzusprechen ist. Bei aller Unbeholfenheit, die das Zeitalter im Harmonischen nur noch zu sehr an sich trägt, sieht man doch hier schon mit Vergnügen einen nicht geringen Fortschritt zum Bessern. Sie bieten uns ein nothwendiges Mittelding zwischen der eigentlichen Diaphonie und den vollkommnern harmonischen Kompositionen. Jedermann hatte allerdings die Nothwendigkeit eines solchen Überganges von den Anfängen harmonischer Kunst bis zu der ausgebildeteren zu Ende des 14ten und vorzüglich des 15ten Jahrhunderts begriffen: aber es war kein Denkmal vorhanden, wodurch die Art des Fortschreitens durch ein geschichtliches Beispiel vor Augen gestellt werden konnte. In der Handschrift Nro. 2, 736 der Pariser königlichen Bibliothek findet sich folgender dreistimmiger Gesang, dessen Worte einer, natürlich jetzt veralteten Schreibart wir lieber gleich voraus übersetzen wollen. „So lange ich lebe, werd' ich nur Dich lieben. Andern werd' ich nie." Hier sind die Noten der damaligen und unserer Zeit.

Dreistimmiges Lied componirt von Adam de la Hale; königl. Handschriften Nro. 2, 736.



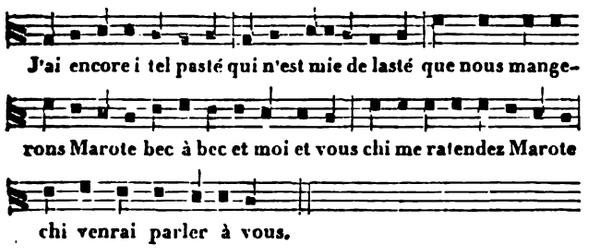

In unsere Noten übertragen:



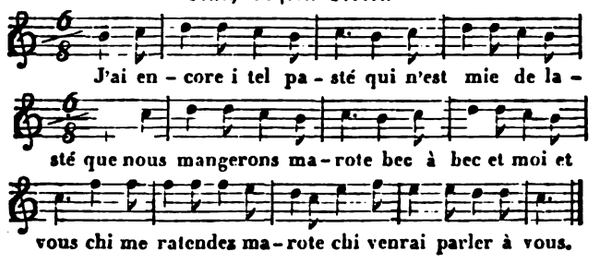

Nicht minder merkwürdige Eigenheiten liefern auch seine Motetten. Sie bestehen aus lateinischen Kirchengesängen, Antiphonen und Hymnen, für den Baß gesetzt, zu welchen eine oder 2 Stimmen eine Art von figurirtem Kontrapunkt machen. Zuweilen, was ganz mit dem Geschmacke jener noch rohen Zeiten übereinstimmt, bilden französische Liebeslieder die obern Stimmen, oder es sind die Worte von französischen weltlichen Gesängen dazu genommen. Diese sonderbare Vermischung des Weltlichen mit dem Geistlichen findet sich in jenen Zeiten auch bei andern Völkern und reicht bis ins 16te Jahrhundert. Sind doch auch in unserm Teutschland aus scherzhaften Volksliedern Choralmelodien gebildet worden und über den ernsthaftesten Motetten liest man nicht selten gar wunderliche Wortsätze, die dem musikalischen Stücke als Motto zur Bezeichnung dienten. Übrigens gründet sich in den kirchlichen Kompositionen Adams die ganze Motette mitunter nur auf eine einzige rhythmische Figur irgend eines gewöhnlichen Kirchengesanges, die oft 10 bis 12 Mal im basse contrainte (s. contrainte basse) wiederholt wird, was einen klaren Beweis liefert, daß diese Art musikalischer Bearbeitung gar nicht so neu ist, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die meisten der Motetten unsers Komponisten waren für Processionen bestimmt und wurden auch bei diesen Feierlichkeiten gesungen. Wie viele solcher, die Geschichte der Tonkunst wesentlich fördernden Kompositionen mögen noch in Kloster- und Städtebibliotheken in Staub vergraben liegen!

So wichtig diese bereits erzählten Gegenstände dem Geschichtsforscher der Kunst auch sind: so bleibt doch noch vor allen Werken Adams de le Hale ein Werk zu bezeichnen übrig, das für sich allein schon im Stande wäre, den Ruf dieses, zufällig bis jetzt fast ganz vergessenen, selbst gelehrten Musikern kaum dem Namen nach gekannten Sängers unsterblich zu machen. Es ist nämlich die älteste komische Oper, welche bis zur Zeit aufgefunden worden ist. Sie hat den Titel: Le jeu de Robin et de Marion. Abschriften davon bieten die Manuscripte des Königs N. 2, 736 (fonds de la Valliére) und N. 7, 604 (ancien fonds). Nach diesen Handschriften hat die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Paris 1822 dieses Gesangspiel drucken lassen, und zwar nur in 25 Exemplaren, um es unter ihre Mitglieder zu vertheilen. Das Büchelchen enthält 100 Octavseiten. Die Oper ist in Scenen getheilt, in denen der Dialog mit Gesängen wechselt. Man findet darin Arien, couplets und dialogirte Duetten. Elf Personen kommen darin vor. Als Pröbchen jener alten Opernkunst möge eine Arie mitgetheilt werden, zu deren Verständniß folgende Auseinandersetzung einleiten mag. Marion liebt den Robert; sie drückt ihm ihre Liebe in einem Gesange aus. Ein Ritter erscheint, der sich alle Mühe gibt, sie untreu zu machen und ihre Liebe sich selbst zu gewinnen. Sie verwirft seine Anträge und erklärt ihm, daß sie nie einen andern als ihren Robert lieben werde. Die Arie, die sie in dieser Lage singt, ist nicht ganz ohne Annehmlichkeit. Die Musik des Stückes ist überhaupt nicht mehr bloße Psalmodie, wie man sie so oft in den Gesängen des Raoul de Coucy, des Gaces Brulez und des Königs von Navarra findet: es ist ein rhythmischer Gesang, dessen Phrasen oft ganz regelmäßig in den schönsten Verhältnissen zu einander stehen.

Arie, gesungen von Robin:




Nach unsern Noten:




Das Werk ist in Neapel wahrscheinlich gegen das Jahr 1285 zur Unterhaltung des französisch-neapolitanischen Hofes komponirt worden. Herr Roquefort hat in seiner Schrift „vom Zustande der französischen Poesie im 12ten und 13ten Jahrhunderte S. 261 es dem Jean Bodel d'Arras zugeschrieben: aber es ist ein augenscheinlicher Irrthum, denn die Handschrift N. 2, 736 hat die Überschrift: Chi commenche li gieus de Robin et de Marion c' Adans fist (hier fängt das Spiel von Robin und Marion an, was Adam gemacht hat) Adam de le Hale übertrifft also offenbar seine Landsleute damaliger Zeit weit, man mag nun entweder auf den Gesang oder auf die Kenntnisse in der Komposition mehrstimmiger Musik sehen, in der alle bekannte französische trouvères noch tief unter den hier gelieferten Proben standen. Bedenkt man nun nun noch den Ort, wo Adam seine vorzüglichsten Werke geschrieben zu haben scheint: so kann es beinahe keinem Zweifel unterliegen, daß de le Hale die bessern Grundsätze seiner Kunst, von denen man damals in Frankreich noch keine Ahnung hatte, von den Italienern entlehnte. (*G. W. Fink.*)

HALE (Matthew), ein berühmter britischer Rechtsgelehrter und Statsmann, wurde am 1. November 1609 zu Alderley in der Grafschaft Glouceſter geboren. Sein Vater war Advocat im Lincolnsinn, wo der Sohn, nachdem er seit 1626 3 Jahre lang in Magdalenen Hall zu Oxford studirt hatte, 1629 ebenfalls aufgenommen und kurze Zeit vor Ausbruche der Revolution in die Zahl der prakticirenden Rechtsgelehrten aufgenommen wurde. Er erhielt bald einen ausgebreiteten Ruf, so daß ihn der Erzbischof von Laud und selbst König Karls zu ihrem Consulenten annahmen. Nach Ausbruch der Revolution wurde er Sergeant of Law, 1653 aber einer der Judges of common pleas, welche Ämter er mit eben so vielem Muthe als unerschütterlicher Gerechtigkeitsliebe verwaltete, obgleich der Protector nicht selten deßhalb unzufrieden mit ihm war. Nach der Wiedereinsetzung Karls II., wurde er zum chief baron of the exchequer, so wie 1671 zum Lord Oberrichter von der königlichen Bank ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode den 25. December 1676 mit großem Ruhme verwaltete. — Neben dem großen Ruf, in welchem er wegen seiner Rechtskenntniß stand, war er auch als Theolog und Philosoph geachtet. Als Puritaner erzogen, verstand er es doch, sein Ansehn auch bei den übrigen politischen Parteien geltend zu machen: die Grafschaft Glouceſter hatte ihn 1660 zu ihrem Repräsentanten im Parliamente erwählt, und hier glänzte er eben sowohl durch seine Beredsamkeit, als durch die Wärme, mit welcher er sich jedes Bedrängten in dieser bewegten Zeit annahm. Er hatte sich den Römer Attikus zum Vorbilde genommen: sein Hauptgrundsatz war, sich nie in eine Faktion zu mischen und standhaft seinen Weg, Schutz und Schirm der Unschuld zu seyn, zu verfolgen. Freilich konnte er ersteres nicht umgehen: ganz England aber bezeugt ihm, daß er von dem zweiten nie nachgelassen hat. Unter seinen mehrere Fächer des menschlichen Wissens, besonders Jurisprudenz, Statsrecht, Theologie und Physik umfassenden Schriften, die in Rees Cyklopädie und Crabbs dictionary vollständig angegeben sind, sind die theologischen und physikalischen, worunter a discourse of the knowlegde of God, ferner an essay, touching the gravitation or non gravitation of fluid bodies, difficiles nugae or observations touching the Torricellian experiment, observations touching the principles of natural motion, contemplations moral and divin, überhaupt 11 verschiedene Stücke unter dem Titel: moral and religious works, by M. H. van Thirwell. Lond. 1805. in 2 Bden herausgegeben. Unter seinen, das englandische Recht betreffenden Werken zeichnen wir aus: Sheriffs accounts. London 1683. 8. ed. 2. 1716. 8. Pleas of the crown. Lond. 1678. London Liberties. Lond. 1682. fol. Original institution, power and jurisdiction of Parliament. ib. 1707. 8. History and analysis of the common law of England. II. Vol. ib. 1713. 8. Historia placitorum coronae. II. Vol. ib. 1736. fol. — In Lincolns Inn Bibliothek befindet sich auch noch eine Sammlung von Handschriften von diesem ausgezeichneten Schriftsteller, dessen Bildniß von Holl in der britisch Gallery, in Crabbs dict. sich befindet*). (*Ad. Martin.*)

HALEB, in der Frankensprache ALEPPO: eins der bedeutendsten Ejalets des osmanischen Asia, welches den nördlichen Theil des alten Syria ausmacht, und sich von 53° 30′ bis 55° 57′ ö. L. und 35° 24′ bis 36° 5′ N. Br. ausdehnt, im N. W. an Karaman, im N. O. an Merasch,

*) Vergl. *Rees* Cykl. *Crabbs* dict.; Biogr. univ. *Wood* Athen. Oxon. pag. 157, 572 et 817. *Moreri* grand dict. IV. p. 426 (ed. XV.)

im O. an Rakka, im S. O. an Arabistan, im S. an Damas, im S. W. an Tarablus, im W. an das mittelländische Meer gränzend. Der Flächeninhalt beträgt 451 QMeilen. Das Land hat im W. und N., wo die Vorberge des Taurus es bedecken und in langen Reihen sich hinein senken, Gebirge: die amanische Kette, worüber die beiden Pforten von Beilan und Sakaltutan nach Issus oder nach Kleinasien ziehen, scheidet die Provinz von dieser Halbinsel im W., das Gebirge Antab bedeckt es im O., und der Libanon erhebt sich in der Gegend von Schogr mit dem Berge Kasius. Die vornehmsten Flüsse, die das Land bewässern, sind der Frat, der jedoch bloß die östliche Gränze berührt, und der Aari oder Orontes, der es bis zu seiner Mündung durchströmt und das Wasser des bedeutendsten Binnensee, das von Antakia an sich zieht. Dieser See heißt jetzt Karamort, hat süßes Wasser und wird durch den Bergstrom und andere geringere Flüsse gespeiset. Der Kueik, welcher vom Gebirge Antab herab strömt und bei Haleb vorbei geht, ergießt sich in den abflußlosen See Kinesia, dessen Wasser verdunstet: der See Dschiebul liegt schon in der Wüste und hat brackisches Wasser. So weit sich die Gebirge erstrecken und Wasser nicht fehlt, da hat das Land fruchtbaren Thonboden; wo jene verschwinden und die Ebene anfängt, da ist wahre Sandwüste, worin nur hie und da geringe Oasen aufstoßen; und dahin gehört der ganze Südost. Das Klima ist gemäßigter, als man unter dieser Breite erwarten sollte: Mac Kinneir fand zu Antakia eine herrliche Temperatur, eben so Olivier zu Haleb: der W. N. W., welcher vom mittelländischen Meere her weht und dem Busen von Skanderun folgt, kühlt die unmäßige Hitze ab, und der Winter ist kaum merklich; der Schnee, der auf den Gebirgen und am Fuße derselben im Januar und December herab fällt, bleibt nie über 1 Tag liegen. Allein auch dieses Land hat seine Plagen: im Frühjahre und Herbste kommen zuweilen aus den Wüsten Arabiens die erstickenden Windstöße des Samums, die das Thermometer von seinem gewöhnlichen Standpunkte schnell auf 30 bis 34° herauf schnellen, herüber; Erdbeben richten zuweilen die schrecklichsten Verwüstungen an, und alle Epidemien des Orients sind mit mancherlei epidemischen Übeln, worunter die Beule von Haleb, auch hier zu Hause (s. nachfolg. Art.). Das Bergland von Haleb ist höchst fruchtbar und erzeugt Weizen, Gerste, Sorghohirse, vielerlei Hülsenfrüchte, Melonen, Kürbisse, Gurken, Kümmel, Sesam und Ricinus zum Öle, Hanf, Saflor, Baumwolle, Tabak, Oliven, Feigen und andere edle Früchte; auch gedeihen die Reben und der Maulbeerbaum, aber Holz ist bloß auf dem Taurus zu finden und allgemein behilft man sich mit Gestrippe, dem Abfalle der Fruchtbäume und im Nothfalle mit Strohmiste. Bei dieser Mannichfaltigkeit und Ergiebigkeit von Produkten müßten die Einwohner wohlhabend seyn, wenn sie nicht unter den drückendsten Lasten seufzten und ein Eigenthum da Platz finden könnte, wo nur Willkür an der Tagesordnung ist; der Landmann wendet daher auf den Akkerbau auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit, und bauet nie mehr, als zu seinem Unterhalte und zur Bestreitung der Abgaben an den Eigenthümern und [illegible] nöthig ist. Nirgends findet man weit eine so [illegible] und ungeregeltere Landwirthschaft. Hausthiere [illegible] wird in Menge gehalten: das Kameel ist [illegible] milch. Bei den Bergbewohnern dient Ziegenmilch ein einträgliches Nebengeschäft; aber die Nomaden in der Provinz und in der Nachbarschaft leben, [illegible] zu der Hauptstadt: Viele aus den benachbarten [illegible] wo bei der Sommerhitze alle Vegetation erlischt, [illegible] ihre Heerden in die Berggegenden des Landes, [illegible] einig fruchtbare Thäler den Rasen bekleiden. Auch [illegible] gefangen wird in Menge gehalten, wovon die [illegible] Haleb berühmt sind: etwas Seidenkultur, viele [illegible] und Steinwild, unter dem Geflügel die schönen [illegible] Becassine; wenige Fische außer denen, die am [illegible] gefangen werden; viele giftige Amphibien, die häufig Landplage; Salz aus dem Dschiebul [illegible] darf. Der Kunstfleiß hat sich vorzüglich in der Hauptstadt concentrirt, aber auch in den übrigen Städten [illegible] man einige Industrie, selbst unter den Nomaden [illegible] kunstreiche Teppiche bereiten. Der Handel ist [illegible] großem Umfange: Haleb treibt nach Ismir wohl [illegible] bedeutendsten Handel im osmanischen Asia, es ist [illegible] Verlegerinn für die sämmtlichen Binnenprovinzen [illegible] erhält einen einträglichen Außenhandel mittels [illegible] nen mit Iran, Bagdad und Ismir; mit Europa [illegible] verkehrt es über den Hafen Latakkia. Jährlich [illegible] von Haleb vier große Karawanen nach Istambul [illegible] andern Hauptstädten ab, und Rousseau schätzt [illegible] fuhr jährlich auf 8,274,450, die Ausfuhr nach [illegible] auf 4,520,000 Piaster. Die Häfen, welche die [illegible] selbst besitzt, Skanderun und Suwadia, sind [illegible] wenig besucht; daher Haleb seinen Verkehr mit [illegible] über Latakkia betreibt. — Das Land mag ungefähr [illegible] Einwohner haben, die in 6 Städten und etwa [illegible] Dörfern, wovon aber die Hälfte in Ruinen liegen. Diese sind ein Gemisch von Osmanen, [illegible] Armeniern, Juden und einigen Franken, welche die [illegible] und Dorfbewohner ausmachen, und von Nomaden [illegible] runter Turkmanen, Araber, Kiurden, Tschinganen [illegible] nehmsten sind. Unter den Turkmanen finden [illegible] Stämme Ribanli mit 2000, Aulischli mit 200, [illegible] scheli mit 1000, Kirsack mit 2000, Dadekirkan mit [illegible] Musabeikli mit 500, Ditumli mit 3000, Rischwan [illegible] 12,000 und Kuredschekli mit 500 Zelten, die sämmtlich im Winter hier ihre Weideplätze nehmen; unter den [illegible] bern zählt der Stamm Manali allein 4000 Boge. [illegible] den Kiurden gehören die Ruschowanen; die Tschingan [illegible] oder Zigeuner leben wie in Europa. Auf dem Gebirge [illegible] sind auch Maroniten und Nosairen seßhaft. — Das [illegible] schalik zerfällt in 6 Sandschake, Haleb, Adana, [illegible] Asir, Palis und Maarra, die zusammen 104 Ziamete [illegible] und 799 Timare unter sich haben. Die Einkünfte [illegible] tragen nach Hesarfena 250,570 Piaster, indeß bringt [illegible] Land für den Pascha und die Verwaltung eine [illegible] größere Summe auf *). — 2) Die Hauptstadt [illegible]

*) Beschreibung des Paschaliks von Haleb von R[illegible] (in den Fundgruben des Orients IV. 1 — 25. 93 — 97). —

gedachten Paschaliks, Sitz des Pascha, eines Molla der ersten Klasse, eines griechischen Patriarchen, eines armenischen, jakobitischen und maronitischen Bischofs. Sie liegt Br. 36° 11′ 25″ L. 54° 52′ auf einer großen Platform, worüber die 4 Hügel Schebel beni el Kaka sich hervorheben, am östlichen Abhange der Hügelkette, die das Bergland von der Wüste scheidet, mithin schon unmittelbar an der Wüste selbst, und bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm, dessen Umfang etwa ⅔ Meilen betragt. Ein Aquadukt, von Steinen aufgeführt, führt ihr aus einer Entfernung von 1½ Meilen das Trinkwasser zu, aber ihre weitläufigen Garten und Felder werden vom Kurik bewässert. Eine Mauer von Bruchsteinen, die aber durch das letztere Erdbeben fast gänzlich zusammen gestürzt ist, umgibt und ein ebenfalls stark beschädigtes Kastell beherrscht die Stadt mit ihren 10 Vorstädten, die zusammen 72 Quartiere ausmachen. In dem Kastelle finden sich etwa 100 Häuser, das Zeughaus und eine Moschee, wo die Moslemim noch die Stelle bezeichnen, wo einst Abraham gesessen haben soll. Die Straßen in der Stadt sind, wie die aller osmanischen Städte des Orients, finster und eng, aber doch gepflastert und werden reinlich gehalten; die Häuser haben zwar ein düsteres Ansehen, aber viele sind aus Quadern aufgeführt und theils im venetianischen, theils im arabischen Geschmacke. Rousseau zählt 7 Thore, 5 Serais, 100 Moscheen, worunter die des Zacharias einen imposanten Anblick gewährt, 50 Metscheck, 5 christliche Kirchen, als 1 kath., 1 ref., 1 griech., 1 armenische und 1 syrische, 1 Synagoge, 10 bis 12 Medressés, 2 Bibliotheken, 5 Mehkemes oder Gerichtshöfe, 50 Bäder, 100 Kaffeehäuser, 31 Hane, 40 bis 45 große Bazars, — Springbrunnen, 15 Wakfs oder religiöse Stiftungen, 1 Derwischenseminar, mehrere Takies oder Derwischenklöster, 2 Irrenhäuser, 40 Wasser- und 60 Windmühlen, und 40,000, nach Arvieux 14,137 Häuser, wovon indeß das furchtbare Erdbeben am 13. August 1822 fast ¾ nieder gestürzt hat. Die Einwohnerzahl schätzten neuere Reisende auf 230,000, worunter 50,000 Christen und 5000 Juden, (Rousseau 200,000, Seetzen 150,000, Arvieux 280,000, Ruval 235,000), allein jetzt dürfte vielleicht kaum ⅓ davon noch vorhanden seyn, da nicht allein Tausende davon in jenem und einem nachfolgenden Erdbeben ihren Tod fanden, sondern auch eine furchtbare Pest weg nahm, was jenen entkam, und die Furcht vor beiden einen Theil des Überrestes vertrieb, und vielleicht dürfte noch manches Jahrzehend verfliegen, ehe Haleb seinen alten Glanz zurück erhalten wird. Doch wird es sich sicher wieder erheben; seine Lage macht es zu einem Niederlageplatze zwischen den nördlichen und südlichen osmanischen Provinzen, es ist das Hauptentrepot für alle Binnenprovinzen, und die Karawanen sind gewohnt, ihren Zug nach den heiligen Örtern über diese Stadt und von da nach Damas zu nehmen. Sie hatte bisher zahlreiche Manufakturen in seidenen und baumwollenen Stoffen aller Art, in Tressen, Golddraht und Goldfaden, wovon allein 100 Fabriken bestanden, in Leinwand, in Shawls, in wollenen Zeugen, in Seife, in Leder, Hanf, Öl und Pulver. Die Aladsjas (gemeine seidne Zeuge), die Tschitaras (gestreifte seidne Zeuge) und die Kutris (gestreifte Atlasse) wurden im ganzen Oriente geschätzt und überhaupt jährlich 3500 Ballen Seide verarbeitet. Es gab sehr geschickte Goldschmiede, Tischler und überhaupt 12,000 Handwerker aller Art. Die Bazars werden mit den kostbarsten Waaren angefüllt, der Handel, dessen wir schon oben gedacht, von dem weitesten Umfange, und seine Karawanen häuften die Waaren von ganz Westasien hier zusammen und vertrieben sie weiter. Doch ist der Handel bloß Barattohandel und Haleb kein eigentlicher Wechselplatz, sondern alle Wechsel wurden über Istambol gezogen. Seinen Hafen macht das in Tarablús gelegene Latakkia. Fast alle seefahrende Nationen haben zu Haleb Comptoire und Consuln: nirgends besitzen die Franken so viele Freiheiten wie hier. Aber man hält auch die Haleber für die gefälligsten, munterſten und humansten aller Moslemim. Unter Frankreichs Schutze bestehen einige katholische Missionen, aber nur noch 1 kath. Kloster. Die Einkünfte dieser Stadt werden von der Pforte an einen Muhasseb verpachtet: man schlug sie bisher zu 739,000 Piaster an. Die Luft ist rein und gesund; doch ist Haleb nicht selten der Schauplatz der Pest und die Haleber Beule endemisch. Die Lebensmittel sind im Überflusse zu haben und wohlfeil: die bekannte Haleber Taubenpost zwischen hier und Skanderun soll indeß aufgehört haben, seitdem Haleb diesen Hafen nicht weiter benutzt. — Der ursprüngliche Name dieser Stadt war Chaleb, bei Ptolemäos Chalybon, die Hauptstadt von Chalybonitis, die ihren Namen wahrscheinlich dem Flusse, der ihre Markung durchströmt und Chalus (jetzt Kueik) hieß, zu danken hat. Seleukos Nikator verschönerte sie und vertauschte ihren Namen mit dem einer makedonischen Stadt Beröa, und so hieß sie unter den Römern fort bis auf die Eroberung der Araber 636, die den ursprünglichen Namen Chaleb wieder hervor suchten. Während der Kreuzzüge gründeten die Seldschukiden hier ein Sultanat, das aber nur bis 1117 dauerte; 1260 eroberten und plünderten sie die Mongolen; 1401 die Horden Timurlenks. In der Folge gerieth sie in die Gewalt der mammelukischen Sultane von Ägypten und 1517 eroberte sie Sultan Selim I. und verleibte sie seinem Reiche ein. Zu keiner Zeit scheint sie indeß blühender und volkreicher gewesen zu seyn, als in der, die dem letzten Erdbeben von 1822 voraus ging. In der Umgebung der Stadt selbst gibt es keine ausgezeichneten Ruinen. (*G. Hassel.*)

HALEB, Aleb, Aleppo, die Beule oder Krankheit von. F. Hasselquist in seiner Reise, Arzneikunde zu Aleppo, S. 151, und Stephan Schultz in den Leitungen des Höchsten, 5 Thl. S. 230, beschreiben einen Ausschlag, der vorzüglich zu Aleppo, nach Andern, z. B. Sestini viaggio di ritorna da Balsora p. 110, aber auch zu Diarbekr, Mardin, Bagdad, Balsora und in ei-

---

tres kurze Beschreibung von Syrien (in den A. G. E. XIII. 135). — Die Reisen von *Browne*, *Volney*, *Olivier*, *Witman*, *Mac Kinneir*. — *Paultre* carte phys. et polit. de la Syrie. Par. 1800.

nigen Kantons von Damask, selbst zu Alexandrien und Cairo vorkommt.

Zu Aleppo scheint aber derselbe seine eigentliche Heimath zu haben, indem er dort ganz unausbleiblich ist, unter Tausenden kaum Ein Fremder nach einem Aufenthalte von drei Monaten, wär' es auch erst noch in ein paar Jahren und nach seiner Rückkehr nach Europa, demselben entgeht, ja Beispiele vorhanden sind, daß Fremde schon nach einem Aufenthalte von ein paar Tagen davon befallen werden, und sich die Krankheit in dieser Stadt auch auf die bei Thieren, bei Hunden und Katzen äußert.

Dieser flechtenartige Ausschlag beginnt zuerst unter der Form kleiner rother, nicht schmerzhafter Knötchen, die dann nach einigen Wochen sich weiter ausbreiten und später eine Feuchtigkeit ausschwitzen lassen, welche schnell trocknet und einen dicken Schorf bildet. Nach 8 Monaten endlich fällt dieser Schorf ganz weg und läßt einen unauslöschlichen weißen Fleck als Signum mnemonicum zurück, der besonders Frauenzimmern sehr lästig fällt, weil diese den Ausschlag meist an den Lippen bekommen. Bei Männern geschieht es eher, daß das Hautübel auch andere Stellen befällt und weil dasselbe Individuum nur Einmal in seinem Leben diesen Ausschlag bekommt, so machte man auch schon Versuche, durch Impfung sich dasselbe an solche Stellen des Körpers hinzuleiten, die nicht in die Augen fallen, bis jetzt wollte aber dieß nicht gelingen. (*Schnurrer.*)

Halebi, Beiname der aus Haleb gebürtigen Gelehrten, s. am Ende dieses Bandes.

Halecium, s. Sertularia.

HALEM (Gerhard Anton von), ältester Sohn des dänischen Kanzleiraths Anton Wilhelm von Halem zu Oldenburg, war daselbst 1752 geboren und bereitete sich unter seinem Vater zu dem Studium der Rechte vor, dem er sich auf den Universitäten Frankfurt, Straßburg und Kopenhagen widmete. In Wetzlar machte er sich mit dem Reichsprozesse bekannt und trat nach dem Tode seines Vaters, als Assessor des Landesgerichts zu Oldenburg, in die Dienste seines Vaterlandes, um das er sich in der Folge, als Kanzlei- und Regirungsrath, durch Entwerfung einer neuen Prozeßordnung, der Armeneinrichtungen und eines verbesserten Gesangbuches viele Verdienste erwarb. Früher schon den Musen geneigt, stiftete er in Oldenburg 1783 eine literarische Gesellschaft und redigirte im Verein mit dem Hofmedikus Gramberg die oldenburgschen Blätter und nachher allein die Zeitschrift Irene. Erfolgreicher waren seine geschichtlichen Studien, denen wir die leider unvollendet gebliebene Geschichte des Herzogthums Oldenburg (Oldenb. u. Bremen. III. B. 8. 1794 — 96) verdanken. Auch seine Biographien Peters des Großen (Münster u. Leipz. III. 8. 1803 — 5) und des russischen Generalfeldmarschalls Grafen von Münnich, eines gebornen Oldenburgers (Oldenb. 8. 1803), sind ausgezeichnete Werke in dieser Gattung, und daneben verdient seine Gedächtnißschrift auf Oder (Altona 1793. 8.) Erwähnung. Im J. 1790 machte Halem eine Reise durch einen Theil Teutschlands, der Schweiz und Frankreichs, von welcher er in dem folgenden Jahre e ziehende und besonders in Bezug auf den damalig geist lehrreiche Beschreibung herausgab: Blicke a nen Theil Teutschlands ꝛc. (Hamb. 1791. Die Stürme der Zeit, welche Europa zu Anfar sers Jahrhunderts umgestalteten, rissen auch Hal seinem alten Wirkungskreise. Er war eben Dirig herzogl. Regirung zu Oldenburg geworden, als sitznahme seines Vaterlandes durch die Franzosen die traurige Nothwendigkeit setzte, in die Dien fremden Usurpators zu treten. Er wurde Rath ferlichen Appellationshofe zu Hamburg und stand Amte bis um die Zeit der Einschließung dieser durch die Alliirten vor, wo er so glücklich war, n tin zu entkommen, dem Hauptorte des dem Herz Oldenburg gebliebenen Ländchens. Hier lebte er nusse häuslicher Freuden den Wissenschaften und bis die Rückkehr seines Landesfürsten ihn wieder Statsruder rief. Er trat als erster Rath und in das Kollegium der eutin'schen Landesregirung mit einem kleineren Geschäftsumfange, als vorher, ihm reichliche Muße zu freien Studien übrig bli er besonders der Geschichte Wagriens widmete. seiner liebsten Beschäftigungen gewährte ihm sein reiche und ausgesuchte Bibliothek, die der Herzog gekauft hatte, mit Gestattung eines lebenslängliche Gebrauchs für den alten Eigenthümer. Er starb am 1819 eines plötzlichen Todes. Halem war drei M heirathet und hinterließ eine zahlreiche Nachkommen

Unter Halem's zahlreichen und verschieden Dichtungen, welche sich sämmtlich mehr durch ver und selbstbewußte Korrektheit, als durch natürliche sches Leben auszeichnen, nennen wir das religiöse Jesus, der Stifter des Gottesreichs (H 1810. II. 8.). Es geht von dem Grundsatze a menschlicher das Göttliche in Jesus betrachtet wir göttlicher erscheint der edelste Menschensohn; und ver in dieser Hinsicht zu Klopstock's Messias, wie ein sche Paraphrase zu der Bibel. Nicht minder ver ist sein Versuch eines historischen Epos, dessen He stav Adolph von Schweden ist. Unter sein neren Gedichten findet sich Gelungeneres*). Noch wir seine mit Runde herausgegebene Sam der wichtigsten Aktenstücke zur neuesten geschichte (Oldenburg 1806 — 7. 8.) als ein welches diplomatische Genauigkeit mit umsichtige wahl verbindet.

Zwei jüngere Brüder Halem's haben sich in der Literatur bekannt gemacht: L. W. C. v. (noch lebend) und B. J. F. v. Halem, geb. 1 nach einem unruhigen Leben als Privatgelehrter zig 1823 gestorben. Dieser hat viele historische u tristische Schriften aus den neueren Sprachen namentlich auch Scott'sche Romane**).

*) Eine Auswahl seiner Schriften erschien zu M 1803. Der 5te Band enthält lyrische Gedichte. Das V seiner einzelnen Schriften s. bei Meusel. **) Seine L liefert die neue Folge des Conversationslexikons.

HÄLEN, 1) eine Stadt in dem Bezirke Hasselt der niederländischen Provinz Limburg, am Flüßchen Geete, in einer früher für unsicher gehaltenen Gegend, das Hageland genannt, mit 1502 Einwohnern, die Ackerbau und bürgerliche Gewerbe treiben. 2) Dorf in der nämlichen Provinz, aber in beiden Roermond, mit 560 Einwohnern. (*van Kampen.*)

HALENIUS, 1) Engelbert, ein Sohn Lars, Doktor der Theologie und Bischof zu Skara in Schweden, war geboren 1700 zu Söderala in Helsingland. Von Gefle's Trivialschule und Gymnasium ging er zur Universität Upsala, ward dort 1728 Magister und Docens, 1729 Conrector der Trivialschule zu Gefle, 1730 kehrte er als Adjunkt der Philosophie nach Upsala zurück; 1741 ward er Adjunkt der Theologie mit dem Präbendepastorat Börje, 1745 Professor der Theologie, 1751 Doktor der Theologie und 1753 Bischof zu Skara. Halenius war einer der gelehrtesten Theologen Schwedens; große Naturgaben, Scharfsinn, Lebendigkeit, ein glückliches Gedächtniß, Leichtigkeit, mit Kraft und Bündigkeit zu reden und zu schreiben, vereinigten sich in ihm mit einer zwangslosen und heitern Umgangsweise. Als Schriftsteller hat er sich durch Disputationen und Predigten, auch durch eine lateinische Übersetzung der Abhandlung des Moses Maimon de miscellis bekannt gemacht. Seine Kinder sind unter dem Namen Hallencreutz geadelt worden.†) (*v. Schubert.*) 2) Lars oder Laurent, der Vater des Vorigen, war 1654 geboren, 1722 als Erzpriester zu Söderala gestorben. Er ist vorzüglich durch seine hebraische und griechische Concordanz des N. T. in schwedischer Sprache, die 1734 und 1742 in 2 Bänden zu Stockholm erschien und deren Genauigkeit geschätzt wird, bekannt. (*v. Eckendal.*)

HALENKAU, HALENKOW, großes Dorf im Hradischer Kreise der Markgrafschaft Mähren, zur Herrschaft Wsetin gehörig, mit 160 Häusern, einer katholischen Kirche, einem evangelisch lutherschen Bethause, und 1500 Einwohnern, aber magerem Ackerboden. Von hier geht eine Straße über die Karpathen nach Ungarn, der Halenkauer Paß genannt. (*Rumy.*)

HALES, 1) ein Fluß in Jonien, welcher nahe bei Kolophon in das Meer fiel und nach Pausanias das kühlste Wasser in Jonien hatte*). 2) ein Fluß in Unteritalien nahe bei Velia, dessen Gebiet er von den Lukanern trennte, auch Heles und Heletes genannt. Bei Vibius Sequester heißt er Alynthos. (*R.*)

HALES, eine englandische Familie aus Kent, wovon 2 Zweige den Baronettitel führen: aus dem ältern wurde 1611 Eduard, aus dem jüngern 1660 Thomas zu dieser Würde erhoben. Die meisten Glieder derselben haben sich durch ihre Treue gegen den König ausgezeichnet und waren von jeher strenge Torys. Der erste Hales, den die britischen Annalen aufführen, war Robert, ein Johanniterprior und Admiral unter König Edward III., wurde zum Schatzmeister von England 1381 erhoben, aber noch in demselben Jahre in dem Aufstande, den Wat Tylne erregte, ermordet. James war im Anfange des 16ten Jahrhunderts Baron Richter vom Exchequer, und der einzige seiner Collegen, der seine Unterschrift zu der Akte Heinrichs VIII., welche die Prinzessinnen Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschließen sollte, verweigerte. Edward, ein Enkel des Vorigen, hing treu an Karl I. und verließ deßhalb England, um in Frankreich einige Zeit vor der Restauration zu sterben. Edward, der Sohn des Vorigen, wurde von Jakob II. zum Mitgliede des geheimen Raths, zum ersten Lord der Admiralität, Guvernör der Fünfhäfen und vom Tower ernannt, wurde indeß in Anklagestand gesetzt, weil er die Eide of supremacy and allegiance nicht abgelegt, auch von den Assizen für schuldig erkannt, ob er gleich die Dispensation des Königs für sich hatte. Als die Revolution ausbrach, wurde er 1½ Jahr lang in den Tower zur Haft gebracht; nach der Erledigung dieser Strafzeit ging er zu König Jakob, der ihn zum Grafen von Tendenden erhob. Er starb in Frankreich 1695, und sein ältester Sohn Edward fiel an der Seite seines Königs in der Schlacht am Boyne. (*G. Hassel.*)

HALES, Alexander von, (Alexander Halesius) ein berühmter scholastischer Theolog und Philosoph, der in einem Kloster in der Grafschaft Glouceſter, von welchem er seinen Namen hat, erzogen, und schon als Geistlicher angestellt, durch das Studium der Wissenschaften auf die blühende Universität Paris gezogen wurde. Er ward, ungeachtet ein Verbot die Franziskaner von akademischen Würden ausschloß, dennoch 1222 Doktor der Theologie zu Paris und trat um 1230 als berühmter Lehrer der Theologie auf. Er führte das in des Lombardus Sentenzen aufgestellte Lehrsystem durch philosophische Erläuterungen aus, und bediente sich in seinen Vorlesungen und Schriften einer strengen Form. Er stellte nämlich den Gegenstand der Untersuchung zuerst in Fragen auf, welche in Glieder oder Bestandtheile (membra), diese wieder durch neue Fragen in Artikel aufgelöst werden, führt dann die Gründe für oder wider eine Behauptung an, und entscheidet in der Auflösung (solutio) in Syllogismen nach Aristoteles und der kirchlichen Auctorität. Wegen dieser Methode nannte ihn Tiedemann[2]) den ersten scholastischen Philosophen. Richtiger aber beginnt man mit ihm die zweite Periode der Scholastik[2]), indem er die scholastische Methode nur modificirte, neben den kirchlichen Auctoritäten zuerst nach Aristoteles entschied, und sich streng syllogistischer Formen bediente. Die seinen Zeitgenossen imponirende Syllogistik erwarb ihm auch den Namen des doctor irrefragabilis. Nach Tiedemann[3]) trug er die Methode der scholastischen Theologie auch auf metaphysische Gegenstände über. Daß er übrigens auch die arabischen Philosophen benutzte, darin war er nicht der

†) Nach Gezelius, Adelung und der Biogr. univ.
*) *Paus.* VII, 5. VIII, 28.

1) Geist der speculativ. Philos. B. III. S. 337 ff. 2) S. Cramer Fortsetzung des Bossuet. VII. S. 161. 3) S. 339 a. a. O.

Erste; schon Mich. Scotus ging ihm darin voraus. Seine vorzüglichste Schrift ist seine Erklärung über das Lehrbuch des Lombarden, Summa theologiae, welche er im Auftrag des Papstes Innocenz IV. schrieb und welche seinen Ruhm gründete [4]). Der Commentar über Aristoteles Metaphysik wird ihm nicht mit voller Gewißheit beigelegt, wohl aber ein Commentar über dessen Bücher über die Seele [5]). Übrigens hat er auch exegetische Schriften (postillae in universa biblia) geschrieben. Er starb 1245 [6]). (*A. Wendt*)

HALES (John), ein engländischer Gottesgelehrter, in einem Dorfe unfern Bath in Sommersetshire 1584 aus einer geachteten Familie geboren. Seit seinem 13ten Jahre studirte er zu Orford mit Auszeichnung Humaniora, Philosophie, Theologie und kirchliche Alterthümer, gab bald Unterricht in der griechischen Sprache, und erhielt 1612 das öffentliche Lehramt derselben. Nach 6 Jahren legte er diese Stelle nieder, und begleitete den engländischen Gesandten Carleton als Kaplan nach dem Haag, zur Zeit der Dordrechter Synode, der er als Zuhörer beiwohnte, und über die er die zuverlässigsten und geheimsten Nachrichten sammelte. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer an dem Collegium zu Eton, und schloß hier einen engen Freundschaftsbund mit dem berühmten William Chillingworth (s. dies. Art. †)), dem er auch bei Verfertigung seines Buches: the religion of protestans behilflich war. Dieser Umgang, sein mildes Urtheil über die von einander abweichenden christlichen Religionsparteien, und seine Behauptung, daß es jeder Partei frei stände, die Schrift nach ihren Einsichten zu erklären, brachte ihn in den Verdacht des Socinianismus. Dieser Verdacht wurde noch verstärkt, da man ihn irrig für den Verfasser der 1633 erschienenen Schrift: Brevis disquisitio, an et quomodo vulgo dicti Evangelici Pontificios refutare queant, und einer andern, in demselben Geiste geschriebenen, Schrift hielt. Dessen ungeachtet verlieh ihm Karl I. 1640 ein Kanonikat zu Windsor, allein in neue Verdrießlichkeiten wurde er verwickelt, als 1642 ohne sein Wissen und Willen seine Schrift vom Schisma *) gedruckt wurde. Er zog sich dadurch in gleichem Grade den Unwillen der Episkopalen und der Römischkatholischen zu, und Beide zogen gegen ihn öffentlich zu Felde. Besonders tadelten seine Gegner, daß er behauptete, es seien Verschiedene, die man bisher für Ketzer gehalten, nur Schismatiker gewesen, z. B. die Arianer, und man könnte ihre Versammlungen, in Ermangelung der rechtgläubigen, unbedenklich besuchen, wenn sie nur in ihrer Liturgie nichts von ihren eigenthümlichen Lehrsätzen hätten einfließen lassen. Einen größern Nachtheil, als diese theologische Streitigkeit, brachte indessen dem Hales seine Anhänglichkeit an den König während der bürgerlichen Unruhen, die um diese Zeit ausbrachen. Das Parliament entzog ihm seine Stelle zu Eton und sein Kanonikat, und er gerieth dadurch in die äußerste Dürftigkeit. Eine Informatorstelle bei einer adeligen Dame mußte er verlassen, weil das Parliament bei Lebensstrafe verbot, einen Anhänger des Königs in sein Haus aufzunehmen. Die letzte Freistätte fand er bei der Witwe seines ehemaligen Bedienten zu Eton, bei der er am 19. Mai 1656 sein Leben schloß. Freunde und Feinde vereinigten sich in dem Lobe seiner sittlichen Tugenden, seiner Sanftmuth, Bescheidenheit, Wahrheitliebe und Gutthätigkeit, selbst bei eignen Bedrängnissen. Auch seine geistigen Vorzüge, seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn und sein richtiges, unbefangenes Urtheil wurden von allen Unparteiischen anerkannt, und erhellen aus seinen Schriften, von denen mehrere aus seinem Nachlasse gedruckt und von verschiedenen Gelehrten herausgegeben wurden: Works ed. *Pearson.* Lond. 1659 und 1673. Vol. II. 4; ed. III. 1688. 8. Der erste Theil enthält Predigten, und der zweite die 32 Briefe, welche Hales über die Dordrechter Synode an Carleton schrieb. Mosheim brachte diese interessanten Briefe in eine besondere Sammlung, und gab sie unter dem Titel heraus: *Halesii* historia concilii Dordraceni; latine vertit, variis observationibus et vita Halesii auxit. Hamb. 1724. 8. Verschiedene theologische Abhandlungen von ihm wurden 1677 unter dem Titel Several tracts zusammen gedruckt; auch hatte er Antheil an der großen Ausgabe des Chrysostomus, welche der Ritter H. Savilius 1612 in 8 Foliobänden herausgab **). (*Baur.*)

HALES (Stephan), Doktor der Theologie, als Physiker berühmt, war den 7. September 1617 zu Beleshourn in Kent aus einer adeligen Familie geboren. Er studirte zu Cambridge die Theologie, verband damit Mathematik und Naturkunde, und sein erfinderischer Geist leitete ihn schon damals auf die Verfertigung verschiedener nützlicher und sinnreicher Werkzeuge. Auch als Pfarrer von Teddington in Middlesex widmete er alle seine Mußestunden physikalischen Untersuchungen, und machte sich dadurch so vortheilhaft bekannt, daß ihn die kön. Societät zu London 1717 unter ihre Mitglieder aufnahm. Er bereicherte die Schriften derselben mit vielen wichtigen Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturgeschichte, der Land- und Hauswirthschaft, der Arzneikunde und Naturlehre. Unter andern lehrte er Korn, Fleisch, Fische und Wasser vor Fäulniß zu bewahren, das Seewasser zu destilliren [1]), Feuersbrünste zu hem-

4) Venet. 1475 f. Norimb. 1481 f. Bas. 1502. Ven. 1576, dann 1596 IV. Voll. f. Auszug b. Cram. a. a. O. S. 166 ff. 5) In libb. III. *Aristot.* de anima Oxon. 1481 f. 6) Über ihn *J. G. Hager* Comm. V. de Alexandro ab Ales, theologorum monarcha illiusque summa theologiae. Chemnit. 1750. 4. und Schröckh's Kirchengesch. XXXIX. S. 7 fgg.

†) Er befindet sich im XVI. Theile, S. 340, 341. (*St.*)

*) A tract conceruing shisma and shismatiks; öfters gedruckt. Französisch nebst andern Abhandlungen von ihm in *Chillingworth* relig. protestante. T. III. 278.

**) Account of the life and writ of John Hales. Lond. 1719 8. (von des Maizeaux), La vie de Hales, vor Chillingworth's religion protestante. Amst. 1730. 12. Teutsche Acta erud. Pars 169. p. 72. Mem. de *Niceron* T. XXI. 159. *Chaufepié* Dict. *Wood* Athenae Oxon. T. II. 123.

1) Man sehe seine Physico-mechanical experiments. Lond. 1739. 8. und Account of a useful discovery to distille double the quantity of Seawater by blowing showers of air up trough the distilling liquor. Lond. 1756. 8. Vergl. Vogel's neue medicin. Bibl. 4 Bd. 170.

men, und erfand 1741 eine Maschine (Ventilator), durch welche man in eingeschlossenen Räumen, z. B. in Krankenzimmern, Spitälern, Gefängnissen, Bergwerken, auf Schiffen, die verdorbene Luft wegschaffen und durch frische Luft ersetzen kann [2]). Er kam auf diese Erfindung durch den Gedanken, daß der größte Theil der Schiffskrankheiten von der, zwischen den Verdecken eingeschlossenen, durch Athmen und Ausdünstung verdorbenen Luft herrühre. Die Versuche, welche man mit diesem neu erfundenen hales'schen Ventilator anstellte, waren so günstig, daß er nicht allein in England, sondern auch in Frankreich, mit dem größten Vortheile für Erhaltung der Gesundheit, eingeführt wurde. Aus Dankbarkeit nahm ihn daher die Akademie der Wissenschaften zu Paris 1753 unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Auch in seinem Vaterlande, wo ihm die Hochschule zu Oxford die theologische Doktorwürde ertheilte, hätte er leicht zu ansehnlichen Würden gelangen können, allein er zog die ländliche Ruhe und Stille dem äußern Glanze vor, und starb zu Teddington den 4. Januar 1761. Hales war als Geistlicher eine Zierde seines Amtes, und als Physiker der Ruhm seines Vaterlandes. Mit wahrhaft patriarchalischer Einfalt nahm er die Personen vom höchsten Range auf, die ihn in seinem Laboratorium besuchten. Seine beiden Hauptwerke sind: 1) Vegetable Statiks; or an account of some statical experiments on the sap in vegetables. Lond. 1727. 8. mit 19 Kupf.; the third edit acc. Ejus Haemastatiks. Ib. 1753 und 1769. Vol. II. 8. Französisch von Buffon (dessen erste schriftstellerische Arbeit) Paris 1735. 4. mit Kpf., revue par *Sigaud de la Fond.* Ibid. 1779. 8. Teutsch mit Buffon's Erinnerungen und einer Vorrede von Wolff. Halle 1748. 4. m. Kpf. Italienisch von Maria Angiola Ardinghelli. Neap. 1756. 8. mit Kpf. Holländ. Amst. 1734. [3]) 2) Statikal essays, containing Haemastatiks, or an account of some hydraulik and hydrostatical experiments made in the blood and blood-vessels of animals. Lond. 1733 8. m. Kpf. Ed. IV. Ib. 1769. Vol. II. 8. Franz. verm. von Sauvages. Genf 1744. 4. Teutsch, Halle 1748. 4. Hales bemühte sich in diesem Werke, die Kraft des Herzens, deren Erklärung Hallern vorbehalten war, aus statischen Grundsätzen zu erläutern; allein Sprengel [4]) sagt: „sein Werk über die Statik des Blutes enthalte zwar manche sehr nützliche Entdeckungen, aber es sei auf ganz falschen Principien gegründet;" und Metzger [5]) behauptet: „es sei durch dieses Werk in der Physiologie mehr Irrthum als Licht verbreitet worden [6]). (*Baur.*)

Halesa, Haläsa (alte Geogr. v. Sicilien) s. Aläsa, Th. II. S. 308.

HALESIA, eine von Ellis so genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Styraceen, welche Linné und die meisten seiner Nachfolger zu der 11ten Klasse zählen. Michaux setzte sie aber mit Recht wegen der Verwachsung der Staubfäden in die 7te Ordnung (Polyandria) der 16ten Klasse. Den Namen erhielt sie nach Stephan Hales, einem britischen Geistlichen aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, welcher wichtige Untersuchungen über die Bewegung der Säfte in den Gewächsen angestellt, und in 2 Schriften, den vegetable statics und Haemastatics bekannt gemacht hatte. Der Charakter der Gattung Halesia besteht in einem viergezähnten Kelche, einer kelchförmig. n vierlappigen Corolle und einer unter dem Kelche stehenden vierwinkeligeflügelten, vierfächerigen, viersamigen Steinfrucht. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind Sträucher, welche in Canada und Florida wachsen und eine ziemlich beträchtliche Höhe erlangen. 1) H. tetraptera L. (H. parviflora Mx) mit fast gleichen Fruchtflügeln. Die Früchte sollen wohlschmeckend seyn (*Houttuyn* III. p. 611); abgebildet in *Cav.* diss. t. 186 und *Lam.* illust. t. 404. 2) H. diptera L. mit 2 gegenüber stehenden größern und 2 kleinern Fruchtflügeln; abgebildet in *Cav.* diss. t. 187. *) (*Sprengel.*)

Halesion (alte Geogr.) s. Alezion, Th. III. S. 16.

HALESOWEN, ein Marktflecken in der englandischen Grafschaft Shrop, der außerhalb deren Gränzen zwischen Parzelm von Worcester und Stafford in einem angenehmen Thale belegen ist. Er ist gut gebaut, hat eine schöne Kirche und einen sehenswürdigen Thurm, 1010 Häuser und 6888 Einw., die einen Wochenmarkt halten und Fabriken von Nägeln und groben Eisenwaaren unterhalten. Vormals war hier eine Prämonstratenserabtei. Hier ist Shenstone 1714 geboren. (*G. Hassel.*)

HALESUS, ein altitalischer Heros, der nach Virgil [1]) die Oscer und Auruncer dem Turnus zuführte. Virgil [2]) gibt ihm einen Wahrsager zum Vater, der sein Schicksal, in der Schlacht durch Evander seinen Tod zu finden, voraus sah und ihn deßwegen, so lange er lebte, in einem Walde erziehen ließ. Aber das Schicksal ging doch in Erfüllung. Andere Dichter machen ihn zu ei-

2) A treatise upon ventilators. Lond. um 1742. 8., öfter gedruckt; Französisch von Demours. Par. 1744. 12. m. 2 Kpf. S. Leipz. gel. Zeit. 1745. S. 227. 3) Das Werk enthält viele gründliche Versuche und scharfsinnige Bemerkungen über wichtige Gegenstände der Naturlehre, und Haller nennt es (Bibl. botan. Vol. II. 204) eximium opus et unicum, experimenta multa continens, quod inprimis transspirationem stirpium plene demonstravit. Der Versuche sind 144, die in 7 Kapitel abgetheilt sind. Die im ersten betreffen die Vielheit des Saftes, den die Pflanzen einziehen und ausdusten; im zweiten die Stärke, womit die Bäume die Feuchtigkeit anziehen; im dritten die Kraft des Saftes in den Reben, wenn sie weinen; im vierten stehen diejenigen, welche nur die seitwärts gehende Lage der Saftgefäße. und den freien Lauf des Saftes aus den kleinen Zweigen in den Stamm, und aus diesem in jene zeigen; wobei der Umlauf desselben geläugnet, und nur ein Hin- und Hergehen zugelassen wird. Im fünften wird erwiesen, daß die Pflanzen viele Luft in sich ziehen. Das sechste untersucht die Luft, das siebente die Vegetation selbst, und der Anhang enthält allerlei hierher gehörige Bemerkungen.

4) Gesch. d. Arzneikunde, 4 Th. 110. 145. 5) Literärgesch. d. Medicin, 368. 6) Hist. de l'acad. des scienc. de Paris, an 1762. p. 197. und daraus in den Comment. Lips. Vol. XV. 453. *Saverien* histor. des philos. modern. T. VIII. 179. Biogr. univ. T. XIX. (von Lefebure-Cauchy).

*) S. Sprengel's syst. veget. III. p. 84.

1) Aen. VII, 724. 2) Aen. X, 417.

nem natürlichen Sohne und Wagenführer des Agamemnon, und lassen ihn nach dem Tode des letztern nach Italien gehen und die etruskische Stadt Falisci erbauen [3]). Wenn ihm daher Virgil [4]) den Beinamen Agamemnonius gibt, so kann dieß nur auf die frühere Ableitung seines Geschlechts gehen. Nach Silius Italicus [5]) bauete er Alsium in Etrurien. Es war überhaupt Sitte, alten italischen Städten einen griechischen Ursprung zu geben und hier führte der Name Falesi per Digamma Aeolicum am ersten auf Halesus. (*J. A. L. Richter.*)

Halesus, Haläsus (alte Geogr. von Sicilien), s. Aläsus. Th. II. S. 308.

HALESWORTH, ein Marktflecken in der engl. Shire Suffolk am Bligh nahe am Kanale vom Southwold, der die Umgegend mit London verbindet. Er besteht nur aus einer Straße, in deren Mitte der Marktplatz belegen ist, hat 1 Kirche, 262 Häuser und 1810 Einwohner, die 1 Wochenmarkt halten und nicht allein mit Hanf, der in der Nachbarschaft trefflich gedeihet, mit Korn, Butter und Käse handeln, sondern auch Worstedgarn für Norwich verfertigen und 1 Segeltuchfabrik und 1 Eisengießerei unterhalten. Es ist hier 1 Freischule und in der Nachbarschaft öffnet sich eine Heilquelle, die in Augenübeln gute Dienste leistet. (*G. Hassel.*)

HALETH, bezeichnet den Zustand der Verzückung, in welchem die Rufajis, eine Art von Derwischen, sich der Probe des glühenden Eisens unterziehen. Sie gerathen bis zu diesem Grade von religiösem Wahnsinn erst in der 4ten Abtheilung ihrer wunderlichen, in den Augen des großen Haufens aber viel geltenden Übungen. Mehreres darüber siehe in dem Art. Rufajis. (*A. G. Hoffmann.*)

HALEUS, ein Beiname, unter welchem Philoktetes nach vielem Umherschweifen dem Apollo bei Kroton einen Tempel bauete und ihm die Pfeile und den Bogen des Herakles widmete. (*J. A. L. Richter.*)

HALFAJA, HALWAIA, auch HOJILAH, eine Stadt auf einer Halbinsel des Nil, im afrikanischen Stat Sennaar unter 15° 45′ 54″ N. Br. 52° 49′ 15″ L. zwischen Sennaar und Schendy belegen. Ein nicht unbedeutender Ort, den Burkhardt besucht hat: er wird von Schilluks bewohnt, die eine Art Zeuge oder Dammur aus Baumwolle weben. Die Umgegend ist fruchtbar an Durrah und andern Erzeugnissen Nubiens; die Ufer des Stroms sind mit Akazienwäldern geschmückt. (*H.*)

Halfdan Einarson, s. Einari.

HALFLEUTE, sind die Vorspänner, welche die Schiffe auf Flüssen mit ihren Pferden stromaufwärts ziehen. Nach den neuern Statsverträgen ist für die Elbe und Weser festgesetzt, daß für sie die Uferwege (Leinpfade) stets in gutem Stande erhalten werden sollen; am Rheinufer wird jede Hinderung derselben bestraft. Beschädigungen, die sie auf dem Ufer verschulden, werden an der Weser nach manchen Ortsgewohnheiten durch sie begleitende Taratoren (Achtsleute), welche jedoch durch dieses Begleiten keine Ausgabe oder Aufenthalt verursachen dürfen, alsbald abgeschätzt und erledigt; auf der Elbe sind dergleichen Irrungen an bestimmte Gerichte, nahe bei den Zollstätten, zur summarischen Verhandlung gewiesen*) (*Emminghaus.*)

HALFMOON, der Namen von 2 westindischen Baien, wovon die eine auf der Westküste von Jamaika, ⅔ Meile im N. der Orangebai, und die zweite auf der N. O. Küste von St. Christopher, ⅔ Meilen im S. O. von Ragged Point belegen ist. — Auch heißen so mit dem Zunamen Kay 3 kleine Eilande: eins auf der Südküste von Jamaika, ½ Meilen im O. N. O. von Portland Point, die beiden andern in der Bai von Honduras, das erste unter 17° 10′, das zweite unter 16° 30′ N. Br. (*G. Hassel.*)

HALFPENNY, HALFPENCE, eine kleine britische Kupfermünze, die sowohl in England als Ireland 2 Farthing enthält und nach teutschem Gelde $1\frac{2}{3}$ Kreuzer oder 4 sächsische Pfennige werth ist. Sie wurde bis auf die neuesten Zeiten, wie alle englandische Münzen, im Tower geprägt, wird aber jetzt meistens den Dampfmünzen in Commission gegeben. (*H.*)

HALFTER, ist eine Art Zaum ohne Gebiß, womit man die Pferde im Stalle anbindet. Die Halfter besteht aus einem Nußband, zwei Backenstücken, woran außer zwei Trägern auch auf jeder Seite ein Ring eingenäht ist, worein die Kette gehängt wird, dem Hauptgestelle, auch einem Stirnbande und Kehlriemen; beide letztern werden aber öfters weggelassen. Es gibt auch Halftern, welche nur einen Ring, und zwar unten am Kinn haben. Diese dienen aber nur alsdann, wenn man das Pferd einfach oder ganz kurz anbinden will, um das Verwickeln in die Halfter zu verhüten. Außer den Halftern von Leder verfertigen die Seiler dergleichen aus Gurten, welche Art unter dem Namen Kuppelhalfter oder Judenhalfter überall bekannt ist; auch werden sie von Seilen, Stricken und Roßhaaren gemacht. Von allen diesen Arten Halftern aber werden die Pferde gerne am Kopf wund. Am besten und dauerhaftesten sind die ledernen. Die Hauptsache bei einer gut gemachten Halfter ist, daß ihr Bestandtheil starkes aber doch geschmeidiges Leder und dieß nicht zusammen gestückelt, sondern aus dem Vollen geschnitten ist. (*Schilling.*)

HALFTERKETTE, ist eine etwa zwei Ellen lange Kette, welche in der Mitte mit einem Wirbel und an beiden Seiten mit einem Knebel versehen ist, wovon der eine durch einen an der Krippe befindlichen Ring, der andere aber durch die an der Halfter befindlichen eisernen Ringe gesteckt wird, wodurch das Pferd im Stalle befestigt ist. (*Schilling.*)

HALFWAY, ein Australeiland in der Torresstraße zwischen dem Australlande und Neuguinea unter 10° 8′ S. Br. und 160° 57′ 40″ L., zu den niedrigen Inseln gehörig und in einem Korallenriffe versteckt, aus welchem es vielleicht erst neuerdings hervorgegan-

3) *Ovid.* Fast. IV, 73 etc. Amor. III, 13, 31. *Solin.* 8. 4) Aen. VII, 724. 5) VIII, 476.

*) S. mein Corp. Jur. Germ. Th. II. S. 594. 731. 739.

gen ist. Es ist ein Bestandtheil von Clarence's Archipel. Flinders, der es 1802 besuchte, fand darauf kein frisches Wasser, wohl aber Pandanus, Schildkröten und Riesenmuscheln. (*G. Hassel.*)

HALI, eine kleine Stadt im Beled el Haram der arabischen Landschaft Hedschaz. Sie liegt 18° 36′ N. Br. unter dem gleichnamigen Vorgebirge am rothen Meere, hat ein kleines Kastell und macht einen Gränzort gegen Jemen aus. Die Wahabiten hatten sie eine Zeit lang besetzt, welchen sie indeß der Pascha von Ägypten abnahm, und unbekannt ist es, ob sie jetzt unter einem eignen Scheikh steht oder Einem der benachbarten gehorcht. Ihr Handel war nie von Bedeutung. (*G. Hassel.*)

HALI ABBAS, s. Ali Ebn Abbas al Magiusi. Th. III. S. 121.

HALI ABUL HASSAN SAIPHEDDIN AL AMEDI, von seiner Geburtsstadt Amed oder Diarbekir so genannt, ein Astrolog, starb im Jahre der Hedschra 762 (1360 n. Chr.) und hinterließ: Ekhám al akhám (Gericht der Gerichte über die Sterndeuterkunst) und Bassirat (über die Erklärung der Träume). (*Huschke.*)

HALI AL TARABULSI, ein arabischer Arzt, erhielt seinen Beinamen von seiner Geburtsstadt Tripolis, wo er gegen das Jahr der Hedschra 616 (1219 n. Chr.) lebte. Hinterlassen hat er ein medicinisch-chemisches Werk: Zinat al hachim (Zierde des Weisen) betitelt, welches in 4 Abtheilungen von den Mineralien und deren Bereitung zum Gebrauch für die Heilkunde, vom Nutzen der Theile des Körpers nach Galens Ansichten, vom Stein der Weisen und von andern mystischen Narrheiten handelt; das Manuscript befindet sich in der Florenzer Bibliothek. (*Huschke.*)

Hali Bascha, s. Ali Pascha Bd. III. S. 122. 123.

HALI BEG, (besser als ALI BEG, unter welchem Namen er im Jöcher und Adelung vorkommt), ein gelehrter Dragoman der Pforte, ein Renegat, der aus Lemberg in Polen gebürtig, mit seinem Christennamen Albert Bobowsky hieß, jung von den Tataren weggeschleppt und nach Istambul verkauft wurde, wo er zur Religionsvertauschung bewogen ward. Da er ein besonders Talent besaß, Sprachen zu erlernen, wie er denn deren 17, wann auch nicht fertig geredet, doch verstanden haben soll, so kam er bald in die Kanzlei des Statssekretariats, wurde Dragoman, zuletzt erster Dragoman der Pforte, als welcher er 1675 starb. Er war ein redlicher biedrer Mann, der im Herzen stets der Religion, in welcher er geboren war, ergeben blieb und für seine ehemaligen Glaubensbrüder so Vieles that, als sich mit seinen Pflichten vertrug. Von seinen Schriften ist bloß ein Werk über die Liturgie der Osmanen und die Pilgerreisen nach Mecka, das er auf Verlangen des Dr. Thom. Schmidt bei dessen Aufenthalte in Istambul schrieb, in die Hände des Dr. Hyde gerathen und von demselben aus dem Osmanischen in das Lateinische übersetzt und seine itinera mundi ab Abrahamo Peritsol. Oxon. 1691 beigefügt: aber bekannt ist, daß er dem Consul Ricaut die hauptsächlichsten Materialien zu dessen statistischem Werke über das osmanische Reich geliefert hat. Auch sind in Handschrift von ihm vorhanden: eine osmanische Grammatik und Wörterbuch, eine Übersetzung von Comenii janua linguarum und dialogi turcico-gallici (beide auf der Pariser Bibliothek) u. a.*) (*H.*)

HALI BEN DAVID, Arzt, Geometer und berühmter Dichter, starb gegen das Jahr der Hedschra 530 (1135 n. Chr.) in Ägypten und hinterließ einen Auszug aus Mahomet ben Zacharia's Werk: al havi (über die Arzneiwissenschaft); das Manuscript befindet sich in der Florenzer Bibliothek. (*Huschke.*)

HALI BEN REDHUAN, (nach Adelung ein und derselbe mit Hali ben Mose und Hali ben Rizuan oder Rodoham), starb als berühmter Arzt zu Thus in Persien am zu starken Genuß von Weintrauben im Jahre der Hedschra 203 (818 n. Chr.), war ein eifriger Anhänger Galens und schrieb mehrere Werke zur Erläuterung von dessen Schriften, nämlich über die Ars parva medica, wovon das Manuscript sich in der Madrider Bibliothek befindet, das aber mehrere Male lateinisch erschien: Venedig 1496. fol. Pavia 1501. fol. und Lyon 1516. 8.; ins Hebräische übersetzte es der Rabbine Judas. Zwei andere Manuscripte, Commentare über Galens Schriften: de sectis und ad Glaucoma de medendi methodo, besitzt gleichfalls die Madrider Bibliothek. Sein Werk: epistola s. tractatus aureus de medicina ist als Manuscript auf der Florenzer Bibliothek zu finden, wovon der Rabbine Kalonymus mehrere Abschnitte ins Lateinische übersetzte, die aber noch als Manuscript auf der Leidner Bibliothek liegen. (*Huschke.*)

HALIA, 1) eine der Nereiden. 2) Die Schwester der Telchinen, welche vom Poseidon 6 Söhne und die Rhodos gebar. Als diese Söhne der Aphrodite die Landung auf Rhodos verwehrten, bestrafte sie die Göttinn mit Raserei, so daß sie über die eigene Mutter herfielen. Da verbarg sie Poseidon in die Erde und machte sie zu Dämonen; Halia aber, die sich ins Meer stürzte, ward zur Göttinn Leukothea. (*J. A. L. Richter.*)

HALIA, bei Pausan. Halike, eine alte Stadt in der peloponnesischen Landschaft Argolis, an einer Bai vor dem Gebirge Struthuns. Sie hatte den Namen von dem vornehmsten Gewerbe ihrer Einwohner, der Fischerei, war aber zu Pausanias Zeiten nicht mehr vorhanden oder doch zu einem armseligen Dorfe herabgesunken, das Reichardt (Tab. VI.) in dem heutigen Haliza wieder findet. Verg. auch den Art. Halieis. (*H.*)

HALIA (*Ἁλία*), der gewöhnliche Name der Volksversammlung bei den Dorern, was später und anderswo *ἀγορά* †).

In Rhodos hießen die feierlichen Spiele, welche zu Ehren des Sonnengottes (Halios nach dorischem Dialekt)

*) Vergl. mit Jöcher und Adelung, so wie *Spon* voy. en Italie uud Baumgartens Hall. Bibl. und Nachr. von merkwürdigen Büchern.

†) S. O. Müller's Dorier. B. II. S. 86.

am 24sten Tage des Monats Gorpiaea (des Boedromion der Athener) begangen wurden, Halia oder auch Alia. Männer und Knaben waren Kämpfer, und der Preis ein Kranz von Pappeln. Der Sonnentempel auf Rhodos hieß auch Halion, welches um so deutlicher die Herleitung dieser Spiele von Ἅλς, das Meer, widerlegt ††). (R.)

HALIAETUS (Ornith.), ein Name, welchen die Griechen einer Adlerart gegeben haben, welche das Meeresufer niemals verläßt. Aber einige Naturforscher haben den Balbuzard, falco haliaëtus *Linn.*, so benannt, eine Falkenart, die sich mehr an den Ufern der Flüsse als am Gestade des Meers aufhält. Savigny, welcher in seinem Système des oiseaux d'Egypte et de Syrie dem Balbuzard den generischen Namen pandion beilegt, hat den Namen haliaëtus, welchen er haliaeetus schreibt, für den Seeadler adoptirt, der von Oken als Falco offifragus, Fisch-, Seeadler, Melanaëtus, Glaucopis, leucocephalus, albicaudus, Albicilla, Pygargus beschrieben wird. Indeß ist die Charakteristik, welche Savigny gegeben hat, von Cuvier und Vieillot angenommen. Aber Oken beschreibt den falco haliaëtus, arundinaceus, carolinensis, Flußadler, Moosweih, Fischaar, Baldbußaar, Osperi so: 2′ lang, dunkelbraun, unten weiß, mit einzelnen braunen, pfeilförmigen Flecken, Wirbel weiß, Schwanz weiß gebändert, Schnabel 2″ lang, kaum Zahn, keine Hosen, wenig über die Ferse (Knie) befiedert, brauner Ohrenstreif, Sohlen von Warzen rauh, Scheitel- und Nackenfedern abgerieben vom Untertauchen. Überall, bei uns an Seen, Teichen nicht selten, Zugvogel, frißt bloß Fische des süßen Wassers, Karpfen, Hechte, Forellen von 6 Pfd, fängt sie mit den Klauen, schwebt hoch überm Wasser, gewöhnlich um 8 und 12 Uhr, schreit Krauh krauh! und Kaih kaih! Nistet auf den höchsten Bäumen, wird zum Fischfang abgerichtet. (*W. L. Brehme.*)

HALIAKMON, Ἁλιάκμων, ein Fluß des alten Makedonia an den Gränzen Thessalia's, der sich in die thermäische Bai stürzte. Er entströmt zwar den Wurzeln des die hellenische Halbinsel in der Mitte durchziehenden Gebirgs, hat aber nur eine geringe Wassermasse, und heißt heutiges Tags Indschekara. (*G. Hassel.*)

HALIARTOS (Ἅλίαρτος), Sohn des Thersander und Enkel des Sisyphos, Erbauer der Stadt Haliartos in Böotien. (*J. A. L. Richter.*)

HALIARTOS, eine alte böotische Stadt, welche auch ein Gebiet Haliartia benennt. Dieses gränzte in Westen an die Thebais, in Norden an die Thespier, und in Osten an Koroneia. Schon Homer kennt das in einer fruchtbaren Gegend gelegene Haliartos [1]). Nach Pausanias [2]) gehörte es ursprünglich zu dem Reiche Orchomenos und war der Sitz eines eigenen Fürsten. Im persischen Kriege zerstörte es Xerres, weil es der griechischen Sache treu blieb; jedoch scheint es sich bald wieder erhoben zu haben, und Thukydides führt es als eine wichtige Stadt an [3]). Unter seinen Mauern fiel Lysander in der bekannten Schlacht. Seinen völligen Untergang fand Haliartos in den Kriegen der Römer gegen den Perseus, an dessen Partei es fest gehalten hatte. Den Feldbezirk schenkten die Römer nach Zerstörung der Stadt den Athenern [4]).

Haliartos lag in einer engen Ebene zwischen dem See Kopais und einem Berge, nicht weit vom Ausflusse des vereinigten Permessos und Olmeios [5]). Nach Pausanias fließt das Flüßchen Lophis durch Haliartia. Da demnach der Ort zwischen den Flüssen Hoplites und Olmeios zu suchen ist, unter dem Abhange des von dem Helikon nach dem Meere vorspringenden Orchalides, so sind die Ruinen, welche Gell [6]) bei Mazi gefunden hat, gewiß Überbleibsel des alten Haliartos. (R.)

Halicanum, alte Geogr., s. Alicanum Th. III. S. 123.

HALICORE, (mammalogisch), ein Name, welcher Meerjungfer bedeutet, (von ἅλς das Meer und κόρη die Jungfer) und welchen Illiger der Gattung gegeben hat, die aus der einzigen Species Gung, Dugung besteht.

Dieses Thier hat die allgemeine Organisation der cetacea; es hat keine Hinterfüße; sein Schwanz endigt sich in eine horizontale Schwimmflosse; seine vorderen Glieder sind, ob sie gleich innerlich dieselben wesentliche Theile haben, woraus die Glieder der Säugethiere bestehen, so von der Haut eingehüllt, daß sie in wahre Schwimmflossen verwandelt sind. Der Hals ist so kurz, daß der Kopf nicht vom Leibe getrennt zu seyn scheint. Aber die Dugunge respiriren nicht durch Luftlöcher; ihre Lippen sind mit Schnurren besetzt. Auf ihrer Haut entwickeln sich einzelne Haare und in den zwei Kinnladen haben sie Backzähne, mit platter Krone, was sie von den eigentlichen cetacea wesentlich unterscheidet. Auch bilden sie in dieser Ordnung mit den Lamantinen und den stellariae die Abtheilung der cetacea herbivora, welche von Cuvier aufgestellt worden ist. Ihre Oberkinnlade, welche sich an ihrem Ende nach unten auf die Unterkinnlade umbiegt, hat zwei Schneidezähne, welche, da sie nicht anderen Zähnen gegenüber stehen, sich ohne Widerstand entwickeln und wahre Hauer werden. Oken stellt dieses Thier in der ersten Ordnung seiner achten Klasse neben den Lamantinen und behauptet, daß der Gung nichts Anderes als ein Lamantin mit Vorderzähnen und einem Gabel- oder Mondschwanz sei.

Die unter dem Namen Trichecus Dugong (*Gmel.*, *Renard*, Poissons des Indes, Taf. 34, Fig. 180) der asiatische Silch (*Oken*) bekannte einzige Species dieser Gattung hat einen Kopf, welcher nach oben gerundet, von der Stirn bis zur Schnauze schief ist, und durch eine vertikale Schnauze, welche ihn endigt, scharf abgeschnitten wird. Dieser Theil des Gesichts wird von der Oberlippe gebildet, welche auf jeder Seite des Mundes

††) *Schol. Pind.* Ol. 7.
1) Il. II, 504. 2) *Paus.* IX, 29 u. 32. 3) *Thucyd.* IV, 93. 4) *Strabo* IX, 624 u. 631. *Liv.* XLII, 44. 5) *Strabo* l. c. 6) Itin. of Greece. p. 124.

hängt, und die zwei breite und bewegliche Lippen bildet, welche nach vorn viereckig, nach unten gerundet sind und auf der Seite einen Theil des Unterkiefers bedecken. Diese Lippen sind mit kleinen hornartigen Stacheln ungefähr von der Länge eines Zolls besetzt, welche ohne Zweifel Schnuren, Fühlorgane sind. Sie lassen einen Ausschnitt vor dem Oberkiefer zwischen sich, welcher das Ende des Unterkiefers aufnimmt, über welchen man auf jeder Seite die Spitze der Hauer sieht. Das Innere dieser Lippen ist mit hornartigen Warzen besetzt, welche das Thier, wie man vermuthet, zum Herausausziehen des Meergrases anwendet, von welchem es sich nährt. Die Nasenlöcher bilden zwei kegellinige Spalten, welche sich an dem oberen Ende der Schnauze einander nähern. Die Öffnung des Ohrs ist sehr klein und von einer äußeren concha nicht begleitet. Die Augen sind einfach und klein. Die Schwimmflossen zeigen keine Spur von Nägeln; nur sind sie unten nahe an ihrem vordern Rande mit warzenartigen Callositäten besetzt. Der Schwanz ist horizontal, halbmondförmig ausgeschnitten. Der Körper ist an seiner Mitte breiter als an seinen Enden, und die Seite des Schwanzes ist dünner als die entgegen gesetzte Seite. Die Haut ist glatt, blau, unten weiß, und hat einzelne Haare. Das Fleisch dieses Thieres schmeckt wie Rindfleisch. Das eigentliche Geburtsland sind die Küsten des indischen Meeres, besonders gegen die Philippinen und die südlichen Inseln. Wahrscheinlich hat das Thier die Sage von Meerfräuleinen oder Sirenen veranlaßt, und kann auch allein den Alten bekannt gewesen seyn, als welche wohl mit Indien, nicht aber mit Amerika und Kamtschatka in Verkehr standen. Eben so hat man die Zähne desselben für Nilpferdszähne angesehen, und geglaubt, dieses käme auch in Ostindien, auf den Molucken, Sumatra vor. Ein bei Singapour gefangenes Individuum, dessen Beschreibung und Anatomie Diard und Duvaucel geliefert haben, war 7 Fuß lang. Sie haben in dem Fleische auf jeder Seite vor dem achten Lendenwirbelbein zwei schmale und platte Knochen, d. h. Rudimente des Beckens gefunden. Die Wirbelbeine des Individuum waren 52 und seine Rippen 36 an der Zahl. Die Ventrikel des Herzens waren an ihrem Ursprunge von einander getrennt; die Lungen waren nicht in lobi getheilt, und die trachea war unmittelbar unter der larynx in zwei Theile getheilt. Die Leber war in zwei breite lobi getheilt und die Gallenblase war von einem kleineren lobus bedeckt, welcher die Form einer Zunge hatte. Die Nieren waren groß und die Harnblase konnte sich beträchtlich ausdehnen.

Das Thier hatte zwei Magen. Der zweite war kleiner als der erste und an seiner Mündung waren zwei konische Blutdärme. Die glans penis hatte zwei gefaltete, große und aus einander stehende labia, zwischen welchen ein konisches Tuberkel heraus trat, welches an seiner Spitze von dem orificium urethrae durchbohrt war. Dieser penis war lang, dick und in einem etwas hervorragenden Schlauch enthalten.

Die Malaien nennen dieses Thier Douyong und schätzen sein Fleisch so sehr, daß es für die Tafel der Sultane und der Radschas vorbehalten wird.

(*W. L. Brehme.*)

HALICYÄ, HALIKYÄ (Ἁλικύαι), eine beträchtliche Stadt der Karthaginenser im westlichen Sicilien, deren Lage nicht genau bestimmt ist. Stephanos setzt sie zwischen Entella und Lilybäum, also nicht weit von den Quellen des kleinen Flusses Halykos. Dieser westliche Halykos, ein unbedeutender Küstenfluß, bei welchem im ersten punischen Kriege die Karthaginenser die römische Flotte beobachteten, darf nicht mit dem größern Halykos verwechselt werden, welcher sich auf der Südküste Siciliens, westlich von Agrigentum, dicht bei Heraklea, in das Meer ergießt. Der östliche Halykos, jetzt Platani, kommt von dem nebrodischen Gebirge herab und hat von der Beimischung salziger Quellen, im ersten Theile seines Laufes den Namen Ἅλικος. In den Friedensschlüssen der Karthaginenser und Syrakusaner, unter Dionysios, Timoleon und Agathokles, diente er gewöhnlich als Gränzbestimmung und ist überhaupt einer der bedeutendsten Flüsse des südlichen Siciliens*).

Was die Stadt Halicyä betrifft, so wäre sie, nach der obigen Bestimmung, zwischen Bona und Entella zu suchen. Als Stadt der Karthaginenser wurde sie oft von den Syrakusanern angegriffen, ein Zeichen, daß sie nicht unbedeutend war. So erhielt sie sich auch lange, und Cicero noch zählt die Halicyenses unter die freien und tributlosen Bewohner Siciliens**). (*W. Müller.*)

HALICZ, HALITSCH, das ist das Königreich Galizien, s. Galizien in geographischer, statistischer und historischer Hinsicht.

HALICZ, HALITSCH, HALICIA, Stadt im Königreich Galizien, im Stryer Kreise, am Flusse Dniester, mit dem sich hier die Wislowa vereinigt, unter 49° 13′ nördl. Breite, mit einer römisch-katholischen und einer griechischen Pfarre, zwei Klöstern, zwei Synagogen, einer kathol. Trivialschule, einem Postwechsel, 1800 Einwohnern, reichen Salzquellen, ehemals eine wichtige Stadt und die Hauptstadt von Galizien, jetzt unbedeutend. Hier wohnen viele Juden von der Sekte der Karaiten. Auf einer steilen Anhöhe liegen die Ruinen eines alten Bergschlosses, welches die ehemalige Residenz der alten Beherrscher von Galizien war, und von welchem die ganze Landschaft Halicz (Halitsch, Halizien, Galizien) seinen Namen erhielt. (*Rumy.*)

HALICZER LANDSCHAFT, HALITSCHER LAND, polnisch Halicka, (spr. Halitzka) Ziemia, machte ehemals einen Theil von Kleinpolen aus, und wurde auch Rothreußen genannt. Der südöstliche Theil des Landes führte den Namen Pokutien. Im J. 1186 erhielt diese Landschaft der ungarnsche König Bela III. Unter Emerich dem Könige von Ungarn kam sie im J. 1198 wieder an Polen und wurde mit diesem Königreiche 1392 förmlich vereinigt. Unter polischer

*) *Diod.* XV, 17. XVI. 82. XIX, 70. 72. **) *Diod* XIV, 55. XXII, 7. *Cicero* in Verr. II, 33. Vgl. Mannert. Th. II, 444 u. 363.

Herrschaft war diese Landschaft in drei Distrikte getheilt, den Halitscher, Kolominsker und Trembowolsker. Als das Haus Östreich Galizien, auf die Ansprüche des Königreichs Ungarn sich stützend (welche Benzur zu Preßburg in einer scharfsinnigen publicistischen Schrift erörterte), in Besitz nahm, wurde das eigentliche Halitscher Land zu einem Kreise gemacht, welcher aber den Namen Stryer Kreis erhielt. (*Rumy.*)

HALIDRYS. Eine von Lyngbye †) aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Algen, welche Agardh verwirft. Nach dessen Syst. Alg. gehört die erstre Art H. nodosa *Lyngb.* zu der Linnéschen Gattung fucus, die zweite H. siliquosa zu der Gattung cystoseira *Ag.* (*Sprengel.*)

HALIEIS (ἁλιεῖς, eigentlich Fischer). Name der Bewohner des ganzen Küstenstrichs zu beiden Seiten des Vorgebirges Struthuns, welcher Halia hieß. (Vgl. oben Halia S. 249 dies. Bandes). Zwar soll, nach Strabons Angabe (VIII, 73.) die ganze Küste des Gebietes von Hermione, diesen Namen geführt haben. Diese Halieis sind, nach Stephanos aus Byzanz Behauptung, ursprünglich vertriebene Tirynthier gewesen. (*R.*)

HALIFAX, 1) Marktflecken im West Riding der engl. Grafsch. York und in einem tiefen Thale, durch das der Calder in der Entfernung von ½ Meilen strömt. Ein Ort, welcher sich in den neuern Zeiten ungemein gehoben hat: 1443 standen hier erst 13 Hütten, jetzt erhebt sich auf derselben Stelle eine Stadt, die zwar bei einer ungünstigen Lokalität nur enge, krumme Straßen, aber die schönsten steinernen Gebäude, 1 alte Haupt- und 1 andre moderne Pfarrkirche im griechischen Geschmacke, 7 Bethäuser für Dissenters, 1 Krankenhaus, 1 Freischule, 1 Theater, gegen 2000 Privathäuser und 12,036 Einw. hat, die 1 Jahr- und 2 stark besuchte Märkte halten. Halifax ist ein Hauptmarkt für dünne wollne Zeuge, Chalons und Sergen; man rechnet, daß jährlich allein 100,000 Stück Chalons in der großen Halle ausgestellt werden und ihren meisten Absatz in der Levante finden. Allein nicht bloß wollene Zeuge werden gewebt, sondern auch alles Garn dazu gesponnen, und in neuern Zeiten haben auch die Baumwollenmanufakturen einen großen Umfang gewonnen. Auch verfertigt man Spitzen, bauet Kardendisteln, und sendet große Ladungen von Mauersteinen aus den nahen Steinbrüchen nach London. Überhaupt herrscht hier das regste Leben und Thätigkeit: durch den Calderkanal steht Halifax mit Hale und dem O., durch den Rochdalekanal mit Liverpool, Manchester und dem W. Englands in unmittelbarer Berührung. Die ganze Umgegend theilt sich ebenfalls in die Fabriken von Halifax: das weitläufige Kirchspiel, zu welchem 26 Dörfer und eine Menge von einzelnen Höfen gehören, zählte 1811 nicht weniger als 73,515 Zubehörige. 2) Eine Grafschaft des britischen Gouvern. Neuscotland, im N. mit dem Lorenzgolfe und Sidney, im O. mit dem Oceane, im S. mit Lüneburg, im S. W. mit Kings, im W. mit Hant, im N. W. mit den Bason of Minas und Cumberland gränzend. Sie hat die Schebuktubai, den Halifarhafen und mehrere geringere Buchten, wird von verschiedenen Flüssen durchschnitten und ist der beste und angebauteste Theil von Neuscotland, obgleich das Gestade sandig, und mehr als ⅔ noch mit ungeheuern Waldungen bestanden sind. Man findet hier die Stadt Halifax und die Ortschaften Londonderry, Truro, Duslow, Colchester, Lawrence, Southamton, Canso und Tinmouth, 1815 zusammen mit 27,220 Einw. 3) Die Hauptstadt vorgedachter Grafschaft und von ganz Neuscotland, der Sitz des Gouverneurs, des Raths und der Assembly, eines Provinzialcourth, eines Episkopabischofs und eines Scherifs. Sie breitet sich N. Br. 44° 44′ L. 314° 4′ am Halifarhafen der Schebuktubai und an der Mündung des Sandwich aus, ist mit Pallisaden eingefaßt und wird in die Stadt und die beiden Vorstädte abgetheilt. Jene hat die Kathedrale, 4 Bethäuser für Dissenters, das Provinzialhaus, den bischöflichen Palast, die Cityhall, 1 Collegium, seit 1820 einige andre Schulen, 1 Hospital: in der südlichen Vorstadt steht der Gouvernementspalast und hat vor sich eine Batterie, die mit dem Fort George den Hafen beschützt, in der nördlichen das königl. Schiffswerft mit der Docke, ihre 1800 Häuser sind mit wenigen Ausnahmen von Holze; die Zahl der Einwohner 1820 16,254, die sich von Gewerben, Fischerei und Handel nähren. Halifax macht den Haupthafen des Landes: ihn besuchen nicht bloß britische, sondern auch nordamerikanische Schiffe. 1823 wurden auf britischen Schiffen 2,170,140 Guld. Waaren eingeführt, und die Zollabgaben ertrugen 388,855 Guld. An nordamerik. Schiffen waren 186 mit 16,410 Tonnen ein- und 197 mit 18,838 Tonnen ausklarirt. Die Ausfuhr beruhet hauptsächlich auf Fischen, Pflastersteinen, Schiffbauholze, Masten und Steinkohlen. Der Hafen ist vortrefflich, kann über 1000 Schiffe fassen und steht das ganze Jahr offen, daher hier ein Theil der königl. Flotte stationirt ist. Aber die Umgegend ist dürr, steinig und wenig angebauet (nach der gener. descripcion of Nova Scotia. Halif. 1823. 4) Eine Grafschaft des nordamerik. Stats Nordcarolina am Roanoke und Fisching, 1820 mit 17,237 Einw., worunter 11,001 Sklaven. Der Hauptort Halifax liegt unter den Höhlen des Roanoke, ist regelmäßig angelegt und zählt etwa 500 Einw., die einigen Handel treiben. 5) Eine Grafschaft im nordamerik. State Virginia, 1820 mit 19,560 Einw., worunter 9660 Sklaven. Sie unterhält starken Reisbau; das Gerichtshaus steht noch isolirt. 6) Eine Bai an der Nordostküste des Australkontinents unter 18° 49′ S. Br., noch nicht hinlänglich untersucht. (*G. Hassel.*)

HALIFAX (Sir George Saville, Marquis von), ein britischer Statsmann, der aus einer alten edlen Familie in Yorkshire abstammte, 1630 geboren war und während der Revolution stets im königlichen Interesse war, auch einen sehr thätigen Antheil an der Restauration König Karls II. hatte. Dankbar ernannte ihn der Monarch 1668 zum Lord Saville von Eland, und gab ihm 1672 einen Sitz im geheimen Rathe, wo er sich so-

†) Tentam. Hydro-phytologiae Dan. p. 37.

gleich an Schaftsbury anschloß und in die bekannte Cabale trat, indeß mit den übrigen Mitgliedern dieses Ministeriums, welches der engländischen Constitution und dem Protestantismus den Untergang drohte, nicht ganz einverstanden war. Indeß war er es doch, der mit Bukingham und Arlington jenen geheimen Bund mit Frankreich zu Stande brachte, der Mitwirkung zu jenem Zwecke und Beistand gegen Holland bedingte. 1679 wurde er zum Grafen und Marquis von Halifax erhoben. Aber dem raschen Jakob II. war doch der Marquis viel zu bedächtlich, und viel zu sehr Protestant: er entfernte ihn daher aus dem Ministerium und geheime Rathe bei seinem Regirungsantritte 1685, welches zur Folge hatte, daß er nun zu der Opposition übertrat und bis an seinen Tod 1695 derselben treu blieb. Sein Bild im Crabb*). (*G. Hassel.*)

HALIFAX (Charles Montague Earl of), ein engländischer Statsmann, welcher sich auch als Dichter und als Mäcenas schöner Geister einen Namen erworben hat, war den 16. April 1661 zu Honton in Northamptonshire gehoren, der vierte Sohn des George Montague, Grafen von Northampton. Schon auf der Westminsterschule soll er Proben seines Improvisatortalents durch einige Epigramme gegeben haben, und in Cambridge, wo er unter andern mit dem großen Newton eine innige Freundschaft schloß, studirte er vorzüglich die alten Klassiker und nährte und bildete dadurch seinen eigenen poetischen Geschmack. Ein Gedicht auf den Tod des Königs Karl II. gewann ihm die Gönnerschaft des Grafen von Dorset, welcher ihn nach London einlud und ihn hier nicht allein in das politische Leben hinein zog, sondern auch in den damals herrschenden Kreis der Gelehrten und Schöngeister einführte. Montague begründete sein junges Glück durch die Heirath mit der verwitweten Gräfinn von Mancheſter und durch die Mitunterzeichnung der Berufung des Prinzen von Oranien zum engländischen Throne. Er wurde Mitglied der so genannten Convention, und König Wilhelm, um den Eifer zu belohnen, den er für ihn gezeigt hatte, gab ihm auf den Antrag des Grafen von Dorset eine Pension von 500 Pfund. Seit 1691 Mitglied des Unterhauses, blieb er eine treue Stütze der neuen Regirung, die ihn erst zu einem Kommissär der Schatzkammer ernannte und nachher auch zum geheimen Rathe berief. 1694 stieg er zur Stelle eines Kanzlers des Zahlamtes, und in diesem Posten setzte er es nach zwei Jahren durch, daß alle alte Münze umgeschlagen wurde. Auch andre Finanzspekulationen gingen von ihm aus, namentlich der Plan der allgemeinen Fonds (general fund), welcher Robert Walpole's Amortisationsfonds (sinking fund) den Weg bahnte, und die Einführung von neuen Schatzkammerscheinen, als einer Papiermünze. Die Regirung blieb in ihrer Dankbarkeit nicht hinter diesen Bestrebungen des jungen Statsmannes zurück. Das Unterhaus erklärte ja sogar durch eine eigene Empfehlung, daß Montague die Gnade des Königs verdient habe; und so erhielt er bedeutende Ländereien in Ireland zum Geschenk, wurde erster Kommissär der Schatzkammer und während der Abwesenheit des Königs Mitglied der Regentschaft. Im J. 1700 erhob ihn der König zum Pär unter dem Namen eines Barons von Halifax, und obgleich die Königinn Anna ihn nach ihrer Thronbesteigung aus dem geheimen Rathe entfernte, so vermittelte er doch 1706 die Vereinigung Schottlands mit England. Überhaupt aber setzte er alle seine Anstrengungen auf, um dem Hause Hannover die Thronfolge von England zu sichern, und war selbst der Überbringer der Akte an Georg I., welche durch die Einbürgerung der hannoverschen Fürstenlinie diesen wichtigen Gegenstand festgestellt hatte. Nach Georgs Thronbesteigung wurde Halifax, welcher bis dahin wieder ein Mitglied der Regentschaft gewesen war, zum Grafen erhoben und mit dem Orden des Hosenbandes geschmückt. Auch erhielt er seinen Posten als erster Kommissär der Schatzkammer wieder. Aber er scheint noch mehr erwartet zu haben, vielleicht Lordkanzler zu werden, und mißvergnügt über fehlgeschlagene Hoffnungen, ließ er sich von jetzt an zur Partei der Tory's hinüber ziehen. Er starb den 19. Mai 1715.

Die schriftstellerischen Arbeiten des Grafen von Halifax sind wenig bedeutend, einige Gelegenheitsgedichte, didaktische Kleinigkeiten und Epigramme, die letztern das Gelungenste. Dazu kommen noch einige Reden und politische Broschüren. Zusammen herausgegeben: London 1715, unter dem Titel: The Works etc. of the R. H. Charles, late Earl of H.**). Berühmter ist er als Mäcenas der Dichter und Gelehrten seiner Zeit, die ihn in ihren zahlreichen Dedikationen mit Weihrauch dergestalt umnebelten, daß Pope sagt: He was fedwith dedications. Derselbe hat ihn in dem Prolog seiner Satiren unter dem Namen Bufo als einen schwerfälligen Götzen gedungener Reimer dargestellt, und Swift meinte, die Gönnerschaft des edlen Grafen beschränke sich auf schöne Worte und gute Mahlzeiten. Indessen ist nicht zu läugnen, daß er namentlich Addison's aufkeimendes Talent würdig unterstützte. Außerdem waren Congreve und Steele seine besondern Schützlinge**). (*W. Müller.*)

HALIFUN, eine Stadt in dem afrikanischen State Sennaar, bei welcher eine Fahrt über den Nil geht. Sie liegt 2 Meilen von Halfaia; dichte Akazienwälder bedecken die Gegend zwischen diesen beiden Städten, deren Umgebung gleich fruchtbar ist. (*H.*)

HALIGOCZ, HOLGOCZ, HELBINGSAU, HALIGOWCE, HALIGOWECZ, slowak. Pfarrdorf in der Zipser Gespanschaft in Oberungarn diesseits der Theiß, im ersten oder Maguraner Bezirk, mehreren adeligen Familien gehörig, mit in einem Thale zerstreut liegenden Häusern, einer katholischen Pfarrkirche, 620 kathol. Einw., einem Einkehrwirthshause, mittelmäßigem Acker-

*) Nach *Gilb. Burnets* history of his own time Lond. 1724. 1734. 2 Vol. fol. und *Th. Somerville* history of the polit. transactions and of partier from 1660—1702. Lond. 1792.

**) Die Gedichte auch in Johnson's Sammlung. **) *Johnson's* Lives. Biogr. Brit. Biogr. univ.

boden und einer berühmten Höhle, Pennina genannt, in welcher man große Gerippe von unbekannten ungeheuern Thieren der Vorwelt (wahrscheinlich Mammuthknochen) findet. (*Rumy.*)

HALIKARNASSOS, Ἁλικαρνασσός, einst die bewunderte Hauptstadt Kariens, der Sitz seiner Könige und durch Handel und Gewerbe blühend. Sie soll*) von Doriern aus Trözene gegründet seyn und machte eine der Sechsstädte des dorischen Bundes aus, wurde aber in der Folge die Residenz der karischen Fürsten oder Könige, die vorher ihren Sitz zu Mylassa gehabt hatten und unter der Oberhoheit der persischen Großkönige standen. Einer der letzten derselben war Mausolos, der sich des ganzen Kariens bemächtigt hatte, aber in der Blühte seiner Jahre Olymp. 106 starb, worauf seine Gemahlinn und Schwester, die zweite Artemisia, ihm jenes berühmte Denkmahl stiftete, das seinen Namen für alle Jahrhunderte verewigen wird. — Die Stadt lag auf der N. W. Seite des keramischen Busens, der Insel Kos gegenüber, hatte eine feste Akropolis, die, wie die darin hervorsprudelnde Quelle, Salmakis hieß, einen großen sichern Hafen, welcher durch die Felsenküste Arkonnesos gebildet wurde, an demselben einen großen öffentlichen Platz, und zu dessen rechter Seite einen berühmten Tempel des Hermes und der paphischen Göttinn, zur linken Seite die Akropolis und den königlichen Palast; eine breite prächtige Straße stieß auf den großen Platz, und in derselben stand jenes herrliche Mausoleum, 21 Ellen hoch und von 36 Marmorsäulen umgeben, an welchem die vornehmsten Bildhauer von Hellas, unter andern Skopas gearbeitet haben, und das lange als eins der 7 Wunder des Alterthums verehrt wurde. Auf einem Hügel, im Mittelpunkte der Stadt, erhob sich ein Tempel des Kriegsgottes mit einer kolossalen Bildsäule desselben, und alle diese Herrlichkeiten umschloß eine hohe, mit Thürmen wohl besetzte Mauer, die so fest war, daß sie von Alexander eine lange Belagerung aushalten konnte. Als sie in dieses Monarchen Hände gefallen war, theilte sie das Schicksal von dessen übrigen Staten. Die Römer entrissen sie den Lagiden und gaben ihr ihre Freiheit, aber nicht ihren Glanz zurück, der während der kleinasiatischen Kriege ungemein verloren hatte. Sie blieb indeß in den ersten Jahrhunderten der Cäsarn eine wichtige Handelsstadt, und scheint erst da zu Grunde gegangen zu seyn, als die wilden Mongolenstämme sich über Asien ergossen. Jetzt sind nur noch wenige Spuren von ihr übrig, und die Gelehrten sind selbst darüber uneinig, ob sie solche (wie Wheler Voy. 333.) in den Trümmern von Okanstenches, oder nach der allgemeiner angenommenen Meinung, die auch Spon und Reichard vertheidigen, in dem heutigen Bodrun suchen sollen. Aber immer wird das alte Halikarnaß uns durch die großen Männer, die aus ihrem Schooße hervorgegangen sind, ehrwürdig bleiben: hier sind Herodot, der Vater der Geschichte, die beiden Dionyse, Geschichtsforscher und Musiker, und die Dichter Hekataios und Kallimachos außer andern Gelehrten und Künstlern geboren. (*H.*)

*) *Herod.* VII, 99 und *Strabo* XIV, 970.

HALIKO, 1) ein Pastorat im südlichen Finnland, Åbo und Biörneborgs Lán, zählt nebst der Kapellgemeinde Angelniemi im J. 1815 3727 Seelen; hat eine herrliche steinerne Kreuzkirche, eine der schönern Landkirchen Finnlands. In der Nähe fließt der Fluß Haliko, der sich beim Rittersitz Aminne in die Halikowiek des finnischen Meerbusens ergießt. (*v. Schubert.*)

HALIKYRNA (auch Alikyrna), eine Stadt auf der Gränze von Ätolien und Akarnanien. Plinius zählt sie zu dem ersten Lande, Stephanos von Byzanz zu dem zweiten. (*R.*)

HALIMEDA (Korallin.). — Lamouroux trennt unter diesem Namen eine gewisse Anzahl organisirter Körper von der Familie der Korallinen, worunter sie Pallas, Linné, Ellis, Solander und andere Zoologen stellen, und aus welchen Lamark seine Gattung Flabellaria gemacht hat, womit er jedoch mehrere andere Species vereinigt, welche Lamouroux unter dem generischen Namen udotea unterscheidet. Sie sind wahre corallinae phytoides, deren Artikulationen aber gewöhnlich viel platter und breiter sind, was der ganzen Koralline ein fächerförmiges Aussehen gibt. Übrigens ist die Structur ganz so wie die der gewöhnlichen Korallinen, d. h. sie bestehen aus einer fibrösen Are, welche von Raum zu Raum durch eine sehr wenig wuchernde Rinde breiter gemacht und incrustirt wird. Ellis ist der einzige Beobachter, welcher auf der Oberfläche der amerikanischen Species deutliche Spuren von Poren hat wahrnehmen können, welche er für Polypenhäuschen hält. Lamark findet an ihnen Ähnlichkeit mit den alcyonia, während Andere und vorzüglich italienische Beobachter glauben, daß sie organisirte vegetabilische Körper sind.

Indessen findet man diese Species von Korallinen oder Halimeden nur in den Meeren der heißen Länder, und um so mehr, je mehr man sich den Äquatorialmeeren nähert. Sie hängen an den unter der See befindlichen Felsen, und sind immer sehr klein. Ihre Farbe ist im lebenden Zustande grün; sie werden weiß, wenn man sie trocknet. Man findet sie gewöhnlich in dem, was man in den Apotheken helminthocorton. nennt.

1) Halimeda incrassata, *Ellis*, Corall., tab. 25., fig. a A; Corallina incrassata *Gmel.* Diese Species trifft man am häufigsten in den Sammlungen. Die Artikulationen, welche ziemlich veränderliche Formen haben, sind breit und platt, vorzüglich nach unten. Man trifft diese Species in den Meeren der Antillen.

Lamouroux schlägt vor, die Corallina monile (*Ellis* und *Solander* tab. 20, fig. c.) als eine bloße Varietät dieser Species zu betrachten.

2) Halimeda multicaulis, *Lamark.* (Ann. du Musée, tab. 20, p. 802). Es scheint, daß diese Species sich von der vorhergehenden vorzüglich durch die große Anzahl seiner Stämme und dadurch unterscheidet, daß die unteren Artikulationen fast cylindrisch und die

oberen platt, keilförmig und nicht sehr in lobi getheilt sind. Man kennt ihr Vaterland nicht.

3) Halimeda irregularis, *Lamouroux*. (Polyp. Flex. tab. 11, fig. 7.). Diese Species, welche auch von dem Meere der Antillen kommt, hat kleine und vielgestaltige Artikulationen.

Sie scheint viel Ähnlichkeit mit der Corallina tridens, *Solander* und *Ellis* (tab. 20, fig. a) zu haben, welche aus denselben Meeren kommt und platte Artikulationen mit drei lobi hat.

4) Halimeda opuntia, *Lamouroux*, *Pallas*, *Ellis* (Corall. tab. 25, fig. b B.). Die Artikulationen dieser Species sind zusammen gedrückt, wellenförmig und nierenförmig. Man findet sie in dem mittelländischen Meere. Lamouroux glaubt, daß Pallas sie mit Unrecht mit der folgenden verwechselt hat.

5) Halimeda tuna, *Lamouroux* (Polyp. Flex., tab. 11, fig. 8., a, b.). Die Artikulationen sind zusammen gedrückt, fast scheibenförmig. Das Vaterland dieser Species ist das mittell. Meer. (*W. L. Brehme.*)

HALIMI, ist der Name eines berühmten türkischen Gesetzgelehrten unter Selim I.; er war gebürtig aus Kastemuni und wurde theils wegen seiner vielfältigen Kenntnisse, theils aber wegen seines geschickten und liebenswürdigen Benehmens zum Khodscha oder Lehrer des Sultans erhoben [1]). Sonst kennt die orientalische Literärgeschichte einen berühmten persischen Lexikographen des Namens Halimi [2]). Ein medicinisches Wörterbuch eines Halimi benutzte auch Mohammed Esaad Efendi in seinem türkisch-arabisch-persischen Wörterbuche, welches im J. 1210 d. H. (1795) zu Constantinopel gedruckt ist [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

HALIMON. Nach Apollod. Cyzic. bei Nat. Com. VIII, 18. der Vater der Kreta, von welcher die gleichnamige Insel ihre Benennung erhalten haben soll. S. Kreta. (*R.*)

Halinatron, (Mineral.), s. Natron.

HALING, ein Eiland an der Küste der englándischen Grafschaft Hants. Es ist an der Küste verschiedentlich eingeschnitten, hat eine unregelmäßige Gestalt und einen fruchtbaren Boden, und enthält 3 Dörfer. (*G. Hassel.*)

HALIOS (Ἅλιος), Sohn des Alkinoos, der bei den Kampfspielen, die während der Anwesenheit des Odysseus auf der Phäakeninsel angestellt wurden, sich als guter Läufer und Tänzer zeigte und mit dem Laodamas ein Ballet mit Bällen tanzte *). (*J. A. L. Richter.*)

HALIOTIS (naturgesch.), ein Name, welchen Linné [1]) einem Schalthiere gibt, welches von Belon [2]) patella altera major und von anderern Naturforschern Auris marina genannt wird. Adanson nennt diese einschalige Konchylie Ormier. Engländisch heißt sie sea-ear, Venus's ear.

Das Thier gleicht den Erdschnecken, sagt Linné, und die Schale hat einige Ähnlichkeit mit Menschenohren, was der Name Haliotis anzeigt, welcher aus dem Griechischen von ἅλς, das Meer, und οὖς, das Ohr, entnommen ist; sie steht offen, hat aber auf der einen Seite einen verborgenen Sehwinkel, der noch von Gewinden zeugt. An der Fläche der Schale befinden sich einige Löcher am innern Rande, wovon die vorderen offen stehen, die hinteren aber zugeflickt scheinen. Das Thier klebt an den Felsen fest, so daß man es selten ohne seine Beschädigung losreißt. Sein Fleisch ist gelb und eßbar.

Luid und Scheuchzer sprechen von den versteinerten Konchylien dieser Art, obgleich das Vorhandenseyn derselben noch bezweifelt wird, und daher die Namen Auris marina lapide facta, lapidea vel fossilis, Planites, teutsch Planiten, versteinerte Seeohren.

Diese Gattung von Schalthieren wird von den verschiedenen Naturforschern verschieden gestellt. Oken macht aus ihnen die vierte Gattung der dritten Sippschaft, der dritten Zunft der dritten Ordnung seiner vierten Klasse.

Die Charaktere dieser Gattung sind: Körper oval, sehr deprimirt, unten mit einem breiten Fuße versehen, welcher fast auf allen Seiten hervorragt; an seiner Peripherie hat er einen doppelten zackigen oder krausen Rand, welcher mit fühlfadenwurmartigen Fäden versehen ist; Kopf sehr groß, mit vier Fühlern, von welchen zwei größer, ein wenig abgeplattet, und zwei kürzer, prismatisch sind und auf ihrer Spitze die Augen tragen. Die Kiemenhöhle liegt links, enthält zwei lange, ungleiche Kiemen und endigt sich vorn in zwei ungleiche lobi des Mantels; die Schale ist sehr deprimirt, oval, mit sehr niedriger, fast hinterer und seitlicher Windung, mit sehr weiter Öffnung; der linke oder säulchenförmige Rand ist umgebogen und scharf; eine Reihe Löcher liegt parallel mit diesem Rande, von welchen bloß die vorderen durch und durch gehen und die fühlfadenförmigen lobi des Mantels durchgehen lassen.

Die Meerohren haben wirklich einige Ähnlichkeit mit den Patellen und vorzüglich mit den Fissurellen. Ihr Körper ist jedoch noch viel mehr deprimirt und weniger konisch. Der ganze untere Theil wird von einer breiten Muskelscheibe gebildet, welche als Locomotionsorgan dient. Der obere Theil zeigt ebenfalls an seiner Mitte einen ziemlich breiten ovalen Raum, welcher auch muskelartig ist, von dem Fuße herkommt und sich an die Schale anheftet. Dieß ist bis zu einem gewissen Punkt der Muskel der columella der andern Mollusken mit spiralförmiger Schale und zugleich der Ursprung der Anordnung des musculus adductor der zweischaligen Konchylien. Von der ganzen Peripherie dieses Muskelraums entspringt der Mantel, welcher, so lange er auf der Eingeweidemasse liegt, sehr dünn ist, und nach dem Maße dick wird, wie er über sie hinaus schreitet. Sein doppelter Rand, welcher gar nicht zackig ist, zeigt sich

1) Jos. v. Hammer in der Geschichte der Literatur der Osmanen S. 1164. 2) Jos. v. Hammer a. a. O. S. 1283. d'Herbelot's orient. Bib. u. d. W. Luthfallah. 3) Jos. v. Hammer a. a. O.

*) *Homer.* Od. VIII, 119, 370.

1) Fauna Suecica, p. 19. n. 57. 2) de Aquat. p. 396.

um die ganze Peripherie des Körpers des Thiers herum, und läuft längs der Schale, ohne daß Theilung vorhanden ist, außer nach vorn und links. An dieser Stelle ist er in zwei mehr oder weniger spitzige lobi ziemlich tief gespalten, von welchen der linke merklich länger ist als der rechte. In dem übrigen der Ausdehnung des Mantels dieser Seite, d. h. zwischen der linken Seite des musculus superior und dem Seitenrande derselben Seite bildet er einen ziemlich großen Weg für die Kiemenhöhle, welche folglich ganz auf der linken Seite ist und sich stark nach hinten verlängert. Zwischen dem Fuße und dem Rande des wahren Mantels befindet sich eine ziemlich breite, offenbar muskelartige Membran, welche an der ganzen Peripherie des Körpers des Thiers vorhanden ist, und vorn einen einzigen Ausschnitt zum Durchgang des Kopfs hat, d. h. sie entspringt auf den Seiten des Kopfs, auf der äußeren Seite der Fühler. Sie ist rund herum mit einer sehr dicken doppelten Franse besetzt: die untere besteht ganz aus kleinen fleischigen Tuberkeln, welche in mehreren Reihen unregelmäßig angeordnet sind, während die obere nur in einer Reihe sich befindet. Aber überdieß sieht man eben eine Reihe von ziemlich langen, wahren fühlfadenförmigen appendices, welche aus einem an ihrer Basis befindlichen, kleinen Loch heraus zu kommen scheinen, und in gleichen Entfernungen von einander liegen. Dieses Muskelblatt verlängert sich nach vorn unter die Fühler durch appendices, welche ohne Zweifel weit über den Fuß und selbst über den Kopf hinaus verlängert werden können. Zwischen diesem mittleren Blatt und dem Fuße ist eine ziemlich tiefe Furche vorhanden, welche jedoch nichts Bemerkenswerthes zeigt; aber zwischen ihr und dem freien Rande des Mantels ist eine andere Furche vorhanden, in welcher sich nach vorn der Kopf und links die Kiemenhöhle befinden. Der Kopf ist ziemlich groß, breit, deprimirt, und zeigt zwei Paar von appendices: das hinter obere und äußere Paar ist viel kürzer; es ist ziemlich dick und hat an seinem Ende einen sehr deutlichen schwarzen Punkt, welchen man als ein Auge betrachtet. Dieses Paar ist an seiner Basis durch eine dünne transversale Membran vereinigt, welche einen Theil der tuba verdeckt. Das andere Paar der appendices wird von den Fühlern gebildet; sie sind ziemlich lang, dreieckig, und ein wenig depremirt. In der Mitte ihrer oberen Fläche ist eine Art von longitudinaler Depression vorhanden, und die Ränder dieser Fühler scheinen ein wenig gefranst zu seyn, was vielleicht von der Contraction abhängig ist. Zwischen diesen zwei Fühlern und ein wenig unter ihnen sieht man eine Art tuba oder dreieckige, abgeplattete, transversal gefurchte Masse hervorkommen, in deren vorderer Mitte eine vertikale Spalte ist, welche mit ziemlich dicken Lippen für den Mund besetzt ist. Die cavitas buccalis ist sowohl in Hinsicht der Größe, als auch in Hinsicht der Muskeln, welche sie umgeben und bewegen, ansehnlich. Auf ihrer unteren Fläche ist eine dreieckige, hinten und nach vorn freie Zunge, welche nach hinten breit und knorpelig wird; sie ist mit kleinen Zähnen besetzt, welche auf vier Reihen stehen, und sich nach hinten auf ein Zungenband verlängern.

Der oesophagus, welcher sich gleich auf die linke Seite begibt, ist ziemlich eng; er ist von zwei ziemlich langen Speicheldrüsen begleitet; hierauf geht er unter die untere Wand der Kiemenhöhle auf die linke Seite der oberen Muskelscheibe und kommt in die Eingeweidemasse, welche ganz nach hinten und jenseits des hinteren Randes dieser Scheibe ist. In dieser Masse baucht sich der oesophagus in einen ziemlich beträchtlichen membranösen Magen, welcher ganz auf seiner linken Seite liegt, und in der Leber völlig eingeschlossen ist, welche eben so, wie bei den zweischaligen Conchylien, eine Art von ziemlich dicker Lage um ihn herum bildet. Der Darmkanal, welcher äußerst kurz ist, entspringt von dem Magen fast gleich neben der Insertion des oesophagus und begibt sich von hinten nach vorn, um das rectum zu bilden. Das rectum, welches mit dem unteren Theile des Herzens ziemlicher zusammen hängt, trennt sich bald von demselben, und bildet in der Kiemenhöhle, wo es sich öffnet, einen Vorsprung von fast einem Zoll. Es scheint, daß es an seinem freien Theile von einer Art glandulösen Organs begleitet ist.

Die Kiemenhöhle liegt, wie weiter oben gesagt worden ist, ganz auf der linken Seite; sie ist groß und vorzüglich von vorn nach hinten sehr lang. Ihre untere Wand wird von der sehr dünnen Haut gebildet, welche den oesophagus bedeckt und von der äußeren und tiefen Seite des musculus medianus zu dem linken lobus des Mantels geht. Die obere Wand wird ebenfalls von dem rechten lobus des Mantels gebildet, welcher sich nach hinten krümmt, um längs der linken Seite des musculus medianus bis zu hinten, und welcher hierauf quer läuft, um den linken lobus des Mantels zu erreichen. Wir haben bereits erwähnt, daß der vordere Rand dieser Wand der Kiemenhöhle sich in zwei dreieckige, ungleiche lobi verlängert, welche durch die Löcher der Schale heraus treten. An der inneren Fläche dieser oberen Wand befinden sich eine und vielleicht zwei Reihen dreieckiger, sehr kurzer appendices, deren Natur und Verrichtung man nicht kennt, aber welche nicht gefranst sind. Die Kiemen bilden zwei sehr lange, schmale Kämme, welche die ganze Länge der Kiemenhöhle einnehmen. Die rechte Kieme, welche fast unmittelbar an dem musculus medianus befestigt, ist jedoch ein wenig kürzer, als die linke. Beide werden von einer empfindlichen Substanz kleiner Fäden gebildet, welche die zu verwundernde Einfachheit durch eine Kiemenarterie annehmen, welche den Rücken oder den adhärirenden Theil der Kieme einnimmt, und an der Basis der Kieme eingetreten ist, nachdem sie sich aus der successiven Vereinigung der Venen jeder Seite des Körpers gebildet hat. Die Kiemenarterien hingegen nehmen die freie Fläche jeder Kiemenlamelle ein; sie entspringen an der Spitze der Kieme und in Durchmesser nimmt nach dem Maße zu, wie sie sich nach hinten begeben. Da wo sie zu dem anderen Theile der Eingeweidemasse über das rectum kommen, vereinigen sie sich in einen

Ventrikel, welcher doppelt zu seyn scheint, und welcher sich in das Herz öffnet, dessen pericardium mit der Wurzel des rectum äußerst fest adhärirt, fast eben so wie bei den zweischaligen Konchylien. Von diesem Ventrikel gehen hierauf die aortae aus, welche sich sogleich in mehrere Äste theilen, von welchen die stärksten in die Leber und das ovarium eindringen.

Die Zeugungsorgane scheinen nur aus einem ungemein großen ovarium zu bestehen, welches nicht bloß fast die ganze Leber einhüllt, sondern auch allein und eine beträchtliche Masse bildend, welche die Windung ausfüllt, sich auf die rechte Seite begibt und die ganze Seite des Körpers bis zu dem vorderen Theile des musc. medianus einnimmt. Der oviductus scheint einzig zu seyn und sich in die Kiemenhöhle zu endigen. Er adhärirt unter und ein wenig hinter der Endigung des rectum mit der linken Seite des Centralmuskels.

Die Schale dieser Thiere zeichnet sich durch die Schönheit der Perlmutter aus, welche sie innerlich überzieht. Ihr gerader Rand ist immer dünn und scharf; er hat ziemlich oft an dem vorderen Theile einen mehr oder weniger tiefen Ausschnitt, welcher der Anfang eines Lochs ist, welches denjenigen Löchern gleicht, die durch die Scheibe der Schale hindurch gehen, und zum Durchgange der fühlfadenförmigen lobi des Mantels dienen, um ohne Zweifel eine Art von Respirationskanal zu bilden. Die Anzahl dieser Löcher ist veränderlich. Sie werden auf successive Weise und nach innen nach dem Maße ausgefüllt, wie die Schale wächst, so daß nur fünf oder sechs Löcher offen bleiben. Der linke oder säulchenförmige Rand bildet eine Art scharfes perlmutterartiges Blatt, welches in die Furche der linken Seite des Körpers eindringt. Zu Folge dessen, was Adanson in seiner Histoire du Senegal sagt, scheint es, daß diese Schalen bei derselben Species je nach dem Alter verschieden sind, und zwar nicht bloß in Hinsicht der Form, d. h. in Hinsicht des Verhältnisses der zwei Durchmesser, was manche länger, schmäler, und andere kürzer, breiter macht, in Hinsicht der Farben, in Hinsicht der Anzahl der Löcher, welche bei den alten sechs oder sieben und bei den jungen nur drei oder vier an der Zahl sind, sondern auch in Hinsicht der Anzahl der Runzeln, von welchen die meisten oben verziert sind. Adanson sagt, daß nur 50 bis 60 Runzeln bei den jungen und bis 150 Runzeln bei den alten vorhanden sind, dieß sind ohne Zweifel die Abweichungen, welche die Unterscheidung der Species dieser Gattung so schwer machen.

Diese Thiere scheinen in allen Meeren vorhanden zu seyn. Eben so wie die Patellen findet man sie vorzüglich an den Stellen, welche von Felsen ausgefüllt sind, welche sie bisweilen fast ganz bedecken, wiewohl sie bei niedrigem Stande des Meeres bloß liegen können. Sie bewegen sich auch vermittels der breiten Muskelscheibe, welche den unteren Theil ihres Körpers bildet, ziemlich langsam, jedoch viel schneller als die Patellen. In dem Moment, wo sie sich bewegen, sieht man ihren Fuß nicht, und noch weniger den Mantel, aber die Muskelkrause, welche sich zwischen ihnen befindet, entfaltet sich so, daß sie weit über die Schale hinaus reicht und daß sie endlich eine äußerst schöne und regelmäßige Anordnung von Fransen zeigt. Man kennt die Art der Nahrung, welche diese Thiere suchen, fast ganz und gar nicht, jedoch scheint es, daß sie mehr vegetabilisch, als animalisch ist. Es ist wahrscheinlich, daß zwischen den Individuen keine Berührung Statt findet, und daß jedes derselben unabhängig von jedem andern eine große Anzahl Eier oder vielleicht Junge hervor bringt. Doch wissen wir hierüber noch nichts Bestimmtes.

Die Anzahl der Species dieser Gattung ist ziemlich beträchtlich; doch ist es wegen der Abweichungen, deren die Schale fähig ist, ziemlich schwer, sie zu unterscheiden. Die besten specifischen Unterschiede findet man ohne Zweifel in der Anordnung der Fimbriae des Mantels.

Man hat in neueren Zeiten mehrere Gattungen mit einigen Species aufgestellt, welche Linné unter die Meerohren stellte. So haben Helblins und dann de Lamarck aus der Haliotis imperforata ihre Gattung Stomatia gemacht. Denys in Monfort und Leach haben aus den Species wahrer Meerohren, welche eine Art innere Furche haben, die mit der Reihe der Löcher parallel ist, die Gattung Padolla gemacht.

1) Haliotis tuberculata, *Linn.*, das Knotenohr. Schale oval oder etwas länglich, vier bis fünf Zoll lang und 3½ Zoll breit, oben durch ihre große Anzahl Runzeln rauh; Farbe gewöhnlich roth mit weißer abwechselnd. Man nimmt allgemein an, daß diese Species in allen Meeren und selbst an den Küsten Englands gefunden wird.

2) Haliotis striata, das Runzelohr, *Linn.* (*Martini* Conch. 1, tab. 14, fig. 138.) Sie ist der vorhergehenden sehr ähnlich, von welcher sie sich nur dadurch unterscheidet, daß die Runzeln, mit welchen der Rücken verziert ist, regelmäßiger und weniger knotig sind; sie ist roth oder grün, oder diese zwei Farben sind mit einander vermischt. Aus Asien und der Barbarei.

3) Haliotis varia, das Buntohr, *Linn.*, (*Martini* Conch. 1, t. 15, fig. 144.) Oval mit longitudinalen Runzeln, von welchen die größten knotig sind; Farbe weiß oder gelblich braun, oder schmuzig grün; 20 bis 30 Löcher, von welchen vier oder fünf durch und durch gehen. Aus Indien.

4) Haliotis marmorata, das Marmorohr, *Linn.*, *Gm.* 1., *Gualt.*, (t. 69, fig. A, C.) Diese Species ist auch oval, drei bis vier Zoll lang, mit sehr feinen, longitudinalen und anderen transversalen Runzeln, welche fast nicht zu erkennen sind. Die Anzahl der Löcher ist ungefähr 30, von welchen vier bis fünf offen sind. Die Farbe ist vermischt, braun, weiß, grün und roth. Aus Afrika und Indien.

5) Haliotis bistriata, *Linn.*, *Gm.*, (*Martini* Conchyl. 1, t. 15, fig. 142.) Schale oval, mit transversalen, erhabenen und doppelten Runzeln verziert; Farbe grünlich mit braunrothen Streifen; die rechte Seite ist sinuos. Aus Afrika.

6) Haliotis asinina, das Langohr, *Linn.*, *Gm.*, *Gualt.*, (Test., t. 69, fig. D.) Schale viel schmäler

und glatter als bei den andern Species, höchstens drei Zoll lang, an dem geraden Rande stark gebogen; Farbe vermischt, braun, grün und weiß. Die longitudinalen Runzeln sind in der Nähe der Windung, kurz und oft noch punktirt. Dieß ist eine seltene Species Indiens.

7) Haliotis australis, *Linn.*, *Gm.*, *Chemnitz*, (Conch. 10, tab. 166, fig. 1603 und 1604.) Schale oval, konver, zehn bis zwölf Zoll lang und 2½ Zoll breit, vergittert, d. h. in zwei Richtungen gerunzelt. Die Windung ist bauchig und hervorragend; die Farbe ist vermischt, roth und bläulich; die Öffnungen sind rund, nahe an einander und 6 bis 7 an der Zahl. Aus Neuseeland.

8) Haliotis guineensis, *Linn.*, *Gm.*, *Schröter*, (Einleit. in die Conchyl. 2, p. 388, t. 4, fig. 18.) Schale oval, etwas konver, fest, in zwei Richtungen gerunzelt; Farbe vermischt, weiß, grün und roth; die Öffnungen sind deprimirt, an der Zahl sechs. Das Vaterland dieser Species sind die Küsten von Guinea.

9) Haliotis pulcherrima, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 313, t. 166, fig. 1605 und 1606.) Eine schöne kleine Species, welche höchstens sieben Linien lang, fast rund ist, mit knotigen Runzeln; die Windung ist hervorspringend; die Farbe ist vermischt, weiß und rosenroth; dreißig Öffnungen, von welchen fünf durch und durch gehen. Die Inseln des Südmeers.

10) Haliotis striatae, das Hohlohr, *Linn.*, *Gm.*, *Gualt.*, (Test. tab. 69, fig. 5.) Schale dick, 7 bis 9 Zoll lang, fast rund, mit longitudinalen, oben wellenförmigen Runzeln. Die Farbe ist gewöhnlich grün. Aus Indien und Afrika.

11) Haliotis gigantea, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 115, t. 167, fig. 1610 und 1611.) Schale sehr platt, vier bis sechs Zoll lang und 3½ Zoll breit, oben durch longitudinale, wellenförmige Runzeln rauh, welche durch transversale Runzeln gekreuzt werden; Farbe vermischt, roth und weiß. Der linke Rand ist sehr breit. Aus Neuholland.

12) Haliotis iris, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 317, t. 167, fig. 1612 und 1613.) Schale dünn, dickbäuchig, 4½ Zoll lang und 3 Zoll breit, oben durch transversale und longitudinale Runzeln rauh, oben blaugelb und nach innen von den schönsten Regenbogenfarben glänzend. Aus Neuseeland.

13) Haliotis rubra, *Leach.*, (Melang. Zool. p. 54, tab. 23.) Sehr schöne, ein wenig ovale Schale, longitudinal gerunzelt, mit transversalen Leisten, welche aus Löchern kommen, die rund, sehr zahlreich (45 bis 50) und sehr eng sind; Farbe ziegelroth. Aus Neuholland.

14) Haliotis Cracherodii, *Leach.*, (l. c., p. 131, t. 58.) Oval, drei Zoll lang, gerunzelt, oben bläulich schwarz, nach innen regenbogenfarben. Aus Kalifornien.

(*W. L. Brehme.*)

HALIPHEROS (Ἁλιφήρος), einer von den 50 Söhnen des arkadischen Königs Lykaon.*) Wahrscheinlich falsche Schreibung statt Ἀλίφηρος. Denn die nach jenem Sohne des Lykaon genannte Stadt in Arkadien heißt Aliphera. S. dies. Art. Th. III, 129. 130.

(*J. A. L. Richter.*)

HALIPHRON. Nach *Hellanic.* ap. *Natal. Com.* VIII, 17. der Vater des Deukalion, der ihn mit der Nymphe Jethesia erzeugt haben soll. (*R.*)

HALIPLUS (entomol.), ein Name, welcher von Latreille einer Abtheilung von coleopterae pentamerae beigelegt ist, welche zuvor in der Gattung dyticus, der Familie der nectopodes oder remipedes, begriffen wurde.

Der Name haliplus (von ἅλιπλοος, ἁλίπλοον, mare navigans) ist nicht glücklich gewählt, denn die hier fraglichen Insekten findet man niemals im Seewasser.

Illiger hat, um die merkwürdigste besondere Beschaffenheit anzuzeigen, welche diese Gattung auszeichnet, und in einer Brustplatte besteht, welche sich über die Hinterfüße erstreckt, die von ihr bedeckt werden, diesen Insekten den Namen cnemidotus von κνημίς, ίδος, der Unterschenkel und οὖς, ὠτος, das Ohr, gegeben.

In dem Dictionnaire des sciences naturelles ist auf der Tafel der nectopodes (no. 3) eine Species der Gattung haliplus abgebildet. Geoffroy hat sie unter dem Namen dyticus striatus mit gelbem Bruststück angezeigt. Er bemerkt, daß der untere Theil des Bruststücks zwei breite Platten bildet, welche die Artikulation der Hinterfüße und die Hälfte ihrer Schenkel bedecken, weßhalb sie sich nur horizontal bewegen können. Auch schwimmt das Insekt sehr gut durch diese Bewegung. Doch kann es sich nicht auf dem Erdboden fort bewegen. Das hier fragliche Insekt ist haliplus impressus. Oken hat dieses Thier in die siebente Ordnung seiner dritten Klasse gestellt und beschreibt es so: wie Flob, grau, Brust gelb, Hinterfüße sehr lang, dünn, zwei große Bauchplatten, an denen die Schenkel befestigt sind.

Eine andere Species, welche Fabricius haliplus obliquus nennt, hat auf den Flügeldecken, welche gelblich sind, fünf schräge braune Flecke. Sie ist in dem 14ten Hefte von Panzer's Fauna (no. 6) abgebildet. Eine dritte Species wird von Fabricius haliplus flavus genannt. (*W. L. Brehme.*)

HALIRRHOTHIOS (Ἁλιῤῥόθιος), Sohn des Poseidon und der Nymphe Eurypte, that der Tochter des Ares, Alkippe, Gewalt und wurde deßwegen vom Vater erschlagen. Poseidon verklagt nun den Ares bei den 12 Göttern, die über ihn im Areopagos zu Athen Gericht hielten, ihn aber frei sprachen. Dieser ersten Rechtshandlung wegen bekam das Gericht den Namen Ἄρειος πάγος*). (*J. A. L. Richter.*)

HALISERIS, *Agardh* (Syst. Alg.). Eine Pflanzengattung aus der Familie der Algen, der Ordnung der Fucoideen und der Gruppe der Laminarieen (*Ag.*). Ihr Charakter besteht in einem ebenen, linienförmigen, gerippten, häutigen Laube (frons) und Kapseln, welche in Häufchen beisammen stehen. Die fünf von Agardh angeführten Arten dieser Gattung kommen bloß im Meere vor. 1) H. Justii *Ag.* mit ästigem Stiel, mit Zweigen,

*) *Apollod.* III, 8. 1; cf. *Paus.* VIII, 25, wo Haliphthoros gelesen wird.

*) *Apollod.* III, 14. 2; cf. *Steph. Byz.* s. h. v.

welche durch das gabelförmige Laub hindurch laufen, und mit einzeln stehenden Kapselhäufchen. An den Küsten der Antillen. (Dictyopteris Justii *Lamour.*). Abgebildet im Extr. du Journ. Philomat. t. 6. f. A. 2) H. polypodioides *Ag.* mit linienförmigem, gabligem, glattrandigem Laube, und an der Rippe angehäuften Samenhäufchen. Im atlantischen und mittelländischen Meere. (Fucus membranaceus *Stackh.*, F. polypodioides *Lamour.*). Abgeb. in *Stackh.* t. 6, *Turn.* t. 87, und *Lamour.* diss. t. 24, f. 1. 3) H. Woodwardia *Ag.* mit linienförmigem, gabligem, gezähnt-gewimpertem Laube. An den nördlichen Küsten Neuhollands. (Fucus Woodwardia *Turn.*). Abgeb. in *Turn.* t. 158. 4) H. delicatula *Ag.* mit fast einfachem, sehr zartem Laube, und mit Kapselhäufchen, welche in zwei parallelen Linien am Rande stehen. An den Küsten der Antillen. (Dictyopteris delicatula *Lamour.*). Abgeb. im Extr. du Journ. Philom. t. 6. f. B. 5) H. linearis *Ag.* mit beinahe einfachem, zartem Laube, undeutlicher Rippe, verlängerten, linienförmigen Abschnitten und zerstreut stehenden Kapselhäufchen. An den Küsten von Amerika. (Dictyopteris linearis *Desv.*) *(Sprengel.)*

HALISERNA, bei Steph. dem Byz. HALISARNA, eine Stadt in der Gegend Teuthrania der kleinasiatischen Landschaft Mysia, von welcher man wenig mehr als ihr einstiges Daseyn weiß. *(H.)*

HALISSOS, der Name einer Stadt in der Landschaft Akarnanien der alten Hellas, die unterhalb Leukadia etwa ½ Meile vom ionischen Meere lag. Strabo, Skylax, Ptol. und Steph. Byz. nennen sie Alyzia, Plinius Halyzea. Es ist das heutige Selavina. *(H.)*

HALITHERSES (Ἁλιθέρσης), 1) Sohn des Antâos und der Samia, Tochter des Flusses Mäander. (Paus. VII, 4.) 2) Sohn des Mastor, ein alter Held auf Ithaka und geschickter Wahrsager, der dem Odysseus seine späte Rückkehr voraus sagte und bei der Volksversammlung, die Telemachos veranstaltete, einen Adler, der über derselben schwebte, als Omen von dem Untergange der Freier und der Rückkehr des Odysseus deutete, (Od. II, 167 ꝛc.) auch den Eupeithes, aber vergebens, zum Frieden gegen Odysseus mahnte. *(J. A. L. Richter.)*

HALIUSA, eine kleine unbedeutende Klippeninsel, die an den Küsten von Peloponnes im argolischen Busen (zwischen den jetzigen Eilanden Hydra und Spezzia) liegt und bloß zu Zeiten von Fischern besucht wird, auch etwas Weide hat. Doch findet sich zwischen ihren Klippen ein bequemer Hafen, den die Piraten dieser Meere benutzen. Es heißt gegenwärtig Karavi. *(H.)*

HALIVAILS, ein Gebirge auf der hebridischen Insel Sky, an den westlichen Küsten von Scotland, das sich zu einer Höhe von 2000 Fuß erhebt und 2 Spitzen trägt, die eine bedeutende Bergfläche trennt. Diese beiden Spitzen dienen den Piloten als ein sicheres Kennzeichen bei der gefährlichen Fahrt zwischen den Inseln. *(G. Hassel.)*

HALIZONES, ein kleinasiatisches Volk in der Ilias, welches dort den Zusatz: aus Alybe hat und den Trojanern Beistand leistet *). Der Dichter sagt ferner: Alybe sei der Geburtsort des Silbers und versetzt das Volk durch ein τηλόθεν in eine bedeutende Entfernung von Troja. Strabo findet in Alybe den späteren Namen Chalybe und macht daher die Halizones zu Chalybern oder Chaldäern, welche freilich späterhin statt des Silbers nur Eisen hatten **). *(R.)*

HALJALL, ein großes und ziemlich ausgedehntes Kirchspiel im wesenbergschen Kreise (oder dem Distrikt Wierland) in Esthland, oder dem jetzigen Gouvernement Reval, mit 20 Gütern, welche zusammen gegen 230 Haken Landes nach ehstländischem Maßstabe betragen. Es liegen in demselben mehrere schöne und ansehnliche Landgüter, z. B. Kattentak, Wrangelshof, Saggad, Sauß u. a. m. *(J. C. Petri.)*

HALKA oder ALKA, in der Pehlwi-Sprache der Hahn, Kehrkas in den Zendbüchern, ein in der persischen Religionslehre heiliger Vogel. Er ist ein Feind der Dews und Zauberer, und kämpft nebst dem Hunde gegen dieselben. S. übrigens Hahn (Mythol. u. symb.) oben S. 182 dies. Bandes. *(J. A. L. Richter.)*

HALKA, sprachgemäß im Oriente eigentlich der Ring, aber figürlich in neuern Zeiten der Hofstat eines Pascha oder anderer osmanischen hohen Statsbeamten, indem er bei öffentlichen Gelegenheiten in der Mitte desselben wie von einem Ringe umgeben erscheint. Diesen Hofstat bilden die Tschokadaren oder Lakeien, die Tschausche oder Furiere, die Tüfenkedschi oder Leibgarde zu Fuße, die Dschebeli oder Leibgarde zu Pferde, die Mehtereḥana oder Kapelle, das Achor oder die Stallmeister und die Itschoglan oder Pagen (Hammer's Statsverf. des osm. Reichs, II, 246). Von dem Hofstate des Herrschers oder Padischah gebraucht man bekanntlich diesen Ausdruck nicht, sondern dieser heißt das Seraj. — Im Mittelalter schufen die mammelukischen Sultane von Ägypten, als sie sich auf diesem Throne fest gesetzt hatten, 1262 eine Garde von tscherkessischen Sklaven, die sie Halka nannten, und ein stehendes, ihre Person und ihre Krone bewachendes Corps war, das ihnen aber bald selbst, wie alle Prätorianer ihren Herren, gefährlich wurde: Barkok, der Anführer dieser Halka, setzte 1382 den letzten mammelukischen Sultan ab und bemächtigte sich des Throns. *(H.)*

HALKI, 1) auch Chalki, eine der Demonnesеinseln im Marmormeere, nur mit 1 Dorfe und 2 Klöstern. 2) ein kleines unbewohntes Eiland im arabischen Busen Kuria Muria, der Stadt Hasek in Hadramaut gegenüber. *(G. Hassel.)*

HALKYONE, ein Berg, der sich im alten Makedonia auf der Halbinsel Pallene unweit vom Vorgebirge Kanastrâon erhob; auch hieß ein kleiner Ort in Lokris am maliachischen Busen so, wahrscheinlich beide von der Nymphe Alkyone (Th. III, S. 151.) und daher wohl besser Alkyone genannt. *(H.)*

Halkyone, s. Alcyone, Th. III, S. 151.

*) Il. II, 856. **) *Strabo*, XII, 826. Vergl. Chalybes, Th. XVI, S. 118. 119.

…r-Innthale, bei Imst, Laudeck, Pfunds, …Telfs, Ehrenberg und den Waldungen …d Paznauer Thale auf dem Inn nach Hall …factoren sind zu Botzen und Leifers, Ziel, …eit, Lermors, Reitti, Vils, Nesselwängle, …Bregenz uud Trient. In Botzen ist die …onsfactorei. Salzmagazine sind zu St. Lau…Kastengstatt, Brixleck, Jenbach, Neumarkt, …Valsugana. Unter der Berg- und Salinen…Hall steht die Obersalzfactorei, das Salzver…Bauverwalteramt, das Getreide- und Schmalz…t, die Bergmeisterschaft und das Waldmeister…nale. Die Nonnenklöster zu Hall sind sämmt…pen. (*Rumy.*)

…LL (John) *), geboren 1627 zu Durham, stu…Cambridge die Rechtswissenschaften und zog hier …nige politische Schriften die Aufmerksamkeit des …ents auf sich, welches ihn mit Cromwell nach …nd schickte. Aber seine Leidenschaft für das an…eschlecht richtete ihn bald zu Grunde. Er kehrte …n sein Vaterland zurück und starb 1656, in sei…29sten Jahre. Seine vorzüglichsten Schriften, in …sich ein schönes Talent für die leichtere Kunst nicht …nen läßt, sind: Horae vacivae or Essays. Cam…ge 1646. 8. Poems. Ebend. 1646. 8. Eine zweite …mlung im nächsten Jahre. Auch übersetzte er Lon…s Buch vom Erhabenen und Hierokles Schrift über goldnen Verse in das Engländische **).

(*W. Müller.*)

HALL (Joseph), gewöhnlich Bishop Hall genannt, …ar den 11. Julius 1574 in Pristow-Park im Sprengel …shby de la Zouche in Leicestershire geboren und hatte …n seiner Jugend mit der Dürftigkeit seiner Ältern zu …kämpfen. Dennoch gelang es ihm, in Cambridge Theo…logie zu studiren und ordinirt zu werden. Hierauf war er eine Zeit lang Schullehrer zu Tiverton in Devonshire. Ein einträglicherer Posten wurde ihm durch einen Ruf zum Rektorat von Halsted in den Besitzungen der Lady Drury von Suffolk. Hier verheirathete er sich, litt aber viel durch einen witzigen und kühnen Atheisten, mit welchem seine Stellung ihn in Verbindung brachte. Sir Edmund Bacon, welcher damals seine Bekanntschaft machte, überredete ihn daher um so leichter, ihn auf einer Reise nach Flandern zu begleiten. Nach seiner Rückkehr bald aufgenommen, entschloß sich Hall, seine Stelle in Halsted niederzulegen, und ging nach London, um dort sein Glück zu versuchen. Hier hatte er durch Empfehlung nicht so bald die Gunst erlangt, vor dem jungen Prinzen Heinrich in Richmond zu predigen, als dieser sein Gönner wurde und ihn mit sich an den Hof nehmen wollte. Jedoch zog Hall die Pfarrei von Waltham, welche der Graf von Norwich ihm antrug, der Laufbahn vor, welche der Prinz ihm eröffnen wollte. Mit schnellen Schritten folgten jetzt Ehren, Titel, Pfründen und andre Beförderungen dem von vielen Seiten begünstigten Manne. Er begleitete den König Jakob als Kaplan nach Schottland und wurde von demselben zur Synode nach Dort geschickt, um in dieser bekannten Versammlung des protestantischen Klerus die bischöfliche Kirche von England zu vertreten. Auch in Schottland hatte er gegen die Presbyterianer gekämpft, jedoch mit Milde und Nachsicht, und eben so benahm er sich in der Folge, als er 1627 Bischof von Exeter geworden war, gegen die unruhigen Puritaner. Aber die Heftigkeit eines Laud machte Hall's weise Toleranz zu Schanden und führte die blutigen Entscheidungen herbei, denen man durch vermittelnde Maßregeln vielleicht noch hätte zuvor kommen können. Diese Verhältnisse verwickelten Hall unter andern in einen Streit mit Milton, welcher die Gelehrsamkeit seines Gegners verspottete, anstatt ihn zu widerlegen. Im Jahre 1641, als die königliche Macht fast nur noch ein Schatten war, wurde Hall durch dieselbe von Exeter zum Bisthum von Norwich versetzt. Aber bald nachher, als er in der Zahl der zwölf Prälaten gegen das Parliament protestirte, aus welchem die Bischöfe vertrieben worden waren, wurde er gefangen genommen, in den Tower eingeschlossen und sein Vermögen sequestrirt. Nach manchen Mißhandlungen und Mühseligkeiten erlangte Hall seine Freiheit wieder und predigte mit unveränderter Gesinnung in der Kathedrale von Norwich. In der Folge mußte er sich nach Higham bei Norwich zurück ziehen, unermüdet, wenn auch unbemerkt, in seinem geistlichen Berufe fort wirkend, bis der Tod ihn im 82sten Jahre seines Lebens, den 8. Septbr. 1656, abrief.

Der Bischof Hall war ein Mann von würdigem Charakter, voll Liebe und Eifers für Alles, was er als recht und wahr erkannt hatte, jedoch ohne feindselige Leidenschaft gegen anders Denkende, ausgerüstet mit vielumfassender Gelehrsamkeit und einer ausgezeichneten Gabe der Rede. Seine moralische Eloquenz hat ihm den Namen des christlichen Seneca verschafft, und er ist auch der Erste, welcher in englándischer Sprache ein Muster des prosaischen Briefstils aufstellte. Außer diesen vermischten Briefen bestehen seine prosaischen Schriften theils in Predigten, Reden und Abhandlungen, theils in polemischen Aufsätzen, welche gegenwärtig ihr Zeitinteresse verloren haben [1]).

Dauernder sind Hall's Ansprüche auf schriftstellerischen Ruhm durch seine Satiren begründet, und er darf mit Donne um die Ehre rechten, der Vater der didaktischen Satire in England zu seyn [2]). Was Hall's Satire würdig auszeichnet, ist die moralische Unterlage seines eigenen Charakters. Übrigens hat er sich, wie Donne, nach Juvenal und Persius gebildet, und bewegt sich in

*) Dieser John Hall muß mit einem andern gleiches Namens nicht verwechselt werden, welcher sich unter der Regirung der Königinn Elisabeth als Wundarzt auch durch Schriften bekannt gemacht hatte. Unter Anderm hinterließ er eine Anatomie in englándischer Sprache, Lond. 1561. 4. **) *Campbell's* Specimens III, 371. Biogr. univ.

1) Ein Verzeichniß derselben gibt Cibber. Die namhaftesten und in mehrere Sprachen übersetzten Werke sind: Der christliche Seneca, die Centuria der Meditationen u. a. m. 2) Hall's Satiren erschienen schon 1598. Von Donne's Satiren ist mir kein früherer Druck bekannt, als der von 1719.

[illegible] Namen mit [illegible] Leichtigkeit. [illegible] [illegible] der Dichtungsart durch einen [illegible] [illegible] [illegible] Hall's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Schriften Hall's noch: Mundus alter et idem, eine umgekehrte Utopia, worin er die Fehler und Laster der wirklichen Staaten und Völker [illegible], und: [illegible] eine Censur der [illegible] Reisen auf dem Festlande.

Es gibt mehrere Sammlungen von Hall's Schriften, von 1625, 1634, [illegible] u. s. w. Die vollständigste Ausgabe: The Works of J. H. London 1808. [illegible]
(W. Müller.)

HALL (Richard), ein katholischer Geistlicher in England, einer von denen, welche wegen der unter der Regierung der Königinn Elisabeth gegebenen Strafgesetze aus dem Lande flüchten mußten. Er begab sich in die damaligen spanischen Niederlande, erhielt zu Douay eine Professur, zu St. Omer ein Kanonikat und starb im Jahre 1604. Er schrieb: de causis [illegible] Belgicorum et contra [illegible] militarium religionum, quam liberam religionem vocant. Douay 1581. 4. — Pro defensione Regiae et Episcopalis [illegible] contra [illegible]; de [illegible] conscientia. Ebendas. 1598. 4. — De proprietate et Vestiario Monachorum [illegible] [illegible] necessaria. S. Bayle Lex.
(Rotermund.)

HALL (Thomas), ein Engländer, der am 22. Julius 1610 zu Worcester geboren und zu Oxford erzogen und gebildet war. Er hatte Theologie studirt, und [illegible], als die Revolution [illegible] [illegible], auf die Seite der Puritaner und war ein [illegible] Verehrer Cromwell's, so lange dieser das Heft der Regierung hielt; nach der Restauration ging er zu den Presbyterianern über und starb als deren Prediger am 13. April 1665. Er hat eine Menge Controversschriften, Dissertationen und andere polemische Schriften hinterlassen, die in Wood's Athenae oxonienses [illegible] werden; die meisten sind jetzt vergessen. [illegible] [illegible] practical and polemical commentary upon the third and fourth chapters of the latter epistle of St. Paul to Timothy [illegible] an exposition [illegible] of supplement of the 4 — 9 chapters of Amos haben. Übrigens [illegible] er auf der Kanzel mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
(K.)

HALLADALE, ein Fluß im nördlichen Schottland und zwar in der Grafschaft Sutherland. Er kommt vom Ben-Griam herab, macht auf [illegible] Strecke die Grenze zwischen Sutherland und Caithneß und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
(G. Hassel.)

Hallaetsen, s. Heladsch.

HALLAJ [illegible] der Moslem, welcher sich zur Wallfahrt entschlossen hat, das er den Pilgermantel (Ihram) auf einem der bestimmten Orte auf seinem Wege nach Mekka anlegt. Vergl. den Art. Hadsch am Ende dies. Bandes.
(A. G. Hoffmann.)

HALLAND, eine schwedische Provinz, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Theil des alten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu Schweden, [illegible] zu Dänemark, [illegible] zu Norwegen gehörend [illegible] [illegible] [illegible] die Sprache [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Theil der Krone Schweden, ein 13 Meilen langes, [illegible] [illegible] 4 Meilen breites Küstenland der Nordsee am Kattegat, im [illegible] [illegible] Theil des [illegible] Gotheborg; [illegible] der Civiladministration bildet es das Län Halmstad, 43 □ Meilen, im Jahr 1819 mit [illegible] Einwohnern, mit 4 Städten [illegible], Halmstad, Warberg und Kongsbacka; in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], 1 Lagsaga (Hallands Lagsaga, [illegible]) mit 3 [illegible], nämlich dem [illegible] der 3 Harad [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible]; 2) dem der 2 Harad [illegible] und [illegible]; dem der 3 Harad Halmstad, [illegible] und [illegible]; zur eingetheilten (Indelta) Armee stellt Halland 334 Mann; ein eigenes Hallands-Infanterie-Bataillon besteht auch. In kirchlicher Hinsicht enthält Halland 4 Propsteien (contract), nämlich: 1) [illegible] und [illegible] Contract mit 9 Pastoraten und 20 Kirchen, 2) Warbergs Contract mit 14 Pastoraten und 32 Kirchen, 3) Halmstads Contract mit 11 Pastoraten und 22 Kirchen, 4) [illegible] Contract mit 11 Pastoraten und 13 Kirchen (davon eins, [illegible], zu Schonen gehört). Alle 4 enthalten folglich 45 Pastorate und 92 Kirchen. In den Halländischen Pastoraten, wie in einem Theile von Bohus

---

1) [illegible] [illegible] [illegible] the Life of J. H. written with his own [illegible] [illegible] Remaining Works. Lond. 1660. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] I, 335. Campbell's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] I, 871 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] haben sich auch in [illegible] Sammlung.

*) Edward Hall, ein jüngerer Bruder des puritanischen Predigers und Schriftstellers Thomas, zu Worcester um das Jahr 1620 geboren, widmete sich dem Soldatenstande und diente als Capitain unter den Parlamentstruppen gegen Karl den Ersten. Nach dem Kriege widmete er sich der Chemie, war ein Gegner Cromwell's und [illegible], weil er ihm nur eine [illegible] Regierung zuschrieb, ein Jahr in das Gefängniß und starb den 13ten April 1667. Er schrieb gegen Cromwell einen Tractat Lingua, Manus, Digitus Testium genannt und in englischer Sprache vom Teufel und dem Antichrist.
(Rotermund.)

und Westgothland, sind eigne Witwensitze für die Witwen der Pastoren. In den 5 Städten der Provinz findet man eine kleinere Trivialschule zu Halmstad, und Stadtschulen zu Warberg, Zaholm, Falkenberg und Kongsbacka, mit 2 und 1 Lehrern. — Im Osten gränzt Halland an Westgothland und Smäland, im Norden an Westgothland, im Westen an das Kattegatt, im Süden trennt es der waldige Bergrücken Hallandsäs von Schonen. Auch an den Gränzen gegen Westgothland und Smäland, wie im Innern, ist Halland bergig; am Meere eben; mehrere Bergketten ziehen sich in das Innere; am meisten bergig ist das nördliche Halland oberhalb des Flusses Falkenbergsä; das südliche ist ebener und fruchtbarer; die ergiebigsten Kornfelder findet man in der Gegend von Halmstad. Im Ganzen ist der Boden nur mittelmäßig; Brache ist nicht üblich, sondern alles urbare Land wird jährlich besäet und gibt im Durchschnitte höchstens das vierte Korn. Gelegenheit zu Urbarmachungen ist noch viel vorhanden. Die Besteuerung ist unverhältnißmäßig hoch. Die Viehzucht ist ansehnlich, Bergbau wird nicht betrieben; der Wald, meistens Buchen und Eichen, hat sehr abgenommen und gibt nicht viel Ertrag; man gebraucht viel Torf. Fabriken findet man nicht, aber die ländliche Industrie ist einträglich: die Halländerinnen stricken, spinnen, weben viel; selbst die Männer stricken Handschuhe und Strümpfe; man verkauft Leinwand, Walmar (grobes Tuch), Pferdedecken, Schuhe. Der Fisch-, zumal der Lachsfang, ist nicht unbeträchtlich; der geräucherte Lachs wird weit verführt. — Die Halländer sind ein biederes, lebhaftes, behendes und kräftiges Volk; auch die Hütte des Armen zeigt Reinlichkeit, Nettigkeit und Liebe zu Blumen. Die Bauernhäuser haben oft Dachfenster, nicht selten zugleich mit Wandfenstern, und linnene, mit eingewebten Bildern geschmückte Tapeten. Steinzäune sind sehr häufig. Zum Schwanden (Niederbrennen des Waldes für den Ackerbau) ist selten Gelegenheit; dagegen verbrennt man oft die waldlose Erdoberfläche oder den Rasen, um Getreideland zu gewinnen; an den Küsten düngt man häufig mit Seetang; im Innern mit Haide (Erica). Viele Knechte gehen jährlich zum Dreschen nach Schonen, wodurch der Ackerbau leidet. — Halland hat viele malerische Gegenden. Die ansehnlichsten Flüsse sind von Süden aus die Laga, die Nissa, die Äthra (Falkenbergsä), Wiskjeä und Kongsbeckaä, welche sich in das Meer ergießen, zum Theil bei ihren Mündungen weite Busen bilden; die bedeutendsten Landseen sind: Fägen, Horredssjön, Wisselängen und Lögnaren; aus letzterem entspringt Kongsbeckaä; die übrigen genannten Flüsse entstehen in Westgothland und in Smäland. (*v. Schubert.*)

HALLATON, HALLOUGHTON, ein kleiner Marktflecken in der engländischen Grafschaft Leicester, hat nur 598 Einwohner und hält einen Wochenmarkt.

(*G. Hassel.*)

HALLAUR, ein Distrikt der Halbinsel Guzurate in Vorderindien, welcher im N. an den Golf von Cutch, im O. an Jhalawar, im S. O. an Cattywar, im S. W. an Burda, im W. an Okamundel stößt, und die Radschaschaften Noamagur, Ruicote und Gundul, das Gebiet von Amran und andre kleine Fürstenthümer enthält, die meistens dem Guikowar zinsbar sind. Der Distrikt hat eine starke Bewässerung von mehrern geringen Flüssen und ist höchst fruchtbar an Getreide, Baumwolle und andern indischen Produkten, aber kein Holz, außer was von den Fruchtbäumen abfällt. Die Häuptlinge desselben werden Jahregas genannt, aber fast alle einträgliche Stellen sind durch Braminen besetzt. *) (*G. Hassel.*)

HALLAWAR, ein Städtchen in dem Kreise Tiflis der russischen Provinz Grusien, das Tiflis gegenüber auf der andern Seite des Kur liegt und eigentlich als eine Vorstadt dieser Hauptstadt anzusehen ist.

(*J. C. Petri.*)

HALLBAUER (Friedrich Andreas), Kirchenrath und Professor der Theologie zu Jena, Sohn eines Wundarztes zu Altstädt in Thuringen, wo er den 13. Septbr. 1692 geboren war. In seiner Vaterstadt, auf dem hallesschen Waisenhause und zu Calbe vorbereitet, legte er die akademischen Jahre zu Halle und Jena zurück, und hielt dann auf der letztern Hochschule öffentliche Vorlesungen. Er wurde 1721 Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1731 ordentlicher Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, 1738 außerordentlicher und 1740 ordentlicher Professor der Theologie, und starb den 1. März 1750. Ein sehr geschätzter Lehrer, der in besonderem Ansehen stand und sich um die jena'sche Universität vielfach verdient machte. Unter seinen Schriften wurde besonders seine Homiletik [1]), geschätzt, die sich damals von den meisten andern charakteristisch auszeichnete, und zur Verbesserung des Geschmacks im Predigen viel beitrug. Er gab auch mehrere Schriften von Erasmus, Palearius, Sandhagen, Joh. Sturm u. A. mit Anmerkungen heraus, ließ Parentationen (drei Zehenden. Jena. 3te Aufl. 1728. 8.) drucken, bestritt in verschiedenen Programmen und Dissertationen die Zinzendorf'sche Lehre und Übersetzung des neuen Testaments u. e. A. [2]). — Sein Bruder, Georg Christian, geboren zu Altstädt den 28. October 1695, starb den 15. Februar 1744 als Rektor der Stadtschule zu Jena. Er schrieb Comm. de graecae vocis enthusiasmi vera notione. Jen. 1741. 4., übersetzte einige Schriften der Madame Guion u. e. A. [3]) (*Baur.*)

---

*) Nach *Hamilton* East India Gaz. und descr. of Hindostan.

1) Nöthiger Unterricht zur Klugheit zu predigen, zu katechisiren und andere geistliche Reden zu halten. Jena 1725. 5te Aufl. 1747. 8. Das Buch ist sehr reichlich mit Gelehrsamkeit und Literatur ausgestattet, und rügt die Fehler, welchen besonders Anfänger im Predigen ausgesetzt sind, mit großer Vollständigkeit und Strenge. G. Schulers Gesch. des Geschmacks im Predigen, 2. Th. 117. — Hallbauer schrieb auch eine Anleitung zur politischen Beredtsamkeit. Jena 1736. 8. 2) Götten's gel. Europa 2. Th. 456. 3. Th. 823. Moser's Lex. d. Theol. 250. 793. Brucker's Bilderſaal 8. Zehend. Beiträge zu den Acta eccl. hist. 2. Bd, 364. Acta societ. lat. Jenens. Vol. I, 249. (Hallbauer war Direktor derselben). Schmersahl's Nachr. v. jüngst verst. Gel. 2. Bd. 1 — 56. Unparteiische Kirchenhistorie. 3. Th. 1019. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5. Bd. 3) Mylius's blühend. Jena. 211. Acta scholast. 3. Th. 532. Dunkel's Nachr. v. verst. Gel. 1. Th. 642.

HALLE, HALLE, HALA. Halle sehr, ertönen, ein jeder bedeckter Ort, der zu einem Eingange oder zu mehreren Eingängen zu einem Innern dient, welches mit einem Dache als Wohnhaus zu einem Innern bestimmt, eine Halle, ein jeder bedeckter öffentlicher Ort, auch ein bedeckter Ort in einem Privathause, der auch schon Bestimmung zu gesellschaftlicher Versammlung, zu Verhandlungen, zu Spaziergängen, oder auch auch zum nahen Aufenthalte einen Übergang, zum Theile beim Bauen angehörigen Charakter erhalten hat.

Das Wort hat, so wie das englische Hall, mit dem gothischen Alh, das eine Kirche, einen öffentlichen Saal anzeichnete, mit dem altschwedischen Hall, worunter man heidnische verstanden hat, mit dem angelsächsischen Healle u. s. w., alle aber mit dem griechischen Aula (αὐλή), das gleichfalls einen öffentlichen Saal, so wie auch ein Vorzimmer, eine Vorhalle bezeichnet, und mit dem hievon abgeleiteten lateinischen Aula, denselben Laut, dieselbe Hauptbedeutung, und ohne Zweifel auch dieselbe Urwurzel, und von ihm stammt auch das ähnlich lautende heutige Saal ab. S. Saal.

Hier Allem gehören aber nach dem oben festgesetzten Hauptbegriffe hieher die Halle, als Vorhalle zu allen Arten von Gebäuden, so wie auch alle Gallerien und bedeckte Gänge, sie mögen Laubhallen in Gärten, oder Hallen um öffentliche Plätze seyn, sie mögen zwischen Umfassungsmauern die Thüren zu den inneren Räumen begränzen, oder von Bogenstellungen, oder von Säulen gebildet, wie die Peristyle der Alten, um das Äußere eines Gebäudes, oder im Inneren um einen Hof, oder um einen Saal herum ziehen, wo der Hof oder der Saal in Bezug auf seine Umgebung oft als der äußere, oft als der innere Raum zu betrachten ist, je nachdem die Umgänge von der andern Seite innere Abtheilungen des Hauses, oder mehr dem Äußeren angehörige, oder gar das Äußere selbst begränzen. Unter der zweiten Abtheilung des Begriffes der Hallen stehen die Getreidehallen, Fleischhallen u. s. w., nämlich die öffentlichen Vorrathshäuser, die bedeckten Marktplätze und Kaufhäuser, und selbst die einzelnen Kaufmannsläden, Buden, werden in mehreren Ländern und Gegenden Hallen genannt, wenn sie an größere, besonders öffentliche Gebäude angebaut sind. S. die Art. Kaufhauser, Magazine, Marktplatze. Hieher gehören auch vorzüglich noch die öffentlichen Hallen der Alten, die Portike, die Basiliken und die Tempeln, von welchen ebenfalls in Folgendem gehandelt wird.

I. Die Halle, als Vorhalle, das Prothyraion oder Prothyron, und die Stoa der Griechen, jenes von der Thüre, Thyra (θύρα), der es vorlag, diese von den Säulen, Stoen, (στοαί) die sie hatten, so benannt, ist die Porticus der Römer, von Porta (πόρτα), Öffnung, Zugang, oder von porta, Thüre, weil sie begränzte. Sie war anfänglich nichts, als ein Vorsatz oder größerer Überbau, Deckung und Schutz der Thüre, um manchen Unbequeme, und nachtheilige Einflüsse von Witterung und Wechsel der Jahreszeiten dem Eintritte zum Inneren des Hauses abzuhalten. Es war gewissermaßen Vorgemächer, Raum mit Baukunst eingefaßt, in Bereitschaft gemacht, mit der Anlage der Hauser verbunden, da wurde auch die Vorhalle erweitert. Kunst und Prachtliebe bildeten und schmückten sie, und was früher ein durch die Noth gebotener Vorsatz war, wurde jetzt nicht nur an Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, sondern auch an den Häusern der Reichen und Großen ein Ort des Überflusses, ein geräumiges Vorgebäude, zum Spazierengehen, zu geselligen Genüssen, und zu mannichfaltigen andern Verrichtungen bestimmt. Ja mit den immer größeren Fortschritten der Völker in Kultur und Luxus vervielfältigte und wiederholte sich die Halle an den Außenseiten der Gebäude und im Innern in gar mannichfaltigen Größen und Anordnungen, zur Erhöhung der Pracht und zur Erreichung neuer Bequemlichkeiten. Die Denkmähler der ältesten Völker zeigen uns die allmälige Erweiterung und Vervielfältigung der Vorhalle. Wir sehen sie in den ägyptischen Denkmählern anfänglich bloß die Tempelthüre, erst als kleinere, dann als größere Pfeiler- oder Säulenhalle begränzen, hierauf als Säulengang rings um die Tempel der Ägypter gereiht. Wir sehen sie sofort als weitläufige Säulenhalle die Vorhöfe ihrer großen Werke umfangen, und als vielfältigen Raum wiederholt auf die Vorhöfe folgen (Beispiele im Art. Tempel). In dem ältesten bekannten griechischen Wohnhause, wovon uns Homer die Bestimmungsstücke in der Odyssee und Ilias hinterlassen hat, erscheint das Prothyron schon als Stoa, in Gestalt einer weitläufigen Säulenhalle, unter dem Namen Aithusa (αἴθουσα), d. i. feurige oder sonnige; weil man sich an diesem Orte an der Sonne zu wärmen pflegte. Sie wiederholte sich nach dem hinter der Hausthüre gelegenen Thyroreion (θυρωρεῖον), weiter im Innern um Säle, und später um weitere Höfe. Hauptsächlich aber erweiterte und vervielfältigte sich die Stoa an den öffentlichen Gebäuden der Griechen. Hier zeigte sie sich nicht nur zuerst als Mauerhalle und als Säulenhalle vor der Tempelthüre, und bildete den Tempel in Antis, den toskanischen Tempel und den Prostylos, sie fügte sich auch zugleich der Hinterseite des Tempels an, und brachte den Amphiprostylos zum Vorscheine. Sie umgab sofort in weitläufigen Peristylen, oder Säulenumstellungen, erst von einfachen, dann von doppelten Reihen, die Tempel, und erhob sich endlich selbst an den inneren Seiten der Tempel, oft in mehreren, über einander laufenden Gallerien, wodurch die übrigen verschiedenen Tempelarten der Alten gebildet wurden. Besonders häufig aber schloß sie sich an die Agoren und Gymnasien in ausgebreiteten und so zweckmäßig angelegten Hallen an, daß sie im Sommer angenehmen Schatten und im Winter Schutz vor rauhen Winden, und sonnige Gegenden anbot, um in jeder Jahreszeit theils zu angenehmen öffentlichen Spaziergängen und zu Volksversammlungen zu dienen, theils einladende Räume zu körperlichen Übungen, zu

öffentlichen Gesprächen und zu Lehrvorträgen der Weisen zu gestatten. Häufig waren diese Hallen zur Erhöhung des Genusses, und zum lehrreichen Vergnügen mit Statuen und Wandgemälden geschmückt. (Beispiele s. unter in der Abth. II. dies. Art. und in den Art.: Gymnasium, Marktplatz, Tempel und Wohnhaus [Tit. Wohnhäuser der Griechen]).

Von keinem Volke wurde aber die Portike mehr vervielfältigt als von den Römern. Vor der Thüre hieß sie ihnen auch Vestibulum, entweder von der Gewohnheit der Alten, diesen Ort der Göttinn Vesta zu weihen, oder weil man hier bei feierlichen Besuchen die Schleppen der Kleider fallen ließ. Nun aber hatten die Römer die gemeinen Vortheile sowohl als das Angenehme ihres Gebrauches von den Griechen kennen gelernt. Es glänzten daher nicht allein ihre Tempel, ihre Theater und alle ihre öffentlichen Gebäude von Portiken aller Art und zu mannichfaltigem Gebrauche, sondern dieses auf Bequemlichkeit, auf Lebensgenuß und auf stolze Pracht unabläßig sinnende Volk betrachtete die Portike in ihrer vollendeten Ausbildung, ohne auf ihre ursprüngliche Bedeutung weitere Rücksicht zu nehmen, bloß als einen, theils seinem Stolze schmeichelnden Aufenthalt, theils zum Genusse von Bewegung und Luft vorzüglich geeigneten Ort, wo man das Angenehme verschiedener Jahres- und Tageszeiten sich verschaffen konnte, ohne von dem Unbequemen derselben, noch von den Launen der Witterung abzuhängen. Sie wurde daher ein wahres Bedürfniß in den Wohnungen der Reichen und Großen, die sie nun nicht nur vor der Hausthüre, als eigentliche Portike anlegten, und auch nach der Hausthüre in ihren Atrien folgen ließen, sondern auch um ihre Höfe und Säle in ihren Peristylen wiederholten, und von allen Seiten ihren Häusern anschlossen, wo die Lage den beabsichtigten Zweck begünstigte. Denn nicht nur die Lage verschiedener Portiken, deren jede zum Gebrauche in einer andern Jahres- oder Tageszeit bestimmt war, wurde nach Erforderniß dieser Bestimmung verschieden gewählt, sondern auch einer und derselben Portike eine solche Wendung ihrer Seiten gegen die Himmelsgegenden oder gegen den Strich der Winde gegeben, daß ihr Gebrauch in verschiedenen Jahres- oder Tageszeiten Statt finden konnte. Der gewählten Lage mußte aber auch die Anordnung des Baues selbst und die Einrichtung der Portike entsprechen. Es mußten also ihre Pfeiler oder ihre Säulen, ihre Säulenweiten oder ihre Thür- und Fensteröffnungen, und andere, von den Umständen geforderte, einzelne Theile in gar mannichfaltiger Art und in verschiedenen Verhältnissen gebildet werden, so wie auch das ganze Gebäude eine nach der gewählten Lage, nach der besonderen Bestimmung und nach den jedesmaligen Umständen geordnete Weite, Höhe, Grund- und Hauptform erhalten mußte. Daher sehen wir die Portike der Römer theils, wie gewöhnlich, in Gestalt geradeliniger Gallerien und Gänge, theils nach krummen Linien der Länge nach fortziehend, und oft als geradelinige Peristyle im Viereck, oft als krummlinige in der Grundform eines Kreises geschlossen.

Ja sogar als Kryptoportike, das ist, Grottenhallen hingen sie die Großen und Reichen ihren Häusern an. Diese hatten hauptsächlich die Bestimmung, bei brennender Sonnenhitze einen ruhigen Aufenthalt und Spaziergang in erfrischender Kühle zu gewähren. Sie wurden gewöhnlich als düstere, überwölbte Gänge, entweder ganz oder doch zum Theile unter der Erde angelegt, und empfingen ihr Licht von ihren beiden Enden her, vielleicht auch aus Öffnungen im Schlußsteine der Gewölbe, was der Zusammensturz dieses Theiles in den wahrscheinlichen Resten dieser Art von Gebäuden nicht mehr deutlich wahrnehmen läßt. Die mehr als zwei hundert Fuß lange Kryptoportike, deren Überreste man unter den Trümmern der berühmten Villa Adriana entdeckte, empfing ihr schwaches Licht durch hohe, schmale, an beiden Enden des Ganges angebrachte Öffnungen, die wie Schießscharten aussahen, und jetzt mit Marmorstücken zugestellt sind, durch deren Fugen der Tag einfällt. Eine andere dergleichen unterirdische Grottenhalle in den weitläufigen Ruinen dieser Villa war mit Grotesken, eine andere mit andern Gemälden verziert. In einer ähnlichen düsteren Halle hielt sich M. Livius Drusus auf, um als Tribun einen über die Volkszwistigkeiten entscheidenden Entschluß zu fassen. Vielleicht war auch eine der Kryptoportiken auf dem tuscischen Landgute des jüngeren Plinius von dieser Art. Wenigstens scheint sie ziemlich tief angelegt gewesen zu seyn. Er schreibt von ihr an seinen Freund Apollinaris (in Libr. V, 6.), daß sie unter einer in der Höhe angelegten Sommerkryptoportike erbaut, und einer unterirdischen Portike ganz ähnlich sei; daß man im Sommer von der in ihr eingeschlossenen Kälte starre; daß sie an ihrer eigenen Luft genug habe, weder äußerer Luft bedürfe, noch auch dieselbe zulasse.

Dann wurden die Kryptoportiken aber auch über der Erde mit zweckmäßig angeordneten Fensteröffnungen und Luftzügen erbaut. Eine solche hatte Plinius unter andern auf seinem tuscischen Landgute, welche er die Sommergrottenhalle (Cryptoporticus aestiva) nannte. Ich habe ihrer eben bei der vorhergehenden gedacht. Vorzüglich aber zeichnete sich in dieser Art des Plinius Kryptoportike auf seinem laurentinischen Landgute aus. Die Beschreibung derselben, die er uns in einem Briefe an seinen Freund Gallus (Libr. II. Epist. 17.) hinterlassen hat, verschafft zugleich eine deutliche Vorstellung von einer zweckmäßigen Anlage und Einrichtung solcher Gebäude. Sie war nach dieser Beschreibung so lang und so hoch, daß sie fast wie ein öffentliches Gebäude aussah. Auf beiden Seiten hatte sie Fenster, nach dem Meere hin die meisten, an der Gartenseite, wo sich die sonnige Himmelsgegend ausbreitete, nur einzelne, abwechselnd, theils in weiteren Abständen.

War das Wetter heiter und ruhig, so wurden alle Fenster geöffnet. Strich aber der Wind von einer oder

der andern Gegend her, so blieben nur die auf der Seite, woher kein Wind kam, und zwar mit dem besten Erfolge offen. Vor der Grottenhalle befand sich ein offener, mit Violendüften erfüllter Spaziergang.

Auf ihm lag die Sonne mit voller Kraft, und die dadurch erhaltene Wärme wurde noch durch die von den Mauern der Grottenhalle zurück fallenden Strahlen vermehrt. So wie sie nun hier die Sonne fing, so schützte sie auch diese Gegend vor dem Nordwinde, den sie von der andern Seite her abhielt: darum war es hinter derselben eben so kalt, als es vor derselben warm war. Zugleich wehrte sie aber auch dem Südwestwinde, und brach und zähmte so von verschiedenen Seiten die entgegen gesetztesten Winde. Eine solche Luft gewährte diese Kryptoportike im Winter. Noch größere bot sie im Sommer an. Vormittags kühlte sie den offenen Spaziergang, Nachmittags die Wege, sammt dem zunächst liegenden Theile des Gartens mit ihrem Schatten, der mit dem Zunehmen und Abnehmen des Tages bald kürzer, bald länger nach dieser oder jener Gegend hin fiel. Sie selbst war aber gerade dann am meisten von Sonne frei, wenn diese ihr am heißesten auf die Firste schien. Dazu war sie bei offenen Fenstern von den Westwinden durchstrichen, und daher niemals wegen fauler und stokkender Luft ungesund. Noch finden sich manche Überreste von Gebäuden unter den Ruinen alter Städte, die wohl nichts Anderes, als solche Grottenhallen gewesen sind. Eine derselben unter den Trümmern vom Hause des Clodius auf dem Albanergebirge war nur von einer Seite dem Zuflusse des Lichtes und der Luft geöffnet. Hier waren große Thüröffnungen, die zu Fenstern dienten, und etwas höher, oben im Anfange des Gewölbes Fensteröffnungen angebracht. Diese Kryptoportike war von Backsteinen erbaut, und scheint ein edles, reich verziertes Werk gewesen zu seyn. An der inneren Wölbungsfläche sind noch von dem rostartig verzierten Deckenwerke vertiefte Felder aus Stuck gebildet sichtbar.

Der römischen Weichlichkeit waren endlich diese Gebäude so sehr zum Bedürfnisse geworden, daß man sogar während des Krieges, ja mitten im Feldlager Kryptoportiken anlegte, was auch endlich den Kaiser Hadrian veranlaßte, den Gebrauch derselben zu verbieten.

Aus den öffentlichen Gebäuden der Alten sind die Hallen überhaupt in die Gebäude des Mittelalters und vorzüglich in den christlichen Kirchen- und Klosterbau übergegangen, und haben sich in demselben fortgebildet, und bis auf unsere Zeiten erhalten. (S. Kirche, Kloster u. a. Art.). Alle unsere öffentlichen Gebäude nehmen, so wie unsere Wohnhäuser, die Portike als einen äußerst bequemen, sehr zweckmäßigen und edeln Theil an. Sie zeigt sich an denselben oft in ihrer ursprünglichen Art, bloß als eine kleine Dachung von Mauern unterstützt vor der Hausthüre zum Schutze des Einganges, oft zur Zierde von Pfeilern oder von Säulen getragen, oft als eine einzelne große Mauervertiefung, Nische, mit einem Chorgewölbe, einem Tonnengewölbe oder einer andern Deckenform versehen, oft aber als eine weitläufige Pfeilerhalle, Bogen- oder Arkadenhalle und Säulenhalle, wie bei den Alten, zu einem angenehmen Aufenthalte, zum Genusse des Spazierganges, und zu mancherlei andern Zwecken, welche die Bestimmung und der Gebrauch des Gebäudes selbst veranlassen (Beispiele und Anschauungen in den einzelnen Artikeln, welche die verschiedenen Arten der Gebäude abhandeln, besonders im Art. Wohnhaus). Endlich sieht man die Portike, in weitläufige Gänge verwandelt, theils an den äußeren, theils an den inneren Seiten der Gebäude hin, theils in mehreren Stockwerken über einander fortziehen, besonderen Zwecken und großer Bequemlichkeit dienen, und die Pracht der Häuser in einem hohen Grade vermehren. Vorzüglich bedeutend umgeben sie die Märkte und öffentliche Plätze, wo sie in Bezug auf diese, die hier das Innere, die umliegenden Theile der Stadt aber das Äußere sind, als das verbindende Mittelglied zwischen beiden erscheinen, und einen großen und vortheilhaften Einfluß auf die allgemeine Thätigkeit äußern. (S. Marktplatz u. a. m.)

Frankreichs Architekten wollen nach dem heute dort üblichen, gemeinen Sprachgebrauche, sich immer mehr von dem ursprünglichen Sinne des Wortes entfernend, jetzt nur solche Hallen Portike genannt wissen, die von Pfeilern und Bogen gebildet sind, die Pfeiler mögen übrigens als reine Pfeiler erscheinen, oder sich als Kernpfeiler mit Pilastern oder mit Säulen verbunden darstellen. Den Portiken setzen sie Colonnaden, und zwar Prostyle und Peristyle entgegen, worunter sie von freistehenden Säulen unterstützte lange Hallen oder Säulengänge, so fort kleinere Hallen, und große umfangende Hallen oder Säulenumgänge verstehen.

So wie sich bei den Alten mit Vergrößerung der Häuser auch die Vorhalle verdoppelt hatte, und außer der Portike vor der Thüre auch nach der Hausthüre noch andere Portiken folgten: so liegt um so mehr bei der Bauart unserer Häuser, welche alle Abtheilungen des Hauses, so viel wie möglich unter einem einzigen gemeinschaftlichen Dache zu vereinigen strebt, die eigentliche Vorhalle gewöhnlich nicht vor der Hausthüre, sondern nach derselben, vor den Hauptthüren zu den übrigen Abtheilungen des Hauses, an der Stelle des Atrium, des Cavädium der Römer, und die Testudo; das Atrium testudinatum, das ist, der bedeckte Vorhof ist nichts Anderes, als diese unsere eigentliche Vorhalle. (Vgl. die Risse der Wohnhäuser alter und neuer Völker zum Art. Wohnhaus). Sie ist daher eben so, wie der Römer Porticus vor der Hausthüre als das Vestibulum anzusehen, und hat darum auch bei mehreren der heutigen Völker z. B. in Frankreich und in Italien, diesen alterthümlichen Namen behalten. Bei uns Teutschen aber wird sie in einem ähnlichen Sinne Hausehre genannt, weil man den angekündigten Gästen bis dorthin entgegen geht, und die fortgehenden bis dahin begleitet, ihnen also hier die erste und die letzte Hausehre erweist. Häufig wird dieses

Wort auch Aere ausgesprochen und geschrieben, und scheint so mit dem Lateinischen Area verwandt zu seyn, welches überhaupt einen ebenen Boden, einen freien oder leeren Platz bezeichnet. Außerdem werden der Halle in geringeren Wohnhäusern auch noch einige andere, mit der eben zuletzt angeführten Bezeichnung übereinstimmende Benennungen gegeben, nämlich Diele, Flur und Tenne, welche alle entweder auf ebene Plätze, oder auf eben und fest gemachte Böden, die theils dem Äußeren, theils dem Inneren angehören, hindeuten.

Die zweckmäßigste Grundform der Vorhalle ist entweder der Kreis, oder die längliche Rundung, entweder das gleichseitige Viereck, oder das von diesem nicht sehr abweichende längliche Viereck, so wie auch das gleichseitige Vieleck, oder sonst ein symmetrisches Polygon, dessen großer Durchmesser in Bezug auf sein Längenmaß sich doch nicht zu weit von der Länge des kleineren entfernt. Allein manchmal fordert das Bedürfniß, und die daraus entspringende Eintheilung des inneren Raumes, ihr die Gestalt eines im Verhältnisse zu seiner Breite sehr langen Viereckes zu geben. Mit dieser Grundform nimmt sie dann auch den besonderen Namen Hausgang an, und ist so mit dem Thyroreion (θυρωρεῖον) der Griechen ganz einerlei. Übrigens muß die Vorhalle in ihrer ganzen baulichen Anordnung dem Inneren des Gebäudes entsprechen. Sie muß gleichsam den Zweck, die Bestimmung desselben verkünden, oder doch wenigstens den Eintretenden ihn ahnen lassen. Als Mittelglied des Äußeren und Inneren, und gleichsam noch zur Hälfte dem Äußeren angehörig, spreche sie in ihrer ganzen Ausführung vorzüglich die Festigkeit aus. Die Formen ihrer einzelnen Theile seien daher stark und massenvoll, und der Baustoff Stein und Metall.

Zuletzt in den Zeiten des höchsten Glanzes und der höchsten Ausbildung eines Volkes erschienen die Vorhallen, Portiken, gänzlich von dem Körper des Hauses getrennt, als eigene Gebäude, die entweder doch noch in einer bedeutenden Beziehung auf die Hausthüre standen, oder aber ohne allen Bezug auf irgend einen Eingang zu einem anderen Hause, als selbstständige Werke, die ihre eigenthümliche Bestimmung hatten, und nur noch in ihrem Namen ihre erste Entstehung beurkundeten. In der ersten Art dienten sie oft zu Vorbereitungen vor dem Zutritte zu einem Hauptbaue, wie die Propylaia, die Vorhallen zu den großen ägyptischen Tempeln (S. Tempel). Oft umgaben sie die Vorthore zu bedeutenden Anlagen mit mannichfaltigen Räumen, als Örtern zum Ausruhen im Schatten, zu angenehmen Spaziergängen, zur lehrreichen öffentlichen Unterhaltung, und zu manchen andern Zwecken bestimmt. Wie einst die Propylaien der Akropolis zu Athen, die Propylaien von Eleusis u. a. m., und sind eigentlich als musterhafte Thore zu bedeutenden Anlagen anzusehen. (S. Art. Thor). In der andern Art aber waren sie bei den Griechen unter dem alten Namen der Stoa, bei den Römern unter dem der Portike als öffentliche Gebäude berühmt, die ganz allein zum Vergnügen und zum Nutzen des Volkes errichtet, die Schönheit der griechischen Städte, und besonders die Pracht des alten Roms ungemein erhöhten. Zu ihnen eilte man, hauptsächlich um daselbst, besonders während der Sommerhitze, im kühlenden Schatten zu lustwandeln, oder sich von seinen Sklaven auf dem Tragsessel, oder von seinem Zugviehe im leichten Wagen herum führen zu lassen. Hier genoß man theils der Gesellschaft und ihrer mannichfaltigen Vergnügungen, theils des Anblickes der schönen Einrichtungen und Umgebungen dieser Hallen, und der mannichfaltigen öffentlichen Auftritte: denn hier wurden nicht nur allein Kunstschätze in Sculptur und Malerei, und andere Merkwürdigkeiten aufgestellt, sondern auch Geschäfte abgethan, Senats- und Volksversammlungen gehalten, von den Richtern Streitigkeiten entschieden, die Gesandten fremder Könige und Völker empfangen, große Verlöbnißfeierlichkeiten und Schmäuse abgehalten. Hier endlich fand man auch die Handelsleute, welche kostbares Fahrniß, wie Edelsteine, Statuen und Büsten, Guß- und Schnitzwerk, Stickerei und Bildgewirke zu verkaufen hatten, mit ihren Waaren stehen.

Daß diese öffentlichen, aus Säulen-, Pfeiler- und Bogenhallen und aus verschiedenen Gemächern gebildete Gebäude in hoher Vollkommenheit angeordnet, und mit großer Pracht und Schönheit ausgeführt waren, ist fast Alles, was man aus den Nachrichten alter Schriftsteller entnehmen kann. Allein weder diese, noch Trümmer von einigen dieser Hallen sind hinreichend, eine bestimmte Vorstellung von ihrer ganzen baulichen Anordnung und Raumeintheilung, von der Mannichfaltigkeit ihrer architektonischen Formen, und von dem Charakter eines Ganzen zu Stande zu bringen. Man hat zwar mehrere derselben theils durch Grundrisse, theils durch Aufrisse wieder herzustellen versucht. Allein die Willkür, die bei dem Mangel an allen näheren Bestimmungen fast alle solche Zeichnungen geschaffen hat, ist zu groß, und verbietet uns daher, sie zur Erläuterung und Versinnlichung ihrer baulichen Einrichtung zu gebrauchen. Doch haben wir einige, die nämlich, welche noch in bedeutenden Trümmern und andern Bruchstücken antiker Anschauungen auf uns gekommen eine theilweise Restauration zuließen, auf beiliegenden Blättern „öffentliche Portiken der Alten" überschrieben, theils in Grundrissen theils in Aufrissen mitgetheilt.

Das Beste aber, was wir hiemit verbinden zu können glauben, ist, in folgender zweiten Abtheilung dieses Art., die Nachrichten der Alten von den merkwürdigsten dieser Denkmäler zusammen zu stellen, und auf vorhandene Trümmer derselben aufmerksam zu machen.

II. Als selbstständige öffentliche Hallen der eben bestimmten zweiten Art sind uns aus dem Alterthume folgende bekannt, und zwar aus der Zeit

der alten Griechen:

Die Stoa des Archon Basileus zu Athen (Στοὰ βασιλική) am Kerameikos. Sie hatte diesen

Namen, weil hier der Basileus Gericht hielt. Hier sprach auch der Areiopagos das Recht; hier leisteten die Athenäer ihrer Stadtobrigkeit, den Thesmotheten den Eid, und die Gesetzestafeln waren in dieser Halle aufgestellt. Um ihr Dach standen einige Statuen von gebrannter Erde, Theseus, wie er den Skiron in das Meer stürzt, und Aurora, wie sie den Kephalos entführt. Neben der Halle aber waren dem Konon und seinem Sohne Timotheos, so wie auch dem kyprischen Könige Euagoras, und Zeus dem Befreier und Erhalter Statuen errichtet, denen späterhin auch die Statue Hadrians beigesellt wurde [1]).

Die Stoa Zeus des Befreiers, oder der zwölf Götter, war gleich bei der vorigen Stoa gelegen, und wurde von dem eben angezeigten, ihr zunächst stehenden Götterbilde Zeus des Befreiers so genannt. Sie wurde von den Freigelassenen erbaut, und war mit vortrefflichen Wandgemälden von der Hand des großen Malers und Bildhauers Euphranor ausgeschmückt. Diese waren hauptsächlich die berühmten Bilder der zwölf Götter, von denen die Halle ebenfalls benannt wird. Auf der letzten Wand aber sah man Theseus, und zugleich mit ihm die Volksregirung und das Volk; ferner die Athenäer, wie sie den Lakedaimoniern in der Schlacht bei Mantinea Hilfe bringen, und das Reitertreffen, in welchem sich von Seiten der Athenäer Xenophons Sohn Gryllos, und unter der böotischen Reiterei der Thebaner Epaminondas auszeichneten; ein hochberühmtes Werk der Malerkunst [2]). In dieser Halle waren auch Schilde besiegter Feinde aufgehängt, welche nachher Sulla bei der Plünderung Athens mit sich fort nahm [3]).

Die Stoa der Hermen zu Athen war unter mehreren Stoen, die vom Stadtthore bis an den Kerameikos lagen, und ihre Zugänge mit erzenen Bildern berühmter Männer und Frauen begränzt hatten, die größte: denn zu ihr gehörten auch einige Kapellen und des Hermes Gymnasium. In ihr lag das Haus des Polytion zu einem Tempel des Dionysos des Jauchzenden geweiht, und hier waren die Statuen der paionischen Athene, des Zeus, der Mnemosyne, und der Musen aufgestellt, an die sich ein Apollo, das Werk und Geschenk des Eubulides, anschloß. Aus der Wand schauete das Gesicht des Akratos, eines Genius aus der Begleitung des Dionysos, hervor. Die dem Heiligthume des Dionysos nachbarliche Zelle enthielt unter vielen Bildsäulen aus gebrannter Erde, auch die des athenischen Königs Amphiktyon, wie er den Dionysos und andere Götter bewirthet [4]).

Die peisianakteische Stoa, welche nachher die Poikile, d. i. die bunte Halle von den mannichfaltigen Gemälden, die ihre Wände bedeckten, und auch die lange Halle [5]) von ihrem weiten Umfange genannt wurde, war die berühmteste von allen Stoen Athens. Jene vortrefflichen Gemälde waren größten Theils Polygnot's und Mikon's Werke. Der hochsinnige Polygnot nahm für seinen Antheil keine Bezahlung, weil er Athen zu Ehren arbeitete. Das erste Gemälde, das man beim Eintritte erblickte, war sein Werk. Es zeigte die Schlachtordnung der Athenäer gegen die Lakedaimonier bei Oinoe, in dem Augenblicke, wie beide Heere, den ersten Angriff zu beginnen, vorrücken. Das andere auf der mittleren Wand war Mikon's Werk, und stellte die Athenäer vor, wie sie unter der Anführung des Theseus mit den Amazonen kämpfen. In dem darauf folgenden Gemälde, das wie das erste von Polygnotos Hand war, sah man die Griechen nach der Eroberung von Troja, und die Versammlung ihrer Heerführer, die eben über des Ajax an Kassandra verübte Frevelthat berathschlägen. Ajax selbst war im Bilde vorgestellt; und unter den gefangenen Frauen sah man auch Kassandra, und Laodikea, letztere in der Gestalt der Elpinike, eines griechischen Frauenzimmers, das sich dem Maler zu diesem Zwecke hingab. Der Gegenstand des vierten Gemäldes war die Schlacht bei Marathon. Hier sah man die Athenäer, und die anderen griechischen Völker, die ihnen zu Hilfe gekommen waren, und ihre Feinde, die Perser, in gleichmuthigem Kampfe mit einander. Unter den Fechtenden erkannte man den Kallimachos, den Held Echetlos, den Kynaigyros, und den Feldherrn Miltiades. Letzterer war in dem Augenblicke vorgestellt, wo er die Griechen eben zur Tapferkeit anmahnet, und das Zeichen zum Angriffe gibt. Auf der Seite der Perser erkannte man den Datis und Artaphernes. Da, wo nach langem Kampfe der Ausgang der Schlacht vorgestellt war, erblickte man die Flucht der Perser, und wie die Geängstigten sich in die See drängen. Am Ende des Gemäldes war die phönikische Flotte abgebildet, und die Niederlage der Feinde, die sich in die Schiffe geworfen hatten. Der Meister dieses großen Bildes war des berühmten Phidias Bruder Panainos. Doch scheinen auch Mikon und Polygnotos daran gearbeitet zu haben. Hier sah man auch den Held Marathon, von dem dieser Ort den Namen führte. Man sah Theseus, als stiege er aus der Erde hervor, Athene, Herakles und Butes. Der letzte war so vorgestellt, daß man nur sein Haupt und seine Augen wahrnahm, der übrige Theil des Körpers aber durch den vorliegenden Berg versteckt wurde. Pamphilos von Athen hat ebenfalls zur Verzierung dieser Halle beigetragen. Sein Werk war ein Bild, welches Alkmene und die Herakliden vorstellte, wie sie die Athenäer um Hilfe gegen Eurystheus bitten. Auch war Sophokles mit der Kithara an den Wänden dieser Halle gemalt, und hier hingen auch die ehernen Schilde, welche die Athenäer den Skionaiern und ihren Hilfs-

1) *Pausaniae* Descript. Graec. Libr. I, 3. vgl. *Meursius* in Ceramico Gemino c. III. 2) *Pausan.* I, 3. *Plin.* Hist. Nat. XXXV. c. XI. sect. XI, 25. *Valer. Max.* VIII, 11. et alii ap. *Meursium* in Ceramico Gemino in cap. IV. et ap. *Eund.* in Attic. Lection. Libr. VI. c. XVII. 3) *Pausan.* X, 21. 4) *Pausan.* I, 2., et *Scriptorum vett. loca* ap. *Joan. Meursium* de Athen. Attic. Libr. I. cap. III.

5) K. O. Müller im Art. Attika, Encyklopädie Th. VI. S. 240, aus dort angezeigten Schriftstellen der Alten.

völkern abnahmen, und andere Schilde und Waffen, die von den Lakedaimoniern erbeutet wurden. Bei der Thüre der Halle hatten die Athenäer wegen des Sieges über den Pliſtarchos dem Hermes ein ehernes Standbild errichtet, und vor der Halle ſtanden die ehernen Statuen des Kynaigyros, des Solon und des Lykurgos. Von dieſer Stoa iſt noch merkwürdig, daß ſie, in welcher einſt unter den dreißig Tyrannen Athens 15,000 Bürger ermordet wurden, von dem Weltweiſen Zeno zum Lehrorte gewählt wurde, um ähnliche Ereigniſſe für die Zukunft zu verhüten, und ſeine Schüler von ihr den Namen Stoiker erhielten[6]). Bedeutende Trümmer dieſes merkwürdigen Bauwerkes ſollen noch nördlich von der Akropolis vorhanden ſeyn, wovon Mehreres im Art. Attika, Encyklop. Th. VI. S. 232.

Die Stoa des Eumenes zu Athen hatte wahrſcheinlich von ihrem Bauherrn ihren Namen[7]). Sie war um die Scene des Theaters erbaut, theils um den Zuſchauern einen ſicheren und angenehmen Zufluchtsort darzubieten, wenn die Schauſpiele durch Regengüſſe unterbrochen wurden, theils um bequemen Raum für die Zurüſtungen der Spiele zu gewinnen[8]), theils auch, um dem Volke einen Luſtort zum Spaziergange und Gelegenheit zur Unterhaltung mit wiſſenſchaftlich gebildeten Männern zu verſchaffen[9]). Von ihr ſieht man noch einen Überreſt in zertrümmerten Arkaden, die am ſüdweſtlichen Fuße der Akropolis zwiſchen dem Theater des Dionyſos und dem Odeion des Herodes ſich ausſtrecken[10]).

Die perſiſche Stoa auf dem Markte zu Sparta war unter allen Werken, welche dieſen Platz verherrlichten, das ausgezeichnetſte[11]). Sie wurde von der Beute erbaut, welche die Lakedaimonier bei Plataia im Siege über die Perſer gemacht hatten[12]), und nach und nach zu der Größe erweitert, und mit den prächtigen Verzierungen geſchmückt, welche man in der Folge der Zeit an ihr bewunderte[13]). Über den Säulen ſah man Perſer aus weißem Marmor gehauen[14]), welche das Dach der Halle unterſtützten[15]), und unter ihnen auch ihren Feldherrn Mardonius, des Gabrias Sohn. Auch war die Bildſäule der Artemiſia, Königinn von Halikarnaſſos, die freiwillig dem Xerxes Hilfe leiſtete, hier aufgeſtellt[16]).

Auch hatte man einige ganz im Vierecke angelegte Stoen in Sparta. Sie ſtanden auf einem Platze, der unfern des Karneios und zunächſt am heiligen Hauſe des Dionyſos Kolonata lag, und wurden in alten Zeiten ſehr häufig beſucht, beſonders um allerlei kleine Waaren und Geräthſchaften, die man daſelbſt fand, einzukaufen[17]).

Die Stoa der Hellanodiken und die korkyra'ſche Stoa waren an dem Markte zu Elis die bedeutendſten Gebäude. Beide waren von doriſcher Ordnung. Die erſte war durch vier Säulenreihen in drei Theile getheilt, und der tägliche Aufenthalt der Hellanodiken, d. i. der Richter in den olympiſchen Spielen, die ganz nahe dabei in dem Hellanodikaion ihre Wohnung hatten. Die andern, welche die Eleer von dem zehnten Theile der bei Beſiegung von Korkyra gemachten Beute erbauten, verbreitete ſich mit einer doppelten Säulenreihe, wovon die eine gegen den Markt hin, die andere gegen die außerhalb des Marktes liegenden Theile gewendet war. In der Mitte der Halle wurde die Decke nicht von Säulen, ſondern von einer zuſammenhängenden Mauer unterſtützt, die auf beiden Seiten mit Statuen verziert war, unter welchen ſich auch jene des Sophiſten Pyrrhon, eines Sohnes des Piſtokrates befand[18]).

Die Stoa Poikile zu Olympia in dem Haine Altis, welche auch die Stoa der Echo genannt wurde. Auch ihre Wände waren ehemals mit mannichfaltigen Gemälden geſchmückt, wovon ihr erſter Name den Urſprung hatte. Sie hatte aber beſonders das Merkwürdige, daß der Schall der Stimme ſieben Mal in ihr wiederhallte. Vor ihr war eine Bildſäule des Zeus aufgeſtellt[19]).

Die Stoa des Agaptos in demſelben Haine wurde von ihrem Baumeiſter alſo genannt[20]), und die Stoa des Kliſthenes zu Sikyon führte von ihrem Gründer den Namen. Er ließ ſie von der Beute erbauen, die er im Kriege ſeiner Bundesgenoſſen, der Amphiktyonen gegen die Stadt Skiron gemacht hatte[21]).

In dem alten Rom waren die von andern Gebäuden unabhängigen öffentlichen Portiken, von welchen uns die alten Schriftſteller Nachrichten oder andere Denkmäler-Anſchauungen hinterlaſſen haben, folgende, die wir wegen der großen Anzahl derſelben nach der Ordnung der Anfangsbuchſtaben ihrer Namen hier beſchreiben:

Die Abſidata, ſ. weiter unten die Bogenportike.

Die ämiliſche Portike wurde von den beiden curuliſchen Ädilen M. Ämilius Lepidus und L. Ämilius Paullus im J. 562 der St. R. auf dem Emporium, das iſt, auf dem Hafen- und Handlungsplatze an dem Tiberfluſſe außerhalb der alten Porta trigemina, welche unweit der heutigen Kirche Santo Aleſſio bei den Salinen am Ufer des Fluſſes ſtand, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Handelsleute erbaut[22]). Sie war die erſte Portike in Rom, die als ſelbſtſtändiges Gebäude erſchien, da man vorher die Portiken hier nur in Ver-

6) *Pausan.* I. cap. XV. und andre Schriftſt. bei *Meursius* Athen. Attic. Libr. I. cap. V. 7) *Jo. Gottlob Schneider* Commentar. ad Vitruv. V, 9, 1., voc. *Eumenia* ex *Suida* et *Carolo Fea.* 8) *Vitruvius* de Architectura, V, 9. 9) *Spon* voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant faite dans les années 1675 etc. Tom. II. p. 126. 10) *Spon* l. c. 11) *Pausan.* III, 6. 12) *Pausan.* l. c. *Vitruv.* l. c. I, 1. 13) *Pausan.* l. c. 14) *Pausan.* l. c. 15) *Vitruv.* l. c. 16) *Pausan.* l. c.

17) *Pausan.* III, 13. 18) *Pausan.* VI, 24. 19) *Pausan.* V, 21. 20) *Paus.* V, 15. 21) *Pausan.* II, 9, 22 *Liv.* Hist. Libr. XXXV, 10. *Nardini* Rom. Vet. VII, 9.

bindung mit andern Gebäuden kannte[23]). Dreizehn Jahre nach ihrer Erbauung nämlich im J. 575 Roms führte der Censor M. Fulvius Nobilior neben manchen Verbesserungen, die er dem Hafenplatze verschaffte, vor welchem er unter andern ein Schiffsbecken ausstechen ließ, auch am Ende desselben, das ist, an der andern, von der Stadt abgewandten Seite dieses Platzes eine Portike auf, die wir die fulvische nennen, und trug damit nicht wenig zur Beförderung des Handels und zur Frequenz des Hafenplatzes bei[24]). Bald darauf im J. 580 ließen die Censoren G. Fulvius Flaccus und A. Postumius Albinus die ämilische Portike erneuern, und noch manche andere Bequemlichkeit mit dem Hafenplatze verbinden[25]), der nun immer bedeutender wurde, und zuletzt, wie Trümmer, Inscriptionen und andere Überreste sprechen[26]), mit noch andern Hallen und mit weitläufigen Magazingebäuden versehen war. Die merkwürdigen Trümmer zwischen dem jetzigen Monte Testaccio und dem Tiberstrome sind die Überreste dieser Gebäude. Sie waren vor zweihundert Jahren noch bedeutend. Man sah unter den ungemein vielen, in der ganzen Gegend umher liegenden Marmorblöcken auch noch mehrere Säulenschäfte von gelbem Marmor, konnte noch den aus dem Ufer heraus geschnittenen Busen des Hafens wahrnehmen[27]), fand hier den Stein mit dem alten Schifferzollgesetze[28]), und zwischen den Mauerresten der alten Magazingebäude mehrere Steinschriften, dem Sylvanus, dem Genius der galbinianischen Magazine, und ihrer Fortuna geweiht[29]). Fabretti stellte um das Jahr 1679 eine Ausmessung dieser Überreste an, durch welche die Anlage in Bezug auf ihren Umfang und ihre Raumeintheilung, so wie die Bauart dieser ersten selbstständigen Hallen so ziemlich bekannt wird. Sehr breite und 1063 rheinl. Fuß lange Stufen lagen von unten aus dem Schiffsbecken bis zu dem Anfange dreier Portiken herauf, die vielleicht 100 Fuß, auf der Horizontallinie gemessen, von der untersten Stufe entfernt waren. An dem obersten Ende dieser großen Freitreppe nahmen die drei Portiken ihren Anfang, die eine links, die andere rechts, die dritte gerade vor der Mitte der Treppe, und zogen von hier an, in rechtwinkeliger Richtung auf die Treppenbreite, oder Stufenlänge, jede 190 Fuß lang, aufwärts. Hier berührten sie mit ihren Enden die schmalen Seiten zweier langen Magazingebäude, und bildeten mit denselben zwei Höfe, deren also ein jeder auf drei Seiten mit Gebäuden umgeben, auf der vierten aber gegen die Freitreppe und den Tiber hin von keinem Gebäude geschlossen war. Alle drei Portiken waren Bogenhallen. Eine jede der beiden äußeren war eine doppelte; sie bestand nämlich aus zwei neben einander laufenden gewölbten Gängen, und hatte eine Breite von ungefähr 60 Fuß, die mittlere etwa 120 Fuß breite bestand aus zwei doppelten, und war also eine vierfache Bogenhalle. Jede Halle hatte sieben, ihrer Breite nach durchgehende Bogenöffnungen, von welchen eine die Verbindung mit den Magazingebäuden herstellte, die sechs andern gegen die Höfe hin offen, und hier wahrscheinlich von Säulen begränzt waren. Ein jedes der Magazingebäude hatte zwölf, seiner Länge nach neben einander gereihete, und durch Thüröffnungen mit einander verbundene große Säle, die sich ohne Zweifel ebenfalls gegen die Hofseiten hin öffneten, und dann hier vielleicht auch von Säulen begränzt, mit den Säulen der Bogenhallen die drei von Gebäuden eingeschlossenen Seiten jedes Hofes mit einer Säulenumstellung, einem Peristyle, umgaben. Die drei Außenseiten dieser zusammenhängenden Gebäude waren von Umfassungsmauern gebildet, wovon die hintere, 1063 Fuß lange, gegen die Ebene des Monte Testaccio hinaus Bogenfensteröffnungen hatte, und zwar für jeden der vier und zwanzig Säle, welche die beiden Magazingebäude zusammen enthielten, vier, jedes Mal eine große, 5½ Fuß breite und 10 Fuß hohe in der Mitte, zwei kleinere beiderseits darüber, und eine sehr kleine hoch oben über der Mitte. Alle diese Fensteröffnungen waren mit Gitterwerk verwahrt, wie die Aushöhlungen in den Fenstersteinen zeugen. Die gedachten Umfassungsmauern, so wie die Scheidewände der Säle waren von ganz unregelmäßigen Bruchsteinen, die Hallen aber in ihren Wölbungen und Pfeilern von vorzüglich glatt und richtig behauenen Werkstücken aufgeführt. Dieses ganze Hallenwerk lag auf einem Platze, der 1633 Fuß, nach der Länge der Magazingebäude, breit, und 835 Fuß, nach der Länge der Hallen hin, tief war, und von einer Mauer aus gebrannten Ziegeln begränzt und eingeschlossen wurde. Grundriß und Theilaufrisse dieses Hallenwerkes findet man bei Fabretti an der in Note 29 angezeigten Stelle.

Die Portike des Agrippa, s. die Portike der Argonauten.

Die P. des Apollo auf dem Palatinus schloß einen großen Platz ein, in dessen Mitte sich der berühmte Tempel des Apollo Palatinus erhob. von welchem sie ihren Namen hatte[30]). Sie war zwar wie der Tempel zur Ehre dieses Gottes, aber nicht als eine Vorhalle zum Tempeldienste, sondern als ein selbstständiges Gebäude zum angenehmen Spaziergange[31]), und zur Belehrung erbaut, weßwegen auch eine öffentliche Büchersammlung von griechischen und lateinischen Werken, Schätze der Gelehrsamkeit der Alten und der

23) Schulze Gesch. und Beschr. der alten Stadt Rom, Th. I. §. 538 u. 473. 24) *Liv.* XI, 51. *Nardini* l. c. Schulze a. a. O. §. 539 et 578. 25) *Liv.* XLI, 27. *Nardini* l. c. *Schulze* §. 539 et 584. 26) *Raph. Fabretti* de Aquis et Aquaeductib. diss. III. in *Graevii* Thes. Antiqq. Rom. Tom. IV. p. 1762 — 1765. Fragmenta Vestigii Vet. Rom. ex Lapidibus Farnesian. cum not. *Bellorii* Tab. I., *Horrea Lolliana*, Tab. IV. *Navalemper.* Tab. XVI., *Portic. AEm.* 27) *Flamin. Vacca* in Memorie di varie Antichità an. 1594. §. 95. 28) *Venuti* in Antichità di Roma, edit. *Visconti* Tom. II. cap. 2. pag. 47. *Borrichius* in Antiqua Urb. Rom. Facie, cap. XV. 29) *Fabretti* l. c. diss. III. in *Graevii* Thes. T. IV. p. 1763 et 1764.

30) *Vellej. Paterc.* Hist. Rom. Libr. II, 81. *Dio Cassius* Hist. Rom. Libr. LIII, 1. *Propertius* III, 27. (II, 31.) 9. 31) *Propertius* III, 27.

Neueren, in ihrem besonders dazu bestimmten Bibliotheksraume aufgestellt wurde[32]). Der Bauherr dieser vereinigten Werke war Cäsar Octavianus. Schon im J. Roms 718, als er nach Bezwingung des Sext. Pompejus durch seinen Freund und Feldherrn Agrippa, und nach Bändigung der hetrurischen Aufrührer siegreich nach Rom zurück gekehrt war, widmete er den Platz, den er auf dem palatinischen Berge neben seinem Wohnhause zum Baue einer Erweiterung desselben aus mehren angekauften Häusern bereitet hatte, jenen dem öffentlichen Gebrauche und dem Apollo geweihten Werken; weil der Blitz dort eingeschlagen hatte, und die Wahrsager aussprachen, daß der Gott diesen Platz verlange[33]). Er führte diese Werke mit einer ganz besonderen Freigebigkeit[34]), und mit einem bewunderungswürdigen Kosten- und Prachtaufwande aus[35]). Acht Jahre hernach, nämlich im J. R. 726, als er eben zum sechsten Male und mit ihm Agrippa zum zweiten Male das Consulat bekleidete, wurden sie vollendet, und feierlich eingeweiht[36]), und natürlicher Weise auch als ein Denkmal des Sieges über Antonius und Cleopatra bei Actium gefeiert, weil Apollo dort sichtbarlich seine Hilfe gezeigt hatte[37]). Die Portike war ringsum von Säulenreihen aus phönikischem Marmor gebildet[38]) und von der gelblichen Elfenbeinfarbe dieses Marmors[39]) glänzte sie wie Gold[40]). Abwechselnd erhoben sich in den Säulenweiten Standbilder[41]), die Schar der Töchter des alten Danaus[42]), die funfzig Beliden, und der wilde Vater selbst mit gezogenem Schwerte[43]). Es müssen also über hundert Säulen die Hofseiten dieser Portike gebildet haben, und die Außenseiten bestanden wahrscheinlich in einer massiven, mit verschließbaren Eingängen versehenen Mauer[44]). Den Danaiden gegenüber im Hofe standen die Reiterstatuen ihrer Männer, der funfzig Söhne des Ägyptos, unter freiem Himmel[45]). Auch sah man hier ein Marmorbild Apollo's schöner als der Gott im Tempel selbst. Die Lyra tönte nicht; aber lebendig schien der geöffnete Mund des Gottes ein Lied zu singen. Um den Altar vor dem Tempel standen vier Ochsen, als lebten sie, Werke des großen Bildgießers Myron[46]); und hier war auch das viereckige Rom, ein von Steinen gebildetes viereckiges Behältniß, worin die Werkzeuge, die bei neuen Gründungen der Stadt der guten Vorbedeutung wegen gebraucht zu werden pflegten, aufbewahrt wurden[47]). Der Tempel des Gottes war von blendend weißem Marmor gebaut, und oben auf dem Firste des Giebels stand der Sonnenwagen glänzend von Gold. Die Thürflügel waren von Elfenbein, ein edles Werk der Bildnerei. Auf dem einen sah man, wie die Gallen (Bänkelsänger) von dem Gipfel des Parnassos herab geworfen werden. Der andere zeigte in rührenden Gestalten den jammervollen Tod von den Kindern der Niobe[48]). Der Gott selbst im Tempel, ein Marmorwerk des berühmten Skopas[49]), war als Sänger im langen Gewande vorgestellt, zu seinen Seiten sah man seine Mutter und seine Schwester[50]). Das Bild wurde von M. Lucullus aus der Insel Pontia nach Rom gebracht[51]). Als Octavius Augustus im J. R. 741 das Pontificat erlangt hatte, und alle griechische und lateinische Wahrsagerbücher, die von unbekannten oder auch von wenig tüchtigen Auctoren herrührten, und unter dem Volke im Umlaufe waren, über zweitausend an der Zahl aufbringen, und, die sibyllinischen ausgenommen, aller Orten verbrennen ließ, da legte er eine Auswahl dieser letzteren in zwei vergoldeten Schränkchen unter dem Fußgestelle jener Bildsäule nieder.[52]) Auch war hier eine Statue der Diana berühmt, von der Hand des Timotheos[53]), eines Meisters, der im Stile des Skopas arbeitete, und mit demselben und mehreren der größten Künstler ihrer Zeit das Grabmahl des Mausolos, eines der bekannten sieben Wunderwerke der Welt, verfertigte[54]). Der Kopf dieser Statue war von Aulanius Euander aufgesetzt[55]). Unter den übrigen Kunstmerkwürdigkeiten dieser durch ihre Pracht so hochberühmten öffentlichen Portike müssen nach dem Zeugnisse des Alterthums noch vorzüglich erwähnt werden: die Daktyliothek, oder Sammlung geschnittener Edelsteine, welche der junge Marcellus, der Sohn der Octavia und Neffe des Augustus in der Zelle des Tempels gestiftet hat[56]); ferner die goldenen Dreifüße[57]), zu deren Verfertigung Augustus im J. R. 728 alle silberne Statuen, die ihm einst errichtet wurden, mehr als vierzig an der Zahl zu Geld zusammen schmelzen[58]), und hiervon dem Apollo diese goldenen Gaben fertigen ließ[59]). Endlich der große erzene Kronleuchter, der in dem Tempel hing, und die brennenden Lampen, gleichwie ein Apfelbaum seine Früchte trug[60]). Er wurde einst von Alexander dem Großen bei der Eroberung Thebä's erbeutet, und in Kyme ebenfalls dem Apollo geweiht[61]). In dem großen Brande der palatinischen Gebäude unter Commodus im J. R. 944, im 191sten der christlichen Zeitrechnung hat ohne Zweifel die Portike mit ihrem Tempel ungemein gelitten. Doch scheint sie noch zum Theile im 6ten christl. Jahrh. bestanden zu haben; da Papst Gregorius Mag:

32) *Sueton. Tranq.* August. cap. 29. *Dio Cassius* l. c. *Ovid.* Trist. III, 1. 63 et 64. 33) *Vellejus Paterc.* l. c. *Dio Cassius* Libr. XLIX, 15. *Suetonius* l. c. 34) *Vellejus* l. c. 35) *Flavius Josephus* de bello judaic. II, 4. 36) *Dio Cassius* Libr. III, 1. 37) *Propert.* V, 6. (IV, 6.). 38) *Propert.* III, 27, (II, 31.). 39) *Sidon. Apoll.* Carmin. Libr. XI, 17. 40) *Propert.* l. c. 41) *Ovid.* Fast. III, 1, 61. 42) *Propert.* l. c. v. 4. 43) *Ovid.* l. c. v. 62. et *Idem* Art. Amator. I, 73. 74. 44) *Propert.* l. c. v. 1. 2. 45) *Aeron* apud antiquum *Persii* Scholiastam in nota ad Satyr. II. loc. „fratres inter ahenos." 45) *Propert.* l. c. v. 5—8. 47) *Festus* de verbor. signif. voc. „Quadrata."

48) *Propert.* l. c. v. 9—14. 49) *Plin.* Hist. Nat. XXXVI, 5, 4, 7. 50) *Propert.* v. 15 u. 16. 51) *Plin.* IV, 13. 52) *Sueton. Trang.* in Augusto, cap. 31. 53) *Plin.* XXXVI, 5. 4, 10. 54) *Plin.* l. c. n. 9. *Vitruvius* in Libr. VII. Praefatione. 55) *Plin.* ibid. n. 10. 56) *Plin.* XXXVII, 1, 5. 57) *Sueton. Trang.* in Augusto, cap. 52. 58) *Sueton.* l. c. *Dio Cassius* Libr. LIII, 22. *Augustus Ipse* in Monumento ancyrano, in opposito latere, in Seriei primae continuatione. 59) *Dio Cass.* l. c. conf. *Sueton.* l. c. 60) *Plin.* XXXIV, 3, 7. *P. Victor* de Regionibus Urbis, sub Reg. X. Palat. 61) *Plin.* l. c.

nus die Überreste der trefflichen Bücher, welche in der Bibliothek des palatinischen Apollo verwahrt wurden, aus christlichem Eifer verbrannt haben soll[62]).

Die P. der Argonauten hatte von den berühmten Gemälden, die sie schmückten, ihren Namen. Sie hieß aber auch P. des Agrippa[63]), P. des Neptun[64]) und vipsanische P.[65]): denn M. Vipsanius Agrippa war ihr Bauherr. Er ließ sie im J. R. 729 zum Andenken seiner gewonnenen Seeschlachten erbauen, und mit Gemälden, welche die Argonauten vorstellten, auszieren[66]). Unter diesen zeichnete sich natürlicher Weise der Führer des Schiffes[67]), der Äsonide[68]) Jason[69]) aus, und der Phyllride[70]), nämlich Chiron, des Saturnus und der Phyllira Sohn. Diese Portike lag in der IX. Region der Stadt, die vom flaminischen Circus benannt wurde[71]), unfern von den Bogen einer Wasserleitung[72]), und zunächst bei der P. der Septen, mit welcher sie in der engsten Verbindung stand[73]). Jene Bogen waren die Endbogen der Aqua Virgo, welche zwischen der Südfronte der Argonautenhalle und der Nordfronte der Septenhalle herzogen, und durch ihre Öffnungen die Verbindung beider Hallen bewirkten[74]). Ohne Zweifel hatte Agrippa den Tempel des Neptuns, der ihr und den Septen ebenfalls ganz nahe lag, in den Platz, den er mit der Argonautenhalle umfing, eingeschlossen[75]). Sie und die genannte P. der Septen, so wie die des Pompejus, der Europa und des Quirinus waren die besuchtesten P. Roms, in denen sich unter Schwärmen müßiger Leute besonders auch die Wohlleber und Schmarozer nach ihrer Beute herum trieben[76]). Äußerst volkreich war die Argonautenhalle im Monate December während der Feier der Saturnalien, wo sie von den Buden, in welchen die Kaufleute große krystallene und murrhinische Gefäße zum Verkaufe ausstellten, so angefüllt war, daß Jason mit seinen Argonauten kaum mehr gesehen wurde[77]). Das Angenehme des Aufenthaltes in ihr sowohl als in ihrer Nachbarschaft wurde besonders noch durch den Lorberhain erhöht, den Agrippa mit ihr verband, und welchem der Dichter Martialis fast sein ganzes Leben lang mit so großem Vergnügen gegenüber wohnte[78]). Das große Werk, das mit Einschluß seines Tempels auch das Poseidoneion, d. i. Neptuns Wohnung hieß, wurde in dem großen Brande, der unter der Regirung des Titus im J. R. 833 die mit ihm verbundene P. der Septen und alle nachbarliche Prachtwerke, den Tempel des Serapis, der Isis, die Bäder und das Pantheon des Agrippa, das Diribitorium, das Theater des Balbus, die Scene des Pompejus, die octavianischen Werke, und den Tempel des capitolinischen Jupiters mit den umliegenden Tempeln verwüstete, ebenfalls verdorben[79]). Doch nach einigen Jahrzehnten wurde es von Hadrian mit den Septen, mit den Bädern und dem Pantheon des Agrippa und mit andern heiligen Häusern wieder hergestellt[80]), und bestand bis in den späteren Zeiten des römischen Kaiserthums. Mit ihm scheint in diesen Zeiten noch eine andere P. verbunden gewesen zu seyn, welche man das Meleagribum und die Portike des Meleagers zu nennen pflegte[81]), oder es war ein Theil der Argonautenhalle, welcher damals diesen Namen, vielleicht von einem Gemälde, womit er geschmückt war, führte. Die Stelle, welche die Argonautenhalle einst einnahm, ist in dem heutigen Rom in dem Raume zu suchen, welcher sich nördlich von der Kirche di Santo Ignazio und dem Collegio Romano zwischen der Straße del Corso und zwischen dem Seminario Romano, und der Kirche di Santa Maria in Aquirio ausbreitet. Fast in der Mitte dieses Raumes erhebt sich noch ein bedeutender Überrest des Alterthums, den man zum Theile der Argonautenhalle, zum Theile dem mit ihr verbundenen Tempel des Neptuns mit Recht zuschreibt[82]). Obgleich ihn auch Andere für Überbleibsel eines Tempels des Mars, oder des Antonius, wieder Andere für Trümmer einer Portike oder Basilika dieses Imperators halten, welche aber von gründlichen Forschern des Alterthums[83]) sowohl als auch aus dem Zusammenhange der hier benutzten Schriftstellen und Denkmäler widerlegt werden[84]). Diese Überbleibsel bestehen hauptsächlich aus elf korinthischen Säulen von griechischem Marmor, deren Schäfte aus mehreren Stücken zusammen gesetzt, und verkehlt sind. Die Höhe dieser Säulen beträgt 39 Fuß 7 Zoll pariser Maßes, und 4 Fuß 2 Zoll ihr unterer Durchmesser. Sie sind vom Feuer, wie es scheint, sehr verdorben, und besonders haben die Fußgesimse und Häupter ungemein viel gelitten. Erstere waren attischer Art, und letztere mit Olivenblättern verziert. Über ihnen liegt noch ein Theil der ungeheuern Säulenauflage, die an der Außenseite noch ziemlich gut erhalten, und von großartigem Stile ist. Unter der Regirung des Papstes Innocentius XII. in dem letzten Zehntel des 17ten Jahrhunderts wurden diese Säulen von dem Architekten Ritter Fontana mit der Vorderseite eines von ihm auf Befehl des Papstes unter diesen Trümmern erbauten Palastes vermauert, und das Antike mit dem Modernen sehr geschickt verbunden. Es ist dieser Palast die Dogana di Terra oder das heutige Landzollhaus von Rom. Wenn man durch die Thür dieses Palastes in den Hof fortgeht, so sieht man noch manche Trümmer

62) *Joannes Sarisberiensis*, Policraticus. II, 26. 63) *Horat.* Epistol. I, 6, 26. 64) *Dio Cassius* I, 111, 27. 65) *Tacitus* Hist. I, 31. *Martialis* Epigr. IV, 16. 66) *Dio Cassius* l. c. 67) *Martialis* XI, 1, 12. 68) *Martialis* II, 14, 6. 69) *Juvenalis* in Satyr. VI, 153. 70) *Martialis* l. c. 71) *P. Victor* de Regg. Urb. sub Reg. IX. *Notitia Urbis*, Reg. IX. 72) *Martialis* IV, 16. 73) *Martialis* II, 14, 5. 6. 74) Die Beweisstellen weiter unten in den Portiken der Septen Nr. 265 et 266. 75) *Dio Cass.* LXVI, 24. *Aelius Spartianus* in Hadriano c. XIX. 76) *Martialis* I, 14. III, 20. XI, 1. 77) *Juvenalis* Satyr. VI, 153., conf. *Jo. Masson* Vita Horat. p. 214. 78) *Martialis* I, 109.

79) *Dio Cassius* Libr. LXVI, 24. 80) *Aelius Spartianus* in Hadriano c. XIX. 81) *P. Victor* l. c. *Notitia Urbis* l. c. 82) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI, 9. *Borrichius* in Antiq. Urb. Rom. Facie, cap. XI, 5. 6.; et alii. 83) *Nardini* l. c. 84) Vergl. besonders P. der Septen.

des alten Gebäudes: Reste von Mauerwerk aus Bruchstein und Ziegel, welches mit Marmor bekleidet, und zwischen den Säulen mit Nischen versehen war; Trümmer von einem andern großen Marmorgebälke, und Trümmer von hohen Gewölben, deren Flächen noch rostartige Deckenverzierung in Gips zeigen. Vor dritthalb hundert Jahren mußten diese Reste noch bedeutender gewesen seyn: denn die damaligen Untersucher dieses Denkmahls [85]) geben bestimmt zwei und vierzig Säulen an, die den Tempel umgaben, und deren auf jeder Seite funfzehn, die Ecksäulen mitgerechnet, die Seitenhallen, acht die Vorhalle und acht die Hinterhalle bildeten. Die Zelle wurde nach ihnen von achtzehn Säulen gestützt. Wenn auch die Phantasie dieser Kenner Manches zur Anordnung ihres Tempels ergänzt hat, so müssen sich doch nothwendiger Weise ihre bestimmten Angaben auf vorhanden gewesene bedeutende Spuren gründen; und so viel ist gewiß, daß man auch später noch, kurz vor Aufführung des jetzt zwischen die Trümmer hinein gebauten Hauses hinter den noch stehenden elf Säulen noch andere desselben Stiles ausgegraben hat [86]). Die Gegend, in welcher diese merkwürdigen Überreste der Argonautenhalle gesehen werden, heißt seit undenklichen Zeiten Piazza di Pietra oder Area petraea, eine Benennung, die auf einst hier weit umher gelegene Marmor- oder Steintrümmer deutet.

Die Bogenportike, Porticus absidata, lag in der IV. Region der Stadt [87]). Man meint, sie habe den Namen daher, weil sie in Gestalt der Triumphbogen gebaut, die Thaten irgend eines Imperators oder anderen großen Römers in Bildnereien dargestellt hätte; weil man sie sonst doch wohl nicht mit diesem Namen ausgezeichnet haben würde, da es wohl noch mehrere Bogenportiken in Rom gab [88]). Doch könnte es, so meinen wir, auch die erste in Bogen ausgeführte Portike in Rom gewesen, und ihr deßwegen dieser einmal ertheilte Name für alle Zukunft vorzugsweise geblieben seyn.

Die capitolinischen P. waren theils an dem capitolinischen Steige, theils auf der Höhe des Capitoliums zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, und zur Prachterhöhung dieser Gegenden angelegt. Sie gehörten zu Roms prächtigsten Hallen [89]). Schon im J. 580 der Stadt zog sich eine von dem Tempel der Concordia nach dem Tempel des Saturnus hin; es war jene, welche die Censoren G. Fulvius Flaccus und A. Postumius Albinus pflastern ließen [90]). Andere zogen rechts von hier im Westen und höher liegend nach der Tempelseite des Capitoliums hinauf [91]). Im J. 595 wurden mehrere Portiken auf dem Capitolium von dem Censor P. Cornelius Scipio Nasica erbaut, welche von den Alten unter Rom's Prachtwerken genannt werden [92]). In ihnen sah man ein Heer von Reiterstatuen, welche Q. Metellus Scipio errichten ließ [93]), und hier gaben auch die Feldherrn, die über Roms Feinde triumphirten, nachdem sie die Opfer mit den gewöhnlichen Cärimonien im Tempel vollbracht und den Lorber im Schoße des Zeus niedergelegt hatten, den Senatoren und Fürsten des Volkes große öffentliche Schmäuse, wozu auch die Consuln mit der Bitte eingeladen wurden, sich nicht dahin zu bemühen, damit an diesem Tage kein Mächtigerer als der Triumphator dem Gastmahle beiwohne [94]).

Die P. des Catulus ist von dem Consularen Q. Lutatius Catulus nach seinem mit C. Marius, im J. Roms 653 bei Vercellä über die durch das Noricum eingefallenen Cimbrer erfochtenen Siege auf der Stelle des im J. 633 zerstörten Hauses des Consularen Fulvius Flaccus, der, ein Freund und Anhänger des Cajus Gracchus, mit demselben gefallen war, erbaut worden [95]). Sie lag auf der Nordwestseite des palatinischen Berges, in der Nähe von Catulus Hause, und gränzte unmittelbar an jenes des Livius Drusus, welches letztere nachher das Haus des Cicero wurde [96]). Allein schon im J. 696, als Cicero durch die Verfolgungen des Clodius des Landes verwiesen war, wurde sie mit dem Hause des Cicero zerstört [97]), und auf diesen Stellen ein Tempel der Freiheit, mit weitläufigen Säulenhallen umgeben, erbaut [98]), die aber ebenfalls bald wieder eingegangen sind, da man nach Cicero's Rückkehr dessen Haus neu wieder aufbaute [99]).

Die claudische P. breitete hinter den Thürmen des Titus auf dem esquilinischen Hügel ihre Schatten aus, da wo einst Nero's goldener Palast sich endigte [100]). Dieß ist Alles, was uns von ihr aus dem Alterthume bekannt ist. Die Stelle, die sie einstens einnahm, ist also östlich hinter den bekannten Trümmern jener Thermen in den Gärten zu suchen, in welchen man heut' zu Tage die Ruinen von neun großen Gemächern eines oberen Geschosses entdeckt hat, die unter dem Namen der Satte Sale bekannt sind.

Die Curva, s. die krumme P.

Die P. der Europa wurde von einem Gemälde so genannt, welches ohne Zweifel unter andern Gemälden, die wahrscheinlich ihre Wände verzierten, das Hauptgemälde war. Es stellte dieses Gemälde des Agenors Tochter, die Europa vor, wie sie der muthwillige Stier entführt, der zu ihr, der Sidonierinn, von Liebe entbrannt

85) *Lucio Fauno* in Antichità della città di Roma et *Andrea Palladio* Architect. Libr. IV. 86) *Barthol. Marlianus* in Urb. Rom. Topographiae Libr. V, 4. 87) *Sext. Rufus* de Regionb. Urb. sub Reg. Templ. Pacis. *P. Victor* de Regb. Urb. sub Reg. IV. Templ. Pac. *Notitia Urbis* sub Reg. IV. 88) *Pancirollius* in Nota ad Notitiam Urbis, sive in Descriptione Urb. Rom. sub Reg. IV. 89) *P. Virgilius Maro* Aen. VIII, 655. 90) *Livius* XL, 1, 27. Vergl. Schulze a. a. O., Th. I. §. 506, 584 und 763. 91) *Tacitus* Hist. Libr. III; *Donatus* de Urbe Roma Libr. II, 11; und Schulze a. a. O.

92) *Vellej. Paterc.* II, 1. 3. 93) *Tacitus* Histor. III, 71, 3. 94) *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. II, 6. 95) *Valer. Max.* V, 3. 96) *Cic.* ad Attic. II, 24; *Idem* ad Familiares V, 6. 97) *Cic.* ad Attic. IV, 1, 2, 3. 98) Schulze a. a. O., Th. I. §. 648 aus *Appianus* de bello civil. II, 15; *Dio Cassius* XXXVIII, 17; *Cicero* in Pison. II, 22; *Asconius Pedianus* in not. ad h. Ciceronis loc. *Cicero* ad Fam. XIV, 2; *Idem* ad Attic. III, 20 et IV, 1, 2, 3; *Plut.* in Cicerone post red. 31, 33. 99) Schulze a. a. O. aus dort angez. Quellen. 100) *Martial.* Lib. de Amphitheatro sive de Spectaculis Epigr. 2.

war [101]). Dieſe Portike war ein höchſt angenehmer Aufenthalt, wo man beſonders des Nachmittags und des Abends eine milde, lieblich laue Luft unter Buchsbaumpflanzungen genoß, die zur Erhöhung des angenehmen Aufenthaltes an dieſem Orte, und, wie es ſcheint, rings umher angelegt waren [102]). Daher ſie auch gleich den P. des Quirinus, des Pompejus, der Argonauten und Septen, einer der beſuchteſten Spaziergänge Roms, voll von müßigen Menſchen war, und von Leuten, die Unterhaltung und Bewegung in angenehmen Umgebungen ſuchten, ſo wie auch von Schmarozern, die hier ihrer Gelegenheit nachgingen, durchzogen wurde [103]). Zu dieſer großen Frequenz trugen auch ferner noch theils die bei ihr angeſtellten Laufübungen [104]), theils ihre Lage auf dem Marsfelde, wo ſo viele zum Nutzen und Vergnügen des Volkes ſich ausbreiteten, und vorzüglich ihre Nachbarſchaft bei der Argonautenhalle und bei den Septen [105]) Vieles bei. Aus Vergleichung der bisher benutzten und angezeigten Schriftſtellen der Alten und der Lage der übrigen P. des Marsfeldes, ſcheint ſie nordweſtlich von der Argonautenhalle gelegen, und in dem heutigen Rom ungefähr jene Gegend am weſtlichen Fuße des Monte Citorio eingenommen zu haben, welche von dem Collegium Capranicum und den Kirchen Santa Maria in Aquirio, Santa Maria Maddalena und Santa Maria in Campo Marzio begränzt wird.

Die flaminiſche P. war nur im Plane, aber eine große Conception, die hier Erwähnung verdient. Der Imperator Gallienus wollte ein ſolches ungeheures Werk von dem Marsfelde bis zur milviſchen Brücke hin aufführen. Die P. ſollte eine Pentaſtiche werden, das iſt, in einer fünffachen Ordnung ſich erheben. Die unterſte Ordnung ſollte aus Kernpfeilern mit angelehnten Säulen beſtehen, die vier oberen aber ſollten reine Säulenhallen werden [106]).

Die P. Fontinalis war mit der ämiliſchen die erſte, die in Rom als ein ſelbſtſtändiges Gebäude unabhängig von einem andern Gebäude entſtanden war. Sie wurde in demſelben Jahre, wie die erſtern, und von demſelben Bauherrn vor dem Thore Fontinalis, welches ohne Zweifel mit der alten Porta Capena, die unweit der heutigen Kirche di Santo Gregorio in Monte Coelio auf der Straße lag, dieſelbe iſt, bis zum Altare des Mars hinaus angelegt, um einen angenehmen Spaziergang auf das Feld hinaus zu bewirken [107]).

Die fulviſchen P. alle drei von dem Cenſor M. Fulvius Nobilior um das Jahr Roms 575 erbaut. Die eine ließ er am Ende des Hafenplatzes (ſ. oben bei der ämiliſchen P.), die andere, bei welcher er zugleich ein Forum anlegte, vor der Porta Trigemina auf dem Abhange des Berges Aventinus, beide zur Bequemlichkeit des Handels und zum Vergnügen der Handelnden erbauen [108]). Letztere wurde einige Jahre nachher durch Vorſorge der Cenſoren Q. Fulvius Flaccus und A. Poſtumius Albinus gepflaſtert [109]). Bei dem Tempel des Herkules der Muſen, den er ſelbſt drei Jahre nach ſeinem Triumphe über die Aitolier und nach Eroberung von Ambrakia erbauen ließ [110]), legte er ebenfalls eine P. an [111]), wohl nicht, um dem Tempeldienſte ein Vorhaus, ſondern um dem Volke ein Gebäude zum Vergnügen und zum Luſtwandeln zu verſchaffen. Jene Säulenreihen, die auf einem Bruchſtücke des alten Marmorgrundriſſes von Rom [112]), zunächſt bei der P. der Octavia zu beiden Seiten einer Mauer hin und um den Tempel des Herkules herum zu ziehen ſcheinen, ſind ohne Zweifel Reſte dieſer Hallen, wie die Fragmente der Inſchriften beweiſen. Doch findet man dieſer P. nur hier und in der angeführten Stelle des Livius, nicht aber in den Beſchreibungen von Rom, weder bei Rufus noch bei Victor, noch in der Notitia urbis, als eines beſonderen Gebäudes gedacht.

Die gordianiſche P. kam nicht zur Ausführung. Allein die Schönheit der Anordnung, welche der Imperator Gordianus dieſer Anlage beſtimmte, und die deutliche Beſchreibung, die von derſelben aus dem Alterthume zu uns kam, verdient, daß wir ihrer hier als eines lehrreichen und ſichern Beiſpieles gedenken. Sie ſollte einen lichten Raum von 1000 Fuß nach der Länge und 500 Fuß nach der Breite umfaſſen. Dieſer innere Raum ſollte mit Lorbern, Myrten und Buchsbaum reichlich bepflanzt werden, und mittten durch dieſen Garten ſollte nach der ganzen Länge desſelben ein Weg führen, mit farbigem Marmor gepflaſtert, und beiderſeits mit niederen Säulen und darüber aufgeſtellten kleineren Standbildern verziert. Dieſe Straße ſollte, ein herrlicher Spaziergang vom Haupteingange der Portike bis zur andern ſchmalen Seite derſelben, hier zu einem königlichen Prachtſaale führen, der 500 Fuß lang werden und alſo dieſe ganze Seite einnehmen ſollte. Auch gedachte der Imperator in Gemeinſchaft mit ſeinem Schwiegervater, dem Oberſten der Leibwache Miſitheus, Thermen mit dieſer Portike zu verbinden. Die Sommerbäder ſollten ſich gleich hinter dem königlichen Prachtſaale anſchließen, und die Winterbäder von der andern Seite den Haupteingang zur Portike umgeben, alſo daß er theils den Luſtgarten, theils die Hallen zu ſeinem Vergnügen benutzen konnte. Gordianus wollte dieſes ſchöne Werk am Fuße des Hügels auf dem Marsfelde anlegen; allein es kam nicht zu Stande. Die dazu beſtimmte

101) *Martial.* II, 14, 15 — 18.; VII, 31, 12; et XI, 1, 11. 102) *Id.* II, 14, 15. 16.; III, 20, 12. 13. 103) *Id.* XI, 1.; III, 20, et II, 14. 104) *Id.* VII, 31, 11. 12. et II, 14. 4. 105) *Id.* II, 14, 5. 6., III, 20, 11. 12. et XI, 1, 11. 12. 106) *Trebell. Pollio* in Gallienis, c. XVIII. 107) *Liv.* XXXV, 10; *Nardini* in Rom. Vet. VII, 9. Schulze a. a. O., Th. I. §. 538. Berg:. §. 217.

108) *Liv.* IX, 46; *Donatus* de Urb. Rom. Libr. III, 13. 109) *Liv.* XI, 1, 27. 110) *Liv.* XXXVIII; *Plin.* Hist. Nat. XXXV, 10, 36, 4; *Eumenius* in oratione pro restaurandis scholis, sect. VII; conf. *Torrentius* ad *Suetonii Tranquilli* locum in Augusto, c. 29: „A Marcio Philippo aedes Herculis etc.“ 111) *Livius* XI, 46. 112) *In Fragmens. Vestigii Vet. Rom.* cum notis *Bellorii*, Tab. II.

Gegend wurde von Privatleuten erworben, die hier ihre Besitzungen, ihre Häuser und Gärten anbauten [113]).

Das Hekatonstylon, s. die P. des Pompejus.

Die P. des Herkules, s. oben unter den fulvischen Portiken.

Die krumme P., Porticus Curva, war wahrscheinlich nach der Grundform eines Bogenstückes angelegt, wovon sie ihren Namen erhalten hat. Sie lag in den Gärten des Commodus und war wegen eines Gemäldes in Mosaik berühmt, welches den Imperator Commodus mit seinen vertrautesten Freunden, worunter auch Pescennius Niger gesehen wurde, vorstellte, wie sie der Isis Opfer bringen [114]).

Die P. der Livia wurde von Kaiser Augustus erbaut, und von ihm zum Andenken seiner Gemahlinn Livia so genannt [115]). Er ließ sie auf der Stelle aufführen, wo das ihm durch Vermächtniß zugefallene, ungemein weitläufige und prachtvolle Haus des reichen Vedius Pollio gestanden hatte, das er von Grund aus zerstören ließ [116]). Im J. Roms 765 war sie vollendet, und Augustus weihete sie zur Ehre seiner Tochter Söhne der Cäsaren Cajus und Lucius ein [117]). Sie gehörte zu den berühmtesten und prächtigsten Gebäuden Roms, und war, wie überhaupt die P., hauptsächlich zum Lustwandeln und zur gesellschaftlichen Unterhaltung bestimmt [118]). Doch wurden auch, wie häufig in diesen Gebäuden, Geschäfte darin vorgenommen, und man weiß, daß Trajan in der P. der Livia zu Gericht zu sitzen pflegte [119]). Noch eine vorzügliche Auszeichnung dieser P. waren die trefflichen Gemälde von alten griechischen Meistern, mit denen sie Augustus schmücken ließ [120]), und eine besondere Merkwürdigkeit die ungeheure Weinrebe in ihrem Hofe, welche sich um das Jahre Roms 820 mit ihren Ästen so weit ausgebreitet hatte, daß sie in Gestalt einer Laube alle daselbst im Freien angelegte Spaziergänge beschattete, und allein in einem Herbste zwölf Tonnen oder Amphoren Wein gab [121]). Diese prächtige und weitläufige Halle lag mit dem Tempel der männlichen Eintracht, den Livia ihrem Gemahle zu Ehren in dem Umfange der P. erbaut hatte [122]), auf der Gränze der III. und IV. Region der Stadt [123]), und noch in den späteren Zeiten des römischen Kaiserreichs wird ihrer, doch ohne den Tempel, in der dritten Region gedacht [124]). Die Stelle, die sie einstens einnahm, ist also in dem heutigen Rom am Abhange des esquilinischen Hügels zwischen der Kirche di Santo Andrea in Portugallo und der heutigen Suburra aufzusuchen [125]).

Die Margaritaria oder Perlenportike lag in der VIII. Region der Stadt, welche vom Forum Romanum benannt wurde [126]), und ihrer wird daselbst noch in den späteren Zeiten des römischen Kaiserreichs gedacht [127]). Ohne Zweifel hatte sie ihren Namen daher, weil hier vielleicht die Perlenhändler sich am häufigsten einfanden, oder vielleicht ihre schönsten und kostbarsten Waaren daselbst aufstellten.

Die P. des Meleagers, s. in P. des Agrippa.

Die P. des Metellus war mit jenen des Octavius und des Scipio Nasica auf dem Capitol eines der ersten dieser Art Pracht- und Lustgebäude, welche als Zeichen der untergehenden alten Einfachheit der römischen Republik angesehen wurden: weil sie die Großen zum Wetteifer in solchem öffentlichen Aufwande reizte, und die Lust des Volkes zur behaglichen Ruhe und zur Weichlichkeit begünstigte [128]). Q. Cäcilius Metellus, derselbe, welcher die Achaier in einer großen Feldschlacht besiegte, und das gegen Rom empörte Makedonien unterwarf, wovon er mit dem Beinamen Makedonicus geehrt wurde, war um das Jahr 605 oder 608 der Stadt der Erbauer dieser öffentlichen Halle. Er verband mit ihr zugleich zwei Tempel, welche die Halle begränzten. Einen derselben, vielleicht aber auch beide ließ er von Marmor aufführen, den ersten Marmortempel, den Rom sah, und gab dadurch den Ton zu einer ganz neuen Art von Prachtäußerung oder Verschwendung an, wie der alte strenge Geschichtschreiber sich hierüber auszudrücken nicht ansteht [129]). Von diesen Tempeln war einer der Juno, der andere dem Jupiter Stator geweiht, und manchmal wurde der Jupitertempel [130]), manchmal auch der Junotempel [131]) das heilige Haus des Metellus genannt. Doch ist es nicht ganz gewiß, sondern nur wahrscheinlich, daß jenes erstere heilige Haus des Metellus, von dem der gelehrte Varro sagt, daß es an dem Wege nach dem Marsfelde gelegen sei, und daß der griechisch-römische Bildhauer Pasiteles die Statue des Jupiter in demselben von Elfenbein gemacht habe [132]), eben derselbe Tempel des Jupiter Stator gewesen ist, der mit dem Tempel der Juno die Portike des Metellus begränzte. Übrigens war dieser Tempel des Jupiter Stator ein Werk des Architekten Hermodos oder Hermodoros. Er war ein Peripteros, sein Dach rings um die Zelle von dreißig frei stehenden Säulen gestützt, und die Breite des dadurch gebildeten Umganges der Säulenzwischenweite gleich. An der Vorder- und Hinterseite des Tempels wurden jedes Mal sechs Säulen, und an jeder der Nebenseiten elf Säulen, die Eckſäulen mit gerechnet, gesehen [133]). Metellus ließ diese

113) *Jul. Capitolinus* in Gordiano Tertio, c. XXXII. 114) *Ael. Spartianus* in Pescennio Nigro, c. VI. 115) *Suet. Tranq.* August. c. 29; *Dio Cassius* LIV, 23. 116) *Dio Cassius* l. c. *Ovidius* Fast. VI, 639 — 648. 117) *Dio Cassius* LVI, 27. 118) *Strabo* Libr. V, wo er sie περίπατον nennt. *Plin.* Epist. I, 5. 119) *Dio Cassius* LXVIII, 10. 120) *Ovid.* Art. Amat. I, 71 et 72. 121) *Plin.* Hist. Nat. XIV, 1, 3. 122) *Ovid.* Fast. VI, 37 et 38. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Templ. Pac. 123) *Sext. Rufus* l. c. et sub Reg. Isis et Monetae. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. III. et sub Reg. IV. 124) *Notitia Urbis* sub Reg. III.

125) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. III. c. IX. 126) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. VIII. 127) *Notitia Urbis* sub Reg. VIII. 128) *Vellej. Paterc.* II, 1. 129) *Vellej. Paterc.* II, 11. 130) *Varro ap. Plinium* Hist. Nat. II, 11. 131) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. 132) *Varro* l. c. 133) *Vitruvius* de architectura Libr. III, 2. (III, 1.).

Halle auch mit vortrefflichen Bildnereien verzieren. Aus Makedonien hatte er die 26 erzenen Reiterstatuen mitgebracht, welche Alexander den Großen und die 25 aus seiner Leibwache am Granikus gefallenen Krieger vorstellen. Sie waren auf Befehl des Königs von dem berühmten Lisippos in vollkommener Lebensähnlichkeit, worin dieser vorzüglich Meister war, gebildet, und in dem von Statuen glänzenden Orte Dio in Makedonien errichtet, mitten unter ihnen aber erhob sich die Statue Alexanders selbst [134]). Diese Werke nun hatte Metellus neben andern in seiner öffentlichen Halle aufgestellt [135]), und ihnen gesellten sich später noch manche andere große Bildwerke zu: denn auch der Cornelia, der Gracchen Mutter, des älteren Scipio, des Afrikaners, Tochter wurde nach dem Jahre 633 eine sitzende Statue in dieser dem Volke gewidmeten Halle errichtet, die besonders durch ihre Pantoffeln ohne Riemen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte [136]). Noch Vitruvius kannte die Portike des Metellus unter ihrem ersten Namen und in ihrer ursprünglichen Gestalt [137]). Doch bald nach Beendigung seiner Bücher über die Baukunst, d. i. um die Jahre 722 bis 724 Roms verschwand sie in der weitläufigen Portike der Octavia [138]). S. P. der Octavia. Von ihrer Form soll noch ein Andenken in einer Silbermünze mit der Aufschrift Q. Metellus Pius, einst aus dem Schatze des Herzogs von Mans im Museum des P. Chamillart, übrig seyn [139]).

Die Milliariensis, die man von ihrer großen Ausdehnung, vielleicht von tausend Schritten oder von tausend Säulen so genannt glaubt, befand sich in den sallustischen Gärten und wurde von dem Imperator Aurelianus prächtig ausgeschmückt. Hier pflegte dieser Kaiser täglich sich und seine Pferde müde zu reiten [140]). S. übrigens Gärten der Römer im Art. Gärten.

Die minucische alte P. und die minucische Getreideportike, Minucia vetus und Minucia frumentaria, waren zwei Hallen in der IX. Region der Stadt, die unfern des flaminischen Circus lagen [141]), wahrscheinlich gegen die Nordspitze des capitolinischen Berges hin [142]), und in verdorbener Sprache auch die mimitischen P. geschrieben wurden [143]). Als ihr Erbauer wird von den Alten Q. Minucius Rufus angegeben, derselbe, der im J. Roms 644 Consul war, und über die damals von ihm besiegten thrakischen Skordisker ungefähr um 646 einen glänzenden Triumph hielt [144]). Noch in der zweiten Hälfte des VIII. römischen Jahrhunderts hört man sie die berühmten Portiken nennen [145]), und ihr Andenken dauerte bis in die späteren Zeiten des Kaiserreiches herab fort [146]). Diesen Ruhm hatten sie hauptsächlich ihrer Bestimmung zu danken: denn in ihnen versammelte sich das Volk, das Getreide zu fassen, das zu bestimmten Zeiten unter dasselbe vertheilt wurde [147]). Beide Portiken sind von der Familie der Minucier ohne Zweifel gerade für diesen dem Volke höchst angenehmen und wohlthätigen Zweck erbaut worden: denn sie hatten ihren eigenen Getreidecurator, der von ihnen den Namen führte [148]), und mit Recht vermuthet man [149]) aus dem Namen „der alten municischen Portike", daß diese nicht erst von diesem Consulare Minucius Rufus, sondern von einem ältern Gliede seines Hauses, und wahrscheinlich schon von jenem alten Minucius Augurinus erbaut worden war, durch den das römische Volk im J. der Stadt 315 Getreideaustheilungen aus dem Vermögen des getödteten Sp. Melius erhalten, und welches dem Minucius deßwegen aus Dankbarkeit eine Ehrensäule mit seiner Statue, und das Bild eines vergoldeten Ochsen vor der Porta trigemina geweiht hatte [150]), oder doch wenigstens von einem seiner Nachkommen, der durch den Bau jener alten Halle das Andenken seines Ahnherrn wieder auffrischte, und dem in derselben Absicht der Consular Minucius Rufus mit Erbauung einer neuen Halle nachfolgte, und gewiß die alte Halle seiner Vorältern bei dieser Gelegenheit erneuerte, weßwegen ihm auch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, der Bau beider Hallen zugeschrieben wurde [151]): „denn es „war Sitte in den römischen Familien," setzt unser neuester gründlicher Erklärer hinzu [152]), „dergleichen alte Familienanlagen, Einrichtungen oder Verdienste als heilige Vermächtnisse zu betrachten und immer unter den „Augen des Volkes im Ansehen zu erhalten, wie dieses „mit gar vielen Einrichtungen, die von Familien ausgingen, nachgewiesen werden könnte." Von den Auszierungen dieser berühmten Hallen wird nur die Statue eines ehernen Herkules genannt, die sich in einer derselben befand [153]). In der Nähe der Halle scheint auch ein kleines, dem Minucius geweihtes Heiligthum bestanden, und von diesen minucischen Anlagen ein nördlich von dem capitolinischen Hügel gelegenes Thor den Namen gehabt zu haben [154]).

Die P. des Nasica, s. die capitolinischen P.

Die P. des Neptun, s. die P. der Argonauten.

---

134) *Plinius* Hist. Nat. XXXIV, 8, 19, 6.; *Vellej. Paterc.* I, 11.; *Arrianus* de exped. Alexand. Libr. I; *Livius* XLIII; conf. quoque *Lipsius* ad *Vellej.* locum supra cit. 135) *Vellej. Paterc.* l. c. 136) *Plinius* Hist. Nat. XXXIV, 6, 14. 137) *Vitruvius* l. c. 138) *Dio Cassius* XLIX, 43 sub fin. Vergl. Schulze a. a. O., Th. I. nach §. 666. Anmerk. 18. 139) *Harduinus* ad *Plinii* locum, supr. cit. 140) *Flavius Vopiscus* in Aureliano, c. XLIX. 141) *Notitia Urbis* edita cum commentar. *Pancirolli*, sub Reg. IX. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flamin. 142) Schulze a. a. O., Th. I. §. 219. 143) *Sext. Rufus* et *P. Victor* l. c. l. c. 144) *Vellej. Paterc.* II, 8 sub fin.

145) *Vellej.* l. c. 146) *Sext. Rufus, P. Victor* et *Notitia Urbis* l. c. l. c. 147) *Apulejus Madaur.* in Libro de Mundo, in Paris. *Floridi* editione, pag. 750. in edit. *Bosschue* Lugd. Batav. Tom. II, p. 366; conf. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI, X. 148) *Inscriptio in vet. Lapide* edit. in Not. ad *Frontini* de Aquaeductibus Libr. II, in *Graevii* Thesauri Tom. IV. pag. 1659, 5. 149) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. c. X. Schulze im a. W. Th. I. §. 219. 150) *Livius* IV, 16; *Plinius* Hist. Nat. Libr. XVIII, 3, 4., XXXIV, 5, 11., et *Nummus Familiae Minuciae ap. Patinum.* p. 179. 151) Wie *Vellej.* loc. supr. cit. 152) Schulze im angef. Buche §. 219 am Ende. 153) *Aelius Lampridius* in Commodo, c. XVI. 154) *Festus* de verborum significa. voc. „Minucia."

Die P. der Octavia, welche, wie die Halle des Octavius, gewöhnlich die octavische Portike genannt wurde, lag, wie jene, am flaminischen Circus. Allein, sie zog sich südlich ganz in die Nähe des Theaters des Marcellus hin [155]), und hieß deßwegen auch manchmal die P. des Marcellus [156]), wo jene hingegen dem Theater des Pompejus angränzte [157]). Auf der Westseite berührte die P. der Octavia die Hallen, welche den Tempel des Herkules der Musen umfingen, und war mit denselben durch die in einer starken Scheidemauer angebrachten Thüröffnungen verbunden [158]). Sie wurde von dem Imperator Cäsar Octavianus nach Bezwingung der Dalmatier von der in diesem Kriege gemachten Beute und unter dem Namen seiner Schwester Octavia um das J. 722 bis 724 erbaut [159]). Sie war wohl eine der weitläufigsten P. in Rom: denn Octavianus umfing mit ihr die alte P. und die heiligen Häuser des Metellus [160]). Eine Schule, bei den Alten bekanntlich ein Ort, wo die Philosophen und andere wissenschaftlich gebildete Leute zum Gespräche und zu gelehrtem Wettstreite, gleichsam zu gelehrten Spielen und zur Geistesübung zusammen kamen, wurde mit der P. verbunden [161]), Bibliotheksäle in derselben angelegt, welche Octavianus durch den gelehrten Grammatiker C. Melissus einrichten ließ [162]) und Octavia dem Andenken ihres Sohnes Marcellus weihte [163]); und gewiß hat auch die Curia der Octavia [164]) einen Theil dieser weitläufigen Hallen ausgemacht, da man überhaupt der Werke der Octavia als eines zusammenhängenden Ganzen gedacht findet [165]). Die heiligen Häuser des Metellus, welche jetzt von der octavischen P. umschlossen waren, und wovon das eine dem Jupiter Stator, das andere der Königinn Juno geweiht war, ließ Octavianus durch zwei lakonische Bildhauer, Sauron und Batrachos, erneuern [166]) und die von beiden Tempeln begränzte alte Halle des Metellus, welche sich damals vielleicht in baufälligem Zustande, oder doch gewiß in einer baulichen Anordnung befand, die dem hohen Sinne des Imperators nicht entsprach, ließ er wahrscheinlich in jenen Hintergebäuden der beiden Tempel fortbestehen, welche man auf dem Bruchstücke des alten Marmorgrundrisses wahrnimmt [167]). Sauron und Batrachos sollen reiche Leute gewesen seyn und den Bau auf ihre eigene Kosten unternommen haben, in der Hoffnung, daß man ihrer durch eine Inschrift an diesen Werken gedenken werde; allein diese wurde ihnen versagt [168]): denn beide Tempel hatten von alten Zeiten her ohne Inscription bestanden [169]). Die Künstler suchten daher ihre Namen auf eine andere Weise und an einer andern Stelle des Tempels zu verewigen. In den Schnecken der Säulenhäupter brachten sie die Sinnbilder ihrer beiden Namen an, eine Eidechse, die auf Griechisch Saura heißt, und einen Frosch, Batrachos, welche Thierbilder der Berichtgeber dieses mit eigenen Augen an Ort und Stelle gesehen hat [170]), und wir heute noch in einem übrig gebliebenen ionischen Säulenhaupte zur Bestätigung der Wahrheit anschauen. Es befindet sich in der Kirche di Santo Lorenzo außerhalb den Mauern der Stadt, deren Säulen von verschiedenen Orten Roms hierher zusammen gebracht wurden [171]). In der einen Schnecke, und zwar gerade in derselben Mitte, die man das Auge zu nennen pflegt und die gewöhnlich mit einer Rosette verziert ist, erblickt man statt letzterer einen auf seinem Rücken liegend ausgestreckten Frosch, und in der andern Schnecke eine Eidechse in der Windung zunächst um die Rosette des Schneckenauges gelegt [172]). Übrigens, erzählt der Augenzeuge weiter, ist es eine bekannte Sache, daß einst in dem Tempel des Jupiter die Male-

155) *Festus* ibid. voc. „Octaviae." 156) *Florus:* teste *Fabricio* in descript. Urb. Rom. cap. XIII. sub Titulo: „Octaviae Porticus." 157) S. weiter unten: P. des Octavius. 158) Bruchstück des alten Marmorgrundrisses von der Portike der Octavia und der des Herkules in Fragmentis Vestigii Vet. Romae ex Lapidibus Farnesianis cum notis *Petri Bellorii* Tab. II. 159) *Dio Cassius* XLIX, 43 sub fin. *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 29. 160) *Vellej. Paterc.* I, 11. 161) *Plinius* Hist. Nat. XXXV, 10, 37. 162) *Sueton. Tranq.* de illustribus Grammaticis, c. 21. 163) *Plutarchus* in Marcello sub fin. 164) *Plinius* XXXVI, 5, 4. 8. 165) *Plin.* XXXIV, 6, 14; XXXVI, 5, 4, 8. 166) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 14. 167) Inter *Fragmenta Vestigii Vet. Romae* a *Petro Bellorio* explic. Tab. II.

168) *Plin.* l. c. 169) *Vellej. Paterc.* Libr. I, 11. 170) *Plin.* l. c. 171) Ich habe den von *Plinius* l. c. gebrauchten Ausdruck: „in spiris columnarum" mit Winkelmann in observations sur l'architecture des anciens, chap. I. §. 46, und mit Sachse in Geschichte und Beschreibung der alten Stadt Rom, 1stem Theil, §. 617, „in den Schnecken der Säulenhäupter" erklärt. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß spira bei *Vitruvius* in Libr. III, cap. V (vulgo cap. III, sect. 6), bei *Pollux* in onomastic. Libr. VII. cap. XXVII. segm. 121, bei *Flavius Josephus* in Antiqq. jud. Libr. XV. cap. 11, nr. 5. und bei *Festus* voc. „Spira", ja bei Plinius selbst in Libr. XXXVI, 23, 51, „Fußgesims, Base" der Säule heißt, und daß daher mehrere Gelehrte und besonders *Carlo Fea* in seiner Note zu Winkelmann a. a. O. und Hirt in Baukunst n. d. Grundsätzen des Alten auf d. 6ten Seite, Zweifel gegen Winkelmann erhoben haben, ob Spira, das wohl auch Schnecke heißen könnte, wirklich in jener Stelle des Plinius in solcher Bedeutung zu nehmen sei, oder nicht vielmehr „in den Fußgesimsen der Säulen" übersetzt werden müßte; besonders da die ionische Schnecke bei *Vitruvius* l. c. und Libr. IV. cap. 1, mit dem Worte voluta bezeichnet wird. Allein, da das vitruvische Wort voluta weder bei Plinius noch bei irgend einem andern Alten weiter vorkommt, spira aber, um mannichfaltige ähnliche Krümmungen auszudrücken, nicht nur bei *Plinius* IX, 25, 58, und Libr. XVI, 39, 76, 1., sondern auch bei vielen andern Alten, z. B. bei *Virgilius* in Georgic. II, 154, und Aeneid. II, 217, bei *Cato* de Re Rustic. 77, bei *Valerius Flaccus* in Argonaut. VI, 396, u. s. w. gebraucht wird. Da sich ferner Plinius noch überdieß in der oben angezeigten Stelle XXXVI, 23, um spirae als Fußgesimse zu bezeichnen, des Beisatzes „subditae columnis" bedient: so muß wohl spirae, das überhaupt im gemeinen Leben alle dergleichen Windungen und gewundene Dinge anzeigte, auch die Windungen der so genannten Schnecken der Säulenhäupter bedeuten, für welche voluta bloß das architektonische Kunstwort war. Aus allen diesen Gründen glauben wir mit Winkelmann den wahrhaften Weg eingeschlagen zu haben, wenn wir gerade dieses Säulenhaupt als einen Beweis und als eine Erklärung der oben benutzten Stelle des Plinius annehmen, um so mehr, da noch auf keinem Fußgesimse der Frosch und die Eidechse vorgefunden worden ist. 172) Abbildungen bei Winkelmann in Monumenti inediti Nr. 206, und in dessen Histoire de l'art edit. Paris an II de la Republ. Franç. Tom. II. Pl. XXVIII, bei Hirt in Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, Pl. X. Nr. 28, und bei Andern.

rei und alle andere Bauzierden auf eine weibliche Gottheit gedeutet haben. Denn als nach beendigtem Baue des Junotempels die Standbilder hinein getragen wurden, hatten sie die Träger, so sagt man, verwechselt, und die Religion habe sofort fest darauf gehalten, daß sich auf diese Weise die Gottheiten gleichsam selbst ihre Wohnsitze gewählt hätten. Daher kommt es dann, daß in dem Tempel, in welchem Jupiter verehrt werden sollte, die Juno verehrt wird [173]). Die Standbilder in diesen Tempeln waren Werke der größten Künstler in Marmor. Die Göttinn im Tempel der Juno war von Dionysios, eine andere Juno in demselben Tempel von Polykles gefertigt. Auch war eine Venus von Philiskos aus Rhodos da. Die übrigen Statuen waren Werke des Praxiteles [174]), unter welchen sich auch zwei seines Sohnes Kephissodoros, des Erben seiner Kunst, befanden, nämlich ein Äskulapios und eine Diana [175]) Den Jupiter in seinem Tempel hatten die Söhne des Timarchides gehauen. In demselben Tempel befand sich das Meisterwerk des Heliodoros, Pan mit Olympos ringend, eine Marmorgruppe, welche für die zweitschönste in der Welt gehalten wurde. Auch sah man hier eine badende Venus und einen aufrecht stehenden Dädalos von dem Meißel des Polycharmos [176]). Doch war war dieses nicht alles Schöne, was die P. der Octavia umfaßte. Auch aus den umfangenden Hallen glänzten dem Volke die herrlichsten Kunstwerke entgegen. Hier waren jetzt die Bildwerke aufgestellt, die einstens die P. des Metellus verherrlichten. Hier sah man jetzt die berühmte sitzende Statue der Cornelia, der Mutter der Gracchen, und jener Schwarm von ehernen Reiterstatuen, den Metellus aus Makedonien mitbrachte [177]), stand der Hauptseite der Tempel gegenüber, und war immer noch der schönste Schmuck dieser öffentlichen Anlagen [178]). Auch soll sich Phidias's Venus, eine Marmorstatue, die von der höchsten Schönheit war, in der P. der Octavia befunden haben [179]). Unter den übrigen Werken, welche diese Hallen verherrlichten, werden nachfolgende ausgezeichnete Stücke genannt: des Praxiteles Cupido von pentheliſchem Marmor, einst der Ruhm der Stadt Thespiai in Böotien, die fast allein wegen dieses Bildwerkes von den Fremden so häufig besucht wurde [180]). Dieser berühmte Cupido, den Mummius, als er Thespiai aller seiner Kunstschätze beraubte, nicht berührte, weil er geweiht war [181]), wurde endlich doch von Cajus Cäsar den Thespiaiern genommen, von Claudius ihnen zwar wieder zurück gegeben, von Nero aber abermals nach Rom gebracht [182]). Da wurde er in der Schule der octavianiſchen P. aufgestellt [183]), bald darauf aber durch den Brand dieses Gebäudes zerstört [184]). Die ausgezeichnetsten Gemälde in dieser Schule waren von dem berühmten Antiphilos aus Ägypten, einem Schüler des Ktesidemos. Eines stellte die Schwester des Priamos, die edle Hesione, das andere Philippos und Alexander mit Minerva vor [185]). In diesen weitläufigen octavianischen Bauwerken sah man auch die besten Werke des berühmten Malers Artemon: eines stellte Herkules vor, wie er auf dem dorischen Berge Öta seine sterbliche Hülle abwirft, und mit Einwilligung der Götter in den Himmel steigt. Ein anderes war ein historisches Gemälde, und hatte des trojanischen Königs Laomedon Geschichte mit Herkules und Neptun zum Gegenstande [186]). In der Curia war das berühmteste Standbild ein marmorner Cupido mit dem Blitze in der Hand, dessen Meister nicht bekannt war. So viel wird aber hiervon versichert, daß Alkibiades, der schönste Jüngling seiner Zeit, unter dem Bilde dieses Gottes vorgestellt sei [187]). — Dieß ist es, was die Alten in ihren Schriften von der P. der Octavia aufgezeichnet hinterlassen haben: wenig zwar, doch hinreichend, um einen hohen Begriff von dem Glanze, der sie erfüllte, in uns zu erregen. Allein kaum dauerte dieser Glanz ein Jahrhundert. In dem großen Brande unter Titus, im Jahre Roms 833, im 80sten der christlichen Zeitrechnung, wurde der größte Theil der weltberühmten Prachtgebäude auf dem Marsfelde, und mit ihnen auch die P. der Octavia zerstört. Alle Werke der bildenden Künste, welche einst diese Halle verherrlichten, wurden verdorben, und die hier aufbewahrten Schätze der Gelehrsamkeit und der redenden Künste in Asche verwandelt [188]). So lag die Halle der Octavia über 120 Jahre lang in Trümmern, bis endlich der Imperator Septimius Severus sehr viele von den uralten öffentlichen Gebäuden Roms auf seine Kosten erneuern, und dieses der Nachwelt durch Inschriften an den Gebäuden verkündigen ließ [189]). Da wurde auch die P. der Octavia wieder hergestellt. Er und sein Sohn Caracalla trugen beide zu diesem Werke bei, und vollendeten es im J. Roms 955, im 202ten der christlichen Zeitrechnung, als er nämlich zum dritten Male, und mit ihm sein Sohn und Mitherrscher Aurelius Antoninus (Bassianus Caracalla) zum ersten Male die Würde des Consulates bekleidete. Dieß bezeugt die Inschrift, die heute noch an den Überresten des Haupteinganges zu dieser P., an der Außenseite derselben, oben in der Säulenauflage in folgenden Worten gelesen wird:

Imp. Caes. L. Septimius. Severus.
Pius. Pertinax. Aug.
Arabic. Adiabenic. Parthic. Maximus.
Trib. Potest. XI. Imp. XI. Coss. III. P. P. Et.
Imp. Caes. M. Aurelius. Antoninus.
Pius. Felix. Aug.
Trib. Potest. VI. Cos. Procos.
Incendio. Corruptam. Restituerunt.

173) *Plinius* l. c. 174) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 10. 175) *Plinius* in eod. Libr. cap. et sect. nr. 6. 176) *Plinius* ibid. sect. IV, 4. 177) S. oben P. des Metellus. 178) *Vellej. Paterc.* I, 11. 179) *Plinius* XXXVI, 5, 4, 3. 180) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 4. *Pausan.* Libr. IX, 27. *Cicero* in Verrem, IV, 4. 181) *Cicero* l. c. 182) *Pausan.* l. c. 183) *Plin.* l. c. 184) *Pausan.* l. c. 185) *Plin.* XXXV, 10, 37. 186) *Plin.* XXXV, 11, 40, 32. 187) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 8. 188) *Dio Cassius* LXVI, 24. 189) *Dio Cassius* LXXVI, 16.

Caracalla ließ des Vaters Thaten, Kriegszüge und Triumphe in der Halle abbilden, daher man ihn auch gemeinhin als alleinigen Erbauer derselben rühmte, mit dem Beisatze, er habe sie, die von nun an die P. des Severus hieß, unter dem Namen seines Vaters erbaut[190]). Die gedachten Überreste des Haupteinganges liegen in dem heutigen Rom unmittelbar an der Kirche di Santo Angelo in Pescheria. Man erkennt in ihnen den korinthischen Baustil, und sieht deutlich, daß an der äußern Seite gegen Mittag, so wie an der mitternächtlichen, gegen die Hauptseiten der beiden Tempel hin gerichteten Seite jedes Mal vier korinthische Säulen, und zwei, ebenfalls mit korinthischen Häuptern gezierte, fast frei stehende und unverjüngte Pilaster als Eckpfeiler das Säulengebälke und die Giebel, was Alles noch, doch zerbrochen, besteht, getragen haben. Die architektonischen Glieder des alten Hauptbalkens und Bilderbandes an der mittäglichen Außenseite sind ihrer Länge nach, bis auf einen sehr kleinen Theil rechts und links, abgemeißelt, um die Ebene der Tafel zur Inschrift der Imperatoren Severus und Caracalla zu bilden, was natürlicher Weise in derselben Zeit geschehen ist. In den Giebelfeldern bemerkt man noch einige undeutliche Spuren von Sculptur, und die Säulen bestehen noch zum Theile, zum Theile sind sie verschwunden und durch neuere Constructionen ersetzt, oder mit dergleichen verbaut. An die Stelle von zweien beim Hinschauen rechts an der mittäglichen Vorderseite ist eine Arkade getreten, und die zwei gerade gegenüber an der mitternächtlichen Seite nebst dem rechtseitigen Eckwandpfeiler sind in dem Mauerwerke der Kirche di Santo Angelo verschwunden. Die Säulen sind 32 Fuß 6½ Zoll Pariser Maß hoch, und 3 Fuß 4½ Zoll im unteren Durchmesser stark. Sie haben also 9½ Durchmesser zur Höhe. Der Säulenstamm ist verkehlt und nach einer geraden Linie verjüngt. Das Haupt erscheint hier in seiner schönen Schlankheit und vollkommenen Ausbildung. Statt der gewöhnlichen Blume ist aber zwischen den Schnecken der Adler Jupiters auf dem Blitze sitzend angebracht. Zwischen der Platte des Hauptes und dem Hauptbalken bemerkt man das kleine Bänkchen, welches die Alten anordneten, um dem Hauptbalken eine etwas erhöhtere Lage und vollere Ansicht, und der Platte des Säulenhauptes Sicherheit gegen den Druck des Hauptbalkens besonders beim Aufbringen der Massen zu verschaffen. Das Gebälke ist ohne alle Verzierung und alle seine Glieder sind glatt. Eine Abbildung des Säulenhauptes findet man bei *Desgodetz* (pag. 171), bei Hirt (in Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, Pl. XII. Fig. V) und bei Andern, so wie auch Abbildungen der Ruine in den bekannten Sammlungen von alten Gebäuden Roms, z. B. bei *Barbault* (in Monumens de Rome ancienne Pl. 32. pag. 52). In dem marmornen Bruchstücke des alten Grundrisses der octavianischen P., welches aus den Zeiten des gedachten Imperators Septimius Severus auf uns gekommen ist[191]), erkennt man deutlich diesen südlichen Haupteingang wieder. Mit Hilfe der Abmessungen seiner Trümmer, der Vergleichung des angezeigten Fragmentes und der Beobachtung der Richtung der noch übrigen Eckwandpfeiler und der Lage noch einiger anderer Überreste dieser P. kann man sich eine ziemlich vollständige Vorstellung von dem Umfange und von der Anordnung dieser merkwürdigen Anlage machen. In gedachtem Fragmente ist besonders das zu bemerken, daß der Tempel des Jupiters, den Vitruvius noch in seiner ersten Anlage als einen vollständigen Peripteros gesehen hat[192]), hier als ein Peripteros ohne Hinterhalle erscheint, daher sich im äußeren Umfange nur 24, und auf jeder der Nebenseiten nur 10 Säulen dem Auge darstellen, eine Veränderung, die entweder schon bei der Erneuerung der Tempel durch Cäsar Octavianus, oder, welches wahrscheinlicher ist, bei Wiederherstellung derselben unter Septimius Severus geschehen ist, da ohne Zweifel die hintere Säulenreihe durch die zerstörende Flamme zu viel gelitten hatte. Wir haben nach den angezeigten Quellen eine bauliche Wiederherstellung dieser Halle auf den hierher gehörigen, „Portike der Alten“ überschriebenen Blättern in Grundriß und Aufriß versucht, und unten einige Hinweisungen zur Erklärung derselben beigefügt. Nach den neuesten gründlichen Untersuchungen uud Vergleichung derselben Quellen[193]) ergibt sich über Form, Lage und Umfang des Denkmahls und über seine Stelle in dem heutigen Rom Folgendes: Die Hallen, von einer doppelten Säulenreihe gebildet, schlossen beide Tempel in der Grundform eines länglichen rechtwinkligen Vierecks ein, dessen eine schmale Seite nördlich gegen den flaminischen Circus hin gewendet war. Die andere schmale Seite mit dem Haupteingange kehrte sich der südlichen Himmelsgegend zu, und berührte mit ihrem östlichen Ende fast das Theater des Marcellus, dessen Reste von hier kaum vierzig Schritte entfernt liegen; mit dem westlichen Ende aber reichte sie nach der Gegend der P. des Philippus hin. Der östlichen langen Seite lag der tarpejische Fels und ein Theil des capitolinischen Hügels gegenüber. Die westliche lange Seite aber zog sich parallel mit dem Tempel des Herkules der Musen, und mit den Hallen, die ihn umgaben, ganz nahe an denselben hin, und lief nördlich in einem ziemlich spitzen Winkel gegen den flaminischen Circus aus. In diesem Umfange liegen nun die beiden Kirchen Santo Angelo in Pescheria und Santa Maria in Campitelli, welche letztere darum auch Santa Maria in Porticu Octaviä genannt wird, und fast auf den Trümmern des Tempels des Jupiters erbaut ist; ferner liegt in diesem Raume ein großer Theil des Palastes bei Serlupi in Campitelli, mit den zwischen diesen Hauptgebäuden bis an den Platz Capizucchi liegenden Häusern und Straßen.

190) *Ael. Spartianus* in Antonino Caracalla, cap. IX., et *Idem* in Severo Imperatore, cap. XXI sub fin.

191) Inter *Fragmenta Vestigii Veter. Romae* cum notis *Bellorii*, Tab. II. 192) S. oben in der P. des Metellus bei nr. 133. 193) Vergl. auch Schulze in Beschreib. u. Gesch. der alt. Stadt Rom, Th. I. §. 615.

Ansicht des Ganzen und die sorgfältige Vergleichung der Stellen alter Schriftsteller mit örtlichen Umständen und übrig gebliebenen Trümmern haben jene Meinungen als irrige widerlegt, und diesem Denkmahle seinen ursprünglichen Namen wieder zugesichert [217]). Seine Überreste reichen von der Kirche Santo Carlo ad Catin bis an den Judenplatz in gerader Richtung fast von Norden nach Süden herab, und die Straße, welche den Platz vor Santo Carlo mit dem Judenplatze verbindet, läuft fast parallel mit der Länge des Monumentes, und würde dasselbe, wenn es noch ganz wäre, zwischen den inneren Pfeilern der linkseitigen Hallenreihe, und zwischen dem inneren Baue, der die Rundsäle und Treppen enthält, durchziehen.

Die P. der Pola wurde von Agrippa's Schwester, Pola, nächst den Septen angelegt und mit Bahnen zum Wettrennen versehen, war aber im J. Roms 747, als Augustus die Werke auf dem Felde Agrippa's zum Gebrauche des Volkes öffnete, noch nicht fertig [218]). Sie ist wahrscheinlich jener Theil der Septen, welcher nachher unter dem Namen der Trigaria bekannt war; s. weiter unten P. der Septen.

Die P. des Pompejus, die auch Hekatostylon, das Hundertsäulige von dem Walde der Säulen, die sie bildeten, genannt wurde [219]), ließ Cn. Pompejus Magnus, wahrscheinlich zugleich mit seinem Theater, also nach Besiegung des Königs Mithridates vom J. R. 694 bis zu seinem 2ten Consulate, d. i. bis in das Jahr 699 erbauen [220]). Sie lag ganz nahe vor diesem Theater [221]), nämlich gleich hinter der Scene desselben [222]), und diente nicht allein dem Volke zur Zuflucht, wenn die Schauspiele durch Regengüsse unterbrochen wurden, und um für theatralische Zurüstungen den nöthigen Raum zu verschaffen [223]), sondern war zugleich eine derjenigen Hallen, die von Roms müssigem Volke am meisten besucht wurde [224]): denn durch ihre Lage gerade vor dem Theater, durch ihre große Ausdehnung, durch die Mannichfaltigkeit der Eintheilung, der Form und der Art ihrer Räume, und endlich durch die Pracht ihrer Einrichtung war sie ganz vorzüglich zum Lustwandeln, zur Augen- und Ohrenweide geeignet. In Bezug auf die zuerst genannten Eigenschaften darf man nur die Bruchstücke ihres Grundrisses betrachten, welche aus den Zeiten des Imperators Septimius Severus auf uns gekommen sind [225]); da schon ist man genöthigt, sich einen hohen Begriff von der anziehenden Lage dieser Halle, von ihrer Größe und von der Mannichfaltigkeit ihrer Eintheilung zu machen. Hierzu kommt noch, was jene Bruchstücke nicht mehr andeuten, der Lustwald, der sich in vielen Reihen hoher Platanen der Portike anschloß, und von rauschenden Wasserwerken belebt und gekühlt war [226]). Kein Wunder also, wenn eine so frische und gesunde Luft, so angenehme und dichte Schatten diese Halle erfüllten, daß sie vorzüglich auch deßwegen allgemein besucht und von Dichtern besungen wurde [227]). Der schöne Platanenwald mit seinen Wasserwerken, der das Angenehme dieser P. vollendete, war auch dazu noch mit Statuen [228]), und besonders mit Marmorbildern wilder Thiere verziert [229]). Auf die Pracht der inneren Einrichtung machen uns die Berichte der Alten, durch Erwähnung der attalischen, mit Gold durchwirkten Teppiche aufmerksam, welche den Glanz dieser Halle ungemein erhöhten [230]). Mit ihnen waren Thüröffnungen und zum Theile die Wände behängt. Ein anderer Theil der Wände war mit den trefflichsten Malereien geschmückt. Unter diesen waren die berühmtesten: Kadmus und Europa, von Antiphilos aus Ägypten, einem Schüler des Ktesidemos [231]); dann ein Gemälde des großen Polygnot's von Thasos, das sich sonst in der Curia des Pompejus befand, und einen Mann mit einem Schilde vorstellte, von dem man nicht sehen konnte, ob er im Hinaufsteigen oder im im Hinabsteigen begriffen wäre [232]); ferner die vortreffliche Opferung der Ochsen, ein großes Gemälde, einzig in seiner Art, von dem berühmten sykionischen Maler Pausias, in einem neuen, von ihm zuerst erfundenen Stile angeordnet, und mit einer ihm ganz eigenthümlichen Behandlungsweise ausgeführt [233]); endlich der ganz vorzüglich schöne Alexander und eine sitzende Kalypso von der Hand des hochberühmten Atheners Nikias [234]). Ein geräumiger Saal in diesen Hallen wurde von dem Erbauer zu Versammlungen des Senates bestimmt und eingeweiht [235]) und hieß daher die Curia des Pompejus. Hier war seine Statue aufgestellt, welche ihm nach Vollendung dieser Werke die Dankbarkeit des römischen Volkes errichtete. Nachdem aber Julius Cäsar in diesem Saale von den Verschwornen ermordet war, ließ Cäsar Octavianus denselben im Jahre Roms 712 vermauern [236]), und die Statue des Pompejus in dem Theater selbst, oder den Sitzereihen, in der Mitte des obersten Halbkreises unter einem Bogen aufstellen [237]).

217) *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. III. cap. XVII; Schulze i. a. Buche, Th. I. §. 603. 218) *Dio Cassius* LV, 8. 219) *Euseb. Pamphil.* Chronicon interprete S. *Hieronymo*, sub Olymp. CCLVI, Philippi Imp. anno II, Domini CCXLVI; *Martialis* in Libr. II. Epigr. 14. vers. 9 et 10, et *Idem* in Libr. III. Epigr. 19. 220) *Plutarchus* in Vita Pompeji, ante med. *Dio Cassius* XXXIX, 40. 221) *Appianus* de bello civil. in Libr. II, 115. 222) *Vitruvius* de Architectura in Libr. V. c. IX; Alter Marmorgrundriß des Theaters und eines Theiles der Portike des Pompejus aus den Zeiten des Kaisers Septimius Severus inter Fragmenta Vestigii Vet. Urb. ex lapidibus Farnesian. cum *Not. Bellorii* Nr. XV. 223) *Vitruvius* l. c. 224) *Martialis* Epigr. XI, 1. v. 10 et 11. et *Idem* in Libr. II. Epigr. 14. 225) *Fragmenta Vestigii Vet. Romae* ex lapidibus Farnesianis a *Bellorio* illustrata, Tab. XII et Tab. XV. 226) *Propertius* Libr. III. Elegia 28. (II, 32) v. 11 — 15; *Martial.* III, 19, v. 1 ad 2, et II, 14, 10. 227) *Ovid.* Art. am. I. v. 67 et 68, et III, 387 et 388. *Propertius* l. c. et *Ejusd.* V. 8 (IV, 8) vers. 75; *Martialis* V, 10, vers. 3. 228) *Propertius* III. Eleg. 27, 11 — 16. 229) *Martialis* III, 19, 1 et 2. 230) *Propertius* l. c. 231) *Plinius* in Hist. Nat. XXXV, 10, 37. 232) *Plinius* XXXV, 9, 35. 233) *Plinius* ibid. 11, 40, 24. XI, sect. XL, 24. 234) *Plinius* ibid. 28. 235) *Plutarchus* in Caesare, 28. 236) *Sueton. Tranq.* in Caesare, 88; *Dio Cassius* XLVII, 19. 237) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 31; *Plutarchus* in Caesare, 66, et *Idem* in Bruto, 17; conf. Schulze im a. B., Th. I. §. 684.

Moritzkirche, die kleine Stein-, Klaus- und Ulrichsstraße, in Glaucha der Steinweg und auf dem Neumarkt die breite Straße. Diese Straßen sind jetzt größten Theils neu gepflastert, doch scheint wegen der unter dem Pflaster fortgehenden Röhrleitungen, welche Saalwasser in alle Theile der Stadt verbreiten und wegen des bröcklichen Materials auf ein vollkommen gutes Pflaster kaum zu rechnen.

Die Zahl der Häuser ist 2384, nämlich:

| | |
|---|---|
| 1) Öffentliche Gebäude: | |
| a) für kirchliche Zwecke . . . . | 11 |
| b) für Stats- und Gemeindezwecke . . | 111 |
| 2) Privatgebäude: | |
| a) Wohnhäuser . . . . . | 2010 |
| b) Fabriken, Mühlen und Magazine . . | 39 |
| c) Ställe, Scheunen und Schoppen . . | 213 |
| Summa | 2384 |

Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: 1) die Marienkirche auf dem Markte, zwischen 1529 und 1554 aus der alten Marienkirche und der Gertrudenkirche in einem sehr schönen gothischen Stile erbaut. Sie hat 4 Thürme und außer diesen gehört noch zu ihr, der frei stehende so genannte rothe Thurm, welcher im 15ten Jahrh. erbauet worden und jetzt mit einer im gothischen Geschmacke aufgeführten Reihe von Arkaden verziert ist, in deren einer Seite die Hauptwache befindlich ist, während die übrigen zu Kaufläden dienen. 2) Die Ulrichskirche, erbaut 1339, gehörte früher zu dem Servitenkloster und wurde 1527 Pfarrkirche, als die alte Ulrichskirche, die in der Nähe des Ulrichsthores lag, abgebrochen wurde. 3) Die Moritzkirche, ihrem ältern Theile nach, die älteste in Halle, und zwischen 1156 und 1184 erbaut. Das schöne heitere hohe Chor, wurde zwischen 1388 und 1402 von Conrand von Eimbeck und Peter von Moel angebaut, sie hat wie die Ulrichskirche keinen Thurm. 4) Die Domkirche wurde von Albrecht V. in den Jahren 1520 — 23 schnell erbaut, entbehrt aber ebenfalls des Thurmes (die übrigen Kirchen sind, die zu St. Georgen in Glaucha, zu St. Laurentius auf dem Neumarkt und die katholische). 5) Das Rathhaus liegt auf dem Markte und ist ein altes, aber in einzelnen Theilen schönes Gebäude. Ein Gang führt über eine Gasse in 6) das Wagegebäude, an dem sonst das steinerne Rolandsbild stand, welches jetzt auf die andere Seite des Markts verpflanzt ist. Dieses Gebäude dient der Universität zu akademischen Feierlichkeiten und Vorlesungen. 7) Die Universitätsbibliothek in neuerer Zeit erweitert, am Paradeplatz, ihr gegenüber 8) die schöne Ruine der Moritzburg, der früheren Residenz der Erzbischöfe von Magdeburg, wenn sie in Halle waren, 1400 erbaut und schon im 30jährigen Kriege zerstört: ihr zur Seite 9) das geschmackvolle neue Gebäude der Freimaurerloge zu den drei Degen. 10) Die Francke'schen Stiftungen, eine eigene kleine Stadt, mit einem schönen Hauptgebäude vor dem Ranniſchen Thore am Franckensplatze, sie erwarten bald eine neue Zierde durch die in Erz gegossene Bildsäule ihres berühmten Gründers. 11) Das neue Hospital- und Krankenhaus, dicht an der Saale 1825—26 erbaut, mit einer geschmackvoll verzierten Kirche, 75 Krankenbetten und mehreren andern trefflichen Einrichtungen zur Verpflegung von 50 alten Bürgern männlichen und weiblichen Geschlechts. Außerdem besitzt die Stadt an wohlthätigen Instituten ein adeliges Fräuleinstift, andere kleinere milde Stiftungen, eine Irrenheilanstalt, mehrere Badeanstalten, bei welchen theils Saale, theils ein Mineralwasser benutzt wird. Die Besorgung der Armenangelegenheiten leitet unter dem Magistrat eine Armendirektion und eine Anzahl von Bezirksvorstehern und Armenvätern. Ein Frauenverein nimmt sich verwaiseter und verwahrloseter Kinder an. Eine Sparkasse sichert armen Dienstboten ein kleines Einkommen von ihren Ersparnissen, mehrere Leichenkassen beruhigen in Absicht auf die Beerdigung. Die Stadt ist der Sitz einer naturforschenden Gesellschaft und des thüringen-sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums. Von Zeitschriften werden hier redigirt: die Allgem. Literaturzeitung, ein gemeinnütziges Wochenblatt und der so genannte Kurier. Es befinden sich in der Stadt 5 Sortiments- und noch mehrere Verlagsbuchhandlungen, 4 Apotheken und 5 große Gasthöfe nebst einer bedeutenden Anzahl kleinerer. Für das Vergnügen sorgen ein Schauspielhaus und mehrere geschlossene Gesellschaften, so wie Spaziergänge und Erholungsörter in der Nähe und Ferne. — Die Zahl der Einwohner war im J. 1825 23,087, nämlich 22,570 Evangelische, 426 Katholiken und 91 Israeliten; 1821 waren 23,216, nämlich 11,637 männlichen, 11,579 weiblichen Geschlechts; 1816 19,136 und 1802 18,314 gezählt, doch in allen diesen Zahlen die Mitglieder der Universität, die Pensionäre der Francke'schen Stiftungen ꝛc. nicht begriffen, mit welchen das heutige Volkskapital sicher auf 25,000 steigt. 1816 waren darunter 2237 Bürger, 107 Rentenirer und Civilisten, 1187, die von Künsten und Handwerken und 617, die von ihrer Handarbeit sich nährten. Die Bewohner von Halle leben zum Theil von Acker- und Gartenbau; Gemüse und Obst wird in vorzüglicher Güte gewonnen und von Feldfrüchten werden außer den gewöhnlichen Getreidearten, besonders die Tuchscherkarde und Kümmel erbaut. Von Fabriken sind in neuern Zeiten nur noch die Stärkenfabriken einiger Maßen blühend. 1819 waren in Wolle und Halbwolle 30, in Leinewand 19, in Strümpfen 92 Stühle vorhanden, auch wurde gutes Leder und chemische Fabrikate verfertigt. Man zählte an Handwerkern 58 Bäcker, 17 Kuchenbäcker und Conditoren, 45 Fleischer, 8 Seifensieder, 17 Gärber, 136 Schuhmacher, 12 Handschuhmacher, 3 Kürschner, 23 Riemer und Sattler, 15 Seiler, 121 Schneider, 13 Hutmacher, 8 Zimmerleute mit 56 Gesellen, 61 Tischler, 8 Rade- und Stellmacher,

61 Böttcher, 14 Drechsler, 9 Bürstenbinder, 2 Kammmacher, 24 Maurer mit 97 Gesellen, 5 Töpfer, 11 Glaser, 17 Huf- und Waffenschmiede, 44 Schlosser und Messerschmiede, 8 Gürtler, 3 Kupferschmiede, 2 Roth- und Gelbgießer, 4 Zinngießer und 7 Klempner; an Künstlern 12 Mechaniker, 11 Uhrenmacher, 6 Gold- und Silberarbeiter, 2 Pitschierstecher, 20 Buchbinder und 10 Buchdrucker mit 24 Pressen; an Handelsleuten 11 Gewürz- und Material-, 39 Ausschnitt-, 8 Eisen- und Quincallerie-, 9 Buch- und Kunst-, 12 Wollen- und Weinhändler, 4 Apotheker, 28 Krämer und 220 Höker und Victualienhändler, dann 6 Gasthöfe, 21 Krüge, 9 Speisewirthe, 49 Schenkwirthe. Ihr Verkehr und ihr Kramhandel ist nicht unbedeutend, besonders versendet sie viele Stärke, Seife, Hüte, Leder und Sämereien, hält Wochen- und besuchte Kram- und Viehmärkte, die in der Stadt befindliche Mineralquelle ist zu schwach, um stark benutzt zu werden: die so genannten Haller Lerchen kommen meistens aus der großen Lauchstädter Haide, Brauerei, Brennerei und Weinessigbrauerei ist bedeutend. An Mahlsteuer entrichtete sie 1821 24,917 Rthlr. 22 Sgr. 1 Pf., an Schlachtsteuer 14,807 Rthlr. 9 Sgr. 9 Pf.

Die halle'schen Salzwerke sind äußerst ergiebig. Ein Maß Soole aus dem Hauptbrunnen gibt 16 Loth reines Salz und braucht nicht gradirt zu werden. Die Salzwerke gehören theils dem Könige, theils Privatpersonen, die letztern, wenn sie das Recht haben auf ihre Kosten Soole versieden zu lassen, werden Pfänner genannt. Sie besitzen statt der ehemaligen mehr als 100 kleinen so genannten Kothe, jetzt 2 große Siedehäuser in der Stadt, neben den 4 Soolbrunnen. Die königl. Saline liegt außerhalb der Stadt an dem Saalufer, wodurch die Verschiffung des gewonnenen Salzes sehr erleichtert wird. Die halle'schen Salzwerke sind schon sehr frühe bearbeitet worden und unstreitig hat die Stadt davon den Namen (ἅλς, ἁλός). Der Theil derselben, wo die Brunnen stehen, heißt noch jetzt vorzugsweise die Halle. Auch nennt man diesen Theil, wegen seiner tiefern Lage, das Thal, weßhalb die ehemalige Gerichtsbarkeit der Stadt eine doppelte war (Berggerichte und Thalgerichte), und auch noch jetzt der Verein der Arbeiter in den Salzwerken sich die Thalbrüderschaft nennt. Diese Arbeiter, Halloren genannt, sollen von den ehemaligen wendischen Einwohnern dieser Gegend abstammen und manche Eigenthümlichkeiten, Sitten und Trachten derselben scheinen allerdings darauf hinzudeuten, jedoch läßt sich etwas Gewisses hierüber nicht erweisen; vielleicht sind sie gar Nachkommen der alten Ureinwohner, die von den später herein brechenden Wenden unterdrückt wurden, ohne sich mit ihnen zu vermischen; denn es findet sich bei den alten Geographen der Name Halonen oder Caliconen*). Die Halloren sind vortreffliche Schwimmer, abgehärtet gegen Hitze und Kälte und haben manche besondere Vorrechte, so wie die Pflicht bei Feuersgefahr hilfreiche Hand zu leisten. Das Ausbringen des Salzes richtet sich in der Regel nach dem vermuthlichen Absatze: man könnte weit mehr beschaffen, wenn dieser da wäre. Gewöhnlich liefern die Pfännerschaften 2900, die königl. Werke 4000, beide mithin 6960 Last = 223,560 Zentner.

*) S. Kruse's Karte des alten Germaniens.

Die öffentlichen Behörden der Stadt sind: 1) der Magistrat aus einem Oberbürgermeister, der zugleich Landrath ist, einem Bürgermeister, mehreren besoldeten und unbesoldeten Stadträthen bestehend, der zugleich das Patronat über die 3 evangelisch-lutherschen Pfarrkirchen der Stadt und das Hospital besitzt, die Polizei und das Vermögen der Stadt verwaltet, welches letztere theils in liegenden Gründen besteht, theils außer andern Gefällen durch eine Communalsteuer aufgebracht wird. Ihm zur Seite steht der Gemeinderath, der den Beschlüssen des Magistrats, Namens der Bürgerschaft, besonders was Ausgaben betrifft, Sanction ertheilt und die Magistratsmitglieder wählt. Der Magistrat steht unter der königlichen Regirung zu Merseburg; 2) das Landgericht, besteht aus einem Direktor, 5 Räthen und einigen Assessoren; es ist abhängig vom königlichen Oberlandesgericht in Naumburg. Kleinere Rechtsangelegenheiten verhandeln die 3 Gerichtsämter, so wie das Kreisgericht mit der Patrimonial-Gerichtsbarkeit über die im Kreise liegenden Rittergüter beauftragt ist; 3) das Oberbergamt; 4) das Hauptsteueramt; 5) das Gränzpostamt. In kirchlicher Hinsicht gehört die Stadt und Neumarkt zur zweiten Diöcese des Saalkreises, deren Superintendent in Halle wohnt, die Pfarre zu Glaucha gehört zur ersten Diöcese. In Allem befinden sich 13 evangel. Pfarrgeistliche und 1 katholischer hier.

Halle hatte sonst 2 Gymnasien, 1 luther. und 1 reform. mit dazu gehörigen Realklassen. Seit dem Jahre 1808 sind dieselben mit den Schulanstalten der Francke'schen Stiftungen vereinigt und die städtischen Schulen sind jetzt nur folgende: 1) 4 Parochialschulen von 2 Klassen, mit 2 Lehrern; 2) eine Hilfsschule mit 1 Lehrer; 3) die 2 städtischen Armenschulen, jede von 2 Klassen und 2 Lehrern, mit der eine besondere Arbeitsanstalt verbunden ist; 4) die Hilfsklasse dieser Armenschulen mit 1 Lehrer; 5) die Schule zu Glaucha mit 2 Klassen und 2 Lehrern; 6) die Schule zu Neumarkt ebenfalls mit 2 Klassen und 2 Lehrern; 7) die reformirte und die katholische Schule; 8) 4 Privatvorschulen für kleinere Kinder; 9) 2 höhere Privatinstitute, eins für Knaben, eins für Mädchen. Alle diese Schulen mit Ausschluß von den unter 5 und 7 bemerkten gehören zum städtischen Schulverbande, und stehen unter der städtischen Schulinspection und einem besondern Specialinspektor. In ihnen wurden 1816 zusammen über 2141 Kinder unterrichtet, und mehr als 600 davon unentgeldlich. Die Zahl der Lehrer beläuft sich auf 87.

Das halle'sche Waisenhaus, welcher Name aber nicht das Ganze der weitläufigen Francke'schen

Stiftungen bezeichnet, ist berühmt bis in die fernsten Weltgegenden. Diese Stiftungen sind das Werk des frommen Gottvertrauns und der unermüdeten Menschenliebe August Hermann Francke's, der geboren 1663 zu Lübeck, von Erfurt, wo er Prediger war, gewisser Maßen verdrängt und nach Halle berufen wurde. Er ward hier zuerst Prediger in Glaucha, dann an der Ulrichskirche und Professor bei der neu errichteten Universität. Die große leibliche und geistige Armuth und besonders der hilfsbedürftige Zustand vieler Kinder rührte ihn und er belehrte sie bei den öffentlichen, in seinem Hause veranstalteten Almosenaustheilungen, wozu er selbst nach Kräften gab und milde Herzen ansprach. Als er ein Mal 7 Gulden empfangen hatte, eine unerwartet reiche Gabe, rief er aus: das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man was Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen. Er gründete sie zunächst in seinem Hause, die Wohlthaten vermehrten sich, mit ihnen die Hilfe suchenden Kinder; Waisen wurden ganz in Kost und Pflege genommen, ein Haus dazu gekauft und 1698 war so viel Geld eingekommen, daß der Grund zu dem neuen großen Hauptgebäude angelegt werden konnte. 1700 war es bewohnbar, manchmal hatte es am Lohn der Arbeiter gefehlt, aber Gott immer in der größten Noth wunderbar geholfen. Von Jahr zu Jahr erweiterte sich der Kreis der Stiftungen, und manche andere Anstalt wurde mit ihnen verbunden. Als Francke 1727 starb, stand sein Werk vollendet da, und steht noch jetzt zu seinem Ruhme in schöner Blühte, sein Bestehen gründend auf die Einkünfte der Felder, der Buchhandlung, der Apotheke und auf die Gunst des den Stifter ehrenden Landesherrn. Die einzelnen Anstalten sind: 1) die Waisenanstalt; sie hat seit ihrer Stiftung weit über 4000 vaterlose Waisen erzogen. Die gegenwärtige Zahl derselben ist 100, wovon ⅔ Knaben und ⅓ Mädchen sind. Durch das Degensche Vermächtniß wurde im vorigen Jahre der Fonds vermehrt; 2) das Pädagogium, eine Erziehungsanstalt für Knaben und Jünglinge aus den höhern Ständen. Es hat 6 Klassen, einen eigenen Inspector und eine bedeutende Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Lehrer; 3) die lateinische Schule, ein sehr frequentes Gymnasium von 9 Klassen unter einem Rektor und einer angemessenen Anzahl von Haupt- und Hilfslehrern. Es ist damit eine Pensionsanstalt verbunden, die an 400 Zöglinge enthält, welche zum Theil ganze und halbe Freistellen haben; 4) die Bürgerschule mit 8 Klassen; 5) die Töchterschule ebenfalls mit 8 Klassen; 6) die Knabenfreischule; 7) die Mädchenfreischule; 8) die Realschule. Die Zahl der in diesen Schulen unterrichteten Kindern beläuft sich über 2000, von welchen an 600 freien Unterricht genießen. Die erwerbenden Anstalten des Waisenhauses sind: 1) die Apotheke, die ehedem durch den Verkauf ihrer zum Theil aus Vermächtnissen herrührenden Geheimmittel sehr bedeutende Einkünfte hatte; 2) die Buchhandlung, auch schon unter Francke entstanden, die besonders durch die Wohlfeilheit der von ihr verlegten Schulschriften, namentlich ihrer Ausgaben von klassischen Auctoren für die gelehrte Jugendbildung sehr wohlthätig gewirkt hat. Das Waisenhaus besitzt auch eine eigene, bedeutende, dem öffentlichen Gebrauche geöffnete, besonders im Fach der biblischen Literatur reichhaltige Bibliothek, so wie ein Naturalien- und Kunstkabinet. Verbunden sind mit den Francke'schen Stiftungen noch: 1) die Canstein'sche Bibelanstalt, begründet im J. 1710 durch den Freiherrn von Canstein in Berlin, welche in ihrer Druckerei mit stehen bleibenden Lettern (nicht Stereotypen) schon über 2,000,000 ganze Bibeln und 1,000,000 Neue Testamente zu sehr wohlfeilen Preisen geliefert hat. 2) Die ostindische Missionsverwaltung angefangen durch Francke, der dem König Friedrich von Dänemark die ersten Missionarien für seine Colonie Tranquebar auf der Küste Malabar zusandte. Sie sammelt milde Beiträge zur Unterstützung der evangelischen Missionen in Ostindien und unterhält, leitet und berathet angehende Missionarien bis zum Abgange ihrer Bestimmung.

Die halle'sche Friedrichs-Universität, eine so berühmte Pflegerinn der Wissenschaften, der eine sehr große Anzahl ausgezeichneter Gelehrten in Vergangenheit und Gegenwart Ruhm und Zierde verleiht, wurde im Jahre 1694 von König Friedrich I. gestiftet, indem die früher bestandene, durch einen Thomasius verherrlichte Ritterakademie erweitert wurde. Sie hat bewegte Zeiten gesehen und mannichfaltige Schicksale erlebt, erfreute sich aber stets der Gunst ihrer erhabenen Beschützer, die ihr selbst unter der Fremdherrschaft, nachdem sie im Jahre 1806 durch einen Machtspruch Napoleons eine Zeit lang aufgehoben war, zu Theil wurde. Das Meiste hat jedoch für sie gethan, Friedrich Wilhelm III., so daß sie jetzt bedeutende Fonds besitzt. Einen neuen Glanz erlangte sie, durch die Vereinigung mit ihrer älteren Schwester, die 300 Jahre zu Wittenberg blühte, die Wiege der Reformation und evangelischen Kirche, die Hüterinn von Luthers Grab, die Mutter großer Männer war und gleichfalls dem Namen Fridericiana führt. 1827 lehrten bei der Universität ohne die Meister nicht weniger als 61 Professoren und Privatdocenten, und zwar 11 Theologie, 7 Jurisprudenz, 10 Arzneiwissenschaft und 33 Philosophie, Kameralwissenschaften, unter 1103 Studenten; im Wintersemester 1826—1827 waren 789 Theologen, 203 Juristen, 52 Mediziner und 59 Philosophen. In den ersten Jahrzehnten ihrer Stiftung zählte sie wohl 3000 bis 5000 Studirende; allein in der Folge wurde sie auf den richtigen Standpunkt einer Frequenz von 1500 bis 2000 Studirenden herabgebracht, bis sie unter der westphalenschen Regirung auf 600 bis 800 sank, sich jetzt indeß wieder zu ihrem alten Glanze, wenn auch langsam, erhebt. Durch die Vereinigung mit Wittenberg ist die Zahl der Stipendien und Freitische für dieselben gestiegen. Die Universität hat ein theologisches Seminar mit eigenen bedeutenden Fonds, das jetzt in mehrere Sectionen nach den einzelnen theologischen Disciplinen getheilt ist; daran schließen sich das Pädagogium und das philologi-

sche Seminar. [illegible] vereine für [illegible] Privatfleiß. Für die [illegible] Professoren eine [illegible] geburtshilfliche Klinik. [illegible] werden die [illegible] das Kupferstichkabinet und das [illegible] Museum geöffnet. [illegible] ten und das [illegible] erläutern [illegible] Astronomie. [illegible] renden [illegible] und [illegible] liegt in den [illegible]*. — Noch zu bemerken ist, daß [illegible] [illegible] Sammlungen [illegible] [illegible] Der [illegible] [illegible]

[illegible] von Halle [illegible]

[illegible]

---

* [illegible]

Halle [illegible] Die Stadt [illegible] denn sie [illegible] Magdeburg [illegible] J. 1[illegible] [illegible] Kurfürst von Sachsen [illegible] [illegible] — Die Reformation [illegible] Halle [illegible] Magdeburg [illegible] Brandenburg [illegible] Halle [illegible] J. 154[illegible] [illegible] Halle [illegible] im [illegible] Kriege ist Halle [illegible] [illegible] Halle [illegible] [illegible] Halle [illegible] Franzosen [illegible] Halle [illegible] Preußen [illegible] Halle [illegible] Kriegsjahr [illegible] Halle [illegible] Befreiung schlug aber auch für Halle. Die Freiung des

Jahres 1813 führte siegreiche Preußen nach Halle und der glorreiche Kampf auf den Feldern von Leipzig brachte in denselben Herbsttagen für Halle eine neue Periode des Friedensglückes unter dem Scepter Friedrich Wilhelms III., die es 7 Jahre vorher von dessen Herzen losgerissen hatten ***). (*Fr. Hesekiel.*)

HALLE, 1) ein Kreis des preuß. Reg. Bez. bei Minden in der Provinz Westphalen. Er macht einen Theil der vormaligen Grafschaft Ravensberg aus, gränzt im N. an Osnabrück, im NO. an Bürde, im O. an Herforden, im SO. an Bielefeld, im S. und O. an den Reg. Bez. Münster und enthält 5$^{70}$ QMeilen oder 123,000 preuß. Morgen, worauf sich 1821 in 4 Städten, 4 Kirchspielen und 19 Bauerschaften, 13 geistliche und 40 Stats- und Municipalgebäude, 4035 Privathäuser, 727 Fabriken, Mühlen und Magazine und 1468 Scheunen und Schoppen befanden. Die Zahl der Einwohner belief sich in diesem Jahre auf 26,825, wovon 13,166 männlichen und 13,659 weiblichen Geschlechts; 1824 aber auf 27,076, worunter 26,322 Evangelische, 529 Katholiken und 225 Juden. Der Kreis wird von einer vom Teutoburger Waldgebirge abstreifenden niedern Bergkette durchstrichen, einem Flötzgebirge, das aus Kalk, Thon, Mergel und Sandsteinen besteht, ist aber sonst flach, und hat bloß kleine Flüsse und Bäche, worunter die Hessel der bedeutendste ist. Der sandige Boden erzeugt Getreide kaum zur Nothdurft, und sein Haupterzeugniß ist der Flachs, der in der Umgegend von Werther so fein fällt, daß die Isselhorster und Gütersloher ihn zu dem feinen Gespinnste holen, woraus zu Brüssel die feinsten Spitzen geklöppelt werden. Auch der Hanf, der hier gewonnen wird, ist trefflich und dient zur Ausfuhr. Vieles Garn wird im Kreise selbst versponnen und geht als Molgarn aus; vieles auch zu Löwentleinen verwebt, wie denn die meisten Einwohner ihre Stühle im Hause haben, deren 1821 1504 gezählt wurden. Die Viehzucht ist ein zweiter Nahrungszweig: 1821 waren 2351 Pferde und Füllen, 8857 Stück Rindvieh, 3671 Schafe, deren Veredlung doch aufgegeben ist, 854 Ziegen und 610 Schweine vorhanden. Es finden sich Steinkohlenlager und bedeutende Sandsteinbrüche: man hatte 40 Mahlmühlen mit 69 Gängen, 1 Roßmahlmühle und 15 Ölmühlen. 2) Mit dem gewöhnlichen Beisatze in Westphalen, die Kreisstadt des vorgedachten Kreises in einer weiten Ebene, die von kleinen Bächen bewässert ist. Sie hatte 1821 2 gottesdienstliche, 2 Municipalgebäude, 154 Privathäuser, 26 Ställe und Schoppen und 1164 Einw., worunter 1079 Evangelische, 34 Katholische und 51 Juden sich befanden. Ihre Hauptnahrungszweige sind außer Ackerbau und Viehzucht der Garn- und Leinenhandel: auf der hiesigen Legge werden im Durchschnitte für 36,000 Rthlr. Leinewand gezeichnet. Außerdem gibt es einige Tabakspinner und 25 Kaufleute und Krämer. Der Ort hat 1719 Stadtrechte erhalten: bei demselben findet sich ein sehenswürdiges Denkmahl aus dem Ritteralter. (*Krug u. Mützell.*)

HALLE, 1) eine Stadt in der niederländischen Provinz Südbrabant, Bez. Brüssel. Sie liegt an der Senne, ist offen und altfränkisch gebaut, hat 1 Pfarrkirche, worin ein wunderthätiges Marienbild sich findet, zu dem jährlich zahlreiche Wallfahrten aus den südlichen Niederlanden geschehen und dessen Wunder sogar Just Lipsius Aufmerksamkeit auf sich zogen, 2 eingegangene Klosterkirchen, einige Mildthätigkeitsanstalten, 1 Bürgerschule, gegen 750 Häuser und 4800 Einwohner (1801 3746, 1815 4612). Man findet hier Brauerei, Brennerei, Gärbereien, Salzraffinerien, 1 Papiermühle; die Einwohner verfertigen auch Spitzen, Seife, sehr schöne Drechsler- und Wagnerwaaren und unterhalten Krämerei und Marktgewerbe. Die Stadt war sonst der Hauptort einer Grafschaft, welche der Herzog von Aremberg 1652 von der Krone Spanien gegen Scheenberghe eintauschte, es auch noch in seinen Titeln führt. 1691 wurde die Stadt von den Franzosen ausgeplündert und zum Theile verbrannt. 2) Ein Dorf in der Provinz Südbrabant, Bez. Löwen an der Lütticher Straße, hat 750 Einw. und unterhält Gärbereien, Seifensiedereien, Salzraffinerien, 1 Papier- und verschiedene Ölmühlen, auch Brennerei. 3) Ein Dorf in der Provinz und dem Bezirk Antwerpen, 1½ Meile von der Hauptstadt mit etwa 500 Einw. (*van Kampen.*)

HALLE oder HALL (Eduard), der Verfasser der schätzbaren alten engländischen Chronik über den Zeitraum von Heinrich IV. bis Heinrich VIII. Sie führt den Titel: Chronicle of the union of the two noble and illustres families of Lancastre and York, beginnyng at the tyme of King Henry the fowerth to the reigne of Henry the eight. London, 1542. fol. Sehr selten, eben so wie die zweite und dritte Ausgabe, London 1548 u. 1550. fol. Diese beiden Ausgaben erregten ein großes Ärgerniß wegen einer Biographie Heinrichs VIII., die Grafton, der Herausgeber des Werks, aus dem handschriftlichen Nachlasse dieses Königs mitgetheilt hatte und daher wurde das Buch durch eine Parliamentsakte 1555 unterdrückt. Ein neuer Abdruck: London, 1809. 4. Von des Verfassers Leben wissen wir, daß er 1499 zu London geboren war, in Cambridge und Oxford die Rechte studirte, darauf als Advokat in London lebte, Beisitzer im Gericht des Sheriffs wurde und 1547 starb †). (*R.*)

HALLE (Joh. Sam.), s. am Ende dieses Bandes.

HALLE'. Eine franz. Künstlerfamilie, in welcher Claude Guy Hallé sich den größten Ruf erworben hat. Er war der Sohn des Malers Daniel Hallé und 1651 zu Paris geboren, wo er unter seinem Vater und in der Folge nach den Meisterwerken der dortigen Sammlungen sich ausbildete. Er galt für einen der besten Historienmaler seiner Zeit, sowohl in Rücksicht auf Erfindung, wie in der leichten und korrekten Ausführung

***) Vgl. Joh. Christoph v. Dreyhaupt Beschreibung des Saalkreises, fortgesetzt von Joh. Friedr. Stiebritz. Halle, Waisenhaus 1772—73. 2 Th. 8. Blicke auf Halle und seine Umgebungen von Friedrich Hesekiel. Halle, Kümmel 1824. 8.

†) *Wood* Athen. Oxon.

[illegible]

[illegible] Halle [illegible]

[illegible] *).

HALLE [illegible], geb. zu Paris den [illegible] 1754 [illegible] Im J. 1776, [illegible] Medecine [illegible] Paris, 1785. [illegible] im J. 1794 zum Professor der medizinischen [illegible] an der École de Santé, [illegible] Médecine [illegible]

[illegible] Hallé.)

HALLE (Peter), gewöhnlicher lateinisch Petrus Hallaeus, geb. 1611 zu [illegible], Lehrer zu Caen [illegible] und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch poetisches Talent aus. Er wurde Professor der Rhetorik und in der Folge Rektor der Universität zu Caen, [illegible] Paris [illegible]. Unter manchen andern Ämtern und Ehrenstellen, die er in der Hauptstadt bekleidete, nennen wir die Professuren der griechischen und lateinischen Sprache und des kanonischen Rechts. [illegible] 1689.

Eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte und Reden: Orationes et poemata etc. erschien 1655. 8. Außerdem hinterließ er mehrere juristische Schriften.

Ein anderer lateinischer Dichter dieses Namens, [illegible] Halle, [illegible] war 1593 zu [illegible] geboren, lehrte eine Zeit lang die Beredsamkeit auf der Universität zu Caen und [illegible]

*) S. [illegible] de la Vie des plus fameux peintres, T. III p. [illegible]

*) S. Dict. de Sc. médic. biogr.

zu Paris 1676. Die Sammlung seiner Poemata erschien 1675. 8. *) (*R.*)

HALLE, Jo. Sam., s. am Ende d. Bandes.

HALLEBERG, ein isolirt gelegener, bewaldeter Berg in der schwedischen Provinz Westgothland, am See Wenern, nämlich an dem südlichen Busen des Dalbosjön, eines Theils des Wenern (s. Dalbosjön), unweit der Stadt Wenersborg und des Gotha-Elf. Hohe und schroffe Felsenwände bilden diesen Berg; die eine dieser Felsenwände, die höchste, etwa 80 Ellen hoch, wird, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, für eine Ätteſtupe der heidnischen Schweden (wo diese sich einen freiwilligen Tod gaben) gehalten; der flache Rücken des Berges führt den Namen Wälehall oder Wallhall; am Fuße des Berges, in der Nähe des fast verwachsenen kleinen Odensteiches, neben einem Dörfchen, erheben sich, 3 bis 4 Ellen über die die Erde, 8 aufrecht stehende Steine, Hästevadsstenar genannt, ein Viereck umschließend; etwa 100 Ellen weiter südlich bilden 12 kleinere Steine einen Ring, wahrscheinlich eine Gerichtsstätte der heidnischen Schweden; in der Umgegend trifft man eine Menge heidnischer Grabhügel. Ein enges bewaldetes Thal trennt den Halleberg von dem gegenüber sich erhebenden isolirten Hunneberg (s. Hunneberg). Beide Berge bestehen aus Granit; über den Granit erhebt sich eine wagerechte Sandstein- und über diese eine wagerechte, alaunhaltige, bituminöse Thonschieferschichte auf einem Lager von Stinkstein; oben ragt eine mächtige Schichte von Flötztrapp hervor. Die Trappschichte nimmt zwei Dritttheile der gesammten Höhe der Berge ein, die sich über den Wenern bis 130 Ellen erheben. Der Trapp ist in unzählige viereckige, unregelmäßige Pfeiler mit Querrissen zerspalten. Aus dem schwarzen Schiefer des Hunneberges hat man Zement bereitet, der beim Schleusenbau zu Brinkeberg, Trolhättaa und Åkerström völlig die Stelle der Puzzolana vertrat. Aus dem Stinkſteine wird Kalk gebrannt. Auch vorzügliche schwarze Kreide findet man am Fuße des Hunneberges. — Hinter Munkesten, da wo der Halleberg sich plötzlich schroff endigt, erblickt man einen kleinen See, dessen Tiefe zu messen bisher vergeblich versucht ward. (*v. Schubert.*)

HÄLLEFLINTA (Mineralog.), die schwedische Bezeichnung eines Fossils, welches in Schweden große Bergmassen mit bildet; es gehört zur Gattung oder vielmehr Sippschaft des Feldspathes, ist amorphischer Feldspath oder Feldstein, aber gewöhnlich innigst mit etwas Quarz gemengt, von röthlicher Farbe, splittrigem Bruche, matt und durchscheinend. Der Hälleflinta wurde häufig auch Petrosilex und Hornstein genannt; mit letzterem hat er oft auch große Ähnlichkeit, gehet auch in ihn über, unterscheidet sich aber leicht durch die Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre. Er kommt im granitischen Gebirge, ausgezeichnet bei Sala, Dannemora, Hällefors und Götheborg vor. (*Keferstein.*)

HALLEIN, HALLE (latein. Halla, Halliola), Munizipal- und Salzstadt im Salzburger Kreise, im flachen Lande des Herzogthums Salzburg, unter 47° 43′ der nördlichen Breite, am linken Ufer der Salzach in einer sehr schönen Gegend, 3 Stunden von der Hauptstadt Salzburg entfernt, mit 320 Häusern, 4600 Einwohnern, einer katholischen Pfarr- und vier andern katholischen Kirchen, einer Knaben- und Mädchenschule, 6 Mauthmühlen. Hallein ist der Sitz eines Landgerichts, eines Salz-Oberamtes, einer Forstinspektion, einer Oberförsterei, einer Stiftungsadministration, eines Physikats, eines Mauthamtes, eines Municipalrathes, eines Decanal-Pfarramtes und des Postwechsels zwischen Salzburg und Golling. Außerdem befinden sich hier drei milde Stiftungen: das Bürgerspital, das Brüderhaus und das Leprosenhaus. Auch ist hier eine bedeutende Baumwollenmanufactur und Stecknadelfabrik. Am merkwürdigsten ist aber Hallein wegen des großen Salzwerkes in dem Dürrnberg oder Thürnberg, an dessen Fuße die Stadt liegt, einer der größten Salinen Östreichs. Die erste Entdeckung des Salzlagers wird dem Jahre 1123 zugeschrieben. Der Dürrnberg oder Thürnberg ist jener berühmte Salzberg, der in den alten Urkunden unter dem Namen Tumal vorkommt. Zu Hallein wird die im Dürrnberge durch das Auflösen der gegrabenen, nicht reinen Salzsteine bereitete Sohle zu Salz versotten. Früher waren hier zu diesem Ende vier Pfannen in der Größe von 60 bis 65 Schuh im Quadrat, welche gegen tausend Eimer Sohle faßten, im Gebrauche; da man aber ihre Unbequemlichkeit einsah, wurden letzthin kleinere von 200 Eimer Gehalt in dem neuen Siedhause in Gang gesetzt. Es werden hier jährlich gegen 300,000 Zentner Salz bereitet, wovon tractatenmäßig 264,000 Zentner an Baiern abgegeben werden. Zu der ganzen Quantität werden 1,200,000 Eimer Sohle verbraucht, die in hölzernen Rinnen aus dem Salzberge nach Hallein geleitet wird. Das Halleiner Arbeitspersonale bei dieser Saline beläuft sich auf 2140 Köpfe, worunter 893 wirkliche Arbeiter sind. Zum Halleiner Salzkammergute gehören drei Steinbrüche. An mehreren Orten des Dürrnberges brechen auch verschiedene Gattungen Marmor, worunter man auch den berühmten Muschelmarmor antrifft. Unter den Wäldern, die zu Hallein gehören, ist der Bannwald der beträchtlichste. Nebst der Salza oder Salzach (Ach bedeutet einen Fluß) und der Albe sind bei Hallein noch verschiedene Bäche. Hallein oder Halla, hat wie Hall, Hallstadt, Halle in Sachsen, und andere gleichnamige Städte, seinen Namen vom Salze (ἅλς) *). (*Rumy.*)

HALLEINER SOHLBAD; es ist erst seit 1825 von Clem. Berger zu Hallein in einem angenehmen,

*) Dict. hist. de Caen. Jöcher und Adelung.

*) Mehr von Hallein und seiner Saline findet man in den vaterländischen Blättern für den östreichschen Kaiserstat 1803 Nr. XVII: Hallein und die Salinen von Thürnberg, ferner in Bierthaler's Reisen durch Salzburg (Salzburg 1799), und Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Östreich (Wien 1816), Koch-Sternfeld's Salzburg und Berchtesgaden, in historisch-statistisch-geographischen Beiträgen (Salzburg 1810), in J. H. von Bleuel's Sammlung der geographisch-statistischen Beiträge über Salzburg (Salzburg 1806), in Dr. Schulte's Reise durch Salzburg und Berchtesgaden (Wien 1804) und in den Voyages aux salines de Salzburg et de Reichenhall etc. par le Chevalier de B. (*Bury.*) Berlin 1807. 8.

sonnigen Garten angelegt, und mit bequemen Badekabinetten und heizbaren Umkleidezimmern ausgestattet. Der stete Betrieb der hiesigen Saline während der Sommerzeit, die Benutzung einer tief im Salzberge entspringenden muriatischen Schwefelquelle, die Gelegenheit zu den so wohlthätigen Lungendampfbädern, lassen eine baldige größere Aufnahme des Bades erwarten. (*Th. Schreger.*)

Hallel und Hallelujah. S. Psalmen.

HALLEN, ein Kirchspiel in der schwedischen Provinz Jemteland, im J. 1815 mit 786 Seelen, Filial des Pastorats Sunne; mit steinerner Kirche, die ein paar schöne Gemälde des jemtischen Bauers Sundin des Älteren, „die Einsetzung des heiligen Abendmahls" und „die Abnahme Christi vom Kreuze" schmücken. Hallen treibt vielen Kornbau; denn der das Kirchspiel im Osten begränzende See Hallen, auch Hallesund genannt, eine enge Bucht des mächtigen Storsjö (s. Storsjö) sichert vor Nachtfrösten, die in Jemteland sonst leicht verderblich werden. (*v. Schubert.*)

HALLENBERG, 1) an der Hönne, Stadt im Kreise Brilon des westphalenschen Regirungsbezirks Arnsberg, besitzt 3 gottesdienstliche, 6 Munizipalgebäude, 188 Privathäuser, 9 Fabriken, Mühlen und Magazine, und 1398 Einwohner, worunter 1383 Evangelische und 15 Juden. Die Nahrung besteht in Wollweberei, Frachtfahren, Landwirthschaft und Marktgewerbe. Der bei der Stadt befindliche Schieferbruch wird jetzt nicht betrieben. (*Krug u. Mützell.*) — 2) Ursprünglich wohl HALDINBERT, ein verfallenes Bergschloß im kurhessenschen Amte Steinbach Hallenberg, der Provinz Fulda. Es liegt auf dem Amdsberge, von dem Marktflecken Steinbach nur ¾ Meile entfernt, und wurde im 10ten Jahrhunderte zur Schutzwehr gegen die Hunnen erbaut, kam auch nachher in den Besitz der Grafen von Henneberg, wovon ein Zweig daselbst seine Residenz nahm, und bis 1538 oder bis auf den Grafen Albrecht von Henneberg Römhild es bewohnte. In der Folge wurde es mit Schmalkalden verbunden, theilte dessen Schicksale und verfiel, nachdem die Einwohner es bequemer fanden, im nahen Steinbach zu wohnen. Jetzt ist es Ruine, doch wird es noch immer als mit dem Amte Steinbach verbunden aufgeführt *). (*G. Hassel.*)

HALLENCOURT, ein Marktflecken und Cantonshauptort im französischen Departement Somme, Bezirk Abbeville, nur 2 Meilen im S. von Abbeville, mit 1253 Einwohnern, die Leinwand, feine Tischzeuge, Basins und Halstücher verfertigen und über Abbeville absetzen. Der Ort hat durch die bekannte, hier befindliche Grabschrift:

Ci gît le fils, ci gît la mère, ci gît la fille avec le père,
Ci gît la soeur, ci gît le frère, ci gît la femme et le mari,
Et n'y a que trois corps ici.

wobei eine abenteuerliche Geschichte zum Grunde liegt, eine Art von Berühmtheit erhalten. (*G. Hassel.*)

HALLER (Albrecht von), geboren den 16. Octbr. 1708 zu Bern in der Schweiz, gestorben eben daselbst den 12. December 1777. Sein Vater, Niklas Eman. Haller, aus einem alt-angesehenen bernschen Geschlechte, hatte sich als Advokat bei dem großen Rathe der Republik den Namen eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten und ein bedeutendes Vermögen erworben. War von der einen Seite der älterliche Wohlstand dem lernbegierigen Knaben Albrecht, dem jüngsten unter vier Söhnen, zur freien Entwickelung seiner seltenen Anlagen förderlich, so schien von der andern sein schwächlicher Körper — er litt mehrere Jahre hindurch an der englischen Krankheit — derselben ein unübersteigliches Hinderniß entgegen zu stellen. Allein die rechte Kraft erstarkt und bewährt sich im Kampfe. Die Zurückgezogenheit, zu welcher der Knabe sich verurtheilt sah, ertheilte seinem kindlichen Bestreben eine fast männliche Richtung, seinem Geiste die Lust an tiefsinniger Betrachtung, seinem Charakter ein Gepräge des Ernstes und der Würde, in denen wir die Grundzüge seines ganzen spätern Lebens und Wirkens erkennen. Während seine Altersgenossen sich im Freien mit Spielen erlustigten, saß er daheim und schrieb, las oder zeichnete, und in Kurzem war ihm die aufgezwungene Beschäftigung zum Bedürfnisse des Lebens geworden. Was sein Lebensbeschreiber Zimmermann [1]) uns von den Übungen des fünfjährigen und den Arbeiten des neun- und zehnjährigen Knaben — einer von ihm entworfenen chaldäischen Sprachlehre, zwei Wörterbüchern für die griechische und hebräische Sprache und einer nach dem Beispiele von Bayle und Moreri veranstalteten Sammlung von 2000 Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen — berichtet, dient, wie unvollkommen diese Versuche gewesen seyn mögen, mindestens zum Beweise, wie gerade das Schwierige und Weitaussehende einer Unternehmung, statt ihn abzuschrecken, ihn anzog und fesselte, und wie sein Geist schon damals mit seltener Thätigkeit nach mehreren Seiten hin sich ausbreitete. Aber eben diese Vielseitigkeit, die, mit dem Nächstliegenden und, nach der gewöhnlichen Ansicht, allein Nothwendigen nicht zufrieden, gern alles Wissenswürdige in ihren Kreis gezogen hätte, erregte ihm oft lebhaften Tadel von Seiten seines an eine festgeregelte Lebens- und Geschäftsordnung gewöhnten Vaters, wie seines bejahrten und strengen Lehrers Baillodz, eines ehemaligen Landpredigers, und oft mußte er ein demüthigendes: „in omnibus aliquid, in toto nihil!" sich zurufen hören. Haller ließ sich durch Äußerungen der Art nicht niederschlagen, und die pedantische Engherzigkeit des Lehrers ward (1718) der Gegenstand seines ersten poetischen Versuchs, einer Satire in latein. Sprache. Die Bekanntschaft mit den Dichtern der Zeit, Lohenstein, Canitz und Brockes, die in die nächsten Jahre fällt, machte ihn der lateinischen Poesie abwendig, und von seinem 12ten Jahre an besang er, was sich ihm darbot, in kleineren und größeren teutschen Gedichten, in denen er den gepriesenen Vorbildern nacheiferte oder sie zu übertreffen suchte. Zu dem Ende wählte er nicht selten absichtlich solche Stoffe, die bereits von dem Einen

*) Meistens nach Häfner's Schmalkalden.

1) Das Leben des Herrn von Haller, von D. Joh. Ge. Zimmermann. Zür. 1755. S. 7 folg.

oder Andern der genannten Dichter behandelt worden waren, und freute sich nicht wenig, wenn es ihm gelungen war, ihnen eine neue, ihm eigenthümliche Seite abzugewinnen. So sehr aber auch diese Erstlingsversuche des Knaben, wie schon das angedeutete Verfahren erwarten läßt, des wahren poetischen Hauchs entbehren mochten, so blieben sie gleichwohl als sprachliche Vorübungen nicht ohne Einfluß. Er war zwölf und ein halb Jahr alt, als er seinen Vater durch den Tod verlor. Von jetzt an sich selbst überlassen, besuchte er zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt, ohne darum aufzuhören, frei, wie zuvor, selbst während des Unterrichts, den Eingebungen seines Genius oder seiner Laune zu folgen [2]). Der Wunsch, einem theuern Freunde nahe zu seyn, führte ihn i. J. 1722 nach Biel in das Haus eines gelehrten Arztes, dessen Sohn jener Freund war, und der, ein Schüler Descartes's, es sich angelegen seyn ließ, seinen jungen talentvollen Zögling in das Heiligthum jener damals noch nicht veralteten Philosophie einzuführen. So wenig dieser indessen sich mit den Sätzen des französischen Denkers zu befreunden vermochte, so wahrscheinlich ist es, daß hier in dem Hause des Arztes zuerst die Lust zur Heilkunde und deren Hilfswissenschaften in ihm erwacht sei. Noch war aber an ein geordnetes Studium nicht zu denken. Kränklich und menschenscheu floh er die Gesellschaft; ganze Monate verschloß er sich in sein Zimmer, und las oder machte Auszüge aus dem Gelesenen. Ein großer Theil seiner Zeit blieb dem Studium der Dichter und einigen poetischen Übungen gewidmet. Homer und vielleicht mehr noch Virgil begeisterten ihn zur Nachahmung; und so entstand, neben zahlreichen lyrischen Gedichten, Trauerspielen und Übersetzungen aus Ovid, Horaz und Virgil, die alle in dem kurzen Zeitraume von 1722 bis gegen das Ende von 1723 geschrieben wurden, auch ein episches Gedicht von 4000 Versen, das „den Ursprung des Schweizerbundes" zum Gegenstande hatte. Mit Vorliebe pflegte er diese Kinder seiner süßesten Stunden, und als eine in der Nachbarschaft ausgebrochene Feuersbrunst das Haus, in dem er wohnte, bedrohete, dachte er nur auf ihre Rettung, nicht ahnend, daß er wenige Jahre später (1729) sie alle selbst den Flammen übergeben würde. Zwei Monate nach zurückgelegtem funfzehnten Jahre (im Decbr. 1723) verließ er sein Vaterland, um sich in Tübingen für den erkorenen ärztlichen Beruf vorzubereiten. Leider sah er sich in den Erwartungen, mit denen er dahin gegangen war, nur zu bald getäuscht. Elias Camerarius las selten, Zeller gehörte als Leibarzt mehr dem Hofe, als der Universität an, und du Vernoy, ein kundiger Anatom, der einzige akademische Lehrer, dem sich Haller mit innigerem Vertrauen anschloß, erlag der Armuth und fand zu wenig Unterstützung, als daß er bei dem besten Willen mehr als Gewöhnliches hätte leisten können. Hierzu kam der rohe Geist der meisten Studirenden, die den zaghaften, unerfahrenen Jüngling Anfangs verhöhnten und später, als er es gerathener fand, sich ihnen zu nähern, zur Theilnahme an ihren wilden Freuden verlockten. Er gab sich ihnen eine Zeit lang hin, um dem Spotte der unlautern Gesellen zu entgehen, fühlte sich aber nur dann erst recht glücklich, wenn er, dem zügellosen Taumel entflohen, in der Einsamkeit seines Zimmers die heiteren Gaben seiner Muse in Empfang nehmen konnte. Nur ein Gedicht aus dieser Zeit, „Morgengedanken" überschrieben, hat sich erhalten. Der Dichter verschonte dasselbe, als er die übrigen zum Untergange verurtheilte, vielleicht weil es ihm einen bedeutenden Moment seines Lebens vergegenwärtigte; denn es ward in einer Morgenstunde des Tags niedergeschrieben, wo er zum ersten Male öffentlich eine Probe seines Wissens ablegen sollte. Mit allgemeinem Beifalle vertheidigte er an diesem Tage (21. März 1725) unter du Vernoy's Vorsitze eine Abhandlung desselben gegen des Professor Coschwitz zu Leipzig [3]) vermeintliche Entdeckung eines neuen Speichelgangs, und wenige Wochen später sagte er Tübingen, das ihm nicht mehr genügen konnte, Lebewohl, um sich nach Leyden zu wenden, wo Boerhaave, das ärztliche Orakel Europa's, damals noch in frischer Kraft, und dessen Zögling Albinus, in welchem das Jahrhundert später einen seiner größten Anatomen verehren sollte, eine Menge lernbegieriger Schüler aus der Nähe und Ferne um sich versammelten. Wie glücklich sich H. hier zu den Füßen der trefflichsten Meister, unter Jünglingen, die, wie er, in der Wissenschaft den Beruf ihres Lebens gefunden, und umgeben von allen wünschenswerthen Hilfsmitteln des Lernens, gefühlt habe, läßt sich leicht denken. Ein wohl versorgtes und zweckmäßig eingerichtetes anatomisches Theater, ein botanischer Garten, den kein anderer an Reichthum übertraf, Anstalten für Naturlehre, Chemie und ärztliche Praxis, und die erlesensten Büchersammlungen standen denen, die sie zu schätzen und zu brauchen wußten, offen, und daß Haller keiner der Letzten unter diesen gewesen, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Mit welchem hingebenden Eifer er jedes Wort seiner Lehrer fest gehalten, beweisen die von ihm dreizehn Jahre später mit einem an scharfsinnigen Bemerkungen reichen Commentar herausgegebenen Vorlesungen Boerhaave's [4]) zur Genüge. Auch die früher schon begonnenen Adversarien und Auszüge wurden fortgesetzt und die letzteren von jetzt an jedes Mal mit kurzen Kritiken begleitet. Kleine Ausflüge nach Amsterdam, wo der ehrwürdige, beinahe neunzigjährige Ruysch und dessen anatomischen Präparate seine Aufmerksamkeit fesselten, und eine Reise durch das nördliche Teutschland, die gleichfalls zunächst der Wissenschaft und ihren Pflegern galt, wurden während der Ferien unternommen. Auf der letzteren Reise fühlte er seit seiner Ankunft zu Leyden zum ersten Male wieder das Bedürfniß, seinen

2) „Die Professoren hielten ihre Lection; er aber machte unterdessen Verse." So erzählt Zimmermann, meist nach H.'s eigenen Mittheilungen, a. a. O. S. 15.

3) De ductu salivali Coschwitziano. Tub. 1725. Als Nachtrag: Experimenta et dubia circa duct. saliv. Coschw. Lgd. Bat. 1727. (*R.*)

4) *Herm. Boerhaave* Praelectiones acad. in suas institutiones rei medicae, cum Comment. V Tom. Gotting. 1739 — 44.

Empfindungen in einem Gedichte Sprache zu geben, und so entstanden die Verse, die unter der Überschrift „Sehnsucht nach dem Vaterlande" in die Sammlung seiner Poesien aufgenommen sind. Bald nach seiner Rückkunft, gegen das Ende des Jahres 1726, unterwarf er sich den gewöhnlichen Prüfungen und erhielt, nachdem er den 23. Mai 1727 über eine Abhandlung de ductu salivali Coschwiziano disputirt hatte, in seinem neunzehnten Jahre die medicinische Doctorwürde. — Einige Wochen später verließ er Leyden, das ihm die Weihe der Wissenschaft gegeben hatte, und ging zunächst nach London, wo ihm der Umgang mit Cheselden und Hans Sloane, dem Besitzer eines reichen naturhistorischen und Kunstkabinets, und die Bekanntschaft des Anatomen Douglas, so wie der Besuch der Hospitäler eine Reihe genußreicher und mit wissenschaftlicher Ausbeute vielfach gesegneter Tage bereitete. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Orford eilte er nach Frankreich und dessen Hauptstadt. Auch hier waren es meist Ärzte und Wundärzte, um deren Freundschaft er sich bewarb. Geoffroy und Jussieu schlossen sich mit Liebe an ihn an, le Dran berief ihn zur Theilnahme an seinen chirurgischen Operationen im Hospital der Charité; vor Allen aber ward Winslow ihm Freund und Lehrer, und beim Geschäft des Zergliederns ein Führer zur treuen, von Systemsucht freien Beobachtung der Natur [5]). Gern hätte er vor seiner Rückkehr ins Vaterland auch Italien bereist; aber Kränklichkeit nöthigte ihn, darauf zu verzichten, und so verließ er im Februar 1728 Paris und ging über Straßburg nach Basel. Hier lehrte damals mit seltenem Ruhme Newton's und Leibnitzens glücklicher Nebenbuhler im Gebiete der höhern Mathematik, Joh. Bernoulli. Haller ward sein gelehriger Schüler, und mit demselben Eifer, mit dem er kurz zuvor noch Boerhaave's Vorträgen und Winslow's Demonstrationen gefolgt war, vertiefte er sich jetzt an der Hand des hochverehrten Lehrers in die Geheimnisse der Differential- und Integralrechnung. Auch später setzte er diese Arbeiten mit gleicher Liebe fort, und es ist bekannt, wie er am Tage seiner Trauung noch in der Nähe der Geliebten mehrere Stunden dem Indifferentialcalcul widmete. Zu Basel war es auch, wo zuerst der Sinn für ein regelmäßiges botanisches Studium in ihm erwachte. Die reiche Flora der Umgegend, vielleicht auch, wie er selbst äußert [6]), das Andenken an Caspar und Joh. Bauhin, die hier vordem gelebt und gewirkt hatten, und die Nähe des wackern Stähelin veranlaßten ihn, selbst zu sammeln und so zu einer Zeit, wo er, nach seinem eigenen Geständnisse, kaum die gemeinsten Arten zu unterscheiden verstand, sein großes Werk über die schweizerischen Pflanzen vorzubereiten. Die eigentliche Vorschule dazu aber war die Reise, die er i. J. 1728 in Gesellschaft seines Freundes, Joh. Geßners, nachherigen Chorherrn zu Zürich, des Genossen seiner mathematischen und naturhistorischen Studien, über Biel, Neufchatel und Genf durch Savoyen, dann durch das Walliserland über den Gemmi, den Thuner und Vierwaldstädtersee nach Luzern, Zürich und Baden und von da zurück nach Basel machte. Lange hatte ihm die Muse geschwiegen; hier kehrte er endlich in die Arme der alten Freundinn zurück. Indessen bedurfte es eines langen Zuredens seiner Freunde, bevor er der „poetischen Krankheit", wie er es nannte, bei sich Raum gab; denn er war gegen sein dichterisches Vermögen mißtrauisch geworden, und die Poesie war ihm kein leichtes Spiel mehr, sondern ein ernstes, mühevolles Ringen mit widerspenstigen Stoffen und Formen und mit den eingewurzelten Grundsätzen einer Schule (der lohensteinschen), deren Weise er jetzt, seitdem er mit den britischen Dichtern sich befreundet hatte, nicht mehr zu billigen vermochte. Einen Beweis davon liefert das offene Geständniß in dem Vorworte zu seinem 1729 vollendeten Gedichte „die Alpen" [7]), das aus den Erinnerungen seiner Schweizerreise hervorgegangen war. Seine Hauptbeschäftigungen aber blieben Mathematik, Pflanzenkunde und Anatomie, in welcher letztern er eine Zeit lang Unterricht ertheilte, während er selbst in der medicinischen Praxis noch den Unterricht eines erfahrenen Arztes genoß. „Er war nicht zu scheu, ein Lehrer zu seyn, und nicht zu stolz, um selbst noch zu lernen" [8]). Endlich (1729) begrüßte er die Vaterstadt wieder, um als Arzt seinen Mitbürgern zu nützen. Mit dem glücklichsten Erfolge übte er seine Kunst, indem er überall der Erfahrung folgte und nur da, wo diese ihn verließ, zur Theorie seine Zuflucht nahm, der er allerdings schon damals manche willkommene Entdeckung verdankte. Dennoch konnte auch er dem Schicksale nicht entgehen, das den Undank der Städte und bürgerlichen Gemeinwesen gegen die Trefflichsten der Ihrigen sprichwörtlich gemacht hat. Als er um die Stelle eines Arztes beim Inselspitale anhielt, ward ihm der Dichter zum Vorwurfe gemacht, und sein Gesuch um die Professur der Beredtsamkeit mit der Bemerkung, daß solche dem Arzte nicht gebühre, zurück gewiesen. Poesie und Wissenschaft waren in solchen Fällen seine Trösterinnen, und das Gedicht „Gedanken bei einer Begebenheit" verdankt einer dieser trüben Erfahrungen seine Entstehung. Mit fast leidenschaftlicher Vorliebe aber setzte er, unbekümmert um das verhöhnende Urtheil der Schwachen, seine botanischen Vorarbeiten fort, und häufige Exkursionen während der Sommermonate, vollendeten seine Kennerschaft in diesem Gebiete. Der Winter war zum größeren Theile der Zergliederungskunst gewidmet, über die er in einem auf seine Veranstaltung eingerichteten Hörsaale unentgeldliche Vor-

5) S. Eloge historique d'Alb. de Haller (par *Senebier*). Basle 1778. p. 10. 6) S. d. Vorr. zur Enumeratio method. stirp. helvet. Gotting. 1742.

7) „Die starken Vorwürfe" heißt es da, „lagen mir lebhaft im Gedächtnisse. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöthig vergrößerte. Die zehnfachen Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viel besondere Gemälde zu machen, als ihrer selber waren, und alle Mal einen ganzen Vorwurf mit zehn Linien zu schließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe alle Mal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Arbeit noch schwerer. Ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an u. s. w." 8) Zimmermann a. a. O. S. 85. —

leſungen hielt. Daneben wurden die römiſchen Claſſiker von Ennius an der Zeitfolge nach geleſen, und manche freie Stunde mit numismatiſchen Studien ſo angenehm als nützlich hingebracht. — Süßere Stunden aber, wie wir glauben müſſen, bereitete ihm die Liebe. Mariane Wyß, die Tochter eines reichen Patriciers, ward im J. 1731 ſeine Gattinn. — Um dieſelbe Zeit vermochte ihn ein Freund ſeiner Muſe, der Schultheiß Iſaac Steiger, mit ſeinen Gedichten öffentlich hervor zu treten. Derſelbe drohte ihm nämlich mit einer Herausgabe der bereits vorhandenen, wenn er nicht ſelbſt Hand anlegen würde, und ſo erſchien i. J. 1732 zum erſten Male eine Sammlung derſelben, noch ohne Namen des Verfaſſers. Der Beifall, mit dem ſie von den Kunſtrichtern empfangen wurde (erſt ſpäter wurden auch tadelnde Stimmen laut), mußte ihn über die Angriffe der Theologen tröſten, die in dem Vaterlande und außerhalb desſelben ſich gegen ihn rüſteten. Sie verſtummten endlich vor dem lauten Urtheile der Unbefangenen, und auch der ſpätere Tadel, der über ſprachliche Härten, Schwerfälligkeit und Dunkelheit Klage erhob, fand in Bodmer's und Breitinger's Lobpreiſungen auf lange Zeit hin ein entſcheidendes Gegengewicht. — Unterdeſſen hatte auch das ferne Ausland von den Verdienſten Haller's Kunde genommen, und die Akademie der Wiſſenſchaften zu Upſala ernannte ihn (1734) zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Im nächſtfolgenden Jahre endlich übertrug ihm ſeine Vaterſtadt die Stelle eines Bibliothekars. Mit ſeltenem Fleiße und Eifer unterzog er ſich den Geſchäften ſeines neuen Berufs, bis eine ehrenvolle Einladung ins Ausland ihn auf geraume Zeit dem vaterländiſchen Dienſte entfremdete.

Die neu gegründete und bald nachher unter des trefflichen Münchhauſen einſichtsvoller Leitung kräftig aufblühende Georgia Auguſta zu Göttingen konnte für das glückliche Gedeihen ihres jungen Lebens kaum eine ſicherere Gewähr finden, als indem ſie (1736) den 28jährigen Albr. Haller in den Kreis ihrer Lehrer — als Profeſſor der Medicin, Anatomie, Botanik und Chirurgie — berief. Haller hing indeſſen mit zu warmer Vorliebe an ſeinem Vaterlande, als daß er ſich nicht den Bemühungen ſeiner Berner Freunde, ihn durch Sicherung eines reichlicheren Einkommens zu feſſeln, hätte nachgiebig erweiſen ſollen. Daß er endlich dennoch ging, war die Wirkung der Mißgünſtigen, die den Göttinger Ruf als ein ſchlau erſonnenes Mittel, ſeine Lage zu verbeſſern, darzuſtellen wußten. Ihrer Ränke überdrüſſig und froh der Ausſicht auf einen erweiterten Wirkungskreis, verließ er im September desſelben Jahres mit den Seinigen Bern und kam am 30ſten in Göttingen an, das der Schauplatz ſeiner Größe, aber auch die Geburtsſtätte manches empfindlichen Seelenleidens für ihn werden ſollte. Das Bitterſte mußte er gleich Anfangs erfahren. Der Umſturz des Wagens bei der Einfahrt in Göttingen zog ſeiner Gattinn eine Krankheit zu, die wenige Wochen darauf ihren Tod zur Folge hatte, und 18 Monate ſpäter nahm eine Bruſtkrankheit ihm auch ſeinen älteſten vierjährigen Sohn dahin. Die Tiefe ſeines Schmerzes bei dem Verluſte der Gattinn bezeugen die Gedichte „beim Abſterben ſeiner geliebten Mariane" und „Über eben dieſelbe", beide der ungeſuchte Ausdruck eines echt-innigen Gefühls. Öfter, als früher, kehrte er ſeit der Zeit in ſich zurück, und der Geiſt ernſter, zuweilen nur allzu peinlicher Selbſtprüfung, den Manche erſt in ſeinem ſpäteren Leben und den Werken ſeines höhern Alters haben finden wollen, ward der vorherrſchende in allen der ſtillen Beſchäftigung mit ſeinem Innern gewidmeten Stunden [9]). — Den 12. October 1736 trat H. ſeine Profeſſur mit einer Abhandlung de methodo studii botanici an, und bald darauf ward zur Einrichtung eines botaniſchen Gartens und eines anatomiſchen Theaters, die beide noch fehlten, geſchritten, mit dem letzteren auch eine Anſtalt für anatomiſche Zeichnung in Verbindung gebracht, die ihm ſpäter die erſprießlichſten Dienſte leiſtete, während er für ſich ſelbſt eine Sammlung anatomiſcher Präparate anzulegen begann. Durchdrungen von der Würde und Wichtigkeit ſeines Berufs, entſagte er eine Zeit lang jeder nicht unmittelbar in ſein Fach einſchlagenden Beſchäftigung, und ſelbſt die Sonn- und Feiertage fanden ihn meiſt unter ſeinen Leichnamen und Präparaten. Mehr, als die ihm durch Münchhauſen's Gunſt zu Theil gewordenen mehrmaligen Gehaltszulagen, mußte ihn die Bereitwilligkeit, mit welcher die Behörde ſeinen Vorſchlägen zur Vervollkommnung jener Anſtalten entgegen kam, und die mit jedem Jahre zunehmende Anzahl wißbegieriger Jünglinge, die ſein Name aus allen Gegenden herbei zog, erfreuen. — Auf einer Reiſe in die Schweiz (i. J. 1739) fand er in Eliſabeth Bucher, eines reichen Berner Rathsherrn Tochter, die zweite Gattinn. Das Glück dieſer neuen Verbindung war indeß von kurzer Dauer; Eliſabeth ſtarb im erſten Wochenbette, und der Sohn, den ſie dem trauernden Gatten hinterließ, folgte ihr wenige Monate darauf ins Grab. Auch dieß Mal bewährte ſich die Wiſſenſchaft ihm als treue, tröſtende Freundinn. Es erſchienen nun in raſcher Folge die oben ſchon genannten Commentarien zu Boerhaave's Vorleſungen (1739 u. folg. S. Anm. 4.), das Iter Helveticum (1740) mit den reichen botaniſchen Ergebniſſen der letzten Reiſe ins Vaterland, eine Reihe kleiner, meiſt anatomiſcher Schriften und i. J. 1742 das bekannte, trefflich ausgeſtattete Werk über die Schweizerpflanzen [10]), die Frucht vierzehnjähriger unermüdlicher Forſchungen und mühſamer, in zwanzig geſchriebenen Foliobänden niedergelegter Vorarbeiten. Daneben ward er (ſeit 1742) einer der thätigſten Mitarbeiter an der von Wettſtein zu Amſterdam herausgegebenen bibliothèque raisonnée, die er mit zahlreichen kritiſchen Beiträgen über theologiſche, philoſophiſche, mathematiſche, mediciniſche, geſchichtliche und äſthetiſche Werke bereicherte. Im J. 1743 trat die erſte

9) S. die Auszüge aus d. Tagebüchern in Haller's Tagebuch ſeiner Beobachtungen über Schriftſteller und über ſich ſelbſt. Bern 1787. Th. 2. S. 221 f. 10) Enumeratio methodica stirpium Helveticarum. Gotting. 1742. [illegible] werden darin (mit den ſpätern Zuſätzen) [illegible] nach ſeinem Syſteme beſchrieben und [illegible]

So sehr ihn aber auch Alles dieses an Göttingen fesseln mochte, so fehlte es doch auch nicht an Manchem, was ihm den Aufenthalt daselbst verleidete, und oft sehnte er sich nach seinem Bern zurück, dem er schon seit 1745, wo er in den großen Rath seiner Vaterstadt aufgenommen worden war, aufs Neue angehörte. Endlich im J. 1753, nachdem er in seiner Beschreibung des königl. Pflanzengartens[20]), das letzte in Göttingen erschienene selbstständige Werk, vollendet hatte, kehrte er mit den Seinigen (i. J. 1743 hatte er sich zum dritten Male mit einer Tochter des weimarschen Hofraths und Leibarztes Teichmayer vermählt) auf immer nach dem Vaterlande zurück. — In Göttingen schien man jetzt erst ganz zu würdigen, was man an ihm besessen[21]). Der Gesellschaft der Wissenschaften blieb seine thätige Theilnahme auch ferner. Nicht umsonst war ihm die Würde ihres Präsidenten auch für die Zukunft übertragen worden; die zahlreichen Beiträge für die Jahrbücher derselben, die er ihr von Zeit zu Zeit bis an seinen Tod zusandte, zeugen von der Liebe, mit welcher er an einer Anstalt hing, die ihm zum großen Theile ihre Entstehung und Blühte zu danken hatte, und die Einstimmigkeit, mit welcher dieselbe bald nach seinem Abgange seinem Ruhegehalte eine Zulage aus ihren eigenen Mitteln beifügte, mag eben so als ein ehrendes Zeugniß für den Empfänger, als für die dankbaren Gesinnungen der Geber gelten. Auch die gelehrten Zeitungen erfreueten sich fortwährend seiner eifrigsten Theilnahme. — Zum Amman seiner Vaterstadt erwählt, that er für das Wohl seiner Mitbürger, was seine Stellung mit sich brachte, ohne darum der Wissenschaft untreu zu werden. Als Mitglied des akademischen Senats ordnete er das Schul- und Unterrichtswesen in Bern und Lausanne. Die Errichtung eines philologischen Seminars am letzteren Orte war insbesondere sein Werk. Bald darauf ward er mit einem Gehalte von 5000 Gulden zum Director der Salzwerke zu Ber und Aigle, zum Mitgliede des Sanitätscollegiums, der Donnerkammer, des Ehegerichts, der ökonomischen Commission u. s. w. ernannt, und immer brachte er gern die zunächst der Wissenschaft bestimmte Zeit dem Dienste des Vaterlandes zum Opfer. So verbesserte er die Einrichtung der Salzwerke, gab der akademischen Schule zu Lausanne eine zweckmäßigere Gestalt, veranlaßte neue medicinisch-polizeiliche Maßregeln und (1758) die Errichtung eines Waisenhauses in seiner Vaterstadt, vermittelte (1764) die Gränzstreitigkeiten zwischen Wallis und dem Canton Bern und ordnete (1767) die kirchlichen Angelegenheiten des Waadtlandes. Zu gleicher Zeit wurden früher begonnene literarische Arbeiten fortgesetzt, eine große Anzahl einzelner Abhandlungen zu Tage gefördert und manches neue größere Werk angefangen und vollendet. Wir rechnen dahin vor Allem seine botanische, chirurgische, anatomische und medicinisch-praktische Bibliothek, von denen nur die letztere unvollendet geblieben ist[22]). Und doch gewann er unter der Menge dieser streng wissenschaftlichen Arbeiten noch Zeit zu drei philosophischen Romanen (Usong, Alfred und Fabius und Cato), in denen er seine Ansichten über die despotische, beschränkt monarchische und aristokratisch-republikanische Verfassung niederlegte. Erst in den letzten vier Jahren seines Lebens zog er sich, gewarnt durch seine geschwächte Gesundheit, von den öffentlichen Geschäften zurück. Hielt er noch eine Zeit lang durch den Genuß des Opiums seine körperliche und geistige Kraft aufrecht[23]), so beschleunigte er doch vielleicht durch das Übermaß im Gebrauche desselben sein Ende. Wenige Monate noch vor seinem Tode hatte er (d. 17. Jul. 1777) die Freude, den Kaiser Joseph II., der unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reiste, und Fernay, wo Voltaire seiner harrte, vorüber gegangen war, in seinem Hause zu begrüßen. Joseph fällte nach einer zweistündigen Unterhaltung das Urtheil, Haller sei auch noch in seinem Alter weit mehr, als der Ruf von ihm sage[24]). Bald darauf verschlimmerte sich sein körperlicher Zustand, und er starb den 12. Dec. 1777, im 70sten Jahre seines rastlos thätigen Lebens. Er hinterließ aus seinen drei Ehen vier Söhne und eben so viele Töchter. Der älteste der Söhne, Emanuel[25]), hat sich durch Werke über Pflanzenkunde und schweizerische Geschichte einen Namen unter den Gelehrten seines Vaterlandes erworben[26]). Haller's Bücherssammlung ward vom Kaiser gekauft und der Mailänder Bibliothek einverleibt.

Zeigt uns schon dieser kurze Abriß seines Lebens überall in ihm den treuen Priester der Erkenntniß, den unermüdlichen Forscher, und in dem tiefen Ernste eines rastlosen wissenschaftlichen Strebens den Grundzug seines Wesens: so bedarf es nur weniger Striche noch, um das Bild des merkwürdigen Mannes zu vollenden, den die

20) Enumeratio plantarum horti regii Gottingensis. Gott. 1753. 8. (Verschieden von einem zehn Jahre früher unter demselben Titel erschienenen, unvollständigeren Werkchen. 21) S. Michaelis Vorr. zu den Comment. reg. soc. Gott. 1754. Vol. III.

22) Biblioth. medicae pars botanica. Tigur. I. T. 1771 — 1772. 4. Biblioth. anatomica. Ibid. II. T. 1774. 77. 4. Bibl. chirurgica. Basil. II. T. 1774. 75. 4. Bibl. practica Bas. II. T. 1776. 77. 4. 23) Eine Rede von ihm über die Wirksamkeit des Opiums, mit Beziehung auf seinen eigenen Zustand, vom J. 1776 ist in den Comment. der Götting. Societät abgedruckt. 24) In s. Tageb. erwähnt H. dieses Besuchs nur mit den Worten: „Auch meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben." Wenige Tage später besuchte ihn ein geschätzter Geistlicher der Stadt, um ihm zu der gewordenen Ehre Glück zu wünschen. Haller's ganze Antwort bestand in den Worten der Schrift: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeschrieben sind." 25) S. Meusel's Lexikon der von 1750 — 1800 verstorb. teutschen Schriftsteller. Bd 5. S. 104 f. 26) Üb. Haller's Leben sind insbesondere zu vergleichen: das mehrmals erwähnte Leben von Zimmermann (geht nur bis 1754); Eloge historique d'Alb. de Haller. Basle 1778 (von *Senebier*), [mit einem Verzeichniß seiner Schriften]; Lobrede auf Hrn. v. Haller von Tscharner, Bern 1778; Jördens's Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten, Bd 2. S. 507 f. Üb. s. Tod. s. teutsches Museum, 1778. Bd 1. Febr. S. 191. — Von seinem eigenen Leben erzählt H. in der Person des Del-fu im dritten Buche seines Usong, S. 227 — 238.

Achtung der Zeitgenossen schon mit dem Namen des Großen ehrte. Groß und schön gewachsen — obgleich von einem kränklichen und reizbaren Körper —, mit einem Gesicht voll Ausdruck und einem hellen, feurigen Auge, flößte er schon durch seine Erscheinung Jedem, der ihn sah, Ehrfurcht ein. Frühere Kränklichkeit und spätere körperliche Leiden, von denen er in keinem Zeitraume seines Lebens ganz frei blieb, mochten die Hauptursache jener Empfindlichkeit seyn, die allerdings nicht selten die Heiterkeit seiner Seele störte und wohl zuweilen allzu heftig sich äußerte. Hierzu kamen die trübsinnigen, in einer tief gewurzelten hypochondrischen Stimmung gegründeten Vorstellungen von der Verderbtheit der Welt und der ursprünglichen Sündhaftigkeit des menschlichen Gemüths, mit denen er in einsamen Stunden sich selbst quälte und vor deren nachtheiligeren Einflüssen ihn vielleicht nur der vielseitige Verkehr mit der Wissenschaft und die natürliche Güte seines Herzens behüten konnte, die sich bis an sein Ende in treuer Anhänglichkeit an seine Freunde [27]) und in der Dankbarkeit gegen seine Lehrer bewährte, zu denen er auch alle die rechnete, aus deren Schriften er Neues zugelernt hatte. Daher in mehreren seiner Werke die ihm oft zum Vorwurfe gemachte Citatenfülle, deren er zur Vergrößerung seines Ruhmes nicht bedurfte. Wie sehr er diesen auch lieben mochte (daß er etwas und vielleicht zu viel auf ihn gesetzt, gesteht er sich selbst an vielen Stellen seiner Tagebücher [28])): so suchte er ihn doch gewiß in ganz andern Dingen, als in bloß zu leerem Prunke entworfenen Titelverzeichnissen. Auch der Glanz des höhern geselligen Lebens, zu dessen Genusse es ihm nicht an Aufforderung fehlen konnte, hatte für ihn, der die einsame Stille in der freien Natur oder auf seinem Arbeitszimmer über Alles liebte, keinen oder nur wenig Reiz. Seine liebste Gesellschaft waren die Genossen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, ferne und nahe, und ein nach fast allen europäischen Ländern gerichteter Briefwechsel (in teutscher, lateinischer, englandischer, französischer und italienischer Sprache) seine liebste Unterhaltung. Am häufigsten verkehrte er auf diesem Wege mit Joh. Geßner in Zürich und mit Karl Bonnet zu Genf [29]). — Seines warmen, nicht erst später angebildeten, sondern mit ihm aufgewachsenen, religiösen Sinnes ist oben schon gedacht worden. Die Selbstbetrachtungen seines Tagebuchs geben uns das Bild einer Seele, die Gott sucht und findet, die aber verzweifelt, wenn sie in flüchtigen Anwandlungen irdischer Eitelkeit oder im Drange weltlichen Treibens ihn auf Augenblicke aus den Augen verloren [30]).

Dieß führt uns zunächst auf Haller's theologische und philosophische Ansichten. Die Grundlage der ersteren war, in Übereinstimmung mit der orthodoxen Theologie der Zeit, der Glaube an ein böses Prinzip im Menschen, der die fortdauernde Einwirkung böser Geister nicht ausschloß. Was eine das Wort fest haltende Exegese ihn in den heiligen Büchern hatte finden lassen, dafür mußten ihm dieselben Bücher, die nach seinem eigenen Ausdrucke, „seine Theologie" waren, Trost bieten. Wie er, im Sinne seiner streng supernaturalistischen Ansicht, über die Göttlichkeit der Sendung Jesus, seine göttliche Natur und seine Genugthuung dachte, hat er in den zunächst gegen Voltaire und die Freigeisterei der Zeit gerichteten Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung [31]) niedergelegt. — Von dem eifrig protestantischen Sinne Haller's zeugen mehrere Stellen seiner Schriften [32]). — Kürzer dürfen wir uns über seine Philosophie fassen. Sie war ein freies, den Fesseln des Systems entbundenes Philosophiren, das nur Eine Auctorität über sich erkannte, die der Offenbarung. „Seine Philosophie," sagt Bonnet, „war ganz praktisch, weil sie ganz christlich war, und nichts konnte seinen Beifall erhalten, als was auf die Vervollkommnung des Verstandes oder auf die Besserung des Herzens abzweckte." Haller gehörte keiner Schule an. Wie wenig ihn Des Cartes für sich zu gewinnen vermocht hatte, haben wir oben gesehen; aber auch Leibnitz und Wolff, so hoch er Beide hielt und wie Manches er von ihnen bereitwillig aufgenommen — daher die Wolffianer sich seiner gern als ihres Genossen rühmten [33]) — fanden an ihm keinen nachbetenden Jünger. Als erklärter Gegner des Materialismus mußte er zwar, wie de la Mettrie's, so auch Helvetius's und Hartley's Ansichten bestreiten, und er that es mit der Überzeugung eines offenbarungsgläubigen Denkers; aber an ernste Beobachtung gewöhnt, verwarf er eben so den blinden Dogmatismus des Schulsystems, als er vor der in die Luft bauenden Hypothesensucht warnte [34]). Er ereiferte sich gegen diejenigen, die sich alles Zweifels schämten und sich nach und nach „jene Herrschaft über die Wissenschaften anmaßen wollten, die Bakon und Gassendi der Schule entrissen hatten"; aber auch über die, welche da behaupteten, daß die Wahrheit jenseits eines Abgrundes liege, über den keine Brücke führe. Zu weit würde es uns führen, wollten wir seine Ideen über Moral, Gesetzge-

27) S. das Leben von Zimmermann, S. 8, wo ein eigenes Beispiel aufgeführt wird. 28) „Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich, auch wohl öffentlich!" ruft er d. 19. Dec. 1736 aus. — „Ich habe heute den Gottesdienst der Lectur eines thörichten Lobes nachgesetzt, da ich doch weiß, wie schädlich solche Speise mir ist und wie angenehm das Gift sich einschleicht." (24. Jan. 1741). — „Wie herrscht nicht mein Hochmuth! O mein Gott, lehre mich doch erkennen, daß ich nichts bin, auf daß ich mit Demuth und Einfalt zu dir beten könne!" (d. 22. Jul. desselb. J.) 29) Von den Briefen an ihn sind die lateinischen (1004 Briefe in 6 Bänden) und ein Theil der teutschen im Druck erschienen. 30) „Ich elender Mensch (heißt es in d. Tageb. seiner Beobachtungen ꝛc. Th. 2. S. 254), wie sehr hängt mein Herz an tausend zeitlichen Kleinigkeiten! Ich suche Frieden, wo keiner ist, im Gewühl von Büchern, von Arbeiten, von Projekten. Und den Geist, der in mir ist, der ewig bleiben wird, — vergiß ich darob." Und Ähnliches an unzähligen andern Stellen. 31) Bern 1772. 8. (Ins Franz., Schwed. und Holländische übersetzt). Damit zu vergleichen: Briefe über einige Entwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung. Drei Theile. Bern, 1775 — 77. 8. 32) S. besonders Götting. gel. Anz. 1764, S. 25; 1763, S. 261; 1769, S. 1389. 33) S. Ludovici's Historie der Wolff'schen Philosophie, Lpz. 1738. wo er unter den Anhängern der Letzteren aufgeführt wird. 34) S. Vorr. zur Übersetz. von Buffon's Naturgesch. Hamb. 1751.

bung und Statsverwaltung, wie sie in seinen Werken zerstreut vorliegen, zusammen stellen; wir gehen vielmehr zu Haller's Leistungen im Fache der Kritik über, der, wie wir gesehen haben, ein großer Theil seiner literarischen Thätigkeit zugewendet war. Vielleicht hat Keiner vor und nach ihm das Geschäft der Kritik in einem größern Umfange ausgeübt, als er, und daß er vor Vielen seiner Zeit dazu berufen war, möchte kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Allerdings gilt dieß insbesondere von den Beurtheilungen seines Fachs, die recht im eigentlichen Sinne, um uns eines Ausdrucks Goethe's zu bedienen, productiv waren, die, wo sie verwarfen, gewiß immer das Bessere gaben und nirgend den redlichen Forschungseifer ihres Verfassers und seinen durch reiche Erfahrung geschärften Blick verläugneten. Seine Urtheile in andern Fächern waren meist nur Berichte über den Inhalt, in gedrängter Kürze erschöpfend, durchwebt mit fruchtbaren Winken und von kunstrichterlicher Anmaßung so frei, daß wir nicht selten das offene Geständniß in ihnen lesen, ihr Verfasser verstehe von diesem oder jenem — wie von Musik, Baukunst, dramatischer Poesie ꝛc. — wenig oder nichts. Allen seinen Beurtheilungen gebührt das Lob der vollsten Unparteilichkeit, so wie des strengsten Rechtlichkeitssinnes, dem die reinste Humanität zur Seite stand, die nur gegen absolut Schlechtes, vor Allem aber gegen den Spott der Freigeisterei und gegen die Anmaßung der Beschränktheit den Ton der unerbittlichen Strenge annahm [35]). — Es ist althergebrachte Sitte, Haller unter den teutschen Dichtern vom ersten Range zu nennen, und an der Befugniß dazu zu zweifeln, möchte leicht in den Augen Mancher, namentlich solcher, die von den wissenschaftlichen Leistungen des großen Mannes keine oder nur entfernte Kunde genommen, als Hochverrath an einem heiligen Namen erscheinen. Fragen wir zunächst, ohne uns um die Urtheile Anderer zu kümmern, was er selbst davon gehalten, so finden wir Äußerungen, wie folgende: „Tausend andere Geschäfte erdrücken mich und lassen mir wenig Augenblicke übrig, die ich einem so unnöthigen und unwichtigen Dinge weihen könnte, als meine Reime in meinen Augen sind" [36]). — „Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr früh auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen" [37]). — „Ganz andere Arbeiten waren mein Hauptzweck, und mich deucht, es wäre billig, einem solchen gelegentlichen Verfasser Vieles zu verzeihen, das einem eigentlichen Dichter nicht vergeben würde, der sein Leben einzig der Poesie weiht" [38]). — Wir fragen, ob Lessing's: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigene Kraft empor arbeitet", mehr sagt. Indessen muß es uns verstattet seyn, daß bescheidene, vielleicht allzu demüthige Urtheil des Mannes über sich selbst mindestens zu beschränken. Haller's tiefes, leicht erregbares Gefühl und eine lebendige Einbildungskraft, die sich nirgend in seinen dichterischen Werken verläugnen, daneben, wenn auch nicht die volle poetische Weltanschauung selbst, wie wir sie bei dem echten Dichter voraussetzen, doch ein Analogon derselben in der philosophisch-religiösen Betrachtung des Lebens, in Verbindung mit einer edeln und kernhaften Sprache, stellen ihn hoch unter den Dichtern seiner Zeit und erklären den Einfluß, durch den es ihm gelang, sich zum Vermittler zwischen ganz entgegen gesetzten Meinungen und Zwecken zu machen. Von der andern Seite überzeugen wir uns aber auch bald, daß die wissenschaftliche Richtung seines Strebens von dem Augenblicke an, wo dieselbe überwiegend und über sein geistiges Leben entscheidend hervor trat, die freie Entfaltung seiner dichterischen Anlagen hemmte und es zu einer vollendeten Entwickelung derselben nicht mehr kommen ließ. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, wie es in den angeführten Stellen sich ausspricht, war denn auch wohl die Ursache, daß er selbst später noch, wie in jener Zeit, wo Lohenstein, Canitz und Brockes seine Führer und Muster waren, an fremde Vorbilder sich anschloß, und, die wenigen Fälle ausgenommen, wo sein tiefer bewegtes Gemüth sich selbst eine Sprache erfand, in mehr oder weniger entlehnten Weisen sang. Während seines Aufenthalts in England namentlich hatte er erkannt, daß, wie seine eigenen Worte lauten, „philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen," und der Einfluß der Engländer läßt sich in den meisten seiner didaktischen Gedichte nicht verkennen. Gesteht er doch selbst, daß eines derselben „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben," nur geschrieben worden sei, um „in einem nach dem engländischen Geschmacke eingerichteten" Gedichte darzuthun, daß die teutsche Sprache keinen Antheil an dem Mangel philosophischer Dichter habe, und eine gleiche oder ähnliche, lediglich äußere, Veranlassung möchte sich bei mehreren seiner didaktischen Poesien leicht nachweisen lassen. Dennoch fehlt es keiner derselben — zu denen wir auch die Satiren rechnen — an jener Stärke der Betrachtung und Würde der Ansicht, an jener Gedankenfülle und fruchtbar schweren Kürze, in die Wachler [39]) mit Recht das Grundwesen unsers Dichters setzt. Aber am glänzendsten unstreitig erscheinen diese Vorzüge in dem Gedichte „Über den Ursprung des Übels", welches, das Lieblingskind seines Urhebers, lange nachher noch unsern didaktischen Dichtern ein Vorbild geblieben ist. Gleichen Ruhm mit demselben erwarben sich „die Alpen", die, neben jenen Eigenthümlichkeiten, in den zahlreichen beschreibenden Stellen durch lebendige Auffassung und ergreifende Darstellung einer großen Natur sich auszeichnen, obgleich auch in ihnen der Lehrton der vorherrschende ist. Der britische Ernst seiner Muse, der zu Hagedorn's geselliger Heiterkeit den vollkommensten Gegensatz bildet, tritt nur in dem nicht vollendeten Gedichte

35) S. *Heyne* Elogium etc. p. 19. 36) Vorr. zu d. Gedichten, dritte Ausg. 37) S. Haller und Hagedorn gegen einander verglichen, Brief an v. Gemmingen im Tagebuche ꝛc. Bd 2. S. 118. 38) Vorr. zu d. Gedichten, S. 7.

39) Vorlesungen üb. d. Gesch. der teutscher Nationalliteratur, Bd 2. S. 193.

„über die Ewigkeit“ als fromme Begeisterung entgegen, während die Gedichte „An Doris“ und „Bei Marianens Tode“ in einfach sanfter Weise die Bewegungen eines menschlich aufgeregten Gemüths während offenbaren. Wir werden Wenige gegen uns haben, wenn wir gerade in diesen anspruchlosen Klängen der Sehnsucht und des Schmerzes das finden, was die Befähigung Haller's für Poesie außer Zweifel setzt und es uns beklagen läßt, daß äußere Einflüsse ihn öfter, als gut war, dem Wege des reinen Naturausdrucks der Empfindung entzogen. Diese veränderte Richtung Haller's mag zum Theil auf die Rechnung jener Spaltung zu setzen seyn, die zu seiner Zeit Teutschland in zwei ästhetische Hälften trennte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn er in der gedankenreichen Kürze britischer Dichter das wirksamste Gegengift gegen die Seichtigkeit der gottsched'schen Schule zu finden meinte. Unter dem Einflusse der Ersteren war es ihm bald gelungen, sich von dem eiteln Flitterprunke der lohenstein'schen Manier zu befreien; nicht so leicht ward es ihm, die sprachlichen Unebenheiten zu beseitigen, die nur übelwollende Tadelsucht dem schweizerischen Dichter so hoch anrechnen konnte. Wie wenig er auch in dieser Beziehung die Mühe des Feilens gescheut, beweisen die spätern Ausgaben seiner Gedichte in Vergleichung mit den früheren [40]). Wenn wir hier noch bemerken, wie sein Beispiel im Kampfe der Schweizer mit Gottsched und dessen Jüngern die Niederlage der Letztern herbei führen und so den Aufschwung der teutschen Poesie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorbereiten half: so glauben wir nicht mit dem kleinsten seiner Verdienste zu schließen, und wir fügen nur noch einige Worte über die bereits genannten drei Romane, Werke seines höheren Alters bei, über die Folgendes genügen mag: Usong [41]) soll zeigen, wie auch der unbeschränkte Alleinherrscher, mit Einsicht, Wachsamkeit und Tugend, seine Völker beglücken könne; Alfred [42]) redet der beschränkten Monarchie das Wort, die Wirkung des Beispiels eines tugendhaften Fürsten auf die untergeordneten Diener des States ins Licht stellend, und Fabius und Cato [43]), ein historisches Fragment, preist die aristokratische Verfassung eines Stats von kleinerem Umfange mit einer Vorliebe, die dem Berner Patrizier wohl zu verzeihen ist. Alle drei sind, ungeachtet vieler einseitigen Ansichten, die gegründete Bedenken gegen den historischen Standpunkt ihres Verfassers erregen könnten, von Seiten der fast durchaus edeln und würdigen Darstellung der Beachtung nicht unwerth [44]). *(K. Förster.)*

Die ausgezeichnetesten Verdienste erwarb sich aber Haller als Anatom und Physiolog, unverwelkliche Lorbern werden in dieser Hinsicht seinen Namen schmücken, so lange Wissenschaften blühen. Er sagt von sich selbst: „dudum in physiologicis laboribus majorem vitae meae partem posueram.“ (In der Vorrede zu dem Werke: de partium corp. hum. fabrica. ed. 8. p. 4.) und beklagte öfters, daß er durch viele andere Beschäftigungen abgehalten wurde, diesen Studien ganz zu leben.

Unübertroffen ist Haller als Förderer der Anatomie und Physiologie, keinen Zweig jener ließ er ohne Berührung und für die Bearbeitung dieser schuf er eine neue Methode, welche bis in die neuesten Zeiten beibehalten worden ist und die zu den wichtigsten Aufschlüssen führte. Mit Recht bezeichnet daher sein Name eine neue Epoche in der Geschichte dieser Wissenschaft. — Im Laufe des 17ten und in den ersten Decennien des 18ten Jahrh., hatte man die Anatomie mit vielem Eifer bearbeitet und eine Masse von Entdeckungen lagen zur sinnigen Deutung und Verarbeitung zu einem Ganzen bereit, Albin und Winslow hatten schon den Geist für strengere, der Natur treue Genauigkeit in den anatomischen Beschreibungen, Ersterer auch in den Abbildungen geweckt, Boerhaave hatte mit kräftigem Geiste sich bemüht, die anatomischen Entdeckungen und neueren physiologischen Lehren zum Besten der praktischen Heilkunde zu benutzen, aber zu wenig eigener Forscher in jenen Grundpfeilern der gesammten Heilkunde, konnte er die Lücken nicht ausfüllen, die Irrthümer nicht berichtigen und mehrern seiner Lehrsätze fehlten daher die giltigen Beweise. Dieses fühlte sein geistvoller Schüler Haller wohl schon früher, vorzüglich aber bei der Herausgabe der Vorlesungen seines Lehrers und darum dachte er vor Allem daran, die Anatomie mehr in Beziehung auf Physiologie und beide als brauchbarere Grundlagen der praktischen Heilkunde zu bearbeiten. Über mehrere der wichtigsten physiologischen Lehrsätze herrschten, als er auftrat, noch viele Zweifel, seine Absicht war, diese durch nicht zu bestreitende Thatsachen zu heben. Wir erinnern nur an die wichtigen Entdeckungen Harvey's und Asselini's, welche eine große Reform in der Physiologie herbei geführt haben und die damals noch für Mehrere der Bestätigung durch wiederholte Beobachtungen in der Natur bedurften. Auch die lebhaften Streitigkeiten der Jatrochemiker und Jatromathematiker führten auf die fühlbarsten Lücken in den Kenntnissen von den Wirkungen der Organe während des Lebens, die zu ihrer Ausfüllung eines Mannes von H. vielseitiger Bil-

40) Die erste Ausgabe erschien zu Bern 1732. Ihr folgten, ohne die vielen Nachdrücke, elf andere, alle mit Verbesserungen von der Hand des Dichters, die letzte, von ihm besorgte zu Göttingen 1777. Die meisten Gedichte sind ins Französische (von B. C. Ascharner), mehrere ins Italienische (von *Soresi*) und ins Englische (von *Ms. Howard*) übersetzt worden. 41) Usong, eine morgenl. Geschichte in 4 Büchern. Bern 1771. Zuletzt ebend. 1778. Übersetzt in das Französische (von *Correvon*), Englische, Italienische, Holländische und Ungarische. 42) Alfred, König der Angelsachsen. Götting. u. Bern 1773. (Aus Franz. übersetzt.) 43) Fabius und Cato, ein Stück der römischen Geschichte. Bern u. Göttng. 1774. 44) Außer den genannten Werken vergleiche über Haller als Dichter vorzüglich seine eigenen Geständnisse in dem angeführten Briefe an v. Gemmingen („Hagedorn und Haller gegen einander verglichen“) in dem Tagebuche seiner Beobachtungen über Schriftst. und sich selbst, Th. 2. S. 118. Hettinger's Vers. einer Vergleichung der teutschen Dichter mit den Griechen und Römern, in den Schrift. der teutschen Gesellschaft zu Mannheim. Bd 5. S. 303 folg. und Manso über Abr. v. Haller in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen (Nachträge zu Sulzer), Bd 1. S. 118.

dung, ausgebreiteter Beleſenheit und Gründlichkeit zu ihrer Ergänzung bedurften.

Haller's anatomiſche Studien hatten treffliche Lehrer geleitet. Duvernoy in Tübingen konnte ihm zwar wegen Mangels an menſchlichen Leichnamen, einen gründlichen Unterricht in der Anatomie des Menſchen nicht ertheilen, es übte ſich aber doch ſein damals erſt ſiebenzehnjähriger Schüler fleißig in der Zergliederung der Thiere, eine Übung, die ihm ſpäter bei ſeinen zootomiſchen Unterſuchungen und Viviſectionen viel nützte. Albin, Ruyſch, Douglas und Winslow führten ihn tiefer in die Anatomie des Menſchen ein, für welche er bald eine entſchiedene Vorliebe gewann und gaben ſeinen Forſchungen die Richtung zur Genauigkeit und Gründlichkeit, welche ſich über alle ſeine Arbeiten verbreiteten. Seine Talente und ſein Fleiß erwarben ihm bald die Zuneigung jener berühmten Männer, durch welche er auch Gelegenheit erhielt, ſich ſelbſt in der Zergliederung von Leichnamen zu üben. Vorzüglich rühmte er die freundſchaftliche Behandlung, deren ihn Douglas würdigte, welcher ihm den Zutritt zu den Arbeiten für ſeine Geſchichte der Knochen geſtattete. Immer höher ſtieg ſein Eifer zu eigenen Zergliederungen, um denſelben zu befriedigen ſuchte er ſich, nicht ohne Gefahr, in Paris heimlich ausgegrabene Leichname zu verſchaffen und verfolgte die Gebilde weiter, auf welche ihn der genaue Anatom Winslow aufmerkſam gemacht hatte. Auch Le Dran's Vorleſungen ließ er nicht unbenutzt und zergliederte unter ſeiner Leitung. Durch den treuen Unterricht dieſer Meiſter in der Zergliederungskunde kehrte er gut vorbereitet in ſein Vaterland zurück, wo er bald Gelegenheit fand, ſelbſt als Lehrer aufzutreten. Während er ſich nämlich zu Baſel aufhielt, um Mathematik zu ſtudiren, wurden ihm die anatomiſchen Demonſtrationen übertragen, welche der damals kränkliche Profeſſor der Anatomie J. R. Mieg nicht halten konnte. Und als er von da nach ſeiner Vaterſtadt Bern zurückkehrte, um ſich der Ausübung der Heilkunde zu widmen, ſo gelang es ihm nach kurzer Zeit, ein Gebäude zu Zergliederungen von Leichnamen und anatomiſchen Demonſtrationen angewieſen zu erhalten. Hier arbeitete er, bis ihm in Göttingen die trefflichſten Hilfsmittel zu ſeinen mannichfachen Forſchungen und literariſchen Arbeiten zu Gebot ſtanden.

Seine zahlreichen Berichtigungen und Bereicherungen der Anatomie machte er in vielen kleinen Schriften, Programmen und Geſellſchaftsſchriften zuerſt, dann geſammelt, verbeſſert und mit mehrern neuen Abhandlungen vermehrt, in ſeinen beiden anatomiſchen Hauptwerken, Opuscula anatom. minora. Vol. III. Lausan. 1762—68 und Icones anatomic. Fasc. I—VIII. Götting. 1743—1756 bekannt. Auch hat er mehrere derſelben, in ſeiner Ausgabe von Boerhaave Praelectiones und in den unten zu erwähnenden phyſiologiſchen Schriften mitgetheilt. Zu Haller's vorzüglichſten anatomiſchen Arbeiten gehören ſeine Zergliederungen und Abbildungen der Schlagadern, ihrer feineren Verzweigungen und mannichfachen Anaſtomoſen, des Zwerchfeldes, der Netze, der Samengefäße in den Hoden, die Unterſuchungen über den Bau des Herzens, der Klappe des Kolons und des Wachsthumes der Knochen. Alle dieſe Arbeiten zeichnen ſich durch eine nicht genug zu rühmende Deutlichkeit und Gründlichkeit aus; die anatomiſchen Abbildungen ſind nebſt den Albinſchen, die beſten jener Zeit und mehrere derſelben ſind in Hinſicht der Richtigkeit und Reinheit der Darſtellung der verſchiedenen Gebilde in ihrer relativen Lage, als treffliche Muſterblätter zu betrachten. Durch ſeine feinen anatomiſchen Unterſuchungen der Gewebe des menſchlichen Körpers, der Endigungen der Arterien, der Anfänge der Venen und Ausführungsgänge legte er ſchon einen guten Grund zu dem Theile der Anatomie, welche man ſeit Bichat unter dem Namen allgemeine Anatomie beſonders bearbeitet. Die pathologiſche Anatomie wurde von ihm nicht überſehen, ſeine Opuscula pathologica partim recusa, partim inedita. Lausann. 1755, enthalten mehrere ſchätzbare Beiträge für dieſelbe. Die Zootomie wurde durch ſeine Thierzergliederungen, durch die Unterſuchungen des Gehirnes der Vögel und Fiſche, der Augen der Fiſche, durch die Beobachtungen über das bebrütete Ei und ſeine Viviſectionen bereichert.

Zum Beſchluſſe ſeiner für die Förderung der Anatomie unternommenen Arbeiten, erſchien noch in den Jahren 1774 bis 1777 ſeine Bibliotheca anatomica in 2 Bänden. Sie enthält einen Theil der Früchte ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und iſt ein unentbehrliches literariſches Repertorium für den Anatomen. Ähnliche nützliche Sammlungen gab er über die Literatur der Botanik, Chirurgie und praktiſche Medicin heraus. Die Bibliotheca medico-practica konnte er aber nicht mehr ſelbſt vollenden, die beiden letzten Bände wurden von Tribolet und Brandis herausgegeben. — Der Name eines um die Anatomie ſo hoch verdienten Mannes, ziert mit Recht auch ihre Nomenclatur und nie möge man bei den von ihm zuerſt genauer beſchriebenen Theilen, den Netzen, den Samengefäßnetzen u. ſ. w. den Namen Haller vergeſſen.

Noch wichtigere Dienſte, als der topographiſchen Anatomie leiſtete Haller der Phyſiologie. Er ſetzte ſich durch ſeinen unermüdeten Fleiß und umfaſſende Beleſenheit in den Beſitz aller anatomiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe bis auf ſeine Zeit, zergliederte die Leichname der Menſchen bis in die feinſten Theile, mit der ſtrengſten Genauigkeit, benutzte die Injectionen, die Vergrößerungsgläſer, die ſorgfältigen Beobachtungen lebender Geſchöpfe, Viviſectionen, Thierzergliederungen, pathologiſche Anatomie, Chemie, Phyſik und Mathematik zur Erforſchung und Berichtigung phyſiologiſcher Lehren; durch dieſe Vereinigung aller Hilfmittel, welche nur das Studium der Phyſiologie fördern können, ſchuf er eine neue Methode der Bearbeitung dieſer wichtigen Wiſſenſchaft, welche eine Reform derſelben nothwendig zur Folge haben mußte und welche bis in die neueſten Zeiten zur Erweiterung der Kenntniſſe von den Lebenserſcheinungen des Menſchen, mit ausgezeichnetem Vortheile beibehalten wurde. Schon wegen der Weckung die-

[illegible] Physiologie [illegible]. Es würde uns zu weit führen, wenn wir Alles angeben wollten, was diese Hallern verdankt, nur einige [illegible] wollen wir [illegible].

[illegible] Harvey's [illegible] Blutumlaufe, [illegible] die Entdeckung eines ganzen Saugadersystems des Organismus eine andere Gestalt gewonnen hatte, [illegible] zur Ergänzung [illegible] des Blutlaufes in den feinsten Gefäßen. [illegible] selbst noch mehrere auf treue Naturbeobachtung gegründete Beweise [illegible], [illegible] zu werden. Haller füllte durch seine [illegible] Untersuchungen an lebendigen und [illegible] Geschöpfen diese Lücke aus und stellte über den Blutlauf in den feinsten Gefäßen Ansichten auf, zu welchen man [illegible] immer wieder zurück kehrte, wenn auch zuweilen andere Meinungen sich zu verbreiten begannen. Über den mechanischen und chemischen Theil der Respiration verbreitete er richtigere Ansichten, die Untersuchungen über die Bewegung der Brusthöhle beim Athemholen und ob Luft zwischen den Lungen und den Wänden der Thorax befindlich sei, verwickelten ihn in einen heftigen Streit mit Hamberger, welcher bis zu dem Tode des Letztern fortgeführt wurde. Das Wichtigste über diesen Gegenstand findet sich in Hallers Abhandl. de respirationis experimenta anatomica. Götting. 1746 u. 49, in den Memoires sur la respiration und in den Opp. minora. T. II. Aus diesem Kampf ging H. siegreich hervor. — Waren auch die Folgerungen, welche H. aus seinen zahlreichen und mühsamen Untersuchungen über das bebrütete Ei zog, der Natur nicht angemessen, so lieferten sie doch treue beobachtete Thatsachen, die auf andere Weise zur benutzt werden konnten und führten zu nützlichen Erfahrungen über die Entwickelungsgeschichte einzelner Gebilde, unter denen er dem Herzen und Gefäßsysteme besondere Aufmerksamkeit schenkte. — Vorzüglichen Ruhm erwarb er sich durch seine genauern Bestimmungen der verschiedenen Arten der Lebensthätigkeitsäußerungen im Allgemeinen, durch die sorgfältigere Unterscheidung des Tonus, der Muskelkraft oder Irritabilität (Irritabilitas Halleri), und der Nervenkraft, Empfindlichkeit oder Sensibilität. Vermochte er auch nicht diese wichtige Lehre ganz aufs Klare zu bringen, hat er auch zu manchen falschen Auslegungen Veranlassung gegeben: so hat er doch die Bahn zu gründlicheren Forschungen über dieselbe gebrochen und den Weg gezeigt, auf welchem man zu tiefern Einsichten vielleicht noch gelangen kann. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß H. durch Glisson's Schriften*) zu seiner Lehre von der Reizbarkeit der Muskelfaser hingeleitet worden ist. Dieser nannte die der thierischen Fa[illegible]

[illegible] im Allgemeinen, [illegible] Muskeln, [illegible] Irritabilität. [illegible] Detail. H. [illegible] Muskeln [illegible] Irritabilität [illegible] Sensibilität [illegible]. Im J. 1739 [illegible] H. [illegible] Muskelkraft [illegible] Irritabilität [illegible] eigentliche Muskelkraft, Irritabilität, [illegible] Sensibilität, [illegible] Muskeln [illegible] zukomme: [illegible] vis mortua, [illegible] Diese neue Lehre [illegible] er in seiner Physiologie vor. [illegible] mehrere Dissertationen von Zimm 1749 [illegible] 1751, [illegible] 1752, [illegible] 1752. Im J. 1752 [illegible] H. zwei akademische Reden, in welchen er zu beweisen [illegible], daß die Empfindlichkeit nur den Nerven zukomme und das Vermögen auf einen Reiz sich zusammen zu ziehen, nur der Muskelfaser eigenthümlich und von den Nerven ganz unabhängig sei. — Diese Reden wurden 1753 in den Göttinger Commentarien durch den Druck bekannt gemacht und verwickelten H. in viele Streitigkeiten mit de Gor, de Haen, Delius, [illegible], Bonceli u. A., seine Gegenschriften sind in den Memoires sur les parties sensibles et irritables. Lausanne 1756 — 1759 enthalten, auch findet sich viel darüber in seiner großen Physiologie. Man sieht aus dieser Darstellung, wie H. behutsam, unter fortdauernden Experimenten an [illegible] den Thieren nur Schritt für Schritt die Unabhängigkeit der Muskelreizbarkeit weiter ausdehnte und doch scheint er eben zuletzt noch, von dem rechten Weg abgewichen zu sein. Wie schwierig es aber ist, über diese Lehre zur Gewißheit zu gelangen, beweisen wohl die widersprechenden Meinungen der Physiologen über dieselbe jetzt noch, nach einem Zeitraume von fast siebenzig Jahren.

Die literarischen Arbeiten H. über Physiologie finden sich theils in mehreren einzelnen Abhandlungen und Dissertationen, theils in seinen beiden physiologischen Handbüchern. Die erste Auflage der kleinen Physiologie: Primae Lineae physiologiae erschien zu Göttingen 1747 und wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, öfter aufgelegt und in das Französische, Italienische, Englische und Deutsche übersetzt. Mehrere Decennien hindurch wurde dieses Lehrbuch fast allgemein für die Vorlesungen und zum Privatunterrichte benutzt; noch im Jahre 1800 hat v. Leveling eine zu diesem Zwecke bestimmte neue Auflage besorgt**).

Die Herausgabe seines bis jetzt noch unübertroffenen Meisterwerkes, der Elementa physiologiae corporis humani, begann zu Lausanne 1757 und wurde

*) Glisson tract. de ventric. et intest. Lond. 1671 p. 171 und de irritabilitate a phantas. et appetitu recta. Amstelod. p. 99.

**) Alb. v. Haller Grundriß der Physiologie m. d. Verbess. von H. A. Wrisberg, Sam. Th. Sömmerring und Ph. F. Meckel; umgearbeitet von H. Max. v. Leveling. Erlangen, 1800.

1763 mit dem achten Bande beendigt. Es enthält dieſes treffliche Werk eine vollſtändige Sammlung aller Unterſuchungen, Erfahrungen und Lehren über die feinere Anatomie und die Phyſiologie von den älteren bis auf H's Zeiten, verbunden mit einer ausnehmend reichhaltigen Literatur und den Reſultaten eigener zahlreichen Unterſuchungen, Beobachtungen und Forſchungen des Verfaſſers. Eine unentbehrliche Schatzkammer von literariſchen Nachweiſungen und treu beobachteten Thatſachen für einen jeden Gelehrten, der jene Fächer mit Gründlichkeit bearbeiten will. — Auch von dieſem Werke ſind mehrere Auflagen, eine zu Neapel, eine andere zu Venedig, eine teutſche Überſetzung zu Berlin und eine franzöſiſche zu Paris erſchienen. Vom J. 1778 an unternahm H. ſelbſt noch die mit neuen Unterſuchungen und Beobachtungen vermehrte, aber im Ganzen abgekürzte Ausgabe dieſes großen Werkes in Octav: De partium corporis humani praecipuarum fabrica et functionibus; opus quinquaginta annorum. Bernae et Lausannae 1778, allein er konnte dieſelbe nicht mehr vollenden, von 30 Büchern, welche die Elementa physiologiae enthalten, erſchienen nur zehn Bücher. In der Vorrede zu dem erſten Theile lieferte H. ein Verzeichniß ſeiner wichtigſten anatomiſchen und phyſiologiſchen Entdeckungen (Catalogus nonnullorum inventorum auctoris. p. 35). Die Zuſätze, welche dieſe Ausgabe auszeichnen, ſind, um die erſte Auflage zu ſupplíren, ausgehoben und unter dem Titel: Auctuarium ad elementa physiologiae corp. hum. Laus. 1782 erſchienen.

Nicht ſo glücklich war H. als Botaniker, ſein Wettkampf mit Linnée glückte ihm nicht, dieſer war ihm an umfaſſenden Kenntniſſen des Pflanzenreiches und einem richtigeren Blick zu einer für dem damaligen Standpunkt der Botanik paſſendern Syſtematik, überlegen. — Doch iſt der Eifer, mit welchem er auch in dieſem Zweige der Wiſſenſchaften arbeitete, zu rühmen. Schon während ſeiner Studierzeit beſchäftigte er ſich fleißig mit der Botanik, jedoch ohne beſondere Vorliebe für dieſelbe***); erſt nach der Zurückkunft von ſeinen Reiſen fing er an, derſelben gleiche Thätigkeit wie der Anatomie zu widmen, legte er den Grund zu einer Flora der Schweiz und arbeitete gründlich für die richtigere Beſtimmung der Pflanzenfamilien. Zu dieſem Zwecke machte er von ſeinem 20ſten bis 28ſten Jahre, von 1728 bis 1736 jährlich Reiſen auf die Alpen in Begleitung von Joh. Geßner, Stähelin und Thomas. Von 1736 bis 1753 bereiſte er von Göttingen aus den Harz, Thüringen, die Gegenden von Halle und Hannover, wobei er eine beträchtliche Anzahl Pflanzen zuſammen brachte, die er mit vieler Genauigkeit unterſuchte und mit den vorhandenen Beſchreibungen kritiſch forſchend verglich. Auch die Literatur der Botanik war ihm durch ſeine unermüdliche Beleſenheit in ihrem ganzen Umfange bekannt geworden und er ließ keine Gelegenheit vorbei eilen, die ihm geſtattete, fremde Herbarien zu benutzen, von denen die Sammlungen eines Joh. Jak. Huber, Albr. Gagnebin und Werner de la Chevol als die wichtigeren zu nennen ſind. — In einer kleinen Schrift: de methodico studio botanices absque praeceptore Goett. 1736 (wieder abgedr. in den Opusc. Bot. p. 31 sqq.) gab er die Grundzüge zu einem natürlichen Syſteme, welches ſowohl auf den Habitus der Pflanzen und ihre natürliche Verwandtſchaft, als auf die Verhältniſſe der Staubfäden gegründet war. Allein er fand wenig Beifall und H. ſah nicht ohne die Gefühle beleidigten Ehrgeizes Linnée's Syſtem mit glänzendem Erfolge ſich immer weiter verbreiten. Hierin, verbunden mit der beleidigenden Zurückſetzung, die er von Linnée dadurch glaubte erfahren zu haben, daß dieſer die von H. angegebenen Pflanzencharaktere nicht benutzt hatte, lag wohl hauptſächlich der Grund der Bitterkeit eines Streites gegen dieſen ausgezeichneten Mann (in den eben angef. Schriften in den Göttinger Anz. 1748. S 500 und in Haller's Tagebuch 2. Bd S. 200), welcher zu der Schattenſeite in Haller's literariſchem Wirken gehört, vorzüglich wegen der Kritiken, die er unter dem Namen ſeines 15jährigen Sohnes, Gottlieb Emanuel, herausgab: Dubia ex Linnei fundamentis hausta, Götting. 1751. — Nuper proposita dubia illustrata, 1752. Dubiarum contra sect. septimam fundamentorum Linnei Manip. 1 u. 2. 1753.

Haller's vorzüglichſtes botaniſches Werk iſt die Historia stirpium Helvetiae indigenarum. T. I — III. Bern. 1768, in welcher 2486 Pflanzen mit vieler Genauigkeit und mit einer von eben ſo großer Beleſenheit, als Scharfblick zeugenden Angabe der Synonyme, beſchrieben ſind. Acht und vierzig derſelben beigefügte Kupfertafeln, liefern lehrreiche Abbildungen mehrerer Pflanzen. Außer dieſer trefflichen Flora, ſchrieb er noch mehrere kleine botaniſche Abhandlungen, die faſt alle in ſeinen Opuscula botanica geſammelt ſind. Hieher gehören die Beſchreibungen ſeiner botaniſchen Reiſen durch die Schweiz und auf den Harz, einige brauchbare Monographien: de Veronicis alpinis, über die Bartsia alpina, die Stähelina montana und eine Diss. de pedicularibus, und von denen der Libellus de Allii genere naturali (1745) noch den heutigen Monographien der Gattung Allium als Baſis dient. Als Frucht ſeines Aufenthalts im mittleren Teutſchland iſt vorzüglich ſeine Ausgabe von Ruppii Flora Jenensis zu betrachten, welche viel Eigenthümliches von ihm enthält, durch ſeine Beſorgung mit trefflichen Kupferſtichen verſehen wurde, auch in Hinſicht auf Kritik allen andern für jene Gegend erſchienenen Floren vorgezogen zu werden verdient. Seine letzte botaniſche Arbeit war die Bibliotheca botanica, ſie iſt in demſelben Geiſt geſchrieben, wie die Bibl. anatomica, von welcher wir oben geſprochen haben, ſteht dieſer aber an Gehalt nach. Wie iſt es auch möglich, daß ein Mann in Fächern von ſo weitem Umfange mit gleichem Glücke und gleicher Gründlichkeit ſollte arbeiten können? Immer bleibt Hallern der Ruhm, für Anatomie, Phyſiologie und Botanik gemein-

***) Haller ſagt dieß ſelbſt in der Vorrede zu der Enumerat. Stirp. Helvet. p. 17.

schaftlich, nach dem Standpunkte dieser Wissenschaften zu seiner Zeit, mehr und umfassender gewirkt zu haben, als ein Gelehrter vor oder nach ihm. — Seinen Namen verewigte Linnée in der Botanik durch die südafrikanische Gattung Halleria, durch die von ihm auf dem Harze entdeckte Arabis Halleri, und Allione, auch durch die piemontesische Anemone Halleri. (*Seiler.*)

HALLER (Berchtold), der wichtigste Beförderer der Reformation zu Bern, geboren 1492 in dem damals rottweilschen, jetzt würtembergschen Dorfe Aldingen*). Seine erste Bildung erhielt er auf der damals nicht unberühmten Schule zu Pforzheim, wo sich eine innige Freundschaft zwischen ihm und seinem Mitschüler Melanchthon bildete. Nachher studirte er auf der Universität zu Cölln, wo er den Grad eines Baccalaureus der Theologie erhielt. Die gründlichen Kenntnisse, besonders in den alten Sprachen und die schöne Diction seiner lateinischen Briefe bewiesen, wie wohl er seine Studienzeit angewandt hatte. Nachdem er hierauf einige Zeit an der Schule zu Basel gelehrt hatte, kam er im J. 1518 nach Bern, wo er zuerst auch Unterricht ertheilte, und bald eine Kaplanei erhielt. Seine Kenntnisse, sein Fleiß und seine Beredsamkeit, verbunden mit Bescheidenheit und einem einnehmenden Wesen, das durch ein entsprechendes Äußeres unterstützt wurde, erwarben ihm Achtung und Zuneigung. Besonders kam er mit denjenigen großen Geschlechtern, die der Reformation geneigt waren, mit den Wattenwyl, den Mai, den Weingarten in freundschaftliche Berührung. Bald erhielt er vom großen Rathe eine Chorherrenpfründe am Stifte zu Bern, und wurde dann 1521 zum Leutpriester an dieser Hauptkirche gewählt. Schon früher hatte er Luthers kleine Schriften eifrig gelesen, und predigte daher vom J. 1520 an nach den sonntäglichen Evangelien, über die zehen Gebote zwar vorsichtig, aber doch so, daß er damals schon in nicht geringer Gefahr schwebte. Denn so viele Neigung für die Reformation sich bei einigen der vorzüglichsten Mitglieder der Regirung und bei vielen Bürgern zeigte, so hatte die Gegenpartei besonders im kleinen Rathe doch noch ein entschiedenes Übergewicht, und unter den Bürgern einen sehr starken Anhang. Daher schwebte Haller wegen der steigenden Erbitterung der Parteien mehrere Jahre in beständiger Lebensgefahr, die auch einen entschlossenern Mann hätte schrecken können. Wirklich verlor er auch im J. 1522 den Muth so, daß er den Entschluß faßte, sich, unter dem Vorwande in Basel die griechische und hebräische Sprache gründlicher zu studiren, von Bern zu entfernen. Glücklicher Weise theilte er seinen Vorsatz Zwingli mit, der ihn dringend bat, auf dem Platze, wohin die Vorsehung ihn gestellt, auszuharren und seinen gesunkenen Muth wirklich wieder aufrichtete. Seine Gegner suchten ihn in die Gewalt des Bischofs von Lausanne, zu dessen Sprengel die Stadt Bern gehörte, zu bringen. Er wurde vor den großen Rath berufen, um sich wegen seiner Lehre zu verantworten. Die Parteien standen in der Rathsstube heftig gegen einander und eben so starke Parteiung zeigte sich unter den Bürgern; und da Hallers Freunde besorgten, der Entschluß, ihn nach Lausanne zu senden, könnte durchgesetzt werden: so führten sie ihn unter starker Begleitung in seine Wohnung zurück und bewachten dieselbe. Indessen wurde dann dem Bischofe von Lausanne von der auf ihre Auctorität eifersüchtigen Regirung die begehrte Zusendung Hallers und Sebastian Meyers, des kühnen Predigers bei den Barfüßermönchen, abgeschlagen mit der Erklärung, man werde ihm zu Bern selbst gehöriges Recht gegen die Predikanten halten. Auch war es Hallers Wirksamkeit sehr beförderlich, als der Rath durch seine Gesandten bei einer Tagsatzung zu Baden im Januar 1523 erklären ließ, daß Bern seine Predikanten, das heil. Evangelium und die heil. Schrift wolle verkündigen und predigen lassen, ohne Verhinderung und sie dabei schützen. In ähnlichem Sinne erließ dann die Regirung im Junius 1523 einen Beschluß, daß jeder Prediger dem Volke die bloße lautere Wahrheit vortragen solle. Allein im Herbste dieses Jahres wurden Haller und Sebastian Meyer und mit ihnen ihr Freund Thomas Wyttenbach von Biel wegen eines Gespräches über das Klosterleben, das sie mit einer Nonne zu Bern aus der Familie May gehalten, angeklagt, und auf eine schlaue Weise versucht, ihre Verbannung zu bewirken. Endlich gelang es aber ihren Freunden im großen Rathe, die Sache durch den Beschluß zu unterdrücken, daß die Prediger ihrer Kanzel warten und des Klosters müßig gehen sollen. Daher versuchten nun seine Feinde, ihn bei Nacht unter dem Vorwande eines Krankenbesuchs aus dem Hause zu locken und dann zu entführen. Der Anschlag wurde aber von einigen Steinhauern, die denselben belauscht hatten, und Hallern zuriefen, er solle im Hause bleiben, vereitelt. Ein andrer Angriff, der bei Tage auf sein Leben geschehen sollte, wurde wieder durch den Zulauf von Bewaffneten aus dem Volke, die ihn beobachteten, verhindert, und der wiederholt gemachte Versuch, seine Absendung nach Lausanne zu bewirken, konnte im großen Rathe nie durchgesetzt werden. Zwar erhielt die katholische Partei durch den Einfluß andrer eidgenössischer Orte und durch die Besorgnisse, welche der Bauernkrieg erregte, seit dem Jahre 1524 wieder ein bedeutendes Übergewicht, und Sebastian Meyer wurde wirklich verbannt: aber auch die Freunde der Reformation, zu denen besonders der Schultheiß Jakob v. Wattenwyl gehörte, behielten großen Einfluß, und eben jene Besorgnisse mäßigten die Heftigkeit des Parteigei-

*) Das Geschlecht Haller findet sich in verschiedenen Gegenden. Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erscheint Jakob Haller als Mitglied des großen Rathes zu Bern. — Johannes, der weder mit diesem Jakob noch mit Berchtold scheint in Verwandtschaft gestanden zu haben, wurde 1487 in dem St. Gallenschen Städtchen Wyl geboren, und war der erste Geistliche im Canton Bern, der sich verheirathete. Wegen der Unruhen im Berner Oberland 1528 ging er nach Zürich, wurde Pfarrer zu Bulau und fiel 1531 in der Schlacht bei Cappel. Sein älterer Sohn Johannes, geboren 1523, wurde Archidiakon zu Zürich, dann auf Begehren der Regirung von Bern dieser Stadt überlassen, wo er 1575 als Dekan starb. Von diesem stammt der große Naturforscher, Anatom und Physiolog Albrecht von Haller ab.

stes und überzeugten von der Nothwendigkeit, daß ein Ausbruch verhütet werden müsse. Daher wurde mit Meyer auch sein heftigster Gegner, der Lesemeister der Predigermönche, Hans Heim, verbannt und den Predigermönchen so wie den Barfüßern geboten, sich des widerwärtigen Predigens zu enthalten: man solle sich mit den Predigten in der Stiftskirche begnügen. Hier aber predigte Haller, zwar ohne seiner Überzeugung irgend etwas zu vergeben, jedoch vorsichtig und behutsam, wie ihm Zwingli selbst gerathen hatte: dadurch rettete er nicht nur sich selbst, sondern er wirkte durch Behutsamkeit und Mäßigung weit mehr, als unter den damaligen Verhältnissen ein lebhafterer Kopf vermocht hätte. Allein als der Bauernkrieg unterdrückt und die bekannte Disputation zu Baden im Mai 1526 angeordnet war, schien die katholische Partei entschieden zu siegen: denn den 21. Mai wurde der Beschluß durchgesetzt, beim alten Glauben zu bleiben, und sich von der Mehrheit der eidgenössischen Orte nicht abzusondern. An demselben Tage beschloß der kleine Rath, Haller und der Pfarrer zu Erlenbach, Peter Cunz, sollen sogleich nach Baden reisen, nicht um zu disputiren, sondern um Rechenschaft von ihrer Lehre abzulegen: dazu sollte ihnen nicht einmal das übliche Geleite bewilligt werden. Allein der große Rath gab ihnen ein der Reformation geneigtes Mitglied des kleinen als Beschützer zu. Nach den gedruckten Akten dieser ganz parteiisch für die Katholiken eingerichteten Disputation, äußerte sich Haller einzig über die zweite Thesis, welche die Behauptung aufstellt, daß der wahre Leib Christus in der Messe wirklich geopfert werde. Gegen diese disputirte er mit gewichtigen Gründen, verließ dann aber Baden vor Beendigung der Disputation. Bald nach seiner Rückkunft wurde er vor den kleinen Rath berufen und ihm der Befehl angekündigt, wieder Messe zu lesen. Allein er verweigerte jede Antwort anderswo als vor dem großen Rathe, und seine Freunde setzten es durch, daß die Sache dahin mußte gebracht werden. Hier entstand nun ein so heftiger Streit, daß die Bürger vor dem Rathhause zusammen liefen und sich das Gerücht verbreitete, die Parteien seien in der Rathsstube im Handgemenge begriffen. Als endlich Stille hergestellt war, erklärte Haller, daß er sich dem Befehle, Messe zu lesen, nicht unterwerfen könne, aber um Entzweiung der Regirung zu verhüten, seine Chorherrenstelle aufgeben wolle. Dieß besänftigte die Gemüther und die Parteien schlossen einen Vergleich, der dann zum Vortheile der Reformation ausschlug. Die Chorherrenstelle und damit auch die Verpflichtung, Messe zu lesen, wurde ihm zwar abgenommen; dagegen wurde ihm ein andres Einkommen und eine andre Wohnung angewiesen, und er zugleich als Prediger bestätigt. Dieß war der letzte Kampf zu Bern, bei dem seine Exsistenz, oder wenigstens seine Wirksamkeit in dieser Stadt auf dem Spiele stand, nachdem er seit etwa fünf Jahren in beständiger Lebensgefahr geschwebt hatte. Denn seit der Disputation zu Baden hob sich zu Bern die reformirte Partei immer mehr, und die katholischen Orte der Eidgenossenschaft beförderten dieß selbst durch die Anmaßung, womit sie Bern in dieser Rücksicht Gesetze vorschreiben wollten. Haller erhielt nun auch den Auftrag, in der Adventszeit außer seinen gewöhnlichen Predigten noch drei Mal in der Woche zu predigen; ja man erlaubte ihm, noch einen Gehilfen zu suchen. Deßwegen rief er Franz Kolb, gebürtig von Rötelen, der schon früher eine Chorherrenstelle zu Bern gehabt, aber im Jahre 1522 wegen seiner heftigen Predigten gegen die Mißbräuche in der Kirche, besonders aber gegen die Sittenlosigkeit, das Pensionswesen und das Reislaufen sich entfernt hatte. Haller konnte von jetzt an weit ungehemmter auftreten, und er erntete endlich den Lohn seines Ausharrens, als der große Rath im November 1527, weil die katholischen Orte beharrlich die Mittheilung eines der vier Originale der Akten der badenschen Disputation zu Vergleichung mit den von Murner zu Luzern gedruckten Akten verweigerten, eine feierliche Disputation zu Bern selbst ausschrieb. Haller erhielt nebst Kolb den Auftrag, die Theses abzufassen. Sie übersandten dieselben Zwingli zur Prüfung, worauf sie zu Zürich gedruckt wurden; denn Bern hatte damals keine Druckerei. Diese zehen Theses enthalten die Hauptsätze der reformirten Lehre: die fünfte ist gegen die lutherische Lehre vom Abendmahle gerichtet. Äußerst lebhaft äußerte Haller seine Freude, als Zwingli ihm versprach, selbst zu der Disputation nach Bern zu kommen: denn nun hielt er den Sieg für entschieden. Allerdings wirkte dieß um so vortheilhafter, da Zwingli sich aus hinreichenden Gründen 1526 geweigert hatte, nach Baden zu kommen. In den Akten der Disputation zu Bern zeigt sich Hallers Schriftkenntniß und Besonnenheit in hellem Lichte. Auch die Rathschläge, die er nach der Disputation der Obrigkeit übergab, wie bei Einführung der Reformation zu Werke zu gehen sei, und die auch meistens befolgt wurden, zeugen von vieler Klugheit und Sanftmuth, und es findet sich darin keine Spur von Rachsucht gegen seine Verfolger. Aber noch einmal sah er sein Leben im Dienste der Wahrheit bedroht. Zu Solothurn kämpften die Parteien heftig gegen einander: endlich wurde durch den Einfluß bernerischer und anderer Gesandten der Entschluß bewirkt, einen vorzüglichen Prediger zu berufen. Bern überließ Solothurn im Januar 1530 Hallern auf einige Zeit. Er blieb sechs Wochen daselbst, und predigte in dieser Zeit dreißig Male. Allein die Gegenpartei veranstaltete ein Wunder, indem das Bild und das Reliquienkästchen des h. Ursus eines Morgens schwitzten; alsobald wurde mit allen Glocken geläutet, und die Gläubigen ermahnt, Gott und dem h. Ursus für diese Warnung zu danken. Der dadurch erregte Auflauf wurde zwar gestillet, aber es zeigte sich dabei, wie sehr Hallers Leben in Gefahr stand. Bern berief ihn deßwegen zurück. Von da an lebte er ruhig zu Bern seinem Amte und den Wissenschaften. Wichtige Veränderungen in seinem Leben werden keine mehr erwähnt. Allein schon den 26. Februar 1536 machte eine schwere Krankheit seinem Leben ein frühes Ende. — Nach einigen Nachrichten soll er sich 1529 verheirathet haben, doch ist dieß ungewiß: Kinder hinterließ er we-

nigſtens nicht. — Haller war ganz der Mann, wie ihn die Verhältniſſe zu Bern erforderten, wenn die große Anhänglichkeit der Mehrheit der Einwohner an dem Alten ſollte allmälig beſiegt werden. Während Kolb, der Arzt Valerius Anshelm (der 1529 nach Bern zurückkam und die berühmte Berner Chronik abfaßte), und Sebaſtian Meyer, drei kräftigere und kühnere Charaktere nach und nach von Bern vertrieben wurden, blieb der behutſamere, ja zuweilen furchtſame Haller immer bei ſeiner Predigerſtelle, und bewirkte zwar langſam und leiſe, aber ſicher, eine ſolche Veränderung in der Vorſtellungsart ſeiner Zuhörer, daß die meiſten Zünfte, in welche die Bürger zwar nicht politiſch aber militäriſch eingetheilt waren, und deren jede ihren eignen Kaplan und eigne Sacra hatte, die Meſſe noch vor der Disputation zu Bern abſchafften. — Außer einer handſchriftlichen Berner Chronik und den Vor- und Nachreden bei den Akten der Disputation zu Bern hat er keine Schriften hinterlaſſen. Seine frühere Lage zu Bern, dann die vielen auf ihm laſtenden Geſchäfte, ſeine ganze Perſönlichkeit und endlich die Kürze ſeines Lebens erklären dieß hinlänglich **). (*Escher.*)

HALLER (Gottlieb Emanuel v.), ein Sohn des berühmten Albrechts von Haller, wurde zu Bern am 17. October 1735 geboren. Anfangs widmete er ſich zu Göttingen, wo ſein Vater lehrte, der Medizin und vor Allem der Botanik und verſprach auch in deſſen Fußtapfen zu treten. Aber als der Vater nachher zurück ging, folgte auch der Sohn, und legte ſich nun mehr auf die Rechte und die Geſchichte ſeines Vaterlandes, um demſelben nützlicher werden zu können. Nachdem er 1760 Paris beſucht hatte, erhielt er das Amt eines Vicebibliothekars zu Bern und bald darauf das eines Kriegsraths-Sekretärs. Indeß verhinderten mancherlei Urſachen, daß er nicht vor 1773 in den großen Rath treten konnte: als er dieß aber erreicht hatte, ging er ſchnell die Ehrenſtufen ſeines Vaterlandes durch, wurde Großwaibel oder Vicepräſident des Stadtgerichts, auch in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, wie er denn bei der Tagſatzung der italienſchen Vogteien als Geſandter Berns auftrat. Nach ſeiner Rückkehr 1775 erhielt er das Amt eines Gerichtsſchreibers oder Civil- und Criminalrichters von Bern, 1785 aber die eines Landvogts von Nyons, als welcher er am 9. April 1786 ſtarb. Von ſeinen Schriften ſind außer einigen kleinern über einzelne Theile des Linné'ſchen Syſtems ***) folgende zu bemerken: 1) Specimen bibliothecae Helveticae. Bern, 1757. 4. 2) Sechs verſchiedene Verſuche eines kritiſchen Verzeichniſſes aller Schriften, welche die Schweiz angehen. Ebendaſ. 1759—70. 8. Beide Werke nehmen in der Literatur der Schweiz einen ehrenvollen Platz ein und zeugen von großem Fleiße und Beredſamkeit. 3) Conseils pour former une Bibliothèque historique de la Suisse, ib. 1771. 8. — 4) Catalogue raisonné des auteurs qui ont écrit sur l'histoire naturelle de la Suisse, à Bâsle, 1773. 4. — 5) Bibliothek der Schweizergeſchichte ſyſtematiſch-chronologiſch geordnet. 7 Bde. Bern 1785—88. gr. 8., wovon aber 3r bis 7r von J. J. Stapfer, Pfarrer zu Bern, jedoch ohne deſſen Namen aus den hinterlaſſenen Papieren des Verf. herausgegeben ſind. Auch hatte Haller Antheil an der zu Yverdun von Profeſſor Félice beſorgten Ausgabe der Encyklopädie, ou Dictionaire raisonné des Sciences (1770 seqq.). Vergl. die von Stapfer der Vorrede zum 6ten Theile der Schweizer Geſchichtsbibliothek (S. 7—18) beigefügte Lebensbeſchreibung, dann Sax Onomasticon literarium. Tom. 8. p. 130. Auch die Biogr. univ. und Meuſel's Lexikon der verſtorbenen teutſchen Schriftſt. Bd. 5. S. 104 ff. (*Ad. Martin.*)

HALLER von HALLERSTEIN, ein altadeliges Geſchlecht, vermuthlich aus Franken abſtammend, das von da nach Baiern, Steiermark und Krain kam, und 6 Meilen von Laibach das Schloß Hallerſtein erbaute. Schon 1198 war dieſes Geſchlecht zu Nürnberg anſäſſig, und es erbaute 1276 unfern dieſer Stadt die Kirche und das Hospital zum heil. Geiſt zum Gebrauch der Reiſenden. Barthel Haller v. Hallerſtein war Kaiſer Ferdinands Kriegsoberſter und Rath, ließ ſich nachher zu Frankfurt am Main nieder, und ſtarb daſelbſt 1551 als Schultheiß. Peter Haller v. Hallerſtein wandte ſich zu Anfange des 18ten Jahrh. von Nürnberg nach Siebenbürgen, und wurde daſelbſt Stammvater des freiherrlichen Geſchlechts dieſes Namens †). (*Baur.*) Sein Sohn, Johann Haller (Freiherr v. Hallerſtein oder Hallerkö), ein eifriger Vertheidiger des römiſch-katholiſchen Glaubens in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh., als dieſer in Ungarn und Siebenbürgen durch den Proteſtantismus und den Socinianismus verdrängt zu werden in Gefahr ſtand. Wegen ſeines Eifers für die kathol. Religion ließ ihn der ſiebenbürgiſche Fürſt Michael Apafi zu Fogaraſch ins Gefängniß werfen. In ſeiner Gefangenſchaft ſchrieb er in magyariſcher Sprache das hiſtoriſche Werk Hármas Historia (dreifache Geſchichte), worin er ſich über die Thaten Alexanders des Großen, und Troja's Untergang ausführlich verbreitet, und eine Ährenleſe aus der Geſchichte lieferte. Es wurde zu Klauſenburg 1693 in 4. gedruckt, und zu Preßburg 1750 in Quart neu aufgelegt. Außerdem hat man noch von ihm einen clypeus tolerantiae, welcher 1682 von Jak. Coreno, unter dem Titel: Békességes turésnek paysa in das Magyariſche überſetzt iſt. (*Rumy.*) — Ladislaus Haller (Graf von Hallerſtein oder Hallerkö, ein ausgezeichneter ſiebenbürgſcher Statsmann, Gelehrter und Schriftſteller in magyariſcher Sprache. Er wurde im J. 1717 geboren. Schon im 24ſten Lebensjahre erhielt er von der

**) Vgl. Scheurer's berniſches Mauſoleum Bd. I. — *Adami* Vitae Theologorum. p. 28, wo ſich auch die Artikel der Berner Disputation finden. — Haller's Biblioth. der Schweizergeſchichte. Bd. 2. S. 114.

***) Doch nur angeblich, vgl. S. 303. (*St.*)

†) Das allgem. (Fritſchesche) hiſt. Lex., und die dort angeführten Schriftſt. Adelungs Zuſ. zum Jöcher. Auch Will und Nopitſch im Nürnberg. Gel. Lex. führen mehrere dieſes Geſchlechts an.

Regirung einen wichtigen Auftrag, den er zu ihrer vollen Zufriedenheit ausführte, wofür er mit der Würde eines königl. Raths und dem Amte des Obergespans des Marmaroscher Comitats belohnt wurde. Er liebte die Wissenschaften und die Beförderung der damals noch wenig als Schriftstellersprache ausgebildeten magyarischen Sprache so sehr, daß er mitten unter seinen Amtsgeschäften den Telemach und einen Theil von Ovids Metamorphosen ins Magyarische übersetzte; doch erschien die gelungene Übersetzung des Telemach erst nach seinem Tode, denn er starb bereits am 1. März 1751, in seinem 34sten Lebensjahre, als er gerade den königl. Ruf zur Septemviraltafel erhalten hatte. Sein Manuscript der noch unvollendeten Übersetzung von Ovids Metamorphosen ging aber nach seinem Tode verloren. Die erste Ausgabe seiner magyarischen Übersetzung des Telemach besorgte sein Bruder, der General Graf Gabriel Haller. Sie wurde im J. 1755 zu Kaschau gedruckt und erschien unter dem Titel: Telemakus bujdosának történetei, melyeket Frantzia nyelven irtt Fenelloni Saligniak Ferencz Kameraki Ersek, Magyarra forditott Hallerköi Haller László Gróf Ur etc. Die Übersetzung fand solchen Beifall, daß bereits im J. 1758 die zweite und im J. 1770 die dritte Ausgabe erschien, von der bereits die ganze Auflage längst vergriffen ist. Graf Ladislaus Haller trug durch seine Übersetzung des Telemach viel zur Vervollkommnung der magyarischen Sprache bei, denn er hatte seine Muttersprache ganz in seiner Gewalt, kannte ihre Kraft, und wagte sie durch glücklich neu gebildete Worte zu bereichern, welchem rühmlichen Beispiel später Bárótzy, Kazinczy und andere klassische magyarische Schriftsteller folgten. Sein Bildniß ziert das sechste Heft des Erdélyi Museum (Siebenbirgisches Museum, Pesth 1817). (*Rumy.*)

HÄLLER, gemeiniglich Heller geschrieben, in Teutschland die kleinste Kupfermünze, die jetzt wohl nirgends mehr geschlagen wird und die Hälfte eines Pfennigs gilt; daher wahrscheinlicher der Name Halber, woraus in der Folge Häller entstanden ist und so viel als Halfpenny, in Oberschwaben Haller, in Böhmen Halti, als von der Reichsstadt Halle, wo vormals eine kaiserliche Münze war und wo sie zuerst ausgeprägt seyn sollen. Sie kamen statt der denarii auf, hießen im Mittelalter auch Pfennige und wurden pfundweise ausgegeben. 600 Häller galten eine Mark Silber. Sie waren ursprünglich eine Scheidemünze, wurden seit 1356 auch in den kaiserlichen Münzstätten zu Frankfurt a. M., Nürnberg, Ulm und Donauwerth geschlagen, und waren zu $\frac{1}{3}$ von Silber, zu $\frac{2}{3}$ von Kupfer. Auf eine hallische Mark sollten 31 Schilling 4 Häller gehen, und ein Pfund Häller für 1 Goldgulden gelten. Späterhin kamen die Kupferhäller auf, die sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben: die Scheidemünze nannte man die weißen, die Kupfermünze die rothen Häller. So gemein aber auch im Handel das Pfund Häller war, so weiß man doch jetzt dessen wahren Werth, den es in den Staten Teutschlands vielleicht verschieden gehabt haben mag. Gewöhnlich nimmt man an, daß 7 Häller 1 Kreuzer, und deren 12 ein Schilling, 20 Schillinge aber gerade 1 Pfund Häller ausgemacht haben, mithin 7 Pfund Häller 1 Gulden werth gewesen seien. — Von diesem Häller haben wir mehrere teutsche Sprichwörter: bei Häller und Pfennig bezahlen, nicht einen Häller darum geben, nicht einen blutigen Häller haben; wer den Häller nicht spart, wird keines Pfennigs Herr u. a.

(*G. Hassel.*)

HALLERIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caprifolien und der zweiten Ordnung der vierzehnten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter ist ein dreilappiger, stehen bleibender Kelch, eine trichterförmige Corolle mit vielgespaltenem Saume und mit einem größeren ausgerandeten oberen Fetzen, ein stehen bleibender Griffel und eine kugelige, einfächerige, vielhaarige Beere mit Samen, deren Keimgänge sich in einem Mittelpunkte vereinigen. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind strauchartige Gewächse, welche im südlichen Afrika wachsen. 1) H. lucida *L.* mit eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten Blättern, zweilippiger Corolle und hervorragenden Staubfäden. Abgebildet in *Lam.* Illustr. tab. 546 und in *Burm.* Afr. t. 89. fig. 2. 2) H. elliptica *Thunb.* prodr. mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gezähnten Blättern, gleichförmiger Corolle und eingeschlossenen Staubfäden. Abgebildet in *Burm.* Afr. t. 89. fig. 1. (*Sprengel.*)

HALLERMUND, eine Grafschaft und ein Dynastengeschlecht, das schon vor Heinrich des Löwen Zeiten in dem Lande am Deister blühete. Die Burg Hallermund, die ihren Namen doch wohl von dem kleinen Flüßchen Haller, der zu Hallerspringe der Erde entquillt und der Leine nachgeht, thronte im S. von Springe und im W. von Eldagsen auf einem Vorberge des Deisters, der noch jetzt den Namen des Burgbergs führt: ihre ältern Besitzer hatten das Land umher, die Städte Eldagsen und Springe, Lodium, wo Graf Wulbrand von Hallermund 1163 ein freies Cisterzienserstift gegründet hatte, die Adenser Gohe und Wulfingen erworben und sich ein ziemlich arrondirtes Gebiet erworben, das aber nicht von Braunschweig, sondern von den Hochstiftern Minden und Hildesheim zu Lehn ging; daher ihre ewigen Reibungen mit den Welfenfürsten. Die Hallermunde theilten sich in 2 Linien, wovon die ältere zu Eldagsen, die jüngere auf Burg Hallermund ihren Sitz hatte. Graf Gerhard aus der jüngern Linie verkaufte 1282 Hallermund, das seitdem in Trümmer verfiel, und die Hälfte der Grafschaft an Herzog Otto den Strengen von Lüneburg; 1411 erlosch mit den Grafen Otto und Willebrand der ältere Stamm und Herzog Bernhard I. zog, jedoch mit Widerspruche der Lehnsherrn zu Minden und Hildesheim, nun auch die zweite Hälfte der Grafschaft ein[1]). Hallermund wurde dadurch ein Theil der Lüneburgschen, allein in dem Theilungsrezesse, den 1428 Herzog Bernhard I. mit seines Bruders Herzog Wilhelm dem Siegreichen und Herzog Heinrich dem Friedfertigen abschloß, wurde Hallermund zu

1) *Scheidt* p. 245.

dem braunschweigschen Antheile [2]) und in der Folge in einem anderweiten Theilungsvertrage zwischen den Herzogen Heinrich und Erich I. 1495 zu dem Lande am Deister oder dem nunmehrigen Fürstenthume Calenberg geschlagen, wobei sie seitdem geblieben ist. Ihre Zubehörungen sind unter mehrere Ämter vertheilt. — Als Kurfürst Georg seinen ersten Minister Graf Franz Ernst von Platen 1704 mit dieser Grafschaft und den derselben anklebenden Insignien, auch allen Gerechtsamen, als einen unmittelbaren Reichsstand nach dem Rechte der Erstgeburt in absteigender Linie beafterlehnte, so wurde dabei ausdrücklich reversirt, daß unter solchen Gerechtsamen nichts, als das Recht der reichsgräflichen Unmittelbarkeit und des Sitzes und Stimme bei Reichs-, Kreis- und andern Versammlungen im Reiche zu verstehen sei, und die Grafen von Platen für ewige Zeiten an die reditus, jura et pertinentiae der Grafschaft Hallermund keinen Anspruch machen, noch sich den Landesbehörden oder schuldigen Landesabgaben entziehen, vielmehr die Stimme auf Reichskreisversammlungen in dem Sinne und Gutbefinden des jedes Mal regirenden Landesherrn führen sollen [3]). (*G. Hassel.*)

HALLERSTEIN (August), ein Jesuit, Astronom und Mathematikus, war Mandarin und Präses des mathematischen Tribunals zu Peking und starb zwischen 1770 und 1780. Man hat von ihm Observationes astronomicae ab an. 1717 ad 1752 a patribus Soc. J. Pekini Sinarum factae, gesammelt von Hallerstein und herausgegeben vom P. Hell, Wien 1768. gr. 4. 2 Theile. — Astronomische Beobachtungen 1744 und 1747 zu Pekin gemacht, stehen in den Philosophical Transact. — Observationes Cometae visi Pekini 1748. Ebend. num. 494. — Mercurius in Sole observatus Pekini Sinarum, d. 7. Nov. 1756. In den Nov. Comm. Petrop. T. IX. ad an. 1762. 1763. Im J. 1770 gefundene Methode bei einer Sonnenfinsterniß aus Beobachtungen den kleinsten Abstand der Mittelpunkte zu berechnen. In Hells astronom. Ephemeriden, Wien 1774. — De differentia meridianorum Petropolitani et Pekinensis, in den Nov. Commentar. Acad. scient. imperialis Petropol. Tom. 19. p. 603 f. (*Rotermund.*)

HALLERVORD (Johann), aus Königsberg in Preußen, als Literator und Bibliograph nicht unrühmlich bekannt, starb 1676, nur 31 Jahre alt. Man hat von ihm De historicis latinis spicilegium. Jen. 1672. 8. und Bibliotheca curiosa, in qua plurimi rarissimi atque paucis cogniti scriptores indicantur. Regiom. et Frf. 1676; mit einem neuen Titel 1687. 4. Das erste ist ein alphabetisch geordnetes Supplement zum Vossius de hist. lat., und das zweite zu Geßners bibl. univ.*). (*Baur.*)

2) Erath Nachr. von Erbtheilungen S. 49. 3) Größten Theils nach Wolf's Geschichte der Grafen von Hallermund und Scharfs polit. Stat des Kurf. Braunschweig-Lüneburg.

*) *Baillet* jugem. T. II, 6. *Fabricii* hist. bibl. suae. P. V, 459. *Pisanski* hist. lit. Prussiae P. III, 75. Biogr. univ. T. XIX. von Beuchot).

HALLEY, als Mathematiker und Naturforscher hoch berühmt, wurde am 29. October [1]) 1656 in dem Kirchspiel St. Leonard nahe bei London geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Seifensieder, bemerkte frühzeitig die ausgezeichneten Anlagen seines Sohnes und scheute daher keine Kosten dieselben auszubilden. Der junge Halley besuchte zuerst die St. Paulsschule und erwarb sich dort eine treffliche klassische Bildung, zugleich aber auch schon bedeutende mathematische und physikalische Kenntnisse. Im J. 1673 bezog er die Universität zu Oxford und widmete sich vorzugsweise den mathematischen und astronomischen Studien mit so glücklichem Erfolge, daß er schon 2 Jahr darauf, also in seinem 19ten Lebensjahre eine neue directe Methode die Apheslien und Excentricitäten der Planeten zu bestimmen erfand und in einer eigenen Schrift bekannt machte [2]). Es war vom Anfange seines Aufenthalts in Oxford an immer einer seiner Lieblingsplane, ein Verzeichniß der Fixsterne nach eigenen Beobachtungen zu entwerfen und durch genaue Bestimmung der wahren Örter dieser Sterne Tycho Brahe's Beobachtungen zu vervollständigen und zu berichtigen; da er aber erfuhr, daß Hevelius und Flamsteed schon mit dieser Arbeit beschäftigt waren: so faßte er den Entschluß, die Sterne zu verzeichnen, welche dem Südpole so nahe liegen, daß sie weder über dem Horizonte von Danzig noch von Greenwich je aufgehen. In dieser Absicht verließ er die Universität, noch ehe er, wie es in England gewöhnlich ist, einen akademischen Grad angenommen hatte, und schiffte sich im November 1776 nach St. Helena ein, wo er nach einer dreimonatlichen Reise ankam. Nachdem er dort bei einem keineswegs ganz günstigen Himmel sein Vorhaben so gut als möglich ausgeführt und außer den von den Schiffern benannten Constellationen ein neues Sternbild, die Karlseiche, zu Ehren seines Königs und Beschützers Karls II. eingeführt hatte, kam er im November 1678 nach England zurück, und wurde unmittelbar darauf von der Universität Oxford zum Magister artium creirt und von der königl. Societät zu ihrem Mitgliede erwählt. Noch in demselben Jahre gab er sein Verzeichniß der südlichen Gestirne mit angehängten Bemerkungen über verschiedene astronomische Gegenstände heraus [3]). Er macht in diesen Bemerkungen hauptsächlich auf den Vortheil aufmerksam, welchen man aus den Durchgängen der untern Planeten zur Bestimmung der Sonnenparallaxe ziehen könne, wozu ihn ein von ihm zu St. Helena beobachteter Durchgang des Merkur veranlaßte. Auf diese Parallaxenbestimmung kam er nachher öfter zurück [4]); doch erst im J. 1716

1) Dieses Datum steht in *Hutton's* Dict., vermuthlich ist aber der 29. Oct. a. St. gemeint, denn das Eloge de Halley von Mairan gibt den 8. Nov. an. Montucla (Hist. de mathémat. T. II.) sagt gar, H. sei am 8. Nov. a. St. geboren, welches wohl ein Mißverständniß ist. 2) Methodus directa geometrica investigandi excentricitates planetarum. Londini 1677. 3) Catalogus stellarum australium s. Supplementum catalogi Tychonici ad ann. 1677. Lond. 1679. 4. 4) Philos. Transact. Year 1691 u. 1716.

gelang es ihm, dieſe Methode zu einem höhern Grade von Genauigkeit zu erheben, als man bis dahin irgend gehofft hatte, worauf er dieſelbe für den nächſten, freilich erſt nach ſeinem Tode zu erwartenden, Venusdurchgang dringend empfahl. — Im J. 1679 wurde er von der königl. Societät nach Danzig geſendet, zunächſt in der Abſicht, einen zwiſchen Hooke und Hevel [5]) entſtandenen wiſſenſchaftlichen Streit beizulegen. Er kam dort am 26. Mai an, wurde von Hevel auf das Freundlichſte empfangen und verweilte, mit dieſem gemeinſchaftlich beobachtend und Kenntniſſe austauſchend, bis zur Mitte des Julius, wo er nach England zurück kehrte.

In den Jahren 1680—1681 machte Halley eine Reiſe nach Frankreich und Italien, um die Aſtronomen von Greenwich und Paris in nähere Verbindung mit einander zu bringen und ſich ſelbſt unter Caſſini's Leitung in der Aſtronomie zu vervollkommnen. Auf dieſer Reiſe beobachtete er den damals erſchienenen merkwürdigen Kometen, und wurde dadurch ſpäter veranlaßt, die Theorie der Kometenbahnen nach Newton's Syſteme zu bearbeiten, wo ſich dann bei der Vergleichung der Bahnen von 24 Kometen bald fand, daß die Elemente der in den Jahren 1531, 1607 und 1682 erſchienenen ſo nahe übereinſtimmten, daß eine Identität des beobachteten Geſtirns ſich kaum noch bezweifeln ließ. Halley ſetzte daher die Umlaufszeit dieſes Kometen auf 75 bis 76 Jahre, welches der Erfolg nachher beſtätigt hat. Dieſe Entdeckung iſt offenbar ſo wichtig, daß ſie allein hinreichen würde, Halley's Namen zu verewigen. Übrigens macht H. ſeine Kometographie erſt im Jahre 1705 bekannt [6]).

Bald nach ſeiner Rückkehr nach England im J. 1682 verheirathete er ſich mit Miß Tooke und lebte mit dieſer liebenswürdigen Frau 55 Jahre in einer glücklichen Ehe. Er ſchlug jetzt ſeinen Wohnſitz in Iſlington auf, wo er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten eifrig fortſetzte. Eine der wichtigſten Schriften, die er hier zunächſt ausarbeitete, iſt ſeine Theorie der Variation der Magnetnadel [7]), die erſte gründliche Abhandlung über dieſes merkwürdige Phänomen (vergl. den Art. Magnet). Zugleich beſchäftigte er ſich damit, die Theorie der Mondsbewegung genauer zu unterſuchen, um die Beſtimmung geographiſcher Längen auf Mondsbeobachtungen zu begründen. Fortdauernd blieb die Mondstheorie ihm eine Lieblingsbeſchäftigung und noch 40 Jahre ſpäter verſuchte er es, die Mondsperiode der alten Chaldäer wieder ins Leben zu rufen, um vollkommnere Mondstafeln zu erzielen. Verſprach er ſich nun auch hievon zu viel, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt die Seculargleichung des Mondes und diejenige Veränderung ſeiner Geſchwindigkeit, welche von der Verſchiedenheit des Abſtandes der Erde von der Sonne herrührt, erkannt zu haben. — Doch kehren wir zur chronologiſchen Folge der Arbeiten H's zurück! Eine kurze Unterbrechung in dieſen Arbeiten veranlaßte der Tod von H's Vater, welcher in zerrütteten Vermögensumſtänden, die theils durch die große Feuersbrunſt in London, theils durch andere Unglücksfälle herbei geführt waren, ſtarb. Indeſſen noch im J. 1684 brachte das Studium der Werke Kepler's, deſſen bekannte Geſetze er aus den Centralkräften noch nicht genügend erklären konnte, Halley in nähere Verbindung mit Newton, der damals ſeine Principia mathematica philosophiae naturalis zwar ſchon ausgearbeitet hatte, aber noch mit der Herausgabe derſelben zögerte. Auf H's Antrieb und durch ſeine Mitwirkung beim Drucke [8]), erſchien jenes berühmte Werk endlich im J. 1686.

In den nächſtfolgenden Jahren lieferte H. für die philos. Transactions und für die Miscellanea curiosa [9]), eine Menge anderer intereſſanter Aufſätze über Gegenſtände aus der Aſtronomie, Phyſik, phyſiſchen Geographie, Algebra u. ſ. w., welche hier einzeln aufzuzählen zu weitläufig ſeyn würde, in denen allen man aber Spuren ſeines Genius findet. — Als im J. 1691 die Savilianiſche Profeſſur der Aſtronomie zu Oxford vacant wurde, hielt H. um dieſe Stelle an, doch ohne Erfolg, weil ſeine religiöſen Überzeugungen, deren er kein Hehl hatte, nicht den Beifall des Biſchofs Stillingfleet, der ihn empfehlen ſollte, fanden. — H's Theorie der Variation der Magnetnadel hatte unterdeſſen ſowohl in als außerhalb England Aufſehn erregt und war meiſtens beifällig aufgenommen worden, doch war ſie nach H's eigener Überzeugung noch keineswegs völlig genügend. Halley ſparte daher keine Mühe, ſich ſo viele Beobachtungen des Phänomens als möglich zu verſchaffen. Sein König (Wilhelm III.) wohl einſehend, daß hier keine bloße gelehrte Streitfrage zu entſcheiden, ſondern eine für Englands Seemacht und Handel wichtige Unterſuchung zu führen ſei, übertrug ihm das Commando eines Schiffs mit dem Befehle, durch Beobachtungen die Geſetze der in Rede ſtehenden Naturerſcheinung auszumitteln und die geographiſche Lage der engländiſchen Colonien in Amerika genauer, als es bis dahin geſchehen war, zu beſtimmen. Zu dieſem Zwecke ging H. am 24. November 1698 unter Segel; doch kaum hatte er die Linie paſſirt, als Krankheiten unter ſeinem Schiffsvolke ausbrachen und endlich der Oberlieutenant

5) Hooke hatte die Werkzeuge Hevels, welche noch bloße Abſehen und Theilungen mit Transverſallinien hatten, ſtrenge kritiſirt. Halley's Prüfung entſchied aber zu Gunſten Hevels. 6) A Synopsis of the astronomy of comets. Philos. Transact. Year 1705. Eine lateiniſche Überſetzung mit Commentar von Whiſton erſchien im Jahre 1710 hinter deſſen praelect. physico-mathem. auch als Appendix zum 2ten Bande von *Dav. Gregorii* Astronomiae phys. et geometricae elementa, deßgleichen eine franz. von Lemonnier im J. 1743 in deſſen Théorie des cométes. 7) Philos. Transact. Year 1683. Nr. 148.

8) cf. Is. *Newtoni* praef. ad. Philos. nat. princ. math. 9) Der vollſtändige Titel dieſer Zeitſchrift iſt: Miscellanea curiosa, containing a collection of some of the principal phaenomena in nature, accounted for by the greatest philosophers of this age, being the most valuable discourses read and delivered to the Royal Society; as also a collection of curious travels, voyages, antiquities, and natural histories of countries presented to the same society. 3 Vol. 8. Lond. 1708.

seines Schiffs sogar Aufruhr gegen ihn anzettelte, so daß H. sich genöthigt sahe, schon im Junius 1699 nach England zurück zu kehren. Dort wurde der widerspenstige Lieutenant vor Gericht gestellt und cassirt; Halley aber ging im September desselben Jahrs mit dem nämlichen Schiffe und mit einem andern kleineren, das gleichfalls unter seinem Commando stand, zum zweiten Male unter Segel. Dieß Mal durchkreuzte er das atlantische Meer von einer Hemisphäre zur andern, so weit ihm nur das Eis vorzudringen erlaubte und machte seine Beobachtungen zu St. Helena, an der brasilischen Küste, am grünen Vorgebirge, zu Barbadoes, bei den kanarischen Inseln u. s. w.

Von dieser Reise kam er im September 1700 nach England zurück und gab das Jahr darauf eine Karte heraus, welche alle seine Beobachtungen der Magnetnadel auf ein Mal zur Anschauung bringt[10]). Nicht unerwähnt darf es bleiben, weil es nicht bloß dem Glücke, sondern eben so sehr der theilnehmenden Fürsorge Halley's zuzuschreiben ist und mithin seinem Kopfe und Herzen zur Ehre gereicht, daß er auf diesen beiden Seereisen, auf denen er in nicht vollen zwei Jahren 4 Mal die Linie passirte und den Einflüssen der verschiedenartigsten Klima's ausgesetzt war, keinen einzigen Mann an seinem Schiffsvolke verlor. — Wenig über ein halbes Jahr war unser H., nunmehr Capitän in der engländischen Marine, von seiner großen Reise zurück, als er Befehl erhielt, eine genaue hydrographische Karte und Beschreibung des britischen Kanals aufzunehmen, welches er mit gewohnter Genauigkeit vollzog. Bald darauf erhielt H. von der Königinn Anna einen neuen Auftrag, der ihn zu einer Reise nach Teutschland nöthigte. Der Kaiser Leopold hatte nämlich den Plan, seine Häfen am adriatischen Meere zu erweitern und zu verbessern, und erbat sich dazu von der Königinn von England einen kunstverständigen Mann. Diese sandte ihm unsern H. Am 22. November 1702 ging derselbe über Holland nach Wien und von dort zu seiner Bestimmung nach Istrien. Politische Gründe hinderten indessen die Ausführung des Unternehmens, doch gab der Kaiser dem Capitän H. einen kostbaren Diamantring und ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an die Königinn Anna, als Beweise seiner Zufriedenheit. Kurz nach seiner Ankunft in London erhielt H. Befehl, an das eben verlassene Geschäft zurück zu gehen. Auf dieser neuen Reise wurde er bei der Durchreise in Hannover dem damaligen Kurprinzen Georg (nachmals König von England) und dessen Schwester, der Königinn von Preußen, vorgestellt und von diesen zur Tafel gezogen. In Wien genoß er am Tage seiner Ankunft beim Kaiser dieselbe Ehre. Er wurde darauf nach Triest gesendet und ließ dort unter seiner Aufsicht die Festungswerke ausbessern und erweitern. Im November 1703 kehrte er nach England zurück und wurde an des damals eben verstorbenen Wallis Stelle Professor der Geometrie an der Universität Oxford, welche ihm auch zugleich den Grad eines Doctor legum ertheilte. Auch in diesem Verhältnisse bewährte sich H's unermüdlicher Fleiß, indem er gleich nach Antritte seines Amts aus einem arabischen Manuscripte der bodleyanischen Bibliothek die im griechischen Grundtexte nicht mehr vorhandene Schrift des Apollonius von Perge de sectione rationis ins Lateinische zu übersetzen, und desselben Geometers gänzlich verloren gegangene 2 Bücher de sectione spatii nach den Andeutungen, welche Pappus über ihren Inhalt gibt, wieder herzustellen begann[11]). Eben so veranstaltete er später eine treffliche Ausgabe von des Apollonius Werk über die Kegelschnitte[12]). Gleichzeitig fuhr er fort für die Philosophical Transactions manche, zum Theil noch immer wichtige Aufsätze über die Verdunstung, über die Taucherglocke, über das Barometer, über die Passatwinde, über merkwürdige Meteore, über die Fixsterne u. s. w. zu liefern, und wurde darum von der königl. Societät, nach Hans Sloane's Abgang im J. 1713 zu ihrem Secretär gewählt. Nach Flamsteed's Tode im J. 1719 wurde H. zum königl. Astronomen in Greenwich ernannt und, um diesem Amte alle seine Zeit widmen zu können, gab er die Stelle als Secretär der königl. Societät auf. Obgleich er schon 63 Jahre alt war, als er sein Amt in Greenwich antrat, beobachtete er doch noch 18 Jahre hindurch den Himmel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, so daß er in dieser ganzen Zeit fast keine Beobachtung verfehlte, und dieß Alles allein, ohne irgend einen Gehilfen. Aus Vorliebe für dieses Geschäft schlug er auch die ihm angetragene Ehrenstelle eines Lehrers der Mathematik bei dem Herzoge von Cumberland aus, wobei ihm sein hohes Alter freilich auch zum gegründeten Vorwande diente. Doch ertheilte ihm der König Georg II. auf Veranlassung seiner Gemahlinn, welche die Greenwicher Sternwarte mit vielem Vergnügen in Augenschein genommen hatte, wegen seiner früheren Dienste auf der Flotte, den halben Capitänsgehalt als Pension.

Um die Mitte des Jahrs 1729 wurde H. zum Associé étranger der Pariser Akademie der Wissenschaften erwählt.

Bis in sein spätes Alter genoß H. einer dauerhaften Gesundheit; erst im Jahre 1737 wurde seine rechte Hand paralytisch, welches ihn jedoch nicht abhielt, wie vorher wöchentlich ein Mal nach London zu kommen, um seine Freunde in dem nach ihm benannten Halley's Club um sich versammelt zu sehen und den Sitzungen der königl. Societät beizuwohnen. Nach und nach nahm jedoch sein paralytisches Übel zu und seine Kräfte schwan-

10) Philos. Transact. N. 195. Miscellanea curiosa. Vol. I. p. 80, wiederholt in *Musschenbroek's* diss. phys. experimentalis de Magnete.

11) *Apollonii Pergaei* de sectione rationis libri duo, ex Arabico latine versi et de sectione spatii libri II. restituti ab *Edm. Halley*. Oxon. 1706. 12) *Apollonii Pergaei* Conicorum libri octo, priores quatuor cum lemmatis Pappi et commentariis Eutocii graece nunc primum prodeuntes ex Mss. Bodlejanis et Savilianis, posteriorum tres ex diversis Mss. arabicis in latinum versi, octavus autem restitutus; accedunt Sereni libri II. de sectionibus cylindri et coni. ibid. 1710. fol.

den allmälig hin, bis er endlich am 14. Januar 1742 in seinem 86sten Jahre sanft verschied.

Was H's Charakter betrifft, so haben wir schon oben darauf hingedeutet, daß Menschenfreundlichkeit ein Hauptzug desselben war. Ein gutes Gewissen, Zufriedenheit mit seinem Schicksale, und ein gesunder kräftiger Körper gaben ihm jene liebenswürdige Heiterkeit, die, verbunden mit seiner Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Sanftmuth, Bereitwilligkeit sich mitzutheilen, Mäßigung und Billigkeit in seinen Urtheilen, Jeden, der ihn kennen lernte, einnahm. Peter der Große, der auf seiner Reise in England Halley besuchte, und sich mit ihm über die Flotte, welche er seinem Reiche geben wollte und über viele andere Gegenstände unterhielt, war so zufrieden mit seinen Antworten und seinem ganzen Betragen, daß er ihn zu Tische lud und ihn vertraulich wie einen Freund behandelte. Ähnliche Auszeichnungen, die Halley von Seiten anderer hohen Personen zu Theil wurden und die er eben so sehr seinem Charakter und seinem feinen Betragen als seinen Kenntnissen verdankte, haben wir schon oben erwähnt.

Außer den zahlreichen Abhandlungen Halley's, welche die philos. Transactions vom 11ten bis zum 60sten Bande enthalten und den übrigen von ihm, theils verfaßten, theils herausgegebenen, schon angeführten Schriften mag hier noch des ptolemäischen Sternverzeichnisses gedacht werden, wovon H. im J. 1712 zu Oxford in der dort erschienenen Sammlung der Geographiae veteris scriptores Graeci minores eine Ausgabe veranstaltete, die nach Delambre's Urtheile die correkteste, eleganteste und bequemste unter den jetzt vorhandenen ist; nur daß weder H. noch Hudson in der von ihm gefaßten Vorrede die Quelle angibt, aus welcher H. die zahlreichen und wichtigen, von ihm aufgenommenen Varianten geschöpft hat. — Das auf den beiden großen Seereisen Halley's geführte Tagebuch ist erst im J. 1775 von Alex. Dalrymple herausgegeben worden[13]). (*Gartz.*)

HALLIA, *Thunb.* Prodr. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, und der sechsten Ordnung (Decandria) der 17ten Linnéschen Klasse. Zum Charakter hat diese Gattung einen fünfgetheilten, regelmäßigen Kelch, welcher kürzer als die Corolle ist, und eine zweiklappige, einsamige Hülsenfrucht. 1) H. virgata *Thunb.* Pr. mit krautartigem, drehrundem Stiele, linienförmig-lanzettförmigen, borstig zugespitzten, unbehaarten Blättern. Wächst am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. flaccida *Thunb.* ist eine Abart mit etwas längeren Blühtenstielen). 2) H. alata *Thunb.* Pr. mit krautartigem, geflügeltem Stiele, ablangen, zugespitzten, unbehaarten Blättern, und am Ende stehenden Blühtentrauben. Ebendas. 3) H. argentea *Spr.* Syst. mit zweiblättrigen, etwas dornigen Blattstielen, ablang-lanzettförmigen, auf beiden Seiten seidenhaarigen Blättern, und traubenförmigen Blühten. In der songarischen Steppe. (Sophora argentea *Pall.*). 4) H. cordata *Thunb.* Prodr. strauchartig, mit dreikantigen Zweigen, welche, wie die fast ungestielten, herzförmigen, zugespitzten Blätter, krummbehaart sind, mit eiförmigen, zugespitzten Afterblättern, und mit einblumigen Blühtenstielen, welche haarförmig und eben so lang, als die Blätter sind. Im südlichen Afrika. (Hedysarum cordatum *Jacqu.* Hort. Schönbr., Glycine monophylla *L.* Mant.). Abgebildet in *Jacqu.* Schönbr. III. t. 296. 5) H. Asarina *Thunb.* Pr. mit krautartigem Stiel, welcher, wie die gestielten, stachlichtstumpfen Blätter, krummbehaart ist, mit zurückgeschlagenen Afterblättern, und einblumigen, haarförmigen Blühtenstielen, welche kürzer als die Blätter sind. Ebendas. (Crotalaria Asarina *Berg.* plant. cap.) 6) H. imbricata *Thunb.* Pr. Staudengewächs mit krummbehaartem Stiel, fast ungestielten, herzförmigen, zugespitzten, zusammengefalteten, krummbehaarten, dicht zusammen stehenden Blättern, eiförmig-ablangen, trockenhäutigen Afterblättern, und ungestielten Blumen, welche in den Blattachseln sitzen. Ebendas. (Hedysarum imbricatum *L.* Suppl.). Abgeb. in *Thunb.* Nov. Act. ups. VI. t. 1. f. 2. 7) H. hirta *Willd.* sp. pl. Staudengewächs mit steifbehaartem Stiel, herzförmig-rundlichen, stumpfen, gestielten, steifbehaarten Blättern, keinen Afterblättern, und einblumigen Blühtenstielen, welche kürzer, als die Blätter sind. In Ostindien. 8) H. sororia *Willd.* sp. pl. mit krautartigem, glattem, sich schlingendem Stiel, nierenförmigen, ausgerandeten Blättern, und Blühten, welche traubenförmig beisammen stehen. Ebendas. (Hedysarum sororium *L.* Mant.; Glycine monophyllos N. L. *Burm.* ind.). Abgebildet in *Burm.* ind. t. 50. f. 2. — S. *Sprengel* Syst. vol. III. p. 195. (*Sprengel.*)

HALLIER, FRANÇOIS, ein franz. Theolog. Er war zu Chartres um 1595 geboren, wurde, nachdem er seine erste Bildung empfangen hatte, Edelknabe bei der verwitweten Herzoginn Aumale, in deren Dienste er sich in der lateinischen und französischen Dichtkunst versuchte, aber bald angezogen von dem Reize der Wissenschaften, denselben verließ und auf der Universität das Fach der Philosophie und Theologie ergriff. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, trat er als Hofmeister in das Haus Villeroy, und begleitete seinen Eleven nach England, Griechenland und Italien: zu Rom wurde er Papst Urban VIII. vorgestellt, dem sein Äußeres und seine Kenntnisse so gefielen, daß er ihn zu den höhern Würden der Kirche bestimmte. Nach seiner Rückkehr zu Paris wurde er Doktor der Sorbonne und Professor der Theologie 1645, trat aber sogleich als entschiedener Gegner der Jansenisten auf, und wurde daher von der Sorbonne 1652 nach Rom geschickt, um die Verdammung der 5 jansenistischen Sätze durchzusetzen. Dieß gelang vollkommen, und Papst Innozenz X. schleuderte die Bulle cum ascensione auf alle Anhänger Jansens herab. Hallier gewann dadurch in den Augen der Jesuiten und deren Anhänger ungemein: man beeiferte sich, ihn auf einen höhern Standpunkt zu versetzen, und bestimmte ihn zum Beichtvater des Kardinals Richelieu, eine Stelle, die er indeß, so einflußreich sie auch war,

13) *Mairan* éloge de Mr. Halley in der Hist. de l'acad. roy. des sciences. Année 1742. *Hutton* mathem. and philos. dictionary. Vol. I. *Nicollet* in der Biogr. univ. T. 19.

doch ausschlug und es vorzog, 1656 das Bisthum Cavaillon anzunehmen. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch erst 1657 dieses Amt anzutreten, in welchem er bereits 1658 starb. Seine Schriften, worunter de sacris electionibus et ordinationibus. Par. 1636. zuerst seinen schriftstellerischen Ruf begründete und ihm ein Jahrgeld von dem Klerus verschaffte, und eine Analysis logica. Par. 1638. sind im Adelung und in der Biogr. univ. enthalten: die meisten sind Streitschriften in der jansenistischen Angelegenheit. So orthodox Hallier bei seinem Leben gehalten wurde, so gefielen doch seine Ordinationes universi cleri gallicani circa regulares, die Jean Gerbais 1665 herausgab, den Jesuiten keineswegs und sie wurden dann von Cellot und andern Männern dieses Ordens heftig angegriffen. (*H.*)

HALLIFAX (Samuel), ein Episkopaltheolog, der Sohn eines Apothekers zu Mansfield in Derbyshire, war geboren 1733, bildete sich zu Cambridge, wo er 1751 den Doktorhut erhielt, dann nach einander die arabische Sprache und das Civilrecht lehrte, nebenbei aber auch die Kanzel bestieg und sich durch seine Analysis of the roman civil law, compared with the laws of England. Lond. 1774. einen gegründeten Ruf als Rechtskundiger erwarb. Außerdem gab er Twelve Sermons on the prophecies, concerning the christian religion. Lond. 1776, und an analysis of Bishop Butlers analogy, annexed to a charge of that prelate 1778 heraus, und diese beiden Schriften bewirkten, daß man ihm 1781 das Bisthum Glouceſter anvertraute und 1787 auf den bischöflichen Stuhl von St. Asaph führte, wo am 4. März 1790 starb. Er verband mit tiefen Einsichten in das römische und engländische Recht eine große Belesenheit und Kenntniß in der Theologie und dem kanonischen Rechte, war in den orientalischen Sprachen, deren Lehrstuhl er in Cambridge bekleidet hatte, wohl bewandert, auch ein guter Kanzelredner, der die allgemeine Achtung in das Grab nahm. (*H.*)

HALLIST, ein Kirchspiel der pernauschen Kreises in Liefland (der jetzigen riga'schen Statthalterschaft) mit 11 Gütern, die zusammen 67 Haken Landes ausmachen. Es hat eine ziemlich ebene Grundfläche und abwechselnden Kornboden. In die Länge beträgt es 3 Meilen und in die Breite noch etwas mehr. Die Einwohner legen sich stark auf den Flachsbau. (*J. C. Petri.*)

HALLITE (Mineralog.), so wurde früher zuweilen der Aluminit, oder die basische schwefelsaure Thonerde, von ihrem Fundorte Halle, genannt. (*Keferstein.*)

Halljahr, s. Jubeljahr.

HALLMAN (Karl Friedr.), ein schwed. Lustspieldichter, welcher 1732 geboren war und 1799 starb. Er war ein Freund und Genosse des originellen Bellman, wie dieser ein lustiger Gesellschafter und Zecher, versank aber dadurch in ein so wüstes Leben, daß auch sein poetisches Talent darin unterging. Sonst hätte er vielleicht ein Holberg der Schweden werden können, von dessen Geiste ein Funken in ihm zu glimmen schien. So verschwendete er aber seine derbe komische Kraft in den Parodien schlechter Opern, und die schwed. Komödie blieb, wozu Gustav III. sie durch königl. Auctorität gestämpelt hatte, eine matte und steife Nachtreterinn der französischen. 1820 ist zu Stockholm eine Sammlung seiner Schriften erschienen*). (*R.*)

HALLMANN (Joh. Christian), ein wenig bekannter dramatischer Schriftsteller des 17ten Jahrh., welcher zu den Nachahmern des Andreas Gryphius gehört. Seine Trauerspiele sind bombastische Deklamationen, mit allegorischen Personen und phantastischen Maschinerien ausstaffirt, und noch opernhafter sind seine Freuden- und Schäferspiele gestaltet. Von seinem Leben ist nur so viel bekannt, daß er in Jena studirte, mit Eifer neuere Sprachen betrieb, als Kandidat der Rechte und Praktikus beim kaiserl. Oberamte zu Breslau ansässig wurde und daselbst 1704 starb. Seine letzten Lebensjahre scheint er mit Komödianten in Verkehr gestanden zu haben, nachdem er von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten war und sich dadurch seine juristische Laufbahn verkümmert hatte. Seine Werke erschienen 1673 (nach der Vorr.) in einem starken Octavbande zu Breslau o. J. unter dem Titel: J. C. H. von Breslau ꝛc. Trauer-, Freuden- und Schäferspiele. (*R.*)

HALLMANN (Joh. Gustav), war am 24. Junius 1726 zu Dylta in Nerike geboren, bildete sich zu Stockholm und wurde zu Upsala ein Schüler Linné's, auf dessen Empfehlung ihn das Reichshandelscollegium nach Frankreich und Italien schickte, um zu erproben, ob der Maulbeerbaum sich wohl dem nordischen Klima aneignen lasse. Er blieb 7 Jahre lang im Süden; 1751 ließ er sich zu Padua den medicinischen Doktorhut aufsetzen und trat dann in Verbindungen mit verschiedenen auswärtigen Gelehrten, kehrte 1754 in sein Vaterland zurück, wurde 1755 Leibmedikus, 1773 Assessor bei dem königl. Collegium medicum und starb am 10. März 1797. Er war ein gründlicher Arzt, hatte eine ausgebreitete Praxis, und hat sich um Schweden auch dadurch verdient gemacht, daß er 1770 eine Anstalt für venerische Kranke zu Stockholm begründete. Geschrieben hat er übrigens nichts als kleine Reden und Abhandlungen in den Akten der Gesellschaft der Wissenschaften. (*v. Eckendal.*)

HALLOIX, latein. Hallosius (Peter), Jesuit, zu Lüttich 1572 geboren, und daselbst den 23. Julius 1656 gestorben, war ein geschickter Kanzelredner und ist als Philosoph, Literator und Kenner der Kirchengeschichte nicht unrühmlich bekannt, durch seine Anthologia poet. gr. lat. Antw. 1617. 8. und seine Illustrium ecclesiae orient. scriptorum Saec. I. II. vitae et documenta. Duaci 1633—36. Vol. II. fol. In seinem Origenes defensus etc. Leod. 1648. fol. nahm er sich dieses, in alten Zeiten hart verklagten Kirchenvaters nachdrücklich an†). (*Baur.*)

Halloran, s. O' Hallaran.

Halloren, s. den Art. Halle, S. 286 d. Bandes.

HALLOTRICHUM (Mineralog.) nannte Scopoli (principia mineral. 81) ein natürlich vorkommendes Salz, welches nach Klaproth (Beiträge III, 104), Bittersalz mit etwas schwefelsaurem Eisen ist. (*Keferstein.*)

*) Sein Lustspiel Finkel oder die unterirdische Branntweinbrennerei, ist ein derbes, keckes und lebensvolles Volksstück in aristophanischem Geiste.

†) *Königii* bibl. vet. et nov. h. v. *Foppens* bibl. belg. T. II, 981, wo H's übrige Schriften und dessen Bildniß sich finden.

HALLOWEL, eine Stadt in der Grafschaft Kennebeck des nordamerik. States Moine. Sie liegt N. Br. 44° 16′ am schiffbaren Kennebeck, hat 2 Kirchen, 1 Akademie, 1 Bank, 2 Druckereien, 1 Postamt, 220 Häuser, von welchen ein Theil von Backsteinen aufgeführt ist, und 2500, 1810 2068 Einw., die einen lebhaften Produktenhandel treiben. Der Fluß trägt bis an die Kaien des Orts Fahrzeuge von 150 Tonnen. (*G. Hassel.*)

HALLSTADT, HALAZESTADT, ALTSTAT, ein Marktflecken am Maine in dem Landgerichte Bamberg des baiernschen Obermainkreises, und nur ½ Meile von Bamberg entfernt, war unter K. Karl d. Gr. ein Königshof an der Straße von Forchheim nach Sachsen. K. Heinrich II. schenkte ihn den 7. Mai 1007 zur Ausrundung des Stifts Bamberg, und bald blühte er zu einem volkreichen Dorfe auf, und wurde zu den vorzüglichsten Orten des alten Erzdiakonats Bamberg gezählt. Denn es übertraf an Zahl der Häuser und Menschen, welche letztere sich jetzt auf 1250 in 224 Häusern belaufen, alle Dörfer seiner weiten Umgebung. Seit Jahrhunderten war es daher der Sitz eines Gerichts und eines Rentamts; bis zur Säkularisation von 1803 genoß auch ein adeliger Domherr die Gefälle eines Oberpfarrers daselbst *). Noch hat es ein Schloß, wo das zeitige Rentamt seinen Sitz nimmt, das 2744 Familien unter sich hat: seine Einwohner nähren sich vom Acker-, Obst-, Hopfen- und einem geringen Weinbau, so wie einer bedeutenden Viehzucht, und unterhalten 4 Mahl- und Sägemühlen und eine Fahrt über den Main. Außer der Tiefeneller, welche durch den Ort, und der Scheßlitz, welche oberhalb desselben fließt, hat derselbe auch noch den kleinen Roppbach historisch merkwürdig. *).

(*Eisenmann u. Jäck.*)

HALLSTADT, ein landesfürstlicher Markt im Traunviertel des Landes ob der Ens, am Hallstädter See, mit einem eigenen Commissariat, einer eigenen Pfarre und einem evangelisch lutherschen Bethause. Eine halbe Stunde in der Höhe ist das Berghaus, und eben so weit längs dem Hallstädter See hinauf sind die Salzpfannen. Hallstadt ist 11 Stunden von Gmunden, 10 Stunden von Salzburg, 7 Stunden von St. Wolfgang, 4 Stunden von Ischel und eben so viele von Aussee entfernt. Zu dem Pfarrbezirke gehören, nebst dem Markte, 5 Ortschaften, 292 Häuser, in welchen 1690 Menschen wohnen. Der ganze Umfang des Hallstädter Salinendistrikts beträgt vom Sablingberge bis zum Dachsteine 17,990 Klaftern, vom Dachsteine bis zum Rueßberge 12,900, vom Rueßberge bis zum Sandlingberge 10,900, folglich der ganze Umfang 41,790 Klaftern, und der Flächeninhalt dieses Bezirks 56,837 Joch 1270 Q. Kl. Der Salzberg zu Hallstadt, in welchem der Salzstock von Morgen gegen Abend streicht, liegt zwischen hohen Kalkbergen in einem engen Thale, das einst das Regenthal hieß. Gegen Morgen stößt sein Fuß, auf welchem der Markt Hallstadt gebaut ist, auf den Hallstädter See; gegen Norden berührt er die Charwand, den Kreuzberg und das Mühleck, gegen Westen den blassen Blankenstein; in Süden trennt ihn der Dammkogel und der Siegesschnipfen von der hohen Kalkgebirgskette, die daselbst von Osten gegen Westen zwischen Östreich, Steiermark und Salzburg sich hinzieht. Das Mittelgebirge, welches diesen Salzberg bildet, ist grauer Kalkstein. Aussen, sowohl am Berge, als in den Klüften seiner Kalkfelsen, die den Salzstock einschließen, sitzt bald mehr, bald weniger grauer Thon auf. Die Mächtigkeit des Salzstockes in diesem Berge beträgt 675 Stabel *) in der Breite und 1588 Stabel in der Länge von Osten gegen Westen hin: es ist aber wahrscheinlich, daß der Salzstock noch tiefer fortsetzt, indem die Tiefe auf 237 Stabel angegeben wird. Sein Gebirge ist mehr Kern-, als so genanntes Haßlgebirg, das heißt: es enthält mehr Bänke und Blöcke vom Steinsalze, als kleine Salzstücke, die zwischen Thon- und Gipslagen eingesprengt sind. Der älteste Berg, der zu Hallstadt bebaut wurde, war der Neuberg, welchen die Kaiserinn Elisabeth mit eigener Hand aufgeschlagen haben soll. Er hatte bloß Schöpfgebäude und war bereits im Jahre 1576 versotten und verlassen. Nach und nach sind 17 andere Schachte eröffnet. 1719 ist der Kaiserinn Christina-Berg aufgeschlagen und seit 1782 wird der Maria-Theresien-Berg gebaut, in welchem zwei Kern-Verwässerungs-Schöpfgebäude aufgeführt sind. In dem Hallstädter Salzgebirge wird jährlich eine Masse Salzauflösung von nicht weniger als 1,600,000 Eimern in 800 Stuben, jede zu 2000 Eimern, sechszehngrädiger, wohl abgelegener Sohle, nebst dem jährlichen Vorrathe von 15 Stuben oder 100,000 Eimern, erzeugt. Am Fuße des Salzgebirges befindet sich ein brauner Hornstein; auch zeigt sich ein dicker Schiefer und schimmernder grauer Kalkstein; Tropfsteine und Mehlkreide findet man in der Höhle am Gripsensteine. Verschiedene schöne Gipsarten brechen theils in dem Gebirge zwischen den Kalksteinen, meistens aber im Salzstocke selbst. Grober Alabaster und schuppiger Gipsstein ist besonders im Steinsalze vermischt zu finden. Feiner undurchsichtiger Alabaster in den Salzgruben und feiner durchscheinender Alabaster. Verschiedene Arten von Strahlgips, theils in den Salzbergen, theils in den Strehnen. Auffallend sind zu Hallstadt zwei Wassermühlen, die wenigstens 30 Klaftern über die niedrigste Lage der Stadt erhoben sind. Beide treibt ein Waldbach, welcher vom Salzberge herab kommt und sich über Felsen stürzt. Eine Viertelstunde von Hallstadt, am südöstlichen Ufer des Sees, sind zwei Naturmerkwürdigkeiten: der Hirschenbrunn uud der Kessel. Beide rinnen im Frühjahre stark an, wenn der Schnee im Gebirge schmilzt. Der Kessel befindet sich etwa 150 Schritte vom Ufer des Sees in der Aushöhlung eines Felsens, worin das Wasser im ruhigen Zustande 3 bis 4 Schuhe unter dem

*) *Eccard.* comm. de rebus Franciae orient. Wurzburgi, 1729. fol. Tom. I. p. 712. *de Lang* rerum Boicarum autographa. Monaci 1822. 4. p. 57. Further Deduction v. Lorber. 1772. fol. Nr. 3.

*) Ein Stabel wird zu 4 Schuh gerechnet, wovon jeder 12 Zoll enthält.

Rande dieses Felsenkessels steht. Wenn also der Kessel Zufluß erhält, dann steigt das Wasser sprudelnd, als ob es koche, 10 bis 12 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand empor; es hat dann eine solche Gewalt, daß ein hinein geworfener Stein nicht zu Boden sinkt, sondern von dem Wasser in die Höhe getrieben und fortgeschwemmt wird. Der Hirschbrunn liegt unmittelbar am Ufer des Sees, aus welchem gewöhnlich Wasser, gleich einer starken Quelle, rauscht. Wahrscheinlich kommt das Wasser von den Behältern in den Gebirgen, die sich 1400 Klafter über diese erheben, und von dem Schmelzen des darauf liegenden Schnees. Merkwürdig ist auch die Echern, ein Thal, wo ein Waldbach durchfließt und sich in den See begibt; je weiter man in dieses Thal hinein kommt, um so stärker rauscht der Waldbach aus der einsamen Wildniß hervor, und wirft sich über Felsenblöcke und Steinklippen mit solcher Gewalt herab, daß unter seinen Stößen die Erde zittert. Auch hat dieses Thal einige Wasserfälle. — Der Salzberg liegt westlich sehr nahe bei der Stadt. Ungewöhnte Steiger brauchen eine Stunde hinauf; 180 Klaftern über dem See befindet sich die Wohnung eines Bergmeisters. Der Rudolphsthurm ist auf einer frei stehenden Spitze des Berges und das Berghaus befindet sich auf der Spitze des 224 Klaftern hohen Berges. Der Salzstock nimmt dort seinen Anfang. Der nächstgelegene Berg ist der Katharina-Theresien-Berg. Der Weg führt fast gleich fortlaufend durch ausgezimmerte Strecken zu den Wehren oder Sinkstuben, zu welchen man auf Steigen hinab steigt, die entweder von Holze gemacht oder in den Berg gehauen sind. In diese Wehren oder Sinkstuben wird Wasser eingelassen, welches so lange darin bleibt, bis es sich hinlänglich mit Salz geschwängert hat. Sie sind von verschiedener Größe; manche zählt nur etliche Stuben, jede zu 2000 Eimern gerechnet; die größeren steigen bis zu 80 Stuben; zwar sind in dem Katharina-Theresien-Berge zwei Sinkstuben von noch größerem Umfange, wovon die größte 300 Stuben oder 600,000 Eimer hält, sie sind aber daher entstanden, weil das Wasser die Seitenwände wegriß, und folglich mehrere Stuben in Eine zusammen flossen; jetzt sucht man dieses möglichst zu verhüten, weil so große Stuben zur An- und Ablassung des Wassers viele Zeit, beinahe ½ Jahre erfordern. In allen Stuben wird so lange Wasser zugelassen, bis es die Firste oder den Wehrhimmel, das ist, die Decke oder den obern Theil der Grube erreicht. In dem Katharina-Theresien-Berge befindet sich eine kleine Kapelle von Salzsteinen. Von der Spitze des Salzberges hat man noch 3 bis 4 Stunden auf den Gipfel des blassen Berges zu steigen, der 756 Wiener Klaftern über den Hallstädter See, folglich 1117 Klaftern über das Meer sich erhebt, und dessen Haupt meistens mit Schnee bedeckt ist. — Es sind mehrere Anzeigen vorhanden, daß schon Römer am Hallstädter See gewohnt haben, und einige römische Alterthümer sind in dortiger Gegend gefunden worden. — Eine Tradition gibt das Jahr 1311 als das Jahr der Entdeckung des Hallstädter Salzberges an, wo die Kaiserinn Elisabeth das Lager mit eigener Hand aufgeschlossen haben soll, allein die Salinen sind wohl älter, scheinen aber seit 1311 aufgekommen zu seyn. Damals hatte man zu Hallstadt 12 kleine Pfannenwerke errichtet, die man gegen gewisse Bedingungen Privaten überließ. Das berühmte Geschlecht der Herren, jetzt Grafen von Serau, hatte lange Zeit eine Salzpfanne zu Lehen besessen. Maximilian und Ferdinand I. hielten es der Mühe werth, diese Pfannen einzulösen und auf eigene Kosten zu besorgen: es wurden statt der 12 kleinen nunmehr 2 große Pfannen nach salzburg-halleinischer Art erbaut. Als aber die Wälder zu Hallstadt zu Grunde gerichtet waren, mußte eine davon schon im Jahre 1693 nach Ebensee versetzt werden, und weil die zurückgebliebene andere Pfanne sammt dem Markte im J. 1750 verbrannte: so wurde sie um ⅔ kleiner gemacht, dann wieder vergrößert, und in den Jahren 1765, 1772, 1774 und 1780 verbessert. Im J. 1810 hatte sie in der Länge 10 Klaftern 4 Schuh 6 Zoll, in der Breite 8 Klaftern 5 Schuh 4 Zoll, als Oval im Umfange aber 30° 4′ 8″. Sie wog an Eisen 810 Zentner und hielt 1300 Eimer oder 1705 Zentner Salz. — Der Protestantismus hatte sich früh in diesen Gegenden verbreitet, und fast alle Berg- und Hüttenleute bekannten sich zu Luther's Dogmen. Allein auch hier wollte man keine Lutheraner haben. Im J. 1733 wurden zwei Schiffsladungen Protestanten von Hallstadt, Laufen, Grisern und Ischel nach Ungarn und Siebenbürgen abgeführt; im folgenden Jahre gingen 47 Familien nach Heltau in Siebenbürgen; ihnen folgten 1735 noch 593 und mehrere zogen mit Herrn von Reck nach Nordamerika; von diesem Jahre an bis zum Josephinischen Toleranz-Edikt 1781, geschahen jährlich Partikular-Auswanderungen dieser Glaubensgenossen. Im J. 1750 hatte Hallstadt das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden. Die Kirche verbrannte, die Glocken fielen herab und die Pfannenhäuser wurden eingeäschert. Erst nach diesem Brande wurde das Verweserhaus und die Pfannenhäuser in der Lahe erbaut, um den Marktflecken vor fernerer Feuersgefahr zu sichern*). (*Rumy.*)

HALLSTÄDTER SEE, ein Binnensee in Östreich ob der Ens, bei dem Marktflecken Hallstadt im Traunviertel, 4260 Wiener Klaftern lang und 1130 Klaftern breit. Er mißt 1495 Quadrat-Joch und erhält Zuflüsse vom Traunflusse, vom Gosa- und Fluderbache, und führt sehr schmackhafte Fische. Ungeachtet seiner Tiefe friert er nicht selten zu, so daß man mit Schlitten darüber fahren kann. Der Spiegel des Hallstädter Sees ist 30 Klaftern höher als Ischl, und 80 Klaftern höher als das Niveau des Gmundner oder Traunsee's, folglich beträgt der Fall des Traunflusses vom Hallstädter bis in den Gmundner See in einer Länge von 16,820 Klaftern 80 Klaftern, oder auf 210 Klaftern eine Klafter. Der Traunfluß, welcher in Steiermark entspringt und sein Wasser aus dem Aussee, Grundelsee und noch einem kleinen See erhält, stürzt von Osten gegen Westen durch

*) Mehr über Hallstadt und seine Salinen s. in Gielge's topographisch-historischer Beschreibung des Landes Östreich ob der Ens, 1 Th. S. 255 — 267.

das hohe Koppengebirge in den Hallstädter See. Die umliegenden vorzüglichsten Berge sind über den Hallstädter See erhaben, z. B. die Thörlwand 392 Wiener Klaftern, das Roßkögerl über den Roßmoos 340, der Raschberg 500, der Sandlingberg 610, der Pätschen 245, der Gipfel am Sarsteine 766, der hohe Koppen 666, der Däumelkogel 770, der Krippenstein 824, der Hierlatz 738, der Hirschberg 780, der Gletscher des Hallstädter Schneeberges 1140, der höchste Punkt am Hallstädter Schneeberge, Dachsstein genannt, 1280, das hohe Kreuz zum Schneeberge 1190, der höchste Punkt des Blassen- oder Blankensteins ober dem Salzberge 756, der Rudolphsthurm am Salzberge 180, das große obere Berghaus daselbst 263, der hohe Wasserberg am Salzberge 372, der Maria-Theresien-Berg am Salzberge 198, der höchste Kogel in der Ramsau ober dem Kalmberge 680, der hohe Schratten 576, der höchste Punkt am Zwölferkogel 736 Klaftern u. s. w. Das Gosauthal ist höher als der Hallstädter See um 100 Wiener Klaftern.

(*Rumy.*)

HALLUIN, ein großes Dorf in dem Bezirk Lille des franz. Departements Norden mit 3030 Einwohnern, die sich vom Feldbaue, der Viehzucht und dem Leinen- und Spitzengewebe nähren, auch gute Kunstbleichen unterhalten. Es war eine uralte Freiherrschaft. Dám von Halluin oder Halowin kommt schon 1266 vor; Gualter II. war 1360 unter den 40 Geißeln, die König Jean, um seine Freiheit zu erhalten, nach England stellen mußte; Jeanne, Gualters III. Witwe, war Oberhofmeisterinn der Prinzessinn Marie von Burgund, als im burgund'schen Statsrathe die Frage entstand, wem von den vielen Freiern, die um ihre Hand warben, dieselbe mit Karls des Kühnen Erbschaft werden sollte. Die meisten Räthe neigten sich, von französischem Golde gewonnen, zu dem Dauphin Karl VIII., der damals noch Kind war, hin. Da erhub sich die Oberhofmeisterinn: „Nicht ein Kind, „edle Herren, sondern ein Mann kann uns frommen. „Die Prinzessinn ist Jungfrau: ihr Schoß kann uns „bald einen Sohn gebären, der Burgund zu retten ver„mag und der Wunsch der ganzen Nation ist! Was „nützt ihr ein Knabe!" Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht — und der Erzherzog Maximilian führte Marien heim. — Noch mehrere Halluins haben sich in saga und toga ausgezeichnet. Georg von Halluin (auch wohl Halowin), Herr von Comines und ein Sohn jener Jeanne, stand in Karls V. Diensten, war General und Gesandter in England, starb 1537 und machte sich als Schriftsteller durch seine Abhandlung de restauratione linguae latinae, durch eine Schrift wider Luther, durch Anmerkungen zum Virgil, durch ein Werk über Musik und de coronatione imperatorum, Alles in lateinischer Sprache, bekannt *). Noch mehrere Halluin werden mit Achtung in der französischen und niederländischen Geschichte genannt. Die Familie, die große Güter erworben und sich in mehrere Zweige getheilt hatte, erlosch in ihrem letzten Sprossen, Franz Joseph aus dem Hause Escheberg 28. Febr. 1663, und die Güter kamen mit der Hand von dessen Schwester Maria Josepha Barbara 1668 an den Herzog Ferdinand Joseph Franz von Croy und Havre. (*v. Stramberg.*)

*) Von seinem Leben und seinen Schriften handelt *Foppen's* Biblioth. Belg. I, 338, wo auch dessen Bildniß sich findet.

HALLWYL. Ein altes, noch bewohntes Schloß im aargau'schen Bezirke Lenzburg an dem gleichnamigen See, der zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit und sehr fischreich ist. Es hat einen bedeutenden Umfang und äußerst feste Mauern, und war ehemals eine Insel, welche durch den Ausfluß des Sees, die Aa, gebildet wurde: jetzt aber ist der eine sumpfige Arm dieses Flüßchens, der sich bei Wildegg in die Aare ergießt, ausgetrocknet worden. Im Schloßhofe steht eine Kirche, welche von Karthäusermönchen erbaut wurde, denen einst einer der frühern Besitzer das Schloß mit Allem, was dazu gehört, soll geschenkt haben auf den Fall, daß sein lange abwesender einziger Sohn nicht zurückkehren würde: allein die Mönche wurden, als der Sohn erschien, in ihrer Hoffnung getäuscht. Diese Kirche ist jetzt in ein Wirthschaftsgebäude verwandelt; da das Schloß in die Pfarrei Seengen gehört. Eine unerfreuliche Antiquität, die im Schlosse aufbewahrt wird, ist ein Schwert, welches dasjenige sein soll, womit die Königinn Agnes 1308 in der gräßlichen Blutrache Albrechts I. drei und sechzig unschuldige Männer, die Besatzung des benachbarten, dem von Balm gehörigen Schlosses Farwangen enthaupten ließ. — Das Schloß Hallwyl wurde 1415., als die Eidgenossen das Aargau eroberten, von den Bernern, denen sich die habsburgschen Vasallen, Wolf, Walther und Thüring von Hallwyl, nicht unterwerfen wollten, erstürmt und verbrannt; nachher aber wieder aufgebaut. Zu diesem Schlosse gehörte bis 1798 eine der bedeutendsten Freiherrschaften der Schweiz, welche den ganzen Hallwyler See, die Dörfer Farwangen und Dennweil mit hohen und niedern Gerichten, ferner die niedern Gerichte zu Seengen, Meisterschwanden und in einigen andern Dörfern enthielt. Seit 1798 hat aber zum Besten der Einwohner alle Patrimonialgerichtsbarkeit in der Schweiz aufgehört.

Von diesem Schlosse hat ein noch fortdauerndes altes adeliges Geschlecht seinen Namen, dessen Stammbuch daselbst aufbewahrt wird. Wie gewöhnlich hat man demselben durch fabelhafte Genealogien einen römischen Ursprung gegeben. Die Etymologie des Namens ab ala oder alis, weil es zwei Flügel im Wappen führt, ist erkünstelt. Die Genealogie ist um so unsicherer, da im Jahre 1380 die in dem Schlosse aufbewahrten Urkunden in einer Feuersbrunst vernichtet wurden. Schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erscheint Johann von Hallwyl als Marschall des Grafen von Habsburg (S. Habsburg, Marschälle, Schenken u. s. w. oben S. 72. dieses Bandes) und als Landvogt im Sundgau und Aargau: mehrere seiner Nachbaren bekleideten solche Hof- und andere Ämter bei den Herzogen von Östreich. In den Schlachten am Morgarten (1315) und bei Sempach 1386. und in dem Kriege Herzog Friedrichs von Östreich gegen die Appenzeller (1405.)

opferten mehrere aus diesem Geschlechte ihr Leben für ihre Lehnsherren auf. Durch diese Kriege der Östreicher gegen die Eidgenossen sank das Haus, wie so viele andre habsburgsche Vasallen, und sah sich 1400 genöthigt, Horgen und Maschwanden der Stadt Zürich zu verkaufen. Als Rudolf, Thüring und Walther von Hallwyl im J. 1415 ihr Stammschloß erobert sahen, ergaben sie sich mit der Burg Wildegg an die Berner, und erhielten dann das Bürgerrecht zu Bern. Thüring erscheint aber bald wieder in östreichschen Diensten als unversöhnlicher Feind der Eidgenossen bei den Versuchen, welche Kaiser Friedrich III. im J. 1442. machte, das Aargau wieder an sich zu reißen, und tritt dann in dem Bürgerkriege der Eidgenossen 1443 als östreichscher Hauptmann der Zürcher auf, aber ohne großen kriegerischen Ruhm zu erwerben. Desto ruhmvoller glänzt Hans von Hallwyl als Anführer der Berner im burgundschen Kriege, wo er besonders in der entscheidenden Hauptschlacht bei Murten (1476.) durch den entschlossenen und gut geleiteten Angriff, welche er mit der Vorhut auf die burgundsche Stellung machte, Vieles zum Siege beitrug. Das Geschlecht pflanzte sich im Elsaß, in der Schweiz und in Östreich fort. Von der schweizerischen Linie wurde im J. 1616 ein Zweig durch Hug von Hallwyl nach Böhmen verpflanzt und erhielt die gräfliche Würde; sie wurde sehr zahlreich, ist aber im achtzehnten Jahrhundert wieder erloschen. — Auf den Ältesten des Geschlechtes erbte immer der Marschalls-Titel fort, zu Folge einer Urkunde Herzog Leopolds von Östreich v. J. 1380, worin es heißt: „Das Marschall-„Amt zwischen dem Gotthard und dem Eggenbach" (die Gränze zwischen Ober- und Nieder-Elsaß) „wenn wir oder unsere Nachkommen, Herzoge zu Östreich zu Felde „liegen, daß dann jeder Älteste von Hallwyl unsers „Volks Marschall seyn soll." *) (*Escher.*)

HALM nennt man den Stängel der Gräser und grasartigen Gewächse, und namentlich der Getreidearten, oder der so genannten Halmfrüchte. Der Halm der Getreidearten ist gestreift, in bestimmten Zwischenräumen mit Knoten versehen, und dadurch gegliedert, und in der Mitte hohl. Die ersten untersten Knoten am Halme sind rankend, d. h., von der Art, daß sie, wenn sie mit Erde bedeckt sind, oder auch nur an selbige zu liegen kommen, Wurzeln und neue Nebenhalme treiben, wodurch das Bestocken oder Bestauden der Sat bewirkt wird. Auf diese letzte Eigenschaft der grasartigen Gewächse gründet sich auch größten Theils das zum Verjüngen der Wiesen angewandte Verfahren (s. Verjüngen und Wiesen). Da der Halm als derjenige Theil des Getreides, welcher zwischen der Wurzel und der Ähre und Rispe sich befindet, vorzüglich zur Stütze der Ähre und Rispe, nächstdem aber auch als Behälter und Fortleiter der eingesogenen Nahrungsstoffe dient, und dann abgetrocknet dem Landwirthe das ihm in vieler Hinsicht so ganz unentbehrliche Stroh liefert: so muß der Landwirth ernstlich darauf bedacht seyn, durch eine dem Boden, und der zu erbauenden Getreideart angemessene Bearbeitung und Düngung, so wie durch eine, der Beschaffenheit des Bodens und dem Düngungszustande desselben gemäße, stärkere oder schwächere Aussat, und nachherige zweckmäßige Behandlung des aufgelaufenen Satkorns seinen Saten einen gesunden und kräftigen Halm zu verschaffen, endlich aber durch sorgfältiges Abtrocknen und Aufbewahren der Halme ein gutes Stroh zu gewinnen. (*Schilling.*)

HALMA (Franz), ein gelehrter Buchhändler von Utrecht, welcher auch zu Amsterdam und Rotterdam eine Handlung hatte, und sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Sprachforscher, Übersetzer und Dichter bekannt gemacht hat. Sein Hauptwerk ist ein niederländisches Wörterbuch: Woerdenboek der neederduitsche en Fransche Taalen. Utr. 1710. 1717. 4. Auch noch öfter wiederholt, unter dem Titel: Le grand dict. françois et flammand. Leide 1778 oder 81. II. 4. An dem französischen Theile, welcher zuerst Amsterd. 1686. 4. erschien, hat T. Rourel mit gearbeitet. Halma's bekanntestes Gedicht führt den Titel: Het Kasteel van Aigermont. Leuwarden 1715. 4. *) (*R.*)

HALMBRACHE heißt das im Herbste, nach der Ernte, und nach vollbrachter Bestellung des Wintergetreides vorgenommene erste Umbrechen, (Stoppeln, Umstürzen,) derjenigen Felder, welche im nächst vergangenen Sommer Wintergetreide oder Raps getragen haben, und nun im nächsten Frühjahre mit Sommergetreide, (Gerste, Hafer), bestellt werden sollen; — s. Stoppeln, Stürzen. (*Schilling.*)

HALMFRÜCHTE gleichbedeutend mit Getreide.

HALMI, magyarischer Marktflecken in der Ugotscher Gespanschaft in Oberungarn jenseits der Theiß, im untern oder transtibiskaner Bezirke, an der Landstraße, auf einer großen angenehmen Ebene, an die Ortschaften Akli, Tür-Terebes und an den See Eger angränzend, mehreren adeligen Grundherren, vorzüglich dem Freiherrn von Perényi gehörig, meistens mit reform. magyarischen Einwohnern, die hier eine eigene Pfarre und Kirche, einen Postwechsel an der Straße nach Nagy-Bánya, fruchtbaren, aus Sand und Thon gemischten Boden, der Weizen, Rocken, Hafer und Kukurutz (Mais) von vorzüglicher Güte hervorbringt, guten Wiesewachs und Weide, Weingärten, Waldungen, einträgliche Schweinezucht und stark besuchte Jahrmärkte haben. Die Kirche steht auf einem Hügel (Halom), woher der Ort wahrscheinlich seinen Namen erhielt. In diesem Hügel findet man eine Menge Menschenknochen; es ist daher wahrscheinlich ein Grabhügel, der nach einer Schlacht errichtet wurde. Diese Ortschaft ist der Hauptort der Herrschaft Halmi. (*Rumy.*)

HALMÖE auf der golowinschen Karte Holmöer, ein Eiland im baltischen Meere, das auf der NO. Küste von der Insel Arröe belegen ist und zum däni-

*) S. Helvetisches Lexikon und Holzhalbs Fortsetzung unter Hallwyl.

*) Baseler Lexikon und Adelung.

schen Amte Sonderburg des Herzogth. Schleswig gehört. Es hat gute Weide und ein Paar Höfe. (*H.*)

HALMONES, auch HOLMONES, eine Ortschaft in Böotien, die nach Pausan (IX, 24) 4 Stunden nördlich vom See Kopais in der Nähe von Hyettos lag. Nach Orchomenos hin breiteten sich die athamanischen Felder aus. (*H.*)

HALMOS, (Ἅλμος), Sohn des Sisyphos, der in dem vom Könige Eteokles in Orchomenos erhaltenen Stückchen Land die Stadt Halmones erbauete (Paus. IX, 35) und die Chrysogeneia und Chrysa zu Töchtern hatte. (*J. A. L. Richter.*)

HALMSTAD, die Hauptstadt der süd-schwedischen Provinz Halland, anmuthig gelegen, an der Mündung des Flusses Nissa, in welchem der fette Halmstad's Lachs gefangen wird, im J. 1815 mit 1691 Einwohnern. Halmstad, schon im Jahre 1307 mit Stadtprivilegien versehen, hat ein Schloß, auf welchem der Landshöfding über Halland residirt, eine niedere Gelehrtenschule (kleinere Trivialschule) mit 1 Rector, 2 Collegen, 53 Schülern (im Herbste 1821) und kleiner Schulbibliothek, eine prächtige Kirche, breite Gassen; ist Sitz der Landhaushaltungsgesellschaft Halland's. Den Hauptgegenstand des ausländischen Seehandels machen Bretter aus. 1512 legte der dänische König Hans ein Kloster an, welches jetzt zerfallen ist. Bei Halmstad hat man Meerbäder eingerichtet. Eine halbe Meile von Halmstad, zu Sperlingsholm, einer der anmuthigsten Stellen des südlichen Schwedens, trifft man eine vielbesuchte Mineralquelle. — Einmal jährlich, im Herbst, wird in Halmstad ein bedeutender Markt gehalten. (*v. Schubert.*)

Halmydessos, s. Salmydessos.

HALMYRIS, ein See im alten Mösien, welcher von dem südlichsten Arme des Ister gespeiset wird. Es ist der heutige Ramsin im Sandschack Silistria des osmanischen Europa, und fließt durch zwei Kanäle in das Meer ab. Nahe dabei lag eine gleichnamige Ortschaft, deren Plinius und Prokopius gedenken, und die Reichardt nahe bei Kisilbaschi sucht. (*H.*)

HALMZEHNTE, GARBENZEHNTE, NATURALZEHNTE, ist derjenige Zehnte, welcher aus dem Felde selbst von jeder Art der gebauten Früchte erhoben wird. — Die Halmzehnten theilt man nach der Verschiedenheit ihrer Erhebung ein, in 1) stehende, welche das Recht mit sich führen, daß keiner der Zehntpflichtigen aus dem Sommer-, Winter- oder Brachfelde eher seine Früchte fortfahren darf, bis alle Früchte in solchem Felde ab- und aufgebracht, also zur Auszehntung fertig sind; — 2) in fliegende, wobei der Zehntberechtigte verpflichtet ist, jede einzelne Wanne, sobald sie ab- und aufgebracht ist und ihm dieß von dem Zehntpflichtigen angezeigt wird, bald nachher, binnen einer bestimmten Anzahl von Stunden, auszehnten zu lassen; und 3) in Raubzehnten, welche unter zwei Zehntberechtigten derjenige zieht, welcher am besten aufpaßt, und zuerst kommt; — 4) in Lastzehnten, welche der Zehntgeber stehen läßt, und welche folglich der Zehntnehmer selbst vom Felde abholen lassen muß, endlich 5) in Bringzehnten, welche der Zehntgeber dem Zehntberechtigten, oft wohl gar, bevor er die übrigen neun Zehntel einfahren läßt, in die Scheune zu bringen verpflichtet ist. Vergl. Zehnten und Garbenzehnten überhaupt. (*Schilling.*)

HALO, (Physik), ein wässeriger Meteor, welcher einen leuchtenden Kreis um die Sonne, den Mond und die Sterne hervorbringt. Diese Kreise sind bisweilen weiß, andere Male gefärbt und dem Regenbogen ähnlich. Man bemerkt bisweilen mehrere solche Kreise und immer sind sie concentrisch. Um den Mond herum zeigen sie sich am häufigsten, weil das fast immer zu starke Sonnenlicht sie nicht wahrnehmen läßt, und weil das Licht der Sterne fast immer zu schwach ist, als daß es sie hervorbringen könne. Der Durchmesser dieser Kreise ist sehr verschieden. Er verändert sich sogar, während man sie beobachtet. Sie erscheinen gewöhnlich oval, wenn man sie mit bloßem Auge beobachtet, doch sind sie sehr rund, wenn man sie mit einem Instrument betrachtet.

Zwischen diesen Ringen und dem leuchtenden Körper, welchen sie einhüllen, (sie mögen bloß weiß oder gefärbt seyn,) bemerkt man immer einen Raum, welcher weniger leuchtend und weniger glänzend ist, als diese Kreise. Bei den gefärbten Kreisen sind die Farben weniger lebhaft und schwächer als die des Regenbogens, und man entdeckt, daß sie je nach der Verschiedenheit ihrer Durchmesser auch in einer verschiedenen Ordnung auf einander folgen. Newton beobachtete einen Kreis dieser Art im Jahre 1692 und die Ordnung, in welcher die Farben sich zeigten, war da folgende: Die Farbe des innern Ringes (er bemerkte drei Ringe,) war nach innen blau, in der Mitte weiß und nach außen roth. Die Farbe des zweiten Ringes war nach innen purpurroth, hierauf blau, alsdann grüngelb und endlich blaßroth. Die innere Farbe des dritten Ringes war blaßroth und die äußere blaßgelb. Man bemerkte in Frankreich im Jahre 1683 einen Kreis, dessen Mitte weiß war, worauf eine in's Rothe schießende Farbe, alsdann eine blaue und nachher eine grüne Farbe folgten, und dessen äußerer Umkreis sehr dunkelroth war. Einen andern Kreis beobachtete man im Jahre 1728, dessen äußerer Umkreis blaßroth war, worauf eine gelbe und dann eine grüne Farbe folgten, und welcher sich nach innen in einen weißen Ring endigte, so daß in Hinsicht der Farbe dieser Kreise (sie mögen einfach oder mehrfach seyn,) niemals etwas Gewisses und Festes vorhanden ist.

Dieses Phänomen, welches von der Reflexion und der Refraction herrührt, welche die Lichtstrahlen erleiden, wenn sie durch dichten Nebel hindurch gehen, zeigt sich ziemlich häufig. Musschenbroek versichert uns, daß man in Holland jährlich mehr als 50 solche Kreise bemerkt. Middleton versichert in den Transactions philosophiques ebenfalls, daß sie in Nordamerika sehr häufig sind, wo man gewöhnlich jede Woche einen oder zwei Kreise um die Sonne, und monatlich auch einen oder zwei Kreise um den Mond wahrnehme.

Die Ursache dieses Phänomens befindet sich in un-

Novellen u. s. w., die unter seinem Namen aufgeführt zu werden pflegen, in der That nicht von ihm herrühren, ja meist gar nicht existiren. Nach seinem Tode wurde seine Ausgabe einzelner Theile des Corpus Juris auch zu mehrern Gesammt-Ausgaben desselben benutzt, z. B. 1548, dann von Miráus († c. 1562.) u. A. — Vergl. außer den gelegentlich schon angeführten Schriften: G. L. *Hausfritz* memor. Haloandri Nor. 1736. 8. *Brencmann* histor. pandectar. Lib. I. c. II. p. 74. et lib. IV. c. 3. p. 325 sq. Will Nürnberg. Gel. Lexik. Bd II. S. 23. und *Haubold* instit. jur. Roman. literar. N. 99. p. 81. (*Ad. Martin.*)

HALOCNEMON *Marsch. Bieberst.* (Flor. taur.-caucas. Suppl.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Chenepodieen, und der ersten Ordnung der ersten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist folgender: Der gemeinschaftliche Kelch wird durch eine Schuppe des Blühtenkätzchens gebildet, der eigentlümliche ist dreiblättrig und verschlossen, und fällt mit den Schuppen des Kätzchens ab. I. Blattlose: 1) H. strobilaceum *M. B.*, weitschweifiges Staudengewächs mit sehr kurzen Gliedern. Am kaspischen und mittelländischen Meere (Salicornia glauca *Delil.* aegypt., S. mucronata *Lag.*, S. strobilacea *Pall.* It.) Abgeb. in *Pall.* Halophil. t. 4. 2) H. caspicum *M. B.*, mit strauchartigem, fast aufrecht stehendem Stiele, dessen Glieder beinahe cylindrisch sind, und mit fadenförmigen Blühtenähren. Am kaspischen Meere (Salicornia caspica *Pall.* It.) Abgeb. in *Pall.* Haloph. t. 7. — II. Beblätterte: 3) H. arabicum *Spr.* Syst., aufrecht stehendes Staudengewächs mit eiförmigen Gliedern, abwechselnden, scheidenförmigen, stumpfen Blättern, und eiförmigen Blühtenähren. In Arabien. (Salicornia foliata *Pall.* It. *Linn.* suppl.) Abgeb. in *Pall.* It. I. N. 92. t. D. f. 3. 4) H. nodulosum *Spr.* Syst., aufrecht stehendes Staudengewächs mit kreiselförmigen jüngeren, und alternirenden, fast kugeligen, halbstielumfassenden, angedrückten älteren Blättern, und ablangen, schimmelgrünen Schuppen des Kätzchens. An den ägyptischen Küsten. (Salicornia strobilacea *Sieb.* S. nodulosa *Delil.* Fl. Aeg.) 5) H. foliatum *Spr.* Syst., Staudengewächs mit linienförmig-drehrunden, stielumfassenden Blättern, und ungestielten Blühtenähren. In Sibirien. (Salicornia foliata *Pall.* It., *Linn.* suppl.) Abgeb. in *Pall.* Haloph. t. 5 — 6. — S. *Spr.* Syst. veg. vol. I. p. 19. (*Sprengel.*)

HALOGÈNE, Salzsäurestoff (Davy's Chlorine, oder richtiger Xyrine) nennt Schweigger bezeichnender das Radical der Salzsäure, welches eigentlich noch unbekannt, und daher eine hypothetisch angenommene Basis ist.

Girtanner glaubte zwar früher beweisen zu wollen, daß diese Basis Hydrogène wäre. Aber spätere Versuche haben gezeigt, daß das Hydrogène-Gas, welches er erhielt, von dem Wasser, das zerlegt wurde, herkam, ohne welches die Salzsäure auch in ihren mittelsalzigen Verbindungen nicht existiren kann. — Durch Elektricität ließ sich ebenfalls die Salzsäure nicht zerlegen. Bacchiani's Entdeckung, daß er an dem einen Pole von Volta's Säule Salzsäure, an dem andern Natrum aus dem Wasser zu erhalten gewähnt hatte, blieb unbestätigt. Auch Davy's, Henry's, Gay-Lussac's, Thenard's u. A. Versuche der Art waren bis jetzt fruchtlos.

Nach Davy, Gay-Lussac u. A. enthält die Salzsäure keinen Sauerstoff. Sie sagen: die Chlorine sei das sauermachende Princip, und dieß enthalte Wasserstoff, in sich gebunden, keinen Sauerstoff. Davy nannte nun die gemeine Salzsäure: Wasserstoff-Chlorine (Gay-Lussac's, *Acide Hydrochlorique*), und die überoxydirte Salzsäure schlechtweg Chlorinsäure. — Euchlorine ist, nach Davy, die gasförmige Verbindung des Sauerstoffes mit dem Chlorin, welche entsteht, wenn man auf vieles Knallsalz wenig Salzsäure gießt. —

Andere nahmen 3 Verbindungen des Halogène mit Oxygène an: 1) Euhalogène: 1 At. Halogène u. 1 At. Oxygène; 2) Halogène-Gas: 1 At. Hal. und 4 At. Oxygène; 3) Halogènesäure, d. i. 1 At. Halog. und 5 At. Oxygène, und es haben Berzelius u. A. für den Oxygène-Gehalt der Salzsäure mehrere unbezweifelte Beweise aufgestellt. (Vergl. unten Salzsäure.) (*Th. Schreger.*)

HALOKRATES, ein Sohn des Herakles und einer der 50 Töchter des Thespios, welcher aus Dankbarkeit dafür, daß ihn jener von dem Löwen auf dem Helikon befreit hatte, ihm seine 50 Töchter überließ. (*St.*)

HALOMETER, Soolwage, Salzspindel. Die Einrichtung der Soolwagen ist so mannichfaltig, als der Ausdruck für den Salzgehalt einer Soole, der durch sie bestimmt werden soll. Im Allgemeinen bestimmt man diesen Salzgehalt (die Löthigkeit oder Grädigkeit) nach dem Gewichtstheil reinen Kochsalzes, das entweder in einem zu Grunde liegenden Gewicht, oder einem festgesetzten Volumen Soole enthalten ist. Hiernach hat die Löthigkeit oder Grädigkeit einer Soole auf verschiedenen Salinen verschiedene Bedeutungen. Auf der königl. preuß. Saline Dürrenberg des Herzogth. Sachsens versteht man z. B. unter einer dreilöthigen Soole eine solche, in welcher drei Theile Wasser mit einem Theile Kochsalz verbunden sind, während auf mehreren andern Salinen eine Soole dreilöthig heißt, wenn eine Kanne derselben 3 Loth Kochsalz enthält. Auf noch andern Salinen nennt man ein Soole dreilöthig, wenn in 103 Theilen derselben 3 Theile Kochsalz aufgelöst sind. Auf mehreren Salinen berechnet man den Salzgehalt nach der Anzahl Gewichtstheile, die in 100 dergleichen Gewichtstheilen Soole sich befinden, also nach Procenten. Die erste und letzte dieser Methoden sind die bequemsten.

Die Soolwagen werden gewöhnlich von Glas verfertigt, und kommen in ihrer Gestalt im Ganzen mit den meisten andern Aräometern überein. Sie bestehen nämlich aus einer ungefähr 2½ Zoll im Durchmesser haltenden Glaskugel, die unten mit einer kleinern in Verbindung steht, oben aber in einen gegen 8 Zoll langen und ¼ Zoll starken Hals ausläuft. Die kleinere Kugel wird mit zusammen geschmolzenem Siegellack und

[illegible] [illegible] [illegible] [

machos nach Eustath. p. 332 und Apollon. IV, 1599. haben auch Nereiden so benannt, der erste jedoch in der Variation *ὑδατοσύδνη*. Die natürlichste Erklärung ist vor *ἅλς* und *ὑδνέω* d. h. nähren. Hesych. Andre nehmen *ἁλόσυδνος* für *ἁλόσυνος*, *ἅλιος*, *θαλάσσιος*, noch Andre trennen *ἁλο* und *σύω*, *σεύω*, also: die Bewegerinn des Meeres. (*R.*)

Halowin s. Hallain oben S 315. dieses Bandes.

HALS, der, (anat.) ist ein schmaler Theil des Körpers, welcher zwischen dem Kopfe und der Brust liegt, und in Hinsicht der Länge, so wie nach der Beleibtheit und der Constitution unendlich verschieden gestaltet erscheint. Bei manchen Subjecten ist der Hals dick und sehr kurz, bei andern hingegen dünn und sehr lang. Wenn der erste Fall nicht von der bloßen Beleibtheit herrührt, so fällt er gewöhnlich mit dem apoplektischen habitus zusammen. Der zweite zeigt sich oft bei denjenigen, welche zur Phthisis Prädisposition haben. Der Hals besteht aus Integumenten, Zellgewebe, Fett, aus Wirbelbeinen, welche zu den Bewegungen des Kopfes und des Halses dienen, gewöhnlich sieben an der Zahl sind, und das Rückenmark einschließen, welches die Halsnerven abgibt, aus Arterien und Venen, aus Nerven, lymphatischen Gefäßen, aus einer Portion der trachea und vorzüglich aus dem larynx, welcher die Erhabenheit bildet, die wir Adamsapfel nennen, und welche gewöhnlich bei Männern sichtbarer ist als bei Frauenzimmern, aus den pharynx, aus einer Portion des oesophagus, aus den Muskeln, aus Drüsen, unter welchen die beträchtlichste die glandula thyreoidea ist, und endlich aus Bändern.

Diejenigen Organe des Halses, welche die meiste Aufmerksamkeit verdienen, sind: 1) die arteriae carotides, (gemeinschaftliche Kopfarterien). Auf jeder Seite des vorderen Theils des Halses liegt eine solche Arterie, die rechte carotis ist kürzer, der Mittellinie näher, weiter vorn und größer als die linke. Die Karotiden sind um so oberflächlicher, je weiter oben sie untersucht werden, die carotis communis, von welcher hier die Rede ist, theilt sich dem obern Rande der cartilago thyreoidea gegenüber in der Höhe des untern Theils des dritten Halswirbels in die carotis interna und in die carotis externa. Es sind die carotides communes die größten Arterienstämme des Halses. — 2) Die vena jugularis interna, (innere Halsvene); diese Vene folgt demselben Lauf, welchen die arteria carotis nimmt, auf deren äußerer Seite sie liegt. Diese zwei Gefäße sind in eine gemeinschaftliche, cellulös-fibröse Scheide eingehüllt, doch hat jedes seine besondere cellulose Membran. Man unterscheidet die Vene von der Arterie: erstens durch die geringe Dicke ihrer Wände, welche zusammenfallen und fast durchsichtig sind, dann durch ihre beständige Lage nach außen, endlich durch die Farbe des Bluts. —

Am Cadaver ist die vena jugularis interna gewöhnlich abgeplattet, so daß sie einen Halbkanal bildet, welcher auf der äußern Hälfte der art. carotis liegt. Während des Lebens ist ihr Umfang viel beträchtlicher, so daß sie einen mehr oder weniger großen Theil der vordern Fläche der Arterie bedeckt. Aber er nimmt während der Exspiration zu, und vermindert sich zur Zeit der Inspiration. Es folgt hieraus, daß die vena jugularis interna während gewisser Operationen um so größer seyn wird, je größer das Hinderniß der Respiration ist. — 3) Die vena jugularis externa. Dieß ist diejenige Vene, welche gewöhnlich zum Aderlaß am Halse gewählt wird. Sie wird durch viele Äste in der Ohrdrüsengegend gebildet und öffnet sich am unteren Theile des Halses, in die vena subclavia, sehr oft, nachdem sie die Venen der Schulter aufgenommen hat. Nach unten kreuzt sie den musc. sternomastoideus sehr schief, auf welchem sie ruht. Hingegen ist sie parallel mit der Richtung der Fasern des m. platysmamyoides, welcher sie bedeckt. Es folgt hieraus, daß, wenn man dieses Gefäß parallel mit seiner Axe öffnet, die Fasern des musc. platysmamyoides (des breiten Halsmuskels), so zu sagen, nur von einander weichen, während man sie nothwendiger Weise zerschneidet, wenn man die Wunde in die Quere macht. In dem ersten Falle muß das Blut wegen der natürlichen Neigung der Fleischfasern sich zu nähern, und hierdurch die kleine Wunde zu verschließen, schwer ausströmen. In dem zweiten Falle vergrößern diese Fasern durch ihre Contraction die Öffnung, und müssen das Ausströmen des Bluts erleichtern. — Da diese Vene die meisten der äußerlichen Venen des cranium aufnimmt, so begreift man, daß sie vermittels mehrerer venae emissariae das Blut ziemlich direkt aus dem Sinus ziehen kann. Während des Aderlasses an dieser Vene empfiehlt Larrey den Druck unterhalb der Öffnung nicht zu entfernen, bevor man die Compresse auf diese letztere gelegt hat, weil man sonst, sagt er, sich der Gefahr aussetzen würde, die Luft in dieses Gefäß eindringen zu lassen und so eine leichte Operation in eine schnell tödtliche Wunde zu verwandeln.

Gewöhnlich ist die vena jugularis externa an ihrem unteren Drittel einfach. Bisweilen ist sie jedoch doppelt, ja sogar dreifach, und in diesem Falle ist jeder ihrer Äste nicht sehr volumiös, und gibt sich durch die Haut hindurch schwer zu erkennen, weßhalb dann der Aderlaß nicht ohne Schwierigkeiten ist. — 4) Der larynx (Luftröhrenkopf, Kehlkopf) und die trachea (Luftröhre, Kehle). — Der canalis laryngotrachealis liegt auf der Mittellinie des vorderen Theils des Halses. Der eigentliche larynx wird hauptsächlich von der cartilago thyreoidea, der cartilago cricoidea, den cartilagines orythaenoideae und von der membrana crico-thyreoidea gebildet. — Die erste, welche härter und mehr geneigt ist, zu verknöchern, als die zweite, ist so angeordnet, daß sie auf ihrem obern Rande einen ausgeschnittenen Vorsprung bildet, welcher vorzüglich bei den Männern sehr nach oben hervorragt, und in dieser Hinsicht ist der Unterschied bei den zwei Geschlechtern so groß, daß es, streng genommen, bei den Erwachsenen hinreichend seyn würde, diesen Theil zu berühren, um das Geschlecht zu unterscheiden. In dieser Portion des canalis laryngotrachealis wird unbestreitbar die Stimme gebildet. — Die trachea liegt mit ihrer membranösen

Portion, oder mit ihrem hintern Viertel auf dem oesophagus, welcher mit ihr, vermittels eines ziemlich lockern Zellgewebes, verbunden ist, und diese Anordnung läßt erklären, wie fremde, in dem oesophagus stecken gebliebene Körper in die trachea haben gehen können und so umgekehrt. Nach vorn und auf den Seiten ist sie unmittelbar von der glandula thyreoidea (Schilddrüse) umgeben. — 5) Am hintern Theile des Halses verdient die Verbindung des Kopfes mit dem Atlas und selbst mit dem epistropheus eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Da die condyli des os occipitis conver, länglich und schief nach außen und nach hinten gerichtet sind, und da die obere Fläche des Wirbelbeins, auf welchem sie ruhen, mit dieser Anordnung übereinstimmen: so gestattet diese Artikulation nur Beugungs- und Ausdehnungs-Bewegungen; aber da die ligamenta occipito-atlantica geschmeidig und breit sind, da der hintere Bogen des Wirbelbeins dünn ist, und keinen processus spinosus hat: so kann diese doppelte Bewegung ziemlich weit, doch nicht so weit getrieben werden, als man bei'm ersten Anblick würde glauben können, weil der processus odontoideus und seine Ligamente verhindern, daß der atlas sich nach vorn beugt. Die Rotationsbewegung geschieht hauptsächlich auf dem processus odontoideus und den Gelenkoberflächen des epistropheus. Die Theile zeigen sich in folgender Ordnung, wenn man sie von vorn nach hinten untersucht: a) Der arcus anterior des atlas und das Ligament, welches ihn mit dem os occipitis verbindet; b) der processus odontoideus und die ligamenta odontoidea; c) das ligament. transversum und das ligament. occipito-epistrophicum; d) die dura mater; e) der canalis medullae spinalis, welcher mit der medulla ausgefüllt ist. — Der processus odontoideus bildet eine Art von Zapfen, um welchen sich der Atlas dreht. Da er an die innere Seite der condyli des os occipitis vermittels zwei kurzer fibröser Bündel befestigt ist, so kann er auf die medulla erst drücken, nachdem das ligament. transversum des ersten Wirbelbeins zerrissen ist, wofern er nicht darunter weggeht, in welchem Falle die ligamenta odontoidea vorher zerrissen seyn müßten. Man begreift, daß sowohl bei der einen als bei der andern Weise eine beträchtliche Kraft erforderlich ist, um diese Störung hervorzubringen. Es scheint jedoch, daß die zum Strange Verurtheilten häufig auf die Weise starben, aber in den meisten Fällen waren die ligamenta odontoidea zuvor zerrissen, und dann ging dieser Fortsatz aus seinem Ringe heraus, unter dem Ligament des Atlas weg, und legte sich in den Rückenmarkskanal, so daß er die medulla zerriß und einen plötzlichen Tod hervorbrachte. Bisweilen war auch das ligament. transversum zerrissen, und der Tod auf dieselbe Weise erfolgt. — Bei den Kindern ist weit weniger Gewalt erforderlich, um dieselbe Wirkung hervorzubringen. Der processus verticalis des zweiten Wirbelbeins ist bei ihnen wenig entwickelt. Seine Ligamente sind weit weniger resistirend. Der Ring, welcher ihn einschließt, ist weniger zusammengezogen. Das ligament. transversum besitzt noch eine gewisse Elasticität, so daß dieser Fortsatz unter diesem letzteren Ligament heraus treten kann, ohne seine eigenen Ligamente zu zerreißen. Dieß sind die verschiedenen besondern Beschaffenheiten, welche begreifen lassen, wie, wenn man ein Kind an den Seiten des Kopfs anfaßt, und es so weit in die Höhe hebt, daß seine Füße den Boden verlassen, es geschehen kann, daß man es mit Blitzesschnelle tödtet, wenn es einige Bewegungen macht, um sich los zu machen. — Es ist auch zu bemerken, daß die zwei ersten Wirbelbeine so mit einander artikuliren, so unter einander und mit dem Kopfe verbunden sind, daß ein verwundendes Instrument leicht, und bloß durch weiche Theile hindurch in den canalis spinalis eindringen und durch die Verletzung des oberen Theils der medulla auf der Stelle tödten kann. Wenn man demnach einen stechenden und schneidenden Körper durch die fossa cervicis hindurch einsenkt, so wird es möglich seyn, auf das ligament. occipito-atlanticum oder auf das ligament. atlantico-epistrophicum zu kommen und den Anfang der medulla spinalis zu durchschneiden.

Diese Anordnung scheint von den Fleischern gut gekannt zu seyn, indem sie oft die Thiere dadurch tödten, daß sie ein Messer hinter dem os occipitis einsenken. Ja selbst der gemeine Mann weiß, daß man, wenn man eine Stecknadel in diese Gegend einsenkt, den Tod hervorbringen kann. Mehr als Einmal haben auch Missethäter von dieser Kenntniß Gebrauch gemacht, um vorzüglich an jungen Kindern abscheuliche Verbrechen zu begehen. Wenn das Instrument von vorn eingestochen würde, so würde man nicht dieselbe Gefahr laufen, weil der processus odontoideus es verhindern würde, direkt zu der medulla zu kommen. Unter dem zweiten Wirbelbein können Wunden dieser Art nicht mehr Statt finden. Denn alle diese Knochen liegen dachziegelförmig über einander, so daß sie einen vollkommenen Kanal bilden, dessen Wände keinen freien Raum zeigen, welcher das Eindringen der fremden äußeren Körper gestatten könne.

Rosenmüller's anatomisch-chirurgische Abbildungen und Loder's anatomische Kupfertafeln dienen dazu, sich von jedem einzelnen Organe des Halses, so wie überhaupt von allen übrigen Theilen des menschlichen Körpers eine Vorstellung zu verschaffen.

Auch ist Hals wohl ein anatomischer Ausdruck, womit man einen schmälern Theil am oder doch nahe am Ende eines Stückes des menschlichen Körpers bezeichnet. (*W. L. Brehme.*)

HALS, der, (architekt.), 1) das erste Glied des Kapitäls, welches gleich auf den Stab des verdünnten Schaftes folgt und mit demselben einerlei Ausladung bekommt. 2) Der oberste Zapfen an einem Zapfenständer des Schleusenthores, woran sich das Halseisen oder die Halsklammer befindet. Dieses ist eine, nach einem Halbzirkel gebogene eiserne Schiene, welche mit Ankern und Dobeln in die Seitenmauer der Schleuse befestigt ist, um die Flügel des Schleusenthores zu halten. (*R.*)

HALS, der, (Artill.) heißt bei der Kanone und Haubitze das Metallstück, welches die Traube mit dem

Bodenstücke verbindet. Er dient zur leichteren Handhebung des Geschützes und wird bei dessen Berechnung zum Behuf der Bestimmung des Inhalts oder Gewichts wie der Untersuchung des Schwerpunktes oder der Hinterwichtigkeit als abgekürzter Kegel berechnet, und dafür das Rundstäbchen um die beiden Bändchen an demselben weggelassen. (*Beniken.*)

HALS, wird der dünne Theil irgend einer Sache, z. B. eines Instruments, einer Geräthschaft ꝛc. genannt. So spricht man von dem Halse einer Branntweinswage, einer Weinwage, einer Salzwage und eines Aräometers überhaupt. So spricht man von dem Halse eines Sporns, eines Ankers, eines Amboßes, einer Violine ꝛc. (*Poppe.*)

HALS (Ἀλς), eine Tyrrhenerinn, Dienerinn der Kirke und Zaubrerinn, wie diese. Den Odysseus verwandelte sie nach einer spätern Sage (Ptol. Hephäst. IV. am Ende) in ein Pferd und behielt ihn in diesem Zustande bei sich, bis er vor Alter starb. (*J. A. L. Richter.*)

HALS. Von mehreren Künstlern dieses Namens ist der berühmteste Franciscus Hals, geboren zu Mecheln 1584, welcher für einen Schüler des ältern Karl van Mander gilt. Jedoch scheinen seine Studien nicht eben anhaltend und geregelt gewesen zu seyn. Denn ein angeborener, allmälig bis zur Leidenschaft überhand nehmender Hang trieb ihn an, die Natur und das Leben in unmittelbarer Gemeinschaft aufzufassen, und seine Biographen berichten, daß er drei Viertheile seines Lebens in Wirthshäusern und Schenken zugebracht habe. Vielleicht war es auch diese Lebensart, welche sein glänzendes Talent vorzüglich auf die Porträtmalerei lenkte, in welcher er nur von van Dyck übertroffen wurde, aber alle andre Zeitgenossen weit hinter sich zurückließ. Die Zahl seiner Porträte ist groß und von sehr mannichfachem Charakter in Bezug auf das darzustellende Original. Aber alle sind in Stellung und Ausdruck geistreich aufgefaßt und durch die Freiheit in der Behandlung des physiognomischen Charakters im Ganzen, mit Entfernung jeder sklavischen Rücksicht auf das unwesentliche Einzelne, zu dem Werthe historischer Köpfe erhoben, ohne doch die Ansprüche unbefriedigt zu lassen, welche an das Porträt gemacht werden dürfen. Denn die Ähnlichkeit seiner Köpfe verschaffte seinem Pinsel nicht mindern Ruf, als der reine Kunstwerth derselben. Seine Malerei ist leicht, aber kräftig: er trug die Farben zart auf und gab alsdann mit wenigen dreisten Strichen und Drucken dem Ganzen Leben und Wahrheit. Auch das Kostüm führte er fleißig aus und seine Hände werden als musterhaft betrachtet. Nicht minder geschickt ist er in der Wahl der Farben und Töne der Hintergründe, im Verhältniß mit den darauf zu setzenden Köpfen. Bekannt ist die Anekdote von Van Dyck's Besuche bei Hals in einem Wirthshause von Harlem, wo Einer des Andern Porträt malte, und Hals das Inkognito seines Gastes an der ersten Anlage des Gemäldes jenes Unbekannten errieth. Van Dyck, damals auf dem Wege nach England, wollte ihn überreden, mit ihm nach London zu gehen, aber Hals gefiel sich zu sehr in seinem freien Elend, um es für das vorgespiegelte Glück aufzugeben. Seine meisten Arbeiten finden sich in Delft und Harlem. Er starb 1666 und hinterließ mehrere Söhne, Maler und Musiker, welche, wenn auch nicht das ganze Talent des Vaters, doch dessen ganzen Lebensgeschmack geerbt zu haben schienen. Unter seinen Schülern sind Adrian Brouwer und Thiery van Bahlen die ausgezeichnetsten, und auch Adrian von Ostade hat eine Zeit lang unter ihm gearbeitet. Sein Bruder Dirk Hals malte mit Geschmack und Fertigkeit Thiere und Conversationsstücke.

Ein Theodor Hals wird als Schüler des Abraham Blomaert aufgeführt und gehört zu derselben Familie*). (*R.*)

HALS, ein kleiner Marktflecken an der Ilz, links der Donau, im baiernschen Passau, des baiernschen Unterdonaukreises, nur ¼ Meile von Passau entfernt. Er hat 80 Häuser, 310 Einwohner, starken Flachsbau, eine Tabaksfabrik, Bierbrauerei und lebhafte Gewerbe. Oberhalb des Marktes ragen die Überreste einer einst ansehnlichen Burg hervor, des Stammschlosses eines berühmten Grafengeschlechtes von Hals. Der Ort hat 1810 sehr viel durch Brand gelitten. Der Stammvater der Grafen von Hals, die sich öfters auch von Cham schrieben, soll ein gewisser Adelram gewesen seyn; nach Andern hat Kaiser Rudolph II. zuerst 1280 Albrecht dem Tapfern den Titel eines Grafen von Hals gegeben. Seine Familie starb mit 1375 aus. Hierauf kam die Grafschaft an die Landgrafen von Leuchtenberg, welche sie 1485 an die Herren von Aichberg verkauften. In der Folge finden wir sie im Besitze der Herren von Degernberg, und von diesen erkauften dieselbe die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern 1517, welche sie zu Straubingen schlugen. (*Eisenmann.*)

HALS, ein kleiner Marktflecken in Norderjütland, und zwar in dem Amte Aalborg, des dänischen Stifts Jütland, an der Mündung des Liimfiorden, neben welchem eine jetzt verfallne Schanze zur Vertheidigung derselben gelegen ist. Er hat eine Pfarre, 100 Häuser und 1817 764 Einw., die sich meistens von der Fischerei im Liimfiorden nähren. (*H.*)

Halsband, Halsbinde, s. Halsgeschmeide.

HALSBAND, nennen die Böttticher die Bänder oder Reifen von Holz oder Eisen, deren sie sich bedienen, wenn die Stäbe einer Tonne oder eines Fasses aufgesetzt werden. (*St.*)

HALSBRATEN, die zwei Stücken Wildprett, welche am Halse neben dem Schlunde und der Luftröhre bei dem Rothwilde herunter gehen; gewöhnlich auch Kehlbraten genannt. (*W. Pfeil.*)

HALSBRETT, ist bei den Zeugmachern ein oberhalb des Stuhles wagerecht schwebendes Brett, worin mehrere Reihen Löcher sich befinden, durch welche die Halsschnüre (s. dies. Artik.) nach ihrer Ordnung gezogen sind, damit jede Schnur im Zampel ihre rechte Stelle habe. (*St.*)

*) S. Fiorillo. B. III. S. 100 ff. Füßli's Künstlerlex.

HALSBRÜCKE, ein dem Rathe zu Freiberg gehöriges Vorwerk, am Johannesbruche, im Amte Freiberg des erzgebirgischen Kreises, im Königr. Sachsen. Dabei der Berafteten Halsbrücke an der Mulde, mit 200 Einw. Merkwürdig dabei ist eine über das Muldenthal führende, auf mehreren steinernen Bogen ruhende Wasserleitung, Aräterwasserleitung, oder halsbrückner Wasserleitung; ferner die vom Steiger Heumann wieder in Gang gebrachten Schlackenbäder, deren Wasser auch verstärkt werden; endlich das große, durch Herrn v. Charpentier errichtete Amalgamirwerk. (*G. F. Winkler.*)

HALSE, auf den Schiffen, ist die Benennung zweier langer Taue an den untersten Ecken des großen Segels (s. Segel), und an jeder Seite der Focke (s. d. Art.), mit welchem sie vermittelst angeholt werden. (*St.*)

HALSEIGEN, werden in mehrern deutschen Ländern, z. B. in Hildesheim, die Hörigen, oder Leibeigenen genannt. S. diese Art.*). (*Emminghaus.*)

HALSEISEN, ist ein gesetzlich eingeführtes und von der Criminalrechtspflege in mehreren Ländern bis jetzt noch beibehaltenes Correktionsmittel zur Versinnlichung der Ehrenstrafe. Es ist ein Eisen, befestiget entweder an einem Pfahl oder an einem Gebäude, gewöhnlich am Rathhause. Der Verbrecher wird damit am Halse angeschlossen und so öffentlich eine bestimmte Zeit lang der Anschauung des Volks Preis gegeben. Das Urtheil, in welchem diese Strafe erkannt wird, bestimmt die Zeit, wie lange der Verbrecher stehen soll. Dieses gemeine Halseisen oder der Strafpfahl (palus simplex) darf nicht mit dem Schandpfahl (palus infamiae) verwechselt werden. Die Ausstellung an den Schandpfahl[1]) wird zu den so genannten peinlichen, die Ausstellung an den Strafpfahl zu den bürgerlichen Strafen gerechnet. Jene als infamirende[2]) Strafe betrachtet, geschieht in der Regel mit Zuziehung des Henkers und mit Beobachtung gewisser beschimpfenden Auszeichnungen, z. B. mit einem gelben Hute (bei wuchrigen Bankerutteurs) mit einem Mantel und dergleichen[3]). Diese wird nur durch Gerichtsdiener vollzogen. Jene gehört zu der hohen, diese zu der niedern Gerichtsbarkeit. Der Pranger wird als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit angesehen, und gegen Verbrecher schwererer Art, meist nur als schärfender Zusatz zu andern Strafen z. B. bei der Zuchthausstrafe, angewandt, die Ausstellung im gemeinen Halseisen aber findet nur bei geringen Verbrechen Statt, z. B. bei kleinen Diebereien an Garten- und Feldfrüchten[4]). Seitdem durch die trefflichen criminalistischen Forschungen eines Berst, G. W. Böhmer, Feuerbach, Gesterding, Grävell, Grolmann, Henke, Hofacker, Kleinschrod, Klien, Konopak, Lotz, Martin, Meister, Mittermaier, Pfeifer, Pfister, Puchta, Rößler, Schrad, Soden, Spangenberg, Stelzer, Stübel, Tittmann, Walter, Weber, Welker, Wenning, u. A. die Schule und das Leben, die Praxis und die Theorie mehr mit einander befreundet, und so das Criminalrecht mit der Criminalpolitik besonders durch die geistreichen Bemerkungen des Eduard Henke[5]) in nähere Verbindung gebracht worden ist, hat man sich auch im Kapitel der so genannten Ehrenstrafen ziemlich allgemein darüber verständiget, daß sie, als eigentlich bestimmende und entehrende Strafen betrachtet, nur nachtheilig wirken; weil sie das Ehrgefühl abstumpfen oder ertödten, von welchem allein eine wahrhafte Besserung ausgehen kann. Wenn von ihnen gerühmt wird, daß sie ein Mittel seien, im Finstern schleichende Verbrecher, wie z. B. Verführer der Jugend, Kuppler, Falschspieler, Betrieger, falsche Spieler, Unterhändler von Dieben, Falschmünzer u. s. w. Aller Augen offen zu stellen, und sie dadurch so kenntlich zu machen, daß jeder sich vor ihnen zu hüten im Stande ist: so würden sie sich dadurch nur als polizeiliche Maßregel zum Zwecke der Sicherheit, nicht aber als eigentliche Strafen rechtfertigen, und daher etwa nur in der Verbindung mit der gegen ausländische Verbrecher nach überstandener Strafe zu verhängenden Landesverweisung, zu verfügen seyn. So wie daher in neuerer Zeit die sonst so häufigen, bald mehr bald weniger beschimpfenden Strafen, wie z. B. der Strohkranz, der Lasterstein, die Geige oder Fidel, das Ausrommeln oder Ausklingeln, das Reiten auf einem Esel und andere, zur Belustigung des Pöbels dienende Beschimpfungen[6]) fast überall außer Gebrauch gekommen, so auch ist die Anwendung des Halseisens sehr eingeschränkt worden, und schwerlich wird irgend eine neue gesetzliche Strafgesetzgebung Europa's die öffentlichen Ausstellungen und das Brandmarken[7]) aus der Vergessenheit wiederum hervor rufen.

Bemerkenswerth ist es, daß das Halseisen auch bei verschiedenen morgenländischen Völkern, z. B. in Siam, China, Persien als Strafe vorkommt[8]): das Seltsamste dabei ist, daß hier die Strafe nicht länger schimpflich ist, als sie währet. Derjenige, der sie heute leidet, ist morgen eben so ehrlich, wie zuvor und zu den vornehm-

*) Vgl. v. *Hellfeld* Repert. Jur. Germ. Bd. III. S. 1506.

1) Der Schandpfahl oder der Pranger ist eine unfehlbar deutsche Strafe, und in der P. G. O. Art. 115. 128. 158. 161 u. 198 ausdrücklich bestätigt. 2) Vgl. *Jo. Ludov. Bechmann*, de jure numellarum. Witt. 1737. C. II—IV. 3) S. Stelzer's Grundsätze des peinl. Rechts. Kap. VIII. §. 117. 4 Man vergleiche Pufendorff, de jurisdict. Germ. P. II. Sect. II. Cap. II. §. 38—40. S. 204 u. f. und P. II. Sect. III. Cap. I. §. 314—317. S. 484 u. f. Eben dess. Observat. jur. univ. Tom. IV. Observ. 130. Meister's deutsch. Einleit. zur peinl. Rechtsgel. S. 54 u. 431. *Wernher*, observ. pract. Cent. II. observ. 9. Cent. IV. observ. 85 und Eisenhart's Rechtshändel Th. IX. Nr. 3. Kleinschrod's syst. Entwickelung der Grundbegriffe und Grundwahrh. des peinl. Rechts nach der Natur der Sache und der deutsch. Gesetze. 3. Th. §. 80. S. 157. 5) In seinem Handb. des Criminalr. und der Criminalpol. 2 Thle. Berl. 1823 u. 1826. 6) Vgl. darüber *Engau* elementa jur. crim. P. I. §. 67. 68. 7) Die Verwerflichkeit des Brandmarkens erkannte schon Constantin: „Si quis in metallum fuerit pro criminum deprehensorum qualitate damnatus, minime in facie ejus scribatur; quo facies, quae ad similitudinem pulchritudinis caelestis est figurata, minime maculetur." Cap. 17. C. de poenis. 8. Über die Beschaffenheit dieser Maschine kann vergl. den Art. Halseisen in der deutschen Encykl. B. XIV. S. 135.

sten Bedienungen tüchtig [9]). Ein Bramine mußte einstens diese Strafe ausstehen, und drei Jahre darauf wurde er ein Mitglied des königl. Raths. In Persien wird diese Strafe an den Statsverbrechern vollzogen. Während der Dauer derselben wird dem Verbrecher ein vornehmer Statsbedienter zur Bewachung beigegeben, der in diesem Auftrage eine besondere Ehre erblickt.

(*Alex. Müller.*)

HALSEISEN, ist auch ein Instrument, welches bei dem Wasserbau vorkommt. S. den Art. Halsklaue. Ein Werkzeug des Sporners führt gleichfalls diesen Namen. (*Alex. Müller.*)

Halsen (nautisch), s. Segel u. Tauwerk.

Halsflosser, s. Kehlflosser.

HALSGERICHT, hochnothpeinliches, ist jene nach Vorschrift der P. G. O. der Vollstreckung der Todesstrafe gewöhnlich am Richtplatze vorangehende öffentliche Criminalgerichtssitzung, worin der zum Tode verurtheilte Inquisit nochmals über seine Schuld, in Gegenwart des Criminalrichters und der Schöppen, und zwar in der Anklageform vernommen, dann das Todesurtheil laut vorgelesen, nachher der Stab, zum Zeichen, daß das Gericht geendet sei, zerbrochen, dem Angeschuldigten vor die Füße geworfen, und dann die Sitzung selbst, nach geschehenem Umfragen an die Schöppen, und Umwerfung der Stühle und Bänke aufgehoben, der dabei mit gegenwärtige Scharfrichter aber angewiesen wird, die Strafe selbst in der erkannten Art sofort zu vollstrecken.

Die wesentlichen hierher gehenden Bestimmungen der P. G. O. kommen Art. 82. 89. 90. 96. 102. 215 und 217 vor.

Diese ganze Feierlichkeit [1]), wobei das altgermanische Verfahren in nuce noch aufgeführt zu werden pflegt, ist ein Überbleibsel der redlichen öffentlichen Rechtstage, hie und da öffentliche Malefizrechtstage, späterhin aber hochnothpeinliche Halsgerichte genannt, welche aber auf unser heutiges Criminalgerichtsverfahren nicht mehr paßt.

Die Rechtsmarime, wo kein Kläger, ist auch kein Richter, wurde von unsern Vorfahren nicht nur in bürgerlichen, sondern auch in peinlichen Strafrechtssachen beobachtet. Daher ihr peinlicher Rechtsprozeß nicht, wie heut' zu Tage, mit der Inquisition, sondern mit der Klage begann. Es gab auch nicht besondere Gerichte für peinliche Rechtsangelegenheiten, sonde n die vor Erlöschung des carolingischen Kaiserstamms mit hoher Gerichtsbarkeit versehenen Grafen- oder Landgerichte verwandelten sich in Halsgerichte, sobald als eine Criminalsache vor ihr Forum gebracht wurde. Es mußte dann zum geringsten mit zwölf Beisitzern besetzt seyn. Hinsichtlich der Anklage, der Stellung des Angeklagten vor Gericht, der Vertheidigung oder Beantwortung der Anklage, der Überführung, der Verurtheilung, der Urtheilsvollstreckung, war das altteutsche Verfahren ganz abweichend von dem unsrigen [2]). Vom Anfange des zehnten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden alle Verhandlungen in bürgerlichen sowohl als in peinlichen Rechtssachen, und zwar letztere öffentlich mit Geruf und Zetergeschrei [3]) vorgenommen. Das Publikum oder das Volk nahm daran Antheil, nicht nur als passiver Zuschauer und Zeuge, sondern als eigentlicher aktiver (unmittelbarer oder mittelbarer) Mitrichter. Nicht minder öffentlich geschah die Berathung des Gerichtspersonals. Mit Frag, Folg, Urtheil und Recht sind (so bezeugen die Gerichtsbriefe aus allen Gegenden des damaligen Teutschlands bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts) alle Rechtserkenntnisse zu Stande gekommen. Auf Anordnung eines Vorsprechers entwarf der Richter die Frage, über diese Frage wurde dann von den Beisitzern des Gerichts der Folge nach, wie sie nämlich hinter einander saßen, abgestimmt, und wenn dieß Geschäft vorbei war, wurde gar oft das herumstehende Volk gefragt, ob das durch die Mehrheit der Stimmen erfundene Urtheil den Gesetzen, Gewohnheiten, Herkommen ihres Ortes, ihrer Grafschaft, ihrer Stadt, Flecken, Dorfes, angemessen, d. h. ob es auch recht wäre. Alle diese Verhandlungen gingen nicht schriftlich, sondern bloß mündlich vor sich.

Nachdem aber diese Öffentlichkeit des altteutschen Gerichtsverfahrens aus unsern Gerichtsstuben so ganz und gar verschwunden ist, und seit der Zeit, wo der akkusatorische Instructionsprozeß dem inquisitorischen Platz gemacht hat, wo ein vom State bestellter Richter inquirirt, und das Erkenntniß über Schuld oder Unschuld den Land- und Hofgerichten übertragen worden ist, erscheint die Hegung des so genannten hochnothpein-

9) In den Staten des Orients, wo alle Strafmittel durch die Laune des Despoten gerechtfertiget werden, und bloß auf Furchterweckung berechnet sind, ist eine Ehrenstrafe nach dem Begriffe, den das civilisirte Europa damit verbindet, ganz unmöglich, weil da der Despotie nirgends Ehre wohnt, und geduldet wird. Solchen Menschen, sagt Pauw (Recherches philos. sur les Egypt. et Chin. Sect. X.) „von den Chinesen" kann man Alles nehmen außer der Ehre. „Der Kaiser, sagt du Halde (Description géogr. etc. de l'Empire de la Chine, II. p. 157) läßt den Vornehmsten Stockprügel geben, und gehet dann mit ihnen um, wie zuvor."

1) Die genauere Beschreibung darüber findet man bei *Heil*, judex et defensor. p. 459 — 463. 472 — 486. *Lünig* theatr. ceremoniale. T. II. p. 1409. *Jo. Fr. Hertel*, de constitutione sive forma judicior. crimin. sollemnium. Jen. 1733. *Casp. Ach. Beck* de sollemni ritu fract. baculi. Jen. 1751. Quistorp's Beiträge ed. 2. S. 95—99. *Carol. Fr. Walch*, Progr. de ritib. judiciorum crim. in C. C. C. art. 100. abrogatis. Jen. 1784. Ausführliche Beschr. des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Heilbr. und Leipz. 1798. Stübel's Criminalverfahren. §. 3411—3422.

2) Man vergl. Maurer's Gesch. des altgerm. und namentlich althaiernschen öffentl. mündlichen Gerichtsverfahrens ꝛc. Heidelberg, 1824. Andr. Buchner, das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerl. und peinl. Rechtsvorfallenheiten nach altteutscher, vorzüglich althaiernscher Rechtspflege u. s. w. Erlangen, 1825. 3) Geruf, vom teutschen Worte Rufen, bezeichnet 1) das Geschrei, welches unsere Vorältern bei Ansicht eines Kapitalverbrechers, bei Verfolgung des flüchtigen Missethäters und bei Gefangennehmung desselben erhoben; 2) das Rufen und Zusammenschreien, welches bei der Anklage des Beschuldigten vor Gericht von Seiten des Klägers und seiner Begleiter mußte erhoben werden. Das erste hießen sie das schlechte Geruf, dieses aber das hohe oder Zetergeschrei. Über den Zweck desselben vgl. Buchner a. a. O. §. 93 u. 94.

lichen Halsgerichts als ein ganz unnützes und kostspieliges Schauspiel; denn die ganze mündliche Verhandlung und die dabei zu beobachtende eitle Cärimonie der Anklage, bewirkt keine Änderung des Urtheils, was nach Lesung der Akten und kollegialischer Berathschlagung gefällt worden ist. Sehr weise ist daher diese Komödie, die doch eigentlich in nichts weiter als in der nochmaligen öffentlichen Ablesung des schon vorher bekannten Urtheils eines abwesenden Gerichts besteht, in vielen Ländern, z. B. in Preußen[4]) und namentlich auch in Baiern schon längst durch die baiernsche Malefizordnung von 1616[5]) abgeschafft worden, welche, wegen der darin angeführten Motive, nachgelesen zu werden verdient[6]). In Weimar hat man dieses Schauspiel noch in den Jahren 1820 und 1824 und in Dresden noch am 12. Junius 1821 auf dem Marktplatze, bei Gelegenheit der Hinrichtung Kaltofens, des Mörders Gerhards von Kügelgen, mit vielen Cärimonien und vielem Gepränge aufführen sehen. (*Alex. Müller.*)

HALSGERICHTSBARKEIT, oder peinliche Gerichtsbarkeit, ist die von der Statsgewalt öffentlichen Dienern übertragene Befugniß, peinliche Verbrechen zum Zwecke einer öffentlichen Bestrafung vollständig untersuchen zu dürfen. So wie die Gerichtsbarkeit im Allgemeinen nicht nur das Recht, die Merkmale eines bestimmten Falles aufzusuchen, und über die Übereinstimmung derselben mit den Merkmalen der unter bestimmten Rechtsregeln begriffenen Fälle mit Statsauctorität zu urtheilen, (Recht der Untersuchung und Entscheidung) sondern auch das Recht, den diesem Urtheile entsprechenden Zustand herbei zu führen (Recht der Execution) begreift: eben so begreift auch die peinliche Gerichtsbarkeit dieselben Rechte bei einer peinlichen Sache, nämlich das Recht, die Verschuldung des Verbrechers auf verfassungsmäßigem Wege so vollständig als möglich zu ermitteln, und dann seine Strafe durch ein Erkenntniß nach den Gesetzen zu bestimmen und in Vollzug zu setzen.

Diese Gerichtsbarkeit kommt unter den verschiedensten Benennungen vor. Man nennt sie hohe oder Obergerichtsbarkeit, Fraisch, hohe Fraisch, Ungericht, Vogtei, Zentgerichte, Malefizgerichte. (S. diese Artikel). Sie wird auch mitunter mit dem Namen des Blutbanns bezeichnet, — ein Ausdruck, unter welchem man jedoch auch, wenn er im Gegensatze von der Gerichtsbarkeit vorkommt, nur das Recht der Execution versteht[*]).

Über die verschiedenen Abtheilungen dieser Gerichtsbarkeit, die Arten ihrer Erwerbung, über den Gegenstand derselben, über die Bedingungen der Ausübung derselben, über ihre Wirkung und den Verlust derselben, vergl. die Art. Strafgerichtsbarkeit, Peinlichkeit, peinliche Gerichte, peinliche Gerichtsstände, peinlicher Prozeß. (*Alex. Müller.*)

HALSGERICHTSORDNUNG KAISER KARLS V., oder die so genannte CAROLINA, ist das von Kaiser Karl V. mit Einstimmung der Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 bekannt gemachte, aus 222 Artikeln bestehende Reichsgesetz über peinliche Verbrechen und Strafen, und die Art, bei Untersuchung und Bestrafung derselben zu verfahren.

Wird auch die Carolina jetzt nirgends mehr buchstäblich befolgt, weil sich eine dem Zeitgeiste mehr angemessene Praxis gegen viele ihrer Bestimmungen unter den Augen der Landesfürsten und mit deren stillschweigender Genehmigung gebildet hat: so darf doch der Theorie nach die fortdauernde Giltigkeit dieses provisorisch beibehaltenen Reichsgesetzes in allen teutschen Staten, wo nicht dessen gesetzliche Aufhebung erfolgt ist, nicht bezweifelt werden. Zwar hat die peinliche Gerichtsordnung durch die Vereinigungsurkunde zum rheinischen Bunde vom 12. Julius 1806 (Art. 2. dieser Urkunde) ihre Giltigkeit als Reichsgesetz verloren; aber sie behauptet darum als ein angenommenes Gesetz noch überall ihre volle Kraft, wo man sie ihr partikular rechtlich nicht entzogen hat. Was Andere[1]) von der fortgesetzten Anwendung der Gesetze, welche nicht Reichsstatsgesetze im engsten Sinne sind, bezeugt haben, gilt auch von der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.[a]). Die Belege hierzu liefert die tägliche Erfahrung; denn nicht bloß in den Urtheilen der Fakultäten und Schöppenstühle, sondern auch in den Strafrescripten der Justizcollegien wird, unter der oben erwähnten Voraussetzung, immer noch nach ihr entschieden.

Viele schätzbare Nachrichten zur Geschichte der Carolina findet man in den hier unten[3]) angezeigten

---

4) Allgemeines Criminalrecht für die preuß. Staten. §. 1. §. 54. 5) Tit. 6. §. 4. 6) Wider diese ungerechte Beredtheit eifert vorzüglich Mevius, mentis ad nemesin carolinam. Lips. 1752. §. 5. Hartleben, Justiz- und Polizeifama. Tübingen, 1804. II. Bd. Maurer a. a. O. §. 118. 227. 228. 231.

*) Über die Strafgerichtsbarkeit im engern und eigentlichen Sinn, über deren rechtliche Natur, die darin enthaltenen wesentlichen und abgeleiteten Rechte, so wie über die Pflichten, welche aus der Strafgerichtsbarkeit folgen, s. J. J. G. Meister's Abh. zur peinl. Rechtsgelehrsamk. in Teutschl. Götz. 1765. Stg. 8) — 15. Kleinschrod's peinl. Arch. in der Lehre von der peinl. Gerichtsb. Frankf. 1812. Stübel, das Criminalverfahren in den teutschen Gerichten. §. 20 — 38. §. 100 — 112. §. 170 — 175. Mittermaier's Handb. des peinl. Prozesses. Heidelb. 1810. 1r Bd. S. 224 — 273. Martin's Lehrbuch des teutschen gemeinen Criminalprozesses. Götz. §. 23 — 34.

1) J. C. Günther Heinrich von Berg, Handbuch zur Erläut. der rheinischen Bundesakte. Hann. 1808. 2r Th. 1. Abth. III. S. 50 u. f. 2) J. F. Fittmann's Handb. der Strafrechtswiss. u. s. w. 3r Th. in der Vorrede S. VI bis VIII. 3) *Chr. Thomasius*, D. de occasione, conceptione ac intentione Constit. crim. Carolinae. Hal. 1711. 4. und in *eiusd.* Coll. Diss. Tom. III. N. 38. S. 64. Joh. Heinr. Boehmer's Einleitung in die peinl. Halsgerichtsordnung K. Karls V. Mainz 1757. 8. Joh. Friedr. Reichhardt's Gesch. der peinl. Gerichtsordnung Kaiser K. V. von ihrer Entstehung und ihren weitern Schicksalen bis auf unsere Zeit. Nürnb. 1783. *Christ. Dan. Erhard* D. de constitutionis Carolinae in forum sax. introducta observv. hist. Lips. 1799. 4. — Über vorzugsweise verdient hier genannt zu werden Eduard Henke's Grundriß einer Gesch. des teutschen peinl. Rechts und der peinl. Rechtswiss. 2 Thle. Cassel. 1809. Der 2r Theil dieses in echt schulmäßigem Geiste geschriebenen und durch Gründlichkeit der Untersuchungen wie durch Schönheit des Vortrags in einem hohen Grade sich auszeichnenden Buchs

Schriften. Hier davon nur so viel. Sie ist ursprünglich die Privatarbeit eines bambergschen geheimen Raths, des Freiherrn Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg[4]), welcher den Beamten eine Richtschnur im Verfahren verschaffen, und theils der durch Einführung des römischen und kanonischen Rechts entstandenen Verwirrung abhelfen, theils andere im Strafprozesse üblich gewordene Mißbräuche verdrängen wollte. Durch die unsinnigste und albernste Anwendung und Einmischung jener fremden Rechte, namentlich durch die auf das Barbarischeste angewendete, an sich schon barbarische, Tortur, durch die immer bedeutenderen Eingriffe der Geistlichkeit in das Gebiet der weltlichen Macht, als welche durch die Einrichtung der Sendgerichte[5]) ihr geistliches Strafgericht weit über seine ursprünglichen Gränzen auszudehnen wußte, indem die Sendgerichte und Konsistorien der Bischöfe theils auch weltliche Strafen, namentlich Geldbußen, zu verhängen begannen, theils unterstützt durch eine Verordnung Innozenz III.[6]), auch weltliche Strafen jeglicher Art, auf Vergehen gegen die Religion, wie namentlich auf Ketzerei, Apostasie, Blasphemie, Sakrilegium, Meineid, Magie u. s. w. verhängten, und welche sie unter dem Namen der Sünde ihrer Gerichtsbarkeit unterwarfen[7]), besonders aber durch die damals sich immer mehr befestigende Ansicht des kanonischen Rechts, daß in dem Verbrechen ein Angriff gegen die kirchliche Ordnung und Zucht, eine Beleidigung der Gottheit, eine Entheiligung ihres Gesetzes und Schwächung des Ansehens derselben durch gestiftetes Ärgerniß[8]), in dem Verbrecher selbst ein Seelenkranker und Sündhafter, der es vergaß, daß nur in der genauen Befolgung kirchlicher Vorschriften und Heilsordnungen ihm irdisches Glück und ewiges Heil zu Theil werden könne; in der Strafe aber das Mittel der Heilung, der Aussöhnung mit der rettenden Kirche, deren Gesetze zugleich dadurch gerächt werden[9]); endlich das Mittel der Söhnung der Gottheit, welche diese Kirche und ihre Gebote schützt und aufrecht erhält; erblickt werden müsse, wurden die Gebrechen des altteutschen Verfahrens nur noch vermehrt.

Die Einführung des römischen Rechts hätte zwar damals im Gebiete des peinlichen Rechts nur wohlthätige Folgen haben können, denn der Geist der darin enthaltenen Strafnormen und Bestimmungen über das strafrechtliche Verfahren ist, abgesehen von der Praxis unter einigen despotischen Kaisern, und von einzelnen Constitutionen derselben, ein gerechter und milder, und wenn auch nicht mit demokratischer Gleichheit verträglich, doch eben so wenig geeignet, despotische Willkür zu fördern. Allein das römische Recht konnte im 14. und 15. Jahrh. noch keinen entscheidenden Sieg über altteutsche Rechte und Gewohnheiten herbei führen, selbst da nicht, wo diese Gewohnheiten und Gebräuche als schreiende Mißbräuche erschienen. Noch immer herrschte, unter gänzlich veränderten geselligen Verhältnissen, die alte, aber nun unpassende und darum verderblich gewordene Sitte der Kompositionen und gerichtlichen Bußen fort, die der Geldgierde nun als Mittel des Erwerbes diente, und darum selbst in Fällen geduldet wurde, wo die Zügellosigkeit des Faustrechts, wie z. B. bei allen Arten gewaltthätiger Verbrechen, wodurch der öffentliche Frieden gebrochen wurde, zur Aussprechung härterer, an Leib und Leben gehender Strafen genöthiget hatte[10]). Auf der andern Seite übten heimliche und Vehmgerichte[11]), so wie die vom Adel verfolgten und an ih-

---

handelt von S. 4—292, von der Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung, ihrer allmäligen Aufnahme, und von dem Inhalte und Werth dieses Gesetzbuchs. 4) Über sein Leben und Wirken, so wie über seine Schriften, s. *J. Fr. Christii*, comm. de Joanne Schwarzenbergico. Halae 1726. — Joh. Andr. El. Roßmann Nachr. von dem Verf. der bamberg., brandenb. und des heil. röm. Reichs peinlichen Halsgerichtsordnung, Johann Freih. von Schwarzenberg; in den Erlangenschen gelehrten Anzeigen von 1751. Nr. 25., auch in Schott's juristischem Wochenblatt, Jahrgang III. Leipz. 1774. Nr. 17. Longolius, sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach. Th. 4. Hof 1775. Hauptstück 1. Von der brandenburg. Halsgerichtsordnung. S. 53 u. f. — G. Th. Strobel, Johann Freiherrn von Schwarzenberg zwei sehr merkwürdige Briefe, nebst einer kurzen Nachr. von dessen Leben und Schriften. Altorf 1773, auch in dessen verm. Beitr. zur Gesch. der Lit. Nürnb. 1775. S. 1—32, wie auch in Plitt's Repert. für das peinl. Recht. Thl. II. Frankf. 1789. Mablank's Gesch. der peinl. Gerichtsordnung K. Karls V. Nürnb. 1783. Kap. 4. Vom Leben und Charakter des Freih. v. Schwarzenberg. Böttcher's kleiner Beitrag zur Lebensbeschr. des berühmten Verf. der bamberg. Halsgerichtsordnung, des Frh. Joh. v. Schwarzenberg (in den statswissensch. und juristr. Nachr. 1799. Nr. 102 u. 103.). Ist Joh. v. Schwarzenberg so zuverlässig, wie Roßmann und Horix behaupten, welchen Koch und die Neueren nachgebetet, Verfasser der bamberg. und brandenb. und der nach diesen gefertigten Halsgerichtsordnung K. Karls V.? (in den literarischen Blättern, Nürnb. 1802). — Nach der Behauptung Einiger, z. B. Chr. Fried. Imm. Schorch's, ist Ulrich Tengler's Laienspiegel von rechtmäßigen Ordnungen in bürgerl. und peinl. Regimenten als Quelle der bamberg., und somit auch der P. G. O. Karls V. zu betrachten. S. Schorch über Ulrich Tengler's Laienspiegel und dessen Gebrauch zur Erläuterung der Halsgerichtsordnung K. Karls V. Frankf. 1796. Nun findet sich freilich eine große Übereinstimmung zwischen ihm und der bambergischen P. G. O.; allein diese muß als Quelle von jenem betrachtet werden, denn sie ist schon 1507 erschienen, der Laienspiegel dagegen erst 1509 zu Augsburg. Vgl. Feuerbach üb. Ulrich Tenglers Laienspiegel; in Grolmann's Biblioth. des peinl. Rechts. Bd. II. St. 1. Nr. 3. 5) S. vorzüglich K. Ph. Kopp's ausf. Nachr. von der ältern und neuern Verfassung der geistl. und Civilgerichte in den hess. Landen. Kassel 1769. §. 78. und Henke's Gesch. des teutschen peinl. Rechts. Thl. 1. S. 53 u. folgende, und S. 137 u. folg. 6) S. Cap. 13. X. de judiciis (II. 1.) „— — quum enim non humanae constitutioni, sed divinae legi inuitamur, quia potestas nostra non est ex homine sed ex Deo; nullus, qui sit sanae mentis, ignorat, quin ad officium nostrum spectet, de quocunque mortali peccato corripere quemlibet Christianum, et si correctionem contemserit, per districtionem ecclesiasticam coercere" cf. *J. H. Böhmer* Jus eccles. protest. Lib. II. tit. 2. §. 4 seqq. 7) Vgl. überhaupt *C. A. Tittmann* de caussis auctoritatis juris canon. in jure criminali germ. diss. II. Lips. 1798. Henke's Gesch. des peinl. Rechts. Th. 1. S. 267 u. folg. Eichhorn's teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. Gött. 1818. Th. 1. §. 105 u. f. 181 u. f. 8) Cap. 4. X. de tempor. ordinatt. (II. 11.). 9) S. z. B. Decret. Grat. 1. dist. 4. Cap. 1—2. de censibus in 6to (3. 20.). 10) S. Henke's Gesch. des peinl. Rechts. Th. 1. S. 269 u. f. und Eichhorn's teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. §. 379. 11) Henke's Geschichte u. s. w. Th. 1. S. 146 u. f. u. S. 249 u. f.

ren Rechten mit frecher Willkür verletzten Städter eine rein terroristische und darum nur Unheil wirkende Strafrechtspflege, theils durch Vernachlässigung schützender und die Gerechtigkeit des Verfahrens sichernder Formen, theils durch voreilige Anwendung der äußersten, nur gegen Feinde und Rechtslose zulässigen Mittel, namentlich durch rücksichtslose Verhängung der schwersten, durch Blutdurst und Rachgier oft noch an Grausamkeit gesteigerten Strafen[12]). Wie hätte auch unter diesen, eine gesetzliche Eigenmacht zu sehr begünstigenden, Verhältnissen das Eindringen des römischen Strafrechts eine Wohlthat für die damalige Zeit werden können, da es durch Richter angewandt wurde, deren Mehrzahl die Quellen des römischen Rechts wegen Unkunde der Sprache und des Alterthums überhaupt, unzugänglich waren, und die wegen der moralischen Verworfenheit, welche Viele unter ihnen auszeichnete[13]), genau bestimmter und die Willkür möglichst beschränkender Vorschriften bedurften? Bei der damaligen sehr schlechten Beschaffenheit der Strafgerichte Teutschlands konnte somit auch das römische Recht nur verderblich wirken: es diente nur, die schon lange bestehende Ungewißheit des Rechts zu vermehren, und die Gerichte, in welche es durch gelehrte Beisitzer eingeführt worden war, in dem Vertrauen und der Liebe des am Vaterländischen hängenden Volks immer tiefer sinken zu lassen.

Zu der Verwirrung im Strafverfahren trugen am meisten bei die ersten, man darf sagen, barbarischen Versuche, den römischen Inquisitionsprozeß und die Tortur mit den öffentlichen teutschen Gerichten in Verbindung zu bringen. Ein Grundsatz, welcher dem Richter das Recht einräumt, ohne handhafte That, auf bloßen Verdacht hin, ohne Klage jemand zu verhaften, und ihn durch Martern zur Bekennung von Verbrechen, an die er vielleicht nie gedacht hat, zu zwingen, ward nur zu bald in der Hand so roher, unwissender und gewöhnlich auch leidenschaftlicher Richter die schrecklichste Geißel der Menschheit. Ganz Teutschland wiederhallte von Klagen wegen unschuldig hingerichteter Menschen. Dieses Unwesen war auf einen solchen Grad gestiegen, daß auch jeder im Volke sich nach besseren Zeiten sehnte. Kein Reichstag verging, ohne Klagen über dieses unmenschliche Chaos, ohne die dringendsten Wünsche um Abstellung derselben[14]). Die gegründetsten Klagen über den schlechten Zustand der Criminalgerichte führte das Reichskammergericht[15]). Kaiser Maximilian, der durch die Errichtung des Landfriedens, durch Verbesserung der westphalenschen Gerichte und besonders durch die Stiftung des Reichskammergerichts, schon sehr auf die Ausrottung der Mißbräuche hin gewirkt hatte, die sich in die Verwaltung der strafenden Gerechtigkeit eingeschlichen hatten, war es auch, der in einem Strafgesetzbuche durch schickliche Verschmelzung der heimathlichen und der eingedrungenen fremden Rechte den Kampf zwischen denselben zu beendigen, und zugleich den der Rechte unkundigen Beisitzern der Gerichte eine feste Regel bei der Untersuchung und Beurtheilung von Straffällen vorzuzeichnen trachtete. Dazu ward auch unter seiner Regirung am Schlusse des 15. Jahrh. durch Berathung mit den Ständen des Reichs auf den Tagen zu Freiburg und Augsburg die Einleitung getroffen. Aber während der hier beschlossene Entwurf zu einer peinlichen Gerichtsordnung für das gesammte Reich unausgeführt blieb, unterzog sich in einem einzelnen teutschen State der Ausarbeitung einer neuen Strafgesetzgebung der schon erwähnte Johann Freiherr v. Schwarzenberg und Hohenlandsberg, ein durch Kenntnisse und allgemeine Bildnng unter seinen Zeitgenossen hervorragender Mann. Sein Entwurf einer besseren peinlichen Gerichtsordnung erschien zuerst 1508 als Bambergsche Halsgerichtsordnung (gedruckt zu Mainz 1510). Der damalige Fürstbischof von Bamberg Georg führte nämlich diese Gerichtsordnung zuerst in den Gerichten seines Fürstenthums ein, um eine vorläufige Probe von deren Anwendbarkeit und Brauchbarkeit in Teutschland zu machen, und 1516 ließen auch die Markgrafen Georg und Kasimir dieselbe als Provinzialgesetz unter dem Namen der brandenburgschen Halsgerichtsordn.[16]) in ihren Fürstenthümern bekannt machen. Als hierauf auch von Kaiser und Reich der frühere Beschluß für die Verbesserung des teutschen Criminalwesens und die Annahme eines allgemeinen Strafgesetzbuchs nach vielen Berathschlagungen und Schwierigkeiten erneuert worden war, wurde auf dem Reichstage zu Worms im J. 1521 ebenfalls der schwarzenbergsche Entwurf oder die bambergsche Halsgerichtsordnung mit wenigen Abänderungen den Ständen vorgelegt, und von diesen dem Reichsregiment zu Nürnberg zur Erwägung anempfohlen. Im J. 1529 kam sie beinahe unverändert auf dem Reichstage zu Speier vom neuen zur Vorlage, endlich wurde sie im J. 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg durch Stimmenmehrheit zum Reichsgesetz erhoben, und unter dem Titel: Kaiser Karls V. und des heiligen römischen Reichs peinliche Gerichtsordnung bekannt gemacht. Da aber Kaiser Karl V. auf das Andringen der Stände diesen ihre Gerechtsame vorbehalten hatte, so wurde ihr ausdrücklich die so genannte salvatorische Klausel[17]) beigefügt: daß dadurch den Ständen an ihren alten, wohl hergebrachten, rechtmäßigen und billigen Gebräuchen nichts benommen werden solle; eine Klausel, die nachher mit vollem Rechte auch auf neue Gesetze und Gebräuche ausgedehnt wurde. Aber diese Klausel auch war es, die jenen Reichsständen, welche sich schon Anfangs der Abfassung dieser Gerichtsordnung widersetzt hatten, zum Vorwande diente,

12) S. Henke's Geschichte ꝛc. Th. 1. S. 285 u. folg. 13) Eben dess. Geschichte u. s. w. Th. 2. S. 204 u. folg. 14) Vgl. Kress praelat. comment. constitut. crim. Carol. Maldank a. a. O. S. 172. Maurer's Geschichte der altgermanischen und namentlich altbaiern. Gerichtsverf. u. s. w. S. 224. 15) Neue Sammlung der Reichsabschiede. 1. Buch. 2. Th. S. 46.

16) Beide, die bamberg. und die brandenb. Halsgerichtsordn. sind im Anhange zu *Böhmer* meditatt. in L. C. C. abgedruckt. Vgl. G. W. Böhmer's Literatur des Criminalr. Gött. 1816. §. 23. 17) Sie ist in der Vorrede zur P. G. O. enthalten.

um sie zu ignoriren. Lange Zeit blieb sie in manchen Ländern unbefolgt, und die gröbsten Mißbräuche, so auch die Gerichte in ihrer alten Form z. B. im J. 1537 in Lübeck, dauerten nach wie vor, fort. Erst nachdem dieselbe von Gobler und Remus ins Lateinische übersetzt, und von einem Gilnhausen, Carpzov und andern spätern Gelehrten ihre Vorzüge erkannt worden waren, stieg auch allmälig ihr Ansehen. Schnell hinter einander ward dieselbe in Lüneburg, in der Grafschaft Solms, in der Grafschaft Sponheim, im Herzogthum Zweibrücken, im Bisthume Würzburg, ja fast in ganz Teutschland förmlich eingeführt. Auch auf die baiernsche Criminalgesetzgebung, zumal auf die Malefizordnung von 1616 hatte dieselbe Einfluß erhalten[18]).

Nach und nach wurden in den einzelnen Reichsländern theils ergänzende, theils abändernde Verordnungen dazu erlassen und selbst in einigen der größeren neue Schöpfungen in Criminalsachen begonnen Doch hat die Carolina, wie wir schon oben bemerkten, selbst nach Auflösung der Reichsverfassung sich in der Mehrzahl der teutschen Bundesstaten als provisorisches Landesgesetz in Ansehen erhalten.

Wenige ursprünglich teutsche Gesetze sind so häufig herausgehoben, übersetzt, erläutert, ergänzt, gelobt und getadelt, als die Carolina. Man glaubte, an einem mit der Bildungsgeschichte der Nation und mit dem Wohl und Wehe ihrer Bürger so innigst verwebten Kunstwerke dürfe auch nicht der kleinste Theil unerhellt bleiben, und gerade auch dadurch wurde unter den Auspicien einer humanen Philosophie, besonders im 18. Jahrh., welches das merkwürdigste in der Geschichte des peinlichen Rechts und der Criminalrechtswissenschaft ist, nach und nach der Weg zu reiferen Versuchen gebahnt.

Eine ganz vollständige Aufzählung und Kritik der großen Anzahl von Ausgaben, welche von der Carolina nach und nach veranstaltet wurden, hat bis jetzt die Literatur noch nicht aufzuweisen.

Die richtigsten Nachrichten darüber verdanken wir den mühsamen Bemühungen des Dr. Georg Wilhelm Böhmer[19]). Von den Handausgaben der Carolina ist zu empfehlen: Johann Christoph Koch's Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V., nach der Originalausgabe v. J. 1533 auf das genaueste abgedruckt und mit der 2ten und 3ten Ausgabe v. J. 1533 u. 1534 verglichen nebst dem Horix'schen Programme, Gießen 1769. 1773. 1781 1785. 1800. 1816. Kaiser Karls V. P. G. O. Nach der ältesten Ausgabe v. J. 1533 abgedruckt. Göttingen 1789. Dieser Abdruck, der mit dem von Koch gelieferten völlig gleichlautend ist, findet sich auch hinter Ge. Jak. Friedr. Meister's Principia juris criminalis. — S. auch Gerstlacher's Handbuch der teutschen Reichsgesetze Th. II.

Ob von den gedruckten Ausgaben der P. G. O. die ohne Angabe des Jahres zu Mainz durch Ivo Schöffer gedruckte Ausgabe die älteste sei, oder die im Hornung 1533 eben daselbst und aus derselben Druckerei hervorgegangene, ist streitig[20]). Außer mehreren Übersetzungen[21]) und Erläuterungen[22]) der peinlichen Gerichtsordnungen, wodurch der Gebrauch derselben in den Gerichten immer mehr erleichtert und verbreitet wurde, dürfen die Werke Ben. Carpzov's nicht ungenannt bleiben, die von dem Augenblick ihrer Erscheinung an bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrh. in eben dem Maße zu sehr gepriesen und erhoben worden sind, als man sie nachher zu sehr verschrieen und herabgewürdigt hat.

Über den inneren Werth der Carolina selbst, sind vorzüglich in früherer Zeit sehr verschiedenartige Urtheile gefällt worden. Joh. Oldendorp schätzte das eine, freilich hoch ausgezeichnete Fragment, L. II. D. de poenis (XLVIII, 19.) höher, quam totum illum librum de judicio capitali, vom Halsgericht. (Act. for. progymn. class. VII. Nr. 1.). Leyser nannte die Carolina ein opus maxime imperfectum, und setzte hinzu: inter omnes ICtos, quotquot umquam consiliis principum adhibiti sunt, nulli ineptiores fuerunt iis, per quos Carolus V. imperator suas de criminibus leges compilavit. — „Exegerunt illi monumentum inscitiae suae, inertiae, indiligentiae, aere perennius, quod nulla umquam delatura est vetustas. Totum hoc jus mancum, mutilum, obscurum, et sibi ipsi contrarium est“[23]).

Semler[24]) ist in seinen Ausstellungen beinahe unerschöpflich. Er nennt die Carolina zuerst im Agemeinen „einen unreinen Abdruck des Justinianischen Gesetzbuchs, ein wesentlich unvollkommnes, durch mancherlei Auswüchse verunstaltetes Skelett, was mehr ein Werk des Ungefährs, als ein Ausfluß natürlicher Ordnung und gesetzgeberischer Klugheit zu seyn scheine“; (!) ferner „ein mageres Produkt der alten derzeitigen Barbarei, dem es an gesunden Grundsätzen einer aufgeklärten Vernunft, Moral und praktischer Philosophie ganz mangele“; ingleichen „eine unreife Geburt, die ihr Daseyn lediglich einer unverdauten und verworrenen Compilation aus den gleichzeitigen fremden und einheimischen Rechten zu verdanken hat“; endlich „eine sehr trübe Ent-

18) Vgl. Maurer a. a. O. §. 224. 19) Vgl. dessen Handbuch der Literatur des Criminalrechts. §. 14. Eben Dens., über die authentischen Ausgaben der Carolina. Gött. 1818.

20) S. darüber *Carol. Frid. Walch*, Progr. de L. C. C. edit. authentica. Jen. 1785. G. W. Böhmer's Literatur des Criminalrechts §. 14. — Eb. Ders. üb. die authent. Ausg. der Carolina. — Neues Archiv des Criminalrechts von Kleinschrod, Konopak und Mittermaier. Bd. II. S. 651 u. folg. 21) Vgl. G. W. Böhmer's Literatur. §. 18. 22) Unter den der jüngeren Zeit angehörigen Erläuterungen der P. G. O. verdient vorzüglich *G. P. Kress*, Comm. in constit. crimin. Caroli V. Hannov. 1721., eine rühmliche Auszeichnung. Vgl. überhaupt Henke's Geschichte des peinl. Rechts. Th. 2. S. 140—146 und S. 301 u. fg., auch Böhmer a. a. O. §. 19. u. 20. 23) In seinen Med. ad D. spec. 633. med. 1. 24) In s. Schrift üb den innern Werth der P. G. O. Kaiser Karls V.; in Hagemann's und Günther's Archiv für die theor. und prakt. Rechtsgelehrs. 1. Bd. Braunschw. 1788. 8. S. 202—302.

ſtehungsquelle einer äußerſt heterogenen, ſchwankenden und trieglichen Anwendung".

Zur Rechtfertigung dieſes harten Urtheils im Allgemeinen macht er der P. G. O. im Beſondern den Vorwurf folgender Mängel: 1) „Mangel an aller natürlichen Ordnung und daraus nothwendig erfolgte Verworrenheit des Vortrags und Entſcheidens der Art, die den peinlichen Richter nicht ſelten ohne einen allgemeinen anwendbaren Leitfaden, da, wo ihm ſolcher am nöthigſten ſeyn würde, und minder beträchtliche Dinge zum Überfluß eingeſchärft werden, in der größten Ungewißheit im Dunkeln tappen läßt". — 2) „Unvollſtändigkeit in der Dispoſition ſelbſt". — Denn es ſeien übergangen crimen repetundarum, peculatus, falsi, ambitus, plagii, de residuis, concussionis, injuriarum etc. Manche Lehren ſeien nur flüchtig und äußerſt unzulänglich abgehandelt worden; z. E. vom crimen laesae majestatis et perduellionis, adulterii, vom moderamen inculpatae tutelae, von den socii criminum, vom conatus delinquendi etc. 3) „Dunkelheit und Unbeſtimmtheit des Vortrags, die vorzüglich aus dem Gebrauche beſonderer, vom Geſetzgeber unerklärt gelaſſener Ausdrücke erwachſen iſt". 4) „Widerſpruch in der Entſcheidung". 5) „Äußerſte Unvollkommenheit in Beſtimmung adäquater und anwendbarer Grundſätze, und ſtatt derſelben zu häufige Verweiſung der peinlichen Richter auf unbeſtimmte Gewohnheiten, Rath der Rechtsverſtändigen, und Verſchickung der Akten in die oberen Gerichtshöfe u. ſ. w." 6) „Zu allgemeine Begünſtigung des römiſchen Rechts". 7) „Häufige Vermiſchung der fremden und vaterländiſchen Rechte". 8) „Zu große Härte und Blutdürſtigkeit in Beſtimmung der Strafen." 9) „Bloße Verweiſung auf des peinlichen Richters Willkür in Fällen, wo feſte Beſtimmung der anzuwendenden Strafe nöthig war". 10) „Zu große Weitläufigkeit in Nebendingen". 11) „Bloße Wiederholung ſchon vorgetragener Dinge, und des römiſchen peinlichen Rechts". 12) „Einmiſchung zu der Zeit ſchon nicht mehr im Gange ſeiender Verbrechen, z. B. der böslichen Befehdung".

Andere fielen in das entgegen geſetzte Extrem des Lobes. So nennt z. B. Michaelis[25]) die Carolina: ein höchſt verehrungswürdiges Stück geſetzgebender Weisheit und Güte, auf welches Teutſchland ſtolz ſeyn könne. Gemäßigter in ihrem Lobe ſind Klaproth und Koch. Erſterer, ſo ſehr er auch die Abfaſſung neuer Geſetzbücher empfiehlt, macht doch bei der Carolina die Bemerkung, daß durch ſie nicht nur die finſterſte Barbarei in Criminalſachen verdrungen, ſondern auch dem Rechtsgelehrten Anlaß gegeben worden ſei, die Criminalſachen weiter aus einander zu ſetzen[26]). Selbſt Koch, wenn er gleich die P. G. O. mit v. Olenſchlager das Muſter eines jus arbitrarium nennt, ſtellt nicht in Abrede, daß Karl V. die höchſt löbliche und dem gemeinen Weſen überaus heilſame Abſicht gehabt habe, unſchuldiges Blutvergießen zu verhindern, unmenſchliche Gebräuche aus den peinlichen Gerichten zu verbannen, und dagegen eine vernünftige Ordnung einzuführen[27]). Der Hauptfehler, den man bei Beurtheilung der P. G. O. beging, war der, daß man den Unterſchied zwiſchen abſolutem und relativem Werthe aus den Augen verlor, und ſich nicht in die Verhältniſſe und auf die Bildungsſtufe jenes Zeitalters zu verſetzen wußte, das ſie entſtehen ließ. Man überſah den Zweck, der durch dieſelbe bei einem noch halb barbariſchen Volke, wie damals das teutſche war, erreicht werden ſollte. Nicht ein neues Recht ſollte geſchaffen, ſondern das beſtehende nur ergänzt, oft nur näher beſtimmt, ja bisweilen nur allgemeiner verſtändlich ausgedrückt werden. Von den verſchiedenartigen Beſtandtheilen desſelben wurde keiner gänzlich aufgehoben; römiſches, hier kaiſerliches Recht genannt, und altteutſche Gewohnheiten wurden vielmehr mit und neben einander als giltig und verbindend anerkannt[28]), eine Beſtimmung, die als unerläßlich erſcheinen mußte, ſollte anders das Geſetzbuch in das Leben übergehen.

In der Betrachtungsweiſe der einzelnen Verbrechen und in der Art der Beſtrafung derſelben konnte und mußte der herrſchenden Anſicht des Volks nachgegeben werden, wenn das Geſetzbuch der Anwendung nicht entbehren ſollte. Von dieſer Seite betrachtet, und da keine Reformation per saltum geſchiehet, verdient die P. G. O. als der erſte Verſuch zur Löſung einer der ſchwierigſten Aufgaben in der Statskunſt um ſo mehr eine nachſichtige und ſchonende Beurtheilung, als es bei dieſem ſchwierigen Geſchäft der Geſetzgebung hauptſächlich mit darauf ankam, nach einem vorausgegangenen langen Kampfe zwiſchen fremdartigen Elementen, worin weder das eine, noch das andere obſiegte, beide mit einander zu vereinigen, und jedem da, wo es nach Grundſätzen der Gerechtigkeit herrſchen ſollte, die Herrſchaft einzuräumen und zu begränzen.

Am allerwenigſten verdient der Urheber der P. G. O. darüber Tadel, daß er, wie z. B. bei den Beſtimmungen der Art. 104 u. 105 über die Quellen, woraus in einzelnen Fällen die Entſcheidung zu ſchöpfen iſt, bei Art. 112. 124. 162. 178. über den Maßſtab der Strafbarkeit, bei den Art. 110. 111. 112. 114. 115. und mehreren andern über die Gränzen des richterlichen Ermeſſens, ingleichen bei den Art. 130. 131. 137. 158. über den Strafzweck u. ſ. w. in allgemeinen Sätzen ſich ausſprach; denn indem er ſich hierbei an die Ausſprüche des römiſchen Rechts anſchloß, und überdieß dem richterlichen Ermeſſen einen, unter andern Verhältniſſen beinahe zu weit ausgedehnten, Spielraum eröffnete, bot er der Doktrin das Mittel dar, im Fortgange der Zeiten und mit fortſchreitender Geſittung auch ſein Werk fortzubilden, und ſtets zu entwickeln.

25) In ſeinem moſaiſch. Recht. Th. 6. S. 50. 26) Vergl. deſſen Entwurf einer Geſetzgebung. 1te Fortſ. S. 5 der Vorr.

27) Vgl. deſſen Vorr. zur P. G. O. S. 12 u. 21. 28) S. Quiſtorp, von den vorzüglichſten altteutſchen Gewohnheiten, auf welche in der P. G. O. Beziehung gemacht wird. Eben Derſ. von den vorzüglichſten Stellen des röm. und kanon. Rechts, auf welche in der P. G. O. Beziehung gemacht wird. (Beide ſtehen in deſſen Beitr. zur Erläut. verſchiedener Rechtsmat., St. 1. Nr. 7. St. 8. Nr. 14.)

Karls V. Criminalordnung hatte durchaus nicht den Zweck, erschöpfend zu seyn, und das Studium der Quellen des Rechts überflüssig zu machen: vielmehr sollte sie bloß ein Manuale für die Praktiker seyn, und überall, wo ein in derselben nicht entschiedener Punkt zur Sprache kommt, die Entscheidung theoretisch gebildeter Männer eingeholt werden. Daher konnte auch aus der Carolina allein zu keiner Zeit die Wissenschaft des Criminalrechts gebildet werden, vielmehr mußten die wichtigsten Lehren immer aus dem römischen und kanonischen, d. i., den fremden Hilfsrechten genommen werden.

Mit Recht hat daher Henke[29]) die Ehrenrettung der Carolina wider die Vorwürfe des Semler und zwar so glücklich unternommen, daß seit seiner historischen Prüfung das Endresultat hinsichtlich der wahren Würdigung der Carolina kein anderes ist, als das, daß sie ein nothwendiges Mittelglied war zwischen der älteren und neueren Gesetzgebung; daß in ihr nur so weit, als es nothwendig und räthlich war, dem Zeitgeiste gehuldigt ist, während ein anderer Theil derselben mit so frei und besonnen wirkender wissenschaftlicher Thätigkeit entworfen ist, daß die Bestimmungen desselben auch für unsere Tage noch immer anwendlich sind, und daß im Verhältniß zu den übrigen Fortschritten, welche die seitdem verflossenen Jahrhunderte in der wissenschaftlichen Kultur gethan, unser Zeitalter nicht bedeutend vorgerückt ist. Mit Einem Worte, die P. G. O. Karls V. bezeichnet in der Geschichte der peinlichen Gesetzgebung den Untergang des Reiches der Rechtslosigkeit und der Anarchie, und den Anfang einer fester begründeten Ordnung, in welcher das Recht zur Herrschaft gelangt, und die Sicherheit der Individuen nur gesichert ist durch das Gesetz, das jetzt nicht mehr ganz als das Erzeugniß der Zeitumstände, sondern als das Produkt einer höhern Thätigkeit erscheint. Was insbesondere das prozessualische Gebäude der Carolina betrifft, so kann ihr auch in dieser Hinsicht das Lob nicht versagt werden, daß sie auf einer historisch-richtigen Grundlage beruhet. Man wollte es bei der hergebrachten Einrichtung des Gerichtswesens in den verschiedenen Ländern Teutschlands bewenden lassen. Daher wurde, obgleich zunächst der römische Accusationsprozeß eingeführt, doch darum das der geistlichen Polizei sehr zusagende Inquisitionsverfahren nicht aufgehoben. Dieses wurde für den Fall, wo es am Kläger fehlt, als ein Verfahren von Amts wegen darneben beibehalten. Indem man aber hinsichtlich der Eröffnung des Prozesses, und der Verpflichtung des Anklägers, so wie in Allem, was zur Überführung des Angeklagten dienet, dem römischen Verfahren folgte, und den teutschen Prozeß wenigstens als Endformalität (Art. 78 und folgende vom endlichen Rechtstag) beizubehalten trachtete, wurde, besonders weil für den untersuchenden Richter kein bestimmter Gang seines Verfahrens vorgezeichnet war, der Praxis und Doktrin zu viel überlassen, welche in fast 3 Jahrhunderten ein Prozeßsystem begründet hat, das voller Anomalien ist, und wobei man die historischen, und aus dem Standpunkte der schnellen und guten Administration der Criminal-Justiz hervorgegangenen, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks berechneten Principien, die den Verfassern der Carolina bei der Verschmelzung des Accusations-Verfahrens mit dem Inquisitions-Verfahren und der Verbindung der Mündlichkeit mit der Schriftlichkeit des Verfahrens vorschwebten, vielfach aus den Augen verloren, auch die im Laufe der Zeit anders gestalteten Rücksichten der Humanität und Politik ganz unbeachtet gelassen hat. Das praktische Resultat der Vergleichung des Criminalprozesses der Carolina mit der Fortbildung unsers jetzigen teutschen Criminalprozesses gewährt jeden Falls die doppelte Überzeugung:

1) Daß sie ein höchst schätzbarer Grundstein für die Entwickelung unsers Criminalprozesses ist; 2) daß sie in sofern noch über diesem stehet, als durch die bei ihr als Regel festgesetzte Mündlichkeit, durch die darin verordnete Theilnahme der Schöffen, und durch das Verfahren beim endlichen Rechtstage eine Öffentlichkeit hergestellt wurde, die unserm jetzigen peinlichen Verfahren in jeder Hinsicht abgehet, und welcher Mangel bei dem fortschreitenden Geiste und Sinne für teutsche Gerechtigkeit, bei dem zunehmenden Gefühle des Volkes, und den musterhaften Bestrebungen der Pfleger der Criminal-Rechtswissenschaft von Zeit zu Zeit fühlbarer hervortritt[30]).

(*Alex. Müller.*)

HALSGESCHMEIDE, HALSKETTEN (im alten und neuen Orient). Halsketten wurden hier nicht bloß von Weibern, sondern auch von Männern, besonders vornehmen getragen. Wie Joseph von Pharao (1 Mos. 41, 42.), so wird Daniel vom chaldäischen Könige Belsazar mit einer goldnen Halskette (chald. הַמְיְנִיכָא wahrscheinlich das griechische *μανιάκης*) als besonderer Gnadenbezeigung beschenkt (Dan. 5, 7. 16. 29 vgl. Xenoph. Cyr. 1, 3 §. 2. 2, 4 §. 5). Bei den Weibern bestanden sie theils aus angereihten Perlen, Korallen, durchbohrten Edelsteinen oder Metallkügelchen (חֲרוּזִים Hohesl. 1, 10., vgl. חָרַז durchbohren, um anzureihen, חָרוּז Halsband aus angereihten Perlen u. dgl.), theils aus kettenartig gearbeitetem Metall (allgemeinere Namen sind: חֲלִי Halsschmuck, Hohesl. 7, 2. Spr. 25, 12, עָנָק Hohesl. 4, 9, רְבִיד Ezech. 16, 11): und unten waren daran noch andere Zierathen befestigt, als kleine Monde (שַׁהֲרֹנִים Jes. 3, 18), kleine Sonnen (שִׁבְּיסִים ebend.), Amulette (לְחָשִׁים) und auch Riechfläschchen (בָּתֵּי נֶפֶשׁ Jes. 3, 20). Die an edlen Metallen reichen Midianiter hingen dergleichen kostbaren Halsschmuck selbst ihren Kameelen an (Richt. 8, 26). S. Hartmanns Hebräerinn am Putztische, II, 172 ff. 259 ff. (*Gesenius.*)

29) In seiner Geschichte. S. 118—130.

30) Man vergleiche die treffliche Abhandlung von Roßhirt über den Geist des in der Carolina aufgestellten Criminalprozesses, mit besonderer Rücksicht auf unsere Praxis und auf die viel besprochenen Ansichten von Öffentlichkeit und Mündlichkeit, in dem neuen Archiv des Criminalrechts. 8. B. 4. St. S. 610—654.

Mauer einer Schleuse befestiget ist, um die Schleusenthürflügel oben am Halse zurück zu halten. (*St.*)

Halskrankheit, s. am Ende dies. Bds.

HALSSCHNUR, nennen die Seidenwirker diejenige Schnur, mit welcher die Schäfte an die Rahmschnur eines Zugstuhles gebunden werden, wenn geblümte Zeuge auf dem Kegelstuhle mit vielen Schäften gewirkt werden. (*St.*)

HALSTEAD, ein Marktflecken in der engländischen Grafsch. Esser an der Colne und unter einem Hügel, hat eine Kirche, eine Grammaticalschule, die viele treffliche Schüler gezogen hat, 784 Häuser und 3280 Einw., die einen Wochenmarkt halten. Vormals war der Ort wegen seiner Boy- und sonstigen Fabrikate bekannt, aber diese Manufactur ist ganz in Verfall gerathen. (*G. Hassel.*)

HALSZANGE, heißt, bei den Nadlern, eine kleine, mit zugespitzten Kneipen versehene Zange, welche zum Biegen des Drahtes gebraucht wird. (*St.*)

Halt in der Musik, s. Fermate.

HALTAUS (Christian Gottlob), Rektor der Nikolausschule in Leipzig, wo er 1702 von Ältern geringen Standes geboren wurde. Schon in der ersten Jugend zeichnete er sich durch beharrlichen Fleiß aus, und er erwarb sich dadurch, während seiner akademischen Jahre, das besondere Wohlwollen des Professors Joh. Burch. Mencken, der ihn bei seinen bibliographischen Arbeiten, und besonders bei der Herausgabe der Scriptor. rerum german., gebrauchte. Dadurch wurde Haltaus auf historisch-diplomatische Untersuchungen über das Mittelalter geleitet, denen er fortan alle seine Mußestunden widmete. Er kam 1734 als Tertius an gedachte Schule, erhielt 1746 das Conrectorat und 1751 das Rectorat, und starb den 11. Februar 1758. Still und eingezogen hatte er immer seinem Berufe gelebt, und durch seine, mit ungemeiner Bescheidenheit verbundene, Gelehrsamkeit und seinen redlichen Charakter hatte er sich die Achtung und Liebe Aller derer erworben, die ihn kannten. Die erste Frucht seines vieljährigen Forscherfleißes war sein, für die schnellere und zuverlässigere Erforschung der Zeitangaben in Urkunden und für die Zurückführung derselben auf unsre Zeitrechnung wichtiges, Calendarium medii aevi, praecipue germanicum, in quo obscuriora mensium, dierum, festorum ac temporum nomina ex antiquis monumentis illustrantur, in usum historiae ac rei diplomaticae. Lips. 1729. 8.; in einer freien Übersetzung mit vielen Zusätzen und Berichtigungen aus den ältern und neuern Zeiten (von W. F. L. Scheffer). Erlang. 1797. 4. Wenn gleich dieses Werk mit der jetzt vorgerückten Wissenschaft in keinem Verhältnisse mehr steht, und auch die Übersetzung nur zum Theil die Wünsche der Kenner befriedigt *): so muß doch dankbar anerkannt werden, daß Haltaus späteren Forschern die Bahn gebrochen hat. Größeres Verdienst noch erwarb er sich durch sein Glossarium germanicum medii aevi, maximam partem e diplomatibus, multis praeterea aliis monimentis, tam editis quam ineditis, adornatum, indicibus necessariis instructum, cum praef. J. G. Boehmii. Lips. 1758. Vol. II. Fol. zusammmen 12. Alph. 7 Bogen. Der größte Theil des Werks war unter des Verfassers sorgfältiger Aufsicht abgedruckt, und er hatte das Manuscript ganz vollendet, als er starb, daher Böhme nur die Vorrede hinzu fügen durfte. Eine umfassende Kenntniß der Geschichte und Sprache des Mittelalters, die ausgebreitetste Belesenheit, und ein Fleiß, dem wenig oder nichts entgeht, setzten den Verfasser in den Stand, eine Arbeit zu liefern, die zur Erklärung der ältern teutschen Sprache und Alterthümer, der mittlern Reichsgeschichte, der Statsverfassung, und besonders der Rechte und Gesetze unsers Vaterlandes ungemein viel beiträgt, und überhaupt einen Schatz von gründlichen Sach- und Worterklärungen enthält. Auch die gute lateinische Schreibart dient dem Werke zur Empfehlung **). (*Baur.*)

HALTDAMM, ein Damm, der in der Absicht angelegt wird, das bei Regengüssen von den Bergen strömende Wasser damit aufzufangen, um es sodann nach den Sammelteichen leiten zu können. (*A. Schmidt.*)

HALTENBERGSTETTEN, eigentlich NIEDERSTETTEN genannt, ein Städtchen des Fürsten von Hohenlohe-Jartberg, unter wirtembergscher Oberherrschaft, im Jartkreise und Oberamte Gerabronn, am Vorbach, mit 1055 evangel., 292 kathol. und 175 jüd., zusammen 1522 Einwohnern und einer Synagoge. Über dem Städtchen liegt das Schloß Haltenbergstetten, der gewöhnliche Sitz des Fürsten von Hohenlohe-Jartberg, der das, vormals wirzburgische, Amt Haltenbergstetten zur Entschädigung für seinen Verlust jenseits des Rheins erhielt. (*Memminger.*)

HALTENKOPFF, Wilhelm, geb. im J. 1456 zu Thorn in Preußen, widmete sich der Philosophie und Medicin zu Leipzig, wurde daselbst Doctor und im Jahre 1493 Assessor der medicinischen Facultät, stiftete ein bedeutendes Stipendium für seine Landsleute, die Thorner, und starb den 15. Jan. 1507. Von Schriften hinterließ er nichts als mehrere Dissertationen. (*Huschke.*)

HÄLTER, oberteutsch HALTER, überhaupt ein Ort oder Raum, in welchem Etwas aufbehalten wird. Jedoch ist es besonders gebräuchlich zur Bezeichnung 1) des großen Gefäßes, in welches sich das Wasser eines Springbrunnens sammelt (auch Wasserhälter), 2) eines kleinen Teiches zur Aufbehaltung der zu speisenden Fische (Fischhälter), 3) eines durchlöcherten Kastens von gleicher Bestimmung. Daher ein Hälterkahn und ein Hälterschiff, Fahrzeuge zum Transport der Fische in einem solchen Kasten. (*R.*)

*) Allgem. Lit.-Zeitg. 1797. Nov. Nr. 358. S. 361.

**) Die Vorrede zu dem Glossar., worin das Leben des Verfassers erzählt wird. Neues gel. Europa 15. Th. 806. *Reiske* de rebus ad scholam civicam D. Nicolai pertinentibus expositio. Lips. 1759. 4. p. 28. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 5. Bd. — Das Handexemplar des Glossars, welches Haltaus mit beträchtlichen Zusätzen versah, befindet sich in der Stadtbibliothek zu Memmingen. S. Joh. Geo. Schelhorn's Anleit. für Bibliothek. 1. Bd, 190.

HALTEREN oder HALTERN, Stadt am Einfluſſe der Stever in die Lippe, in der Standesherrſchaft Dülmen des Herzogs von Croy belegen, und zum Kreiſe Kösfeld, des preuß. Regierungsbezirks Münſter, 77¼ Meile von Berlin entlegen. Sie hat 2 kathol. Kirchen, 1 Hospital, 11 andre Stats- und ſtädtiſche Gebäude, 313 Privathäuſer, 13 Fabriken, Mühlen und Magazine, 58 Ställe und Scheunen, 1633 Einw., worunter 1568 Katholiken, 5 Evangeliſche und 60 Juden. Die Nahrung beruhet auf Woll- und Leineweberei, Strumpfwirkerei, Garnſpinnerei, Ackerbau und Brauerei, auch hat die Stadt anſehnliche Steinbrüche. (*Krug u. Mützel.*)

HÄLTERT, niederländiſcher Marktflecken, Provinz Oſtflandern, Bezirk Oudenaarden, mit 2500 Einwohn. (*van Kampen.*)

HALTKETTE, Brust-, Deichselkette, Widerhalter, iſt eine Kette drittehalb Fuß lang und ziemlich ſtark gearbeitet. Unten hat ſie einen großen Ring, welcher an die Deichſel paßt, und an derſelben vor einem ſtarken Nagel ruhet. Oben hat ſie einen kleinen Ring, der in einem Wirbel läuft, mit welchem ſie an die Laufkette im Kummete oder im Halsbande befeſtigt wird. Sie dient dazu, den Wagen zu biegen und bergab aufzuhalten. Es muß dazu das beſte Eiſen genommen werden, weil von ihrer Haltbarkeit viel abhängt. (*Schilling.*)

HALTNAGEL heißt der eiſerne Nagel, welcher hinter der Hinterachſe eines Wagens durch den Langbaum geſteckt wird, damit ſie nicht zurück weichen könne. (*Schilling.*)

HALTON, ein Marktflecken zwiſchen den Flüſſen Merſey und Weaver, nahe am Great Trunkkanal in der engl. Grafſchaft Cheſter. Ein Ort, der einſt eine beträchtliche Stadt bildete, und 2 Jahr- und einen Wochenmarkt hielt, aber ſo herunter gekommen iſt, daß er nur noch 984 Einw. zählt, die ſich kümmerlich nähren. Auf einem Hügel ſieht man noch die Trümmer eines ſtattlichen Schloſſes, das der Baronie Haulton Fee, die ſich über einen beträchtlichen Theil von Lancaſter erſtreckte, den Namen gab. (*G. Hassel.*)

HALTUNG. Dieſer Ausdruck wird ſowohl in gemeinem Leben als in den ſchönen Künſten, und bei den letztern auch, nach ihrer Verſchiedenheit, in verſchiedenem Sinne gebraucht. In dem gemeinen Leben bedient man ſich dieſes Ausdrucks zunächſt in Hinſicht des Körpers. Man verſteht darunter dann im Allgemeinen die Art, wie der aufgerichtete Menſchenkörper in dieſer Stellung ſich erhält. Dieſe Haltung aber wird theils durch den beſondern Bau des Körpers, theils durch Gewöhnung und Willkür beſtimmt. In ſofern ſie von der Freiheit abhängig iſt, beurkundet der Menſch auch ſeine geiſtige Bildung und ſeinen Charakter durch ſie. Güte und Wohlwollen, Bosheit und Tücke, Unbefangenheit und Befangenheit ſprechen ſich in ſeiner Haltung aus. Nächſtdem haben auch die Beſchäftigungen der verſchiedenen Stände auf ſie Einfluß, durch welche der Körper an gewiſſe Stellungen oder Lagen gewöhnt wird. Endlich haben auch beſondere geiſtige Zuſtände ihre eigene Haltung; was Alles von dem Menſchenkenner und Menſchendarſteller wohl beachtet werden muß. Es gibt aber im Allgemeinen eine gute und eine ſchlechte Haltung des Körpers; erſtere iſt die, welche der Natur und Würde des ſich frei ausbildenden Menſchen angemeſſen iſt, mithin eine gerade und feſte, aber doch nicht ſteife, folglich freie und leichte Haltung; letztere die ſchiefe, ſteife, ſchwerfällige ꝛc.; und die erſtere iſt daher zugleich die, welche die äußere Erziehung und Bildung des Menſchen im Auge hat; ſie gehört zu dem, was man überhaupt Anſtand nennt. Leicht iſt daher auch zu erklären, warum man dieſen Ausdruck denn auf das geiſtige Benehmen übergetragen hat, in welchem ſich das Streben der Bildung ankündigt, wenn man von freier oder von gezwungener Haltung ſpricht. Denn wenn die körperliche Haltung im lobenden Sinne, d. i. die gute, in einem ſolchen Zuſammenhalten und Tragen der Körperglieder beſteht, durch welche die Erſcheinung des Individuums als Ganzes wohlgefällig und auf eigenthümliche Weiſe wirkt: ſo beruht die lobenswerthe Haltung im geiſtigen Benehmen eines Menſchen darin, daß die Äußerungen und Handlungen desſelben durch einen achtungswerthen Charakter beſtimmt und demſelben untergeordnet ſind. Die herrlichſte Erſcheinung aber findet Statt, wenn die körperliche Haltung, wie das geiſtige Benehmen eines Menſchen, eine Selbſtherrſchung durch ſittliche Ideen beurkundet, und dieß iſt die edle Haltung im vollen Sinne des Worts.

Was nun die körperliche Haltung für ſich anlangt, ſo erſcheint ſie zunächſt im ruhigen Zuſtande des Körpers, dann aber bildet ſie auch die Grundlage der Bewegung desſelben; und ſo iſt ſie auch in Mimik und in der Tanzkunſt zu beachten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Haltung des Körpers vortheilhafter iſt, wenn die Arme beſchäftigt ſind; daher tanzten die Alten nicht gern mit leeren Händen *), und der bekannte Shawltanz erhält auch dadurch einen vorzüglichen Reiz; denn die Haltung des ganzen Körpers hängt vorzüglich von dem Tragen der Arme ab und die Franzoſen nennen die Haltung daher wohl auch maintien.

Die bildende Kunſt, in ſofern ſie den menſchlichen Körper in Ruhe und Bewegung darſtellt, beachtet dieß ebenfalls. Aber in der Malerei und Zeichnenkunſt hat dieſer Ausdruck noch eine ganz beſondere Bedeutung erhalten. Hier bezieht er ſich auf das Verhalten der auf der Fläche dargeſtellten Gegenſtände zu einander, hinſichtlich ihrer ſcheinbaren Nähe oder Ferne. Dieſe Nähe und Ferne wird vornehmlich bezeichnet durch Abſtufungen von Hell und Dunkel; folglich iſt die Haltung die richtige Bezeichnung der Nähe und Ferne der räumlichen Gegenſtände in der Zeichnung und im Gemälde durch die Grade des Hellen und Dunkeln. Sie fordert ein Hauptlicht, eine Abſonderung der verſchiedenen helleren und dunkleren Partieen, und eine Verbindung derſelben zum Ganzen. Die Haltung leiſtet folglich durch Hell und Dunkel dasſelbe, was die Perſpective durch den Contour zeigt. Hieraus iſt zu erklären, 1) warum man ſonſt dieſe Eigenſchaft chiaroscuro, clairobscur genannt hat, ob-

*) S. Museum Pio-Clement. Vol. III. p. 54.

gleich dieſer Ausdruck, ſo wie ſpäterhin der überſetzte Ausdruck: Helldunkel, eine andere Bedeutung erhalten hat; 2) warum man den Begriff der Haltung erweiternd die Darſtellung der räumlichen Gegenſtände nach ihrer ſcheinbaren Ferne und Nähe überhaupt oft Haltung genannt hat. Denn Nähe und Ferne der Gegenſtände läßt ſich auch durch die nach Regeln der Perſpective gemachte Zeichnung ausdrücken, in ſofern dieſelben nach Nähe und Ferne größer oder kleiner, ferner mit verſchiedenem, d. i. ſtärkerem oder ſchwächerem, beſtimmterem oder unbeſtimmterem Umriß, und mit mehrerer oder minderer Deutlichkeit der einzelnen Theile erſcheinen; und beides kommt in einem guten Gemälde verbunden vor. Aber auch durch Farbenunterſchiede, welche man von den Lichtgraden unterſcheiden muß, läßt ſich Entfernung der Gegenſtände bezeichnen; und ſo könnte man unter dem Ausdruck Haltung auch dieſes mit bezeichnen. Aber gewöhnlicher wird in der Theorie der Malerei die Bezeichnung der Entfernung der Gegenſtände durch Farbe, was Goethe Colorit des Orts nennt, von der Haltung in dem angegebenen engern Sinn (d. i. Bezeichnung der Entfernung durch Hell und Dunkel) unterſchieden, und Beides durch den Namen Luftperſpective von der vorhin gedachten Linearperſpective abgeſondert. Wenn dieſe Linearperſpective auf feſte Geſetze ſich zurückführen läßt, ſo iſt die Luftperſpective, und insbeſondere die Haltung im engern Sinne, weit ſchwieriger zu beobachten, da man es hier mit der veränderlichen Eigenſchaft des Lichts zu thun hat, das nach ſeiner Stärke und immer wechſelnden Richtung (Beleuchtung) die Gegenſtände verſchieden erſcheinen läßt. Und doch muß der zeichnende und malende Künſtler, der das darſtellt, was in einem Momente erſcheint, die Schatten und Lichter nach ihrer Stärke, Richtung und ihrem Verhältniſſe zu einander, kurz das Hellere und Dunklere ſo anordnen, wie es nöthig iſt, um die in verſchiedener Entfernung ſcheinbar vor uns liegenden Gegenſtände in einem Augenblicke zu überſehen. Hier kann den Künſtler nur ein geiſtvolles Studium der Natur und der muſterhaften Werke der Kunſt leiten, durch welches er auch erfahren wird, wie das verſchiedene Einfallen des Lichts die Haltung beſtimmt. Endlich iſt 3) aus dem Obigen zu begreifen, wie die Haltung im weitern Sinne erſt jedem Gemälde den Schein der Natur und Wahrheit gibt; denn durch ſie tritt das Nahe deutlich hervor, das Ferne gegen das Nähere zurück, das Runde erſcheint rund, und die Fläche wird durch ſie dem Beſchauenden zum allſeitig ausgedehnten Körper. Ohne ſie würde das Gemälde der Illuſion entbehren und nur flach und eintönig erſcheinen. Sonach hat alſo ein Gemälde Haltung, wenn alle Theile desſelben, nach Maßgabe ihrer Entfernung vom Auge, auf die gehörige Weiſe erſcheinen, und insbeſondere durch Hell und Dunkel ſich naturgemäß unterſcheiden.

Analog der Malerei wird ferner der Ausdruck Haltung in andern Künſten, und ſelbſt in der Tonkunſt, der Kunſt der Zeit, gebraucht. Er bezeichnet hier das richtige und wohlgefällige Verhalten der Töne und Tonverbindungen zu einander, als verſchiedene Theile eines zu einer Wirkung hinſtrebenden Ganzen. Hiermit iſt eine gehörige Unterſcheidung der Theile des Tonwerks von einander, hinſichtlich des Quantitativen und Qualitativen der Muſik, folglich in Hinſicht der verſchiedenen Stärke- und Schwächegrade, Zeitbewegung oder Rhythmus derſelben, Tonart und Modulation, Harmonie, Grade der Ausführlichkeit der muſikaliſchen Gedanken gefordert. Ein eintöniges Muſikſtück, in welchem ſich die Haupt- und Nebenpartieen nicht nach Verſchiedenheit ihrer, durch die Idee des Ganzen beſtimmten Geltung und Bedeutung durch die angeführten Mittel von einander unterſcheiden, hat keine Haltung; und eben ſo hat der muſikaliſche Vortrag keine Haltung, wenn dieſes Verhalten mannichfaltiger Theile zu dem Ganzen bei der Ausführung nicht beobachtet wird. Auch in der Deklamazion redet man von Haltung, wenn der Vortrag einer Rede nicht bloß durch die Wahl des Tons dem herrſchenden Charakter derſelben entſpricht, ſondern auch die einzelnen Theile derſelben durch die Abwechſelungen der Stimme in Hinſicht der Stärke und Schwäche, mannichfaltige Accente, Modulation, Schnelligkeit und Langſamkeit des Sprechens gehörig von einander unterſchieden werden. Wie nun die Schauſpielkunſt Mimik und Declamazion verbindet, ſo beſteht die Haltung in der Darſtellung des einzelnen Schauſpielers in der Beobachtung des durch den darzuſtellenden Charakter geforderten Verhältniſſes der einzelnen Theile ſeiner Darſtellung, ſowohl mittels der Geberden im umfaſſenden Sinne (worunter auch die oben gedachte Haltung des Körpers gehört), als auch des recitirenden Vortrags, und beider in Beziehung auf einander. Die Haltung betrifft ſonach a) die Anlage oder Grundlage des Charakters, wodurch die ganze Darſtellung Einheit empfängt. Sie zeigt ſich in der Feſthaltung eines gewiſſen herrſchenden Grundzuges, der durch Sprache und Geberde veräußert wird; und dieſe Conſequenz iſt es, die hier oft vorzugsweiſe Haltung genannt wird; b) das Verhalten der untergeordneten Theile der Rolle zu einander und zum Ganzen. Hiernach werden einzelne Äußerungen des Charakters durch Rede und Mimik mehr oder weniger hervorgehoben, andre läßt man fallen, oder behandelt ſie leichter, wenn ſie etwas weniger Weſentliches ausdrücken. Ein falſches Pathos aber hebt Alles hervor, und wird dadurch unnatürlich und eintönig. Leben und Wahrheit aber zeigt ſich in der bedeutſamen Vertheilung von Licht und Schatten.

Nun wird auch deutlich ſeyn, was man unter poetiſcher Haltung verſteht. Die Haltung eines Gedichts umfaßt Charaktere, Begebenheiten, Gefühle und Gedanken. Sie beſteht darin, daß, was beim Leſen oder bei dem Vortrage des Gedichts vorzüglich in das Bewußtſeyn gefaßt werden ſoll, von dem Dichter durch die entſprechenden Zeichen in der Einbildungskraft erregt werden, Anderes aber, worauf unſere Vorſtellung weniger verweilen ſoll, nur leicht angedeutet; das endlich, wovon wir ganz abſehen ſollen, in der Erinnerung nicht berührt, ja durch entgegen ſtehende Vorſtellungen entfernt werde. Auch hier alſo treten uns die Gegenſtände mehr oder minder nahe, oder ſie entfernen ſich aus dem Kreiſe un-

sers Bewußtseyns, und dieß Alles nach Maßgabe ihres Verhältnisses zu der in dem Ganzen darzustellenden Idee. (*A. Wendt.*)

HALTWHYSTLE, ein Marktflecken am südlichen Tyne in der engländischen Grafsch. Northumberland; gut gebauet mit 104 Häusern und 751 Einw., die vielen Boy fabriziren, einen Wochenmarkt halten und eine starke Durchfuhr haben. In der Nachbarschaft sieht man die Trümmer der vormaligen Gränzfeste Thelwall. (*G. Hassel.*)

HALUNS, eine der alten Städte des Peloponnesos, die in Arkadien im SW. von Nasos und in der Nähe des Flusses Ladon gelegen und einen Tempel der eleusinischen Demeter gehabt hatte, aber schon so früh zerstört oder eingegangen ist, daß die hellenischen Geographen den Zeitpunkt nicht weiter bestimmen. (*H.*)

HALURGIE, SALZWERKSKUNDE, eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Kunst, welche die Regeln umfaßt, nach welchen das salzsaure Natron, oder Kochsalz, in der Natur aufzusuchen, zu gewinnen und in einem für den Haushalt und die Gewerbe brauchbaren Zustande darzustellen ist. Man kann sie als einen Zweig der allgemeinen Bergbaukunde betrachten, wenn man nämlich unter dieser denjenigen Theil der producirenden Industrie versteht, der sich mit der Gewinnung der anorganischen Naturproducte beschäftigt.

Das Kochsalz ist nicht nur, wie bekannt, für jede Haushaltung unentbehrlich, sondern es wird auch bei vielen Gewerben, zum Theil in sehr beträchtlichen Massen, verwendet. Es ergibt sich hieraus die große Wichtigkeit der Halurgie. Die vortheilhafte Gewinnung des Kochsalzes erfordert überdieß sehr ins Große gehende Anlagen und Summen zu deren Herstellung, wie sie fast nur dem State zu Gebote stehen. Dieß und eine gewisse Abgeschlossenheit der Kochsalzgewinnung, bei der sich die Concurrenz leicht ausschließen, und somit eine willkürliche Erhöhung der Verkaufspreise bewerkstelligen läßt, ist der Grund, weßwegen sich die meisten Staten die Production des Kochsalzes vorbehalten, und sie zu einer ergiebigen Quelle des öffentlichen Einkommens gemacht haben.

So drückend die, durch die zum Theil unverhältnißmäßigen Verkaufspreise gegen die Productionskosten bewirkte hohe indirecte Steuer in gewissen Staten seyn mag, so wenig kann geläugnet werden, daß die Halurgie dem Umstand, daß der Stat der Producent des Kochsalzes ist, die jetzige hohe Stufe ihrer Ausbildung hauptsächlich zu verdanken hat. Ein Blick auf die wenigen Salinen, die sich noch in Privathänden befinden, bestätigt die Wahrheit dieser Behauptung.

In Bezug auf die mannichfaltigen Kenntnisse, auf welchen die vortheilhafte Gewinnung des Kochsalzes beruht, behauptet die Halurgie eine der ersten Stellen in der Reihe wissenschaftlicher Künste. Die Aufsuchung des Kochsalzes in der Natur, die bergmännischen Vorarbeiten zu seiner Gewinnung, die Herstellung der mannichfaltigen Maschinen, der Soolenleitungen, Wasserbaue und Gebäude, die Gradirung, Siedung und Benutzung der Abfälle fordert eine sehr vielfache Anwendung mathematischer, geognostischer, bergmännischer, physikalischer, bauwissenschaftlicher und anderer Kenntnisse.

Das Kochsalz findet sich in der Natur theils in fester Gestalt (als Steinsalz), theils aufgelöst im Wasser des Meeres, vieler Landseen und Quellen (als Soole). Man kann demnach die Halurgie in zwei Haupttheile zerlegen, wovon der eine die Gewinnung des Steinsalzes, der andere die Gewinnung des Soolsalzes in sich begreift. Von beiden gibt das Folgende eine kurze Übersicht:

1) Steinsalzgewinnung. Die Gewinnung des Steinsalzes kann auf eine unmittelbare und auf eine mittelbare Art geschehen. Die unmittelbare Gewinnung des Steinsalzes findet Statt, wenn es sich in großen reinen Massen findet. Da sie durch einen bergmännischen Abbau geschieht, so gehört sie, und alle darauf gerichteten Arbeiten speciell der eigentlichen Bergbaukunst an. Bilden die Steinsalzlager nicht große reine Massen von Steinsalz, sondern, wie es sehr oft der Fall ist, sehr verworrene Gemenge von Thon, Gips und Steinsalz, aus denen sich das letztere auf eine mechanische Art nicht mit Vortheil absondern läßt: so muß man sich der mittelbaren Gewinnungsart bedienen. Diese besteht in der Hauptsache darin, daß man Wasser auf die unreine Steinsalzmasse leitet, ihr dadurch den Kochsalzgehalt entzieht, und sonach eine künstliche Soole bildet, welche, nachdem sie gesättigt ist, zur Darstellung des Kochsalzes nach den dazu bestimmten Anstalten abgeleitet wird.

Das merkwürdigste Beispiel einer rein bergmännischen Gewinnung des Steinsalzes liefert uns das Steinsalzbergwerk zu Wielizka in Polen.

Seit dem 13ten Jahrhundert baut man daselbst auf drei über einander liegenden abgeplatteten Steinsalzmassen, welche zur Formation des Alpenkalksteins gehören, und einen Theil jenes unermeßlichen Steinsalzlagers bilden, das mit Wielizka und Bahnia anhebt und fast ohne Unterbrechung gegen 150 Meilen auf dem nördlichen Abfalle der Karpathen fortsetzt. Die Lagerstätte geht nicht zu Tage aus, sondern ist gegen 30 Lachter hoch mit Gerölle, Gips und Salzthon bedeckt, zum Liegenden hat es ein Gemenge von verhärtetem Thon und dichtem Gips, das Streichen derselben ist von Süden nach Norden, das Fallen 40° bis 60° gegen Westen. In ersterer Richtung erstreckt sich der Grubenbau ungefähr 800 Lachter, in der zweiten 1500 Lachter. Wielizka liegt 260 Meter über dem Meere, und man ist mit dem Grubenbau gegen 50 Meter unter den Spiegel desselben gekommen.

Die ganze Tiefe der Grube ist in drei Stockwerke oder Soolen getheilt, von denen die erste 40, die zweite 73 und die dritte 120 Lachter unter Tage liegt. Von diesen Soolen aus hat man Strecken in die Steinsalzmasse getrieben, welche nach allen Richtungen laufen und an solchen Orten, wo man damit reiche Salzpunkte antraf, Abbaue in Gestalt großer Weitungen angelegt, deren Zahl sich auf 230 beläuft. Auf der ersten Soole befindet sich eine solche Weitung, welche die Benennung Camera Closky führt, und 30 Lachter weit und 57 Lachter

hoch seyn soll. Die allzu große Ausdehnung der Baue, und ihre unzweckmäßige Anlage hat in früherer Zeit Brüche veranlaßt, welche sehr traurige Folgen gehabt haben.

Eine bereits an ihrer vordern Seite frei gemachte Steinsalzmasse abzubauen, haut man mehrere senkrechte, gegen 3 Fuß breite und 20 Zoll tiefe Einschnitte in dieselbe, und theilt sie dadurch in Pfeiler von etwa 3 Fuß Breite. Eben so macht man an der Sohle einen 20 Zoll tiefen Einschnitt. Da der Abbau strossenweise geschieht, so ist auch gewöhnlich die obere Seite der Pfeiler frei. Sind die Pfeiler auf diese Art vorgerichtet, so stellen sich die Häuer in die Einschnitte und treiben sie mit eisernen Keilen von der übrigen Salzmasse los, worauf sie in Stücke geschlagen und zu Tage gefördert werden.

Die Streckenförderung geschieht durch Pferde und Wagen, die Schachtförderung durch Pferdegöpel mittels aus Stricken geflochtener Säcke.

Die drei über einander liegenden Stockwerke der Grube sind mit einander durch 13 Schächte, von denen aber nur 10 fahrbar sind, in Verbindung gebracht. Keiner dieser Schächte führt vom Tage nieder bis zum Gesenke hinab. Tageschächte sind nur sechs vorhanden. Sie werden zur Förderung und zum Anfahren gebraucht. Einer von ihnen, der Lesko-Schacht, ist mit einer in das Gestein gehauenen und mit Mauerwerk umgebenen Wendeltreppe versehen, welche 470 Stufen hat, und nur für hohe Personen zum Anfahren bis auf die erste Soole bestimmt ist.

Da die Grube fast ganz trocken ist, so hat man auch keine Wasserlosungsstollen anzulegen für nöthig gefunden. Das wenige Wasser, welches in obern Teufen vorkommt, wird im Wadnagora-Kunstschacht mittels lederner Säcke zu Tage gehoben.

Die Salzförderung beträgt jährlich 1½ Million Zentner. Die Productionskosten eines Zentners, mit Einschluß der Verpackung, belaufen sich auf 38½ Kreuzer Bancozettel.

Das bei der Grube angestellte Arbeitspersonale besteht aus 600 Mann.

Auf ähnliche Art, wie zu Wielizka, geschieht die Steinsalzgewinnung zu Bahnia, das jährlich gegen 300,000 Ztr. Steinsalz liefert.

Über den Steinsalzbergbau zu Wielizka und Bahnia findet man das Nähere in Lempe und andern unten angezeigten Schriften. [1])

Wie das Steinsalzbergwerk zu Wielizka für die Steinsalzgewinnung durch bergmännischen Abbau, so mag der Dürrenberg bei Hallein im östreichschen Salzkammergut als ein Beispiel für die Gewinnung des Steinsalzes mit Hilfe des Wassers dienen.

Die Steinsalzmasse, welche daselbst seit dem 12ten Jahrhundert der Gegenstand eines berühmten Bergbaues ist, soll sich nach einigen Geognosten ohne Unterbrechung bis nach dem südwestlich liegenden Berchtesgaden erstrecken, und den Salzquellen der nordwestlich von Hallein liegenden Saline Reichenhall ihre Entstehung geben. Sie wird, wie jene von Wielizka, zur Formation des Alpenkalksteins gerechnet.

Die Halleiner Steinsalzmasse ist ein so äußerst verworrenes Gemenge Thon, Gips und Steinsalz, daß die Abscheidung des letztern von der tauben Gebirgsart auf mechanischem Wege durch eine Art Klaubearbeit sehr umständlich, ja bei einem großen Theil der Masse ganz unmöglich seyn würde. Man hat daher schon in sehr früher Zeit das Steinsalz in der Grube selbst durch Auflösung mittels Wassers von der unhaltigen Gebirgsart auf einem kürzern Wege zu trennen gesucht. Man teufte zu dem Ende Schächte bis auf das Salzgebirge ab, füllte sie mit Wasser, und hob dieses, wenn es sich nach einiger Zeit mit Steinsalz gesättigt hatte, wieder zu Tage, um es nach den Siedehäusern zu leiten. Diese unvollkommene und regellose Benutzung des Salzgebirges veranlaßte in spätern Zeiten immer mehr Verbesserungen, bis man endlich zu der jetzigen, dem Zwecke sehr angemessenen, Betriebsmethode gelangte, welche, ohne hier ins Detail einzugehen, folgende ist.

Man richtet an salzreichen Punkten des Gebirges, das man dazu durch neun Sohlen oder Stollen in eben so viel über einander liegende Abtheilungen gebracht hat, Weitungen (Sinkwerke, Wehre, Sulzenstücke) vor, in die man durch flache Schächte (Ankehrschürfe) das über Tage gesammelte Quellwasser mittels hölzerner Röhrenfahrten leitet. Die so mit Wasser, welches einen immerwährenden angemessenen Zufluß erhält, angefüllten, Anfangs nicht sehr großen Weitungen erweitern sich, indem das Wasser die Salztheile des Gebirges auflöst, und die erdigen zu Boden fallen läßt, nach und nach, vorzüglich an der Decke (dem Himmel) sehr beträchtlich. Hat man nun auf diese Art eine hinlängliche Menge von gesättigter Soole erhalten, so unterbricht man den Zufluß des Wassers, und läßt sie, damit sie sich kläre, noch eine Zeit lang im Sinkwerke stehen. Hierauf leitet man sie durch einen an der Sohle des Sinkwerks angebrachten Abzug (Wehrkasten, Abgangsschurf) auf eine der neun vorhandenen Sohlen und von da nach den zu ihrer Aufnahme bestimmten Behältern (Sulzenstücken zu Hallein), wo sie die erdigen Theile vollends absetzt.

Die Sinkwerke erfordern, wegen der großen Erweiterung, die sie nach und nach erhalten, und der geringen Festigkeit des Gebirges, sehr viele Vorsicht und eine ganz genaue Lokalkenntniß zu ihrer Anlage. Man vermeidet es besonders, ein Sinkwerk gerade unter oder über ein anderes anzulegen, oder läßt wenigstens ein 5 bis 6 Lachter mächtiges Mittel zwischen beiden stehen. Eine allgemeine Regel ist ferner die, kein Sinkwerk näher an das andere, als in 15 Lachter sohliger Entfernung anzulegen.

1) Lempe's Magazin für Bergbaukunst, 8r Bd S. 44—71. Journal des mines, 126r Bd. p. 81 u. f. (1808). v. Leonhards Taschenbuch für Mineralogie, XIII. 1 Abth. S. 254 u. f. Villefosse, über den Mineralreichthum, teutsch von Hartmann, Sondershausen 1822. Bd 2. S. 433 u. f.

Es sind im Dürrenberge 35 Sinkwerke vorhanden. Die größern, welche nur alle drei bis fünf Jahre mit Wasser angefüllt (angekehrt) werden, fassen 202,311 Kubikfuß Soole, ein Quantum, welches hinreichend ist, eine Siedepfanne neun Wochen lang im Betriebe zu erhalten und 36,000 Ztr. Salz zu liefern. Die kleinern werden des Jahres wohl zwei bis drei Mal angekehrt. Vor dem jedesmaligen Ankehren wird der zu Boden gefallene Letten hinweg geschafft.

Die neun Sohlen, durch welche, wie oben erwähnt, der Dürrenberg in eben so viel Abtheilungen (Berge) gebracht worden ist, stehen durch flache Schächte mit einander in Verbindung. Ein Theil dieser zahlreichen Schächte dient dazu, Tagewasser mittels Röhrenfahrten in die Sinkwerke zu leiten; andere sind bloß der Verbindung und des Anfahrens wegen da, noch andere, die so genannten Schüttpütten oder Bergrollen gebraucht man dazu, den aus dem Sinkwerke heraus geschafften unhaltigen Letten (Säuberberg, Unberg) in andere Reviere des Berges zu bringen, wo geräumige Plätze (Faßstätte) zu seiner Aufnahme vorgerichtet sind.

Die zur Einführung der Tagewasser in die Grube dienenden Schächte heißen zu Hallein Tageschürse.

Von den neun Hauptstollen aus sind Nebenstollen oder Flügelörter (Schachttritte zu Hallein) ins Gebirge getrieben, theils der Verbindung zwischen den einzelnen Sinkwerken wegen, theils zur Ableitung der Grubenwasser. Das letztere ist um so nothwendiger, da die sich selbst überlassenen Grubenwasser leicht Abätzungen an Stellen bewirken können, wo sie die gefährlichsten Folgen haben.

Außer den Schachttritten werden noch andere stollenartige Räume (Probieröfen) in das Gebirge getrieben, mit welchen man die Aufsuchung bauwürdiger Punkte bezweckt.

Die Gewinnung des Kochsalzes aus der in den Reservoirs aufbewahrten Soole geschieht in den Siedehäusern, welche mit denen auf Salinen, welche sich mit der Gewinnung des Kochsalzes aus natürlichen Soolen beschäftigen, in der Hauptsache dieselbe Einrichtung haben.

Das bei dem Halleiner Bergbau angestellte Personale besteht aus 10 Beamten und Officianten und aus 800 Bergleuten.

Die jährliche Kochsalzproduction erreicht eine Höhe von 400 bis 450 tausend Zentnern [2]).

Bei der Errichtung mehrerer Salinen (Jaxtfeld, Wimpfen, Nauheim), welche die Entdeckung einiger Salzlager in Südteutschland zur Folge gehabt hat, ist eine Gewinnungsart des Steinsalzes in Anwendung gekommen, die mit jener ältesten Halleiner sehr viele Ähnlichkeit hat. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß man jetzt, statt eines Schachtes, ein oder mehrere Bohrlöcher bis auf das Steinsalzgebirge niederbringt. Die gehörig erweiterten Bohrlöcher setzt man mit zusammen geschweißten eisernen Röhren so aus, daß zwischen dem äußern Umfange dieser und der Wand des Bohrloches ein Zwischenraum bleibt. Durch diesen kann nun das, entweder aus dem Bohrloche selbst kommende, oder hinein geleitete Wasser bis auf das Steinsalzgebirge hinab gelangen und dort die beabsichtigte Auflösung des Steinsalzes bewirken. Die entstehende künstliche Soole wird durch eine in der Bohrröhre angebrachte Saugpumpe gewöhnlich durch ein Laufrad betrieben, zu Tage gehoben [3]).

2. Gewinnung des Soolsalzes. Man kann den technischen Theil der Soolsalzgewinnung in vier Abschnitte zerlegen: in die halurgische Grubenbaukunst, die Soolförderung, die Aufbereitung (Gradirung), und die halurgische Hüttenkunde (Siedung).

In Beziehung auf das Vorkommen der natürlichen Soolen zerfällt die Soolsalzgewinnung in die Seesalzgewinnung und die Quellsalzgewinnung.

a) Seesalzgewinnung. Die Gewinnung des Kochsalzes aus dem Meerwasser und den salzigen Landseen setzt keine bergmännischen Vorarbeiten voraus, und ist im Allgemeinen unter allen Gewinnungarten des Kochsalzes diejenige, welche den wenigsten Schwierigkeiten unterworfen ist.

In südlichen Ländern geschieht die Gewinnung des Kochsalzes aus dem Meerwasser auf eine sehr einfache Art. Man richtet an niedrigen Stellen der Seeküste eine Art Bassin vor, das während der hohen Flut sich mit Seewasser füllen kann. Das durch die Verdunstung des Wassers sich am Boden des Bassins niederschlagende Salz sammelt man und schafft es vor der Wiederkehr der hohen Flut hinweg, worauf das nämliche Verfahren wiederholt wird. Fast noch leichter macht ein heißes Klima die Gewinnung des Kochsalzes aus salzigen Landseen, an denen bekanntlich Asien einen vorzüglichen Reichthum besitzt. Gewöhnlich bleibt dabei nichts weiter zu thun übrig, als das Salz an den Ufern, wo es sich besonders während der heißen Jahreszeit niederschlägt, auszustechen.

In kalten Ländern bringt man, um das Seesalz zu gewinnen, entweder den salzhaltigen Meersand, von Stellen genommen, wohin nur von Zeit zu Zeit die hohe Flut gelangt, in besonders dazu eingerichtete Gebäude (Dophierwerke), und macht daraus durch Auslaugung mittels Seewassers eine gesättigte Soole, die man in eisernen oder bleiernen Pfannen versiedet, oder man hebt das Seewasser aus einer beträchtlichen Tiefe, wo es salzreicher ist, und leitet es, wenn man es keiner weitern Vorarbeit unterwirft, sogleich zur Versiedung nach den dazu bestimmten Anlagen.

Beträchtliche Seesalzwerke befinden sich unter andern zu Mount und St. Michael an der Küste der Normandie. Bedeutend sind auch die Salinen an der Küste

2) S. v. Molls Jahrb. der Berg- und Hüttenk. 1. Bd S. 199 — 290. Villefosse, a. a. O. 2 Bd. S. 401 — 457.

3) S. v. Langsdorfs neue Anleitung zur Salzwerksk., Heidelberg u. Leipz. 1824. S. 453 — 542.

des adriatischen Meeres. Portugal und Spanien, welches letztere außerdem noch das unerschöpfliche Steinsalzlager von Cardona in Catalonien besitzt, gewinnen nicht nur hinlänglich Seesalz zu eigenem Bedarf, sondern führen auch noch beträchtliche Massen nach Holland und den nordischen Reichen aus.

Zuweilen reichert man auch das Meerwasser durch unreines Steinsalz an, und versiedet es dann. Anstalten, worin dieses geschieht, sind zu Dungron und Liverpool in England.

In Holland sind mehrere Etablissements, in denen das unreine Seesalz aus Portugal, Spanien und Frankreich durch nochmaliges Auflösen mittels Seewassers und Versiedens raffinirt wird. Die vorzüglichsten Anstalten dieser Art sind zu Alkmar, Harlem und Leiden. (S. Seesalz und Seesalzgewinnung.)

b) Quellsalzgewinnung. Wenn Teutschland im Allgemeinen die Wiege der Bergbaukunst genannt zu werden verdient, so ist es auch insbesondere die Halurgie, welche den Teutschen den jetzigen Grad ihrer Vollkommenheit fast allein zu verdanken hat. Ganz insbesondere gilt dieses von der Quellsalzgewinnung, welche wegen der Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der dazu erforderlichen Anlagen und Arbeiten der interessanteste, aber auch der schwierigste Theil der Halurgie ist.

Der bei weitem größte Theil des Kochsalzes wird in Teutschland aus Soolquellen erzeugt. Die Anzahl der bekannten Soolquellen Teutschlands schätzt man auf 1000, aber nur ein kleiner Theil derselben ist der Gegenstand der Benutzung von einigen achtzig Salinen, die übrigen bleiben wegen zu geringen Kochsalzgehaltes, oder aus Mangel an Absatz, unbenutzt.

Alle Soolquellen enthalten, außer dem Kochsalze, noch andere Salze und Erden in sich aufgelöst. Beimischungen, welche man besonders häufig in den Soolquellen antrifft, sind: schwefelsaures Natron, kohlensaurer, salzsaurer und schwefelsaurer Kalk, kohlensaure Talkerde und Eisenoxyd. Der Kochsalzgehalt selbst ist höchst verschieden. Einige der benutzten Quellen sind so schwach, daß die Salzigkeit derselben kaum durch den Geschmack wahrzunehmen ist, während andre vollkommen mit Kochsalz gesättigt sind. Dieser mehr oder weniger reiche Kochsalzgehalt ist es vorzüglich, der die Gewinnung mehr oder weniger schwierig und kostbar macht. Je ärmer die Soolen sind, desto größer müssen verhältnißmäßig die Anlagen zur Gradirung, desto bedeutender die Maschinenkräfte, desto weitläufiger die Soolleitungen und desto raffinirter die Ökonomie auf den sie bearbeitenden Salinen seyn. Diese sind es daher auch, auf welchen für den Mann vom Fach am mehrsten zu lernen ist.

Die Gewinnung der Soolquellen muß in den meisten Fällen durch bergmännische Arbeit unter Tage vorbereitet werden, denn nur selten entspringen sie über Tage mit einem sehr reichlichen Kochsalzgehalt. In diesem Falle bedürfen sie nur einer guten Fassung zum Schutz gegen die Tagewasser und Verunreinigung.

Um Soolquellen aufzusuchen und zu gewinnen, teufte man früher Schächte ab, und zimmerte diese, wenn man eine benutzbare Quelle angehauen hatte, möglichst dicht aus, um die wilden Wasser abzuhalten. Jetzt hat man eingesehen, daß eine solche Abdammung der wilden Wasser unnöthig und auf die Dauer unmöglich ist. Die Soolquellen werden nur durch den Beitritt der aus den darüber liegenden Klüften herkommenden süßen Wasser geschwächt, in der Nähe der Schachtsohle aber bleiben sie unverändert. Läßt man daher die Soole durch Pumpen, welche keine Unterbrechung haben, von der Sohle des Schachtes weg bis zu Tage heben, so hat man von den wilden Wassern durchaus nichts zu befürchten. Statt der Schächte bedient man sich jetzt häufiger der Bohrlöcher zur Aufsuchung und Gewinnung der Soolquellen.

Zuweilen steigen die mit einem Schacht angehauenen oder erbohrten Soolquellen durch natürlichen Druck zu Tage, oder bis zu einer gewissen Höhe im Schacht oder Bohrloche. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon liefert der Soolschacht zu Dürrenberg, in welchem die am 15. Sept. 1762 in einer Tiefe von 790 Leipz. Fuß angehauene Soolquelle mit einer solchen Gewalt in die Höhe stieg, daß sie den 78,800 Kubikfuß haltenden Schacht in Zeit von 8½ Stunde anfüllte, und sodann durch die Rösche in die benachbarte Saale ablief.

Solche stark aufsteigende Quellen gewähren außer dem Vortheil, die Soole gar nicht, oder nur aus einer geringen Tiefe bis zu Tage heben zu dürfen, noch den sehr bedeutenden, daß man durch Niedertreiben des Soolspiegels das Soolquantum, welches sie freiwillig liefern, bei einer Statt findenden Erweiterung der Saline vermehren kann. Das Soolquantum, welches die dürrenberger Soolquelle bei freiwilligem Ausflusse aus der Rösche liefert, beträgt, den öfters angestellten Versuchen nach, 66,000 bis 79,000 Kubikzoll; wird aber der Soolspiegel im Schacht durch die vorhandenen Pumpen bis zu einer Tiefe von 24 Fuß unter der Rösche abgewältigt: so erhält man dem jetzigen Bedürfniß gemäß über das Doppelte, nämlich 165,888 Kubikzoll.

Die Maschinen, deren man sich zur Gewinnung der Soolquellen bedient, sind Saug- oder Druckwerke, die durch Wasserräder, Dampfmaschinen, Windräder oder auch durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt werden; das letztere besonders bei der Soolförderung aus Bohrlöchern, die gewöhnlich nur einen geringen Durchmesser haben.

Der Gehalt der zu Tage geförderten Soole entscheidet, ob sie sogleich durch die Siedung zu Gute gemacht werden kann, oder nicht. Der Gehalt, den eine Soole haben muß, um siedewürdig zu seyn, richtet sich zwar nach den Umständen, doch kann man als eine Regel, die wenigen Ausnahmen unterworfen ist, annehmen, daß eine Soole 16 pCt. Kochsalz enthalten muß, wenn sie mit dem größten ökonomischen Vortheil durch Siedung zu Gute gemacht werden soll. Ärmere Soolen zur Versiedung zu bringen ist wegen des außerordentlichen Holzaufwandes, den diese erfordert, nicht anzurathen.

Die verschiedenen Hilfsmittel, durch welche ärmere Soolen siedewürdig gemacht werden, sind es, welche man unter der Aufbereitung, oder, welches der mehr halurgische Ausdruck ist, unter der Gradirung versteht.

Alle eigentlichen Gradirungsmethoden kommen darin überein, daß dabei ein Theil des in der Soole befindlichen Wassers, entweder in fester Form, oder in Gasform abgeschieden wird.

Für die Abscheidung des Wassers in fester Form hat man nur eine einzige Gradirungsart: die Eisgradirung.

Es ist bekannt, daß die beim Gefrieren einer salzigen Auflösung sich bildende Eisdecke fast nur aus süßem Wasser besteht, während der flüssig gebliebene Rückstand den bei weitem größten Theil des vorher in der ganzen Auflösung befindlich gewesenen Salzgehaltes in sich aufgenommen hat. So leicht anwendbar diese Erfahrung auf die Gradirung der Soolen zu seyn scheint, so wenig verdient sie jedoch in dieser Beziehung die Beachtung des Salinenmannes. Der Effect der Eisgradirung ist bei einiger Maßen reichen Soolen in Verhältniß zu den dazu nöthigen weitläufigen Anlagen und zu der Arbeit, welche das Abeisen verursacht, höchst unbedeutend. Selbst in sehr kalten Ländern hat diese Gradirungsart nicht glücken wollen, wie die Versuche auf dem Salzwerke zu Wallöe in Norwegen gelehrt haben.

Weit wichtiger sind die verschiedenen Gradirungsarten, durch welche man eine Abscheidung des Wassers in Gasform bezweckt, und zwar durch Verdunstung an der Luft und Sonne (Verdunstungs- oder Evaporationsgradirung).

Da es bei der Verdunstungsgradirung hauptsächlich darauf ankommt, der Einwirkung der Luft und Sonne so viel Soolfläche als möglich entgegen zu setzen: so hat man dieß, mit mehr oder weniger Erfolg, durch mannichfaltige Vorrichtungen zu erreichen gesucht, von denen die Sonnengradirung, die Tafelgradirung, die Dachgradirung und die Dorngradirung die bemerkenswerthesten sind.

Die Sonnengradirung besteht darin, daß man die Soole in großen flachen Behältern der Verdunstung an der Luft und Sonne aussetzt. Diese Gradirungsart ist wegen des ungeheuern Raumes, den die Anlage der Behälter fordert, und wegen der beträchtlichen Kosten derselben, nie zur wirklichen Anwendung gekommen. Versuche, die Sonnengradirung zur Ausbringung des Kochsalzes aus einer schon siedewürdigen Soole anzuwenden, sind zu Artern gemacht worden. Allein die großen Kosten der dazu nöthigen Anlagen stehen dieser Gewinnungsart sehr entgegen. Man berechnet die Größe der Behälter zur Production von jährlich 100,000 Zentner Salz, bei Anwendung der Sonnengradirung, auf 100 Morgen Land, und die Kosten der Anlage auf 1,800,000 Gulden *).

*) s. v. Langsdorf a. a. O. S. 546.

Die vom Hrn. von Baader vorgeschlagene Tafelgradirung hat, wie die Sonnengradirung, jetzt nur noch geschichtliches Interesse. Die Vorrichtung dazu besteht aus 18 Fuß langen und 6 Fuß breiten, aus Brettern dicht zusammen gefügten Tafeln, die mit $2\frac{1}{2}$ Zoll hohen Rändern versehen sind, und in einer Entfernung von 18 Zoll unter einander liegen. Die mit Soole 2 Zoll hoch bedeckten Tafeln bieten der Einwirkung der Luft allerdings eine große Oberfläche dar, allein der Effect der Tafelgradirung bleibt dennoch sehr hinter dem der jetzt allgemein gebräuchlichen Dorngradirung zurück.

Das Wesentlichste dieser Gradirungsart, deren Einführung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts man dem Berghauptmann Graf Waitz von Eschen verdankt, ist folgendes.

Über einem Behälter von angemessener Breite und Tiefe errichtet man eine Dornenwand, oder zwei einander parallele, am besten von nicht zu altem Schwarzdorn, und legt unter sie, der ganzen Länge nach, einen oder zwei hölzerne Kasten (Soolkasten, Kandeln), die, wenn kein natürlicher Fall vorhanden ist, durch Maschinen mit der zur Gradirung bestimmten Soole angefüllt werden können. Zur Seite dieser Kasten legt man schmale, mit Einschnitten versehene Rinnen (Tropfrinnen), welche, wenn sie aus den mit Hähnen versehenen Soolkästen Zufluß erhalten, die Soole tropfenweise in die Dornenwand träufeln lassen. Wie stark man die zu beiden Seiten der Soolkasten befindlichen Hähne öffnet, hängt von der Stärke und Richtung des Windes und andern Umständen ab.

Auf ihrem Wege durch die Dornenwand wird die Soole durch das Fallen von Reis zu Reis in sehr kleine Theile zerschellt und erleidet durch die Einwirkung der durch die Dornenwand streichenden Luft eine mehr oder weniger starke Verminderung ihres Volumens. Der Rest sammelt sich im untern Soolbehälter.

In den meisten Fällen muß die ein Mal gradirte Soole noch einer mehrmaligen Gradirung unterworfen werden, bevor sie die verlangte Stärke erhält. Es ist daher in der Regel die ganze Gradirung in Fälle abgetheilt, von denen jeder für sich zur nochmaligen Gradirung der schon ein, zwei, drei oder mehrere Male gradirten Soole gebraucht wird.

Der gute Erfolg der Dornengradirung, wie jeder andern Verdunstungsgradirung, hängt sehr von der Witterung ab. Feuchte Luft, Windstille und Frost können sie ganz unwirksam machen. Während des Winters, an regnerischen Tagen und des Nachts kann daher in der Regel gar nicht gradirt werden.

Auf ihrem Wege durch die Dornen setzt die Soole auch einen großen Theil der mit ihr verbundenen erdigen Bestandtheile ab, und es findet also auch in dieser Hinsicht bei der Dornengradirung, mehr als bei jeder andern, eine Soolenveredelung Statt. Die Dornen erhalten indessen nach und nach einen so starken Überzug (Dornenstein), daß die Gradirung durch den verhinderten Durchzug der Luft sehr schlecht von Statten

geht. Es müssen daher die alten unbrauchbaren Dornenfaschinen nach einer gewissen Reihe von Jahren mit neuen ausgewechselt werden.

Der von den alten Dornen abgeschlagene und gepochte Dornenstein wird gewöhnlich von den Salinen als Düngesalz verkauft.

Die Maschinen zur Förderung der Soole auf die Gradirhäuser sind von derselben Art, wie die zur Gewinnung der Soole aus den Schächten und Bohrlöchern. Zuweilen läßt man die Soole durch die Maschinen zu einer Höhe heben, von der sie mittels Fall- und Steigröhre von selbst auf die Gradirhäuser steigen kann.

Die wichtigsten theoretischen Untersuchungen über die Gradirung und die Gradirmaschinen hat Herr Hofrath C. Chr. von Langsdorf angestellt und in seinen vortrefflichen halurgischen Schriften niedergelegt. (s. den Art. Gradirung).

Ein sehr wesentliches Erforderniß auf jeder Saline sind Reservoirs für rohe und gradirte Soole. Besonders nothwendig sind die Siedesoolenreservoirs, um einen hinlänglichen Vorrath von Siedesoole darin sammeln zu können. Ohne sie müßte die Siedung ganz abhängig von den Ungleichförmigkeiten der Gradirung seyn.

Die Reservoirs werden aus Balken und Bohlen gezimmert, und ruhen auf steinernen oder hölzernen Unterlagen. Zum Schutze gegen den Regen und Verunreinigungen erhalten sie ein dachförmiges Verdeck. Die Größe der Reservoirs richtet sich nach dem Umfange der Saline, und sie müssen daher, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen, zuweilen von beträchtlicher Größe seyn. Die Saline Schönebeck im Magdeburgschen, deren Gradirung die Länge von 5817 Fuß hat, und deren jährliche Production an Kochsalz die Höhe von 13,000 Last (zu 4000 Berl. Pf.) erreicht, kann in ihren verschiedenen Reservoirs 2,421,720 Kubikfuß Soole aufbewahren. Die Reservoirs zu Allendorf in Hessen fassen 1,479,730 Kubikfuß.

Die Verdecke der Reservoirs werden zuweilen zu einer beiläufigen Veredlung schon hinlänglich gradirter Soolen benutzt. Man gibt ihnen zu dem Ende unten und an den Seiten einen gegen 6 Zoll hohen Rand, und legt, wie bei der Dornengradirung, über ihre Mitte, der Länge nach Soolkasten mit Hähnen und Tropfrinnen. Die Soolkasten füllt man an warmen Sommertagen mit Siedesoole, und läßt diese, durch das Öffnen der Hähne, und mittels der Tropfrinnen, in schwachen Strömen das Verdeck herab fließen. Hat sich eine hinlängliche Menge Soole an dem untern Rande des Verdeckes gesammelt, so verschließt man die Hähne und schleudert mit einer Art hölzerner Schaufeln (Leckschaufeln) die Soole immerwährend, oder wenigstens so oft zurück, als das Verdeck wieder trocken geworden ist. Mit Einbruch der Nacht läßt man die auf diese Art mitunter nicht unbedeutend verstärkte Soole wieder in das Reservoir ab. Weil diese Gradirung auf dem Verdecke oder Dache der Reservoirs vorgenommen wird, hat sie die Benennung Dachgradirung erhalten.

Zwischen den einzelnen Fällen der Gradirung unter sich, mit den Reservoirs und den hydraulischen Maschinen muß auf jeder gut eingerichteten Saline eine bequeme Verbindung vorhanden seyn. Diese Verbindung wird durch eiserne oder hölzerne Röhrenfahrten bewerkstelligt, die, um sie nach Bedürfniß öffnen oder verschließen zu können, an passenden Stellen mit Spunden oder Ventilstöcken versehen seyn müssen. Bei Salinen, die eine sehr ausgedehnte und entlegene Gradirung, viele Reservoirs und weitläufige Siedeanlagen haben, können die einzelnen Röhrenstrecken zusammen genommen beträchtlich lang, und wegen der mannichfaltigen Verbindungen ziemlich verwickelt seyn. Bei der Saline Dürrenberg, deren zwei von einander durch einen Zwischenraum von etwa 1000 Fuß getrennte Gradirhäuser zusammen über 6000 Fuß lang sind, beträgt die Länge aller Röhrenstrecken zusammen genommen über 60,000 Fuß. Wegen der sehr beträchtlichen jährlichen Ausgabe, welche die öftere Auswechselung der unbrauchbar gewordenen hölzernen Röhren verursacht, und der dabei Statt findenden Unterbrechung der Arbeit, ist es zu wünschen, daß eiserne Röhrenfahrten auf den Salinen allgemeiner in Gebrauch kommen; die allerdings beträchtlichen Anlagskosten werden durch ihre Dauer mehr als hinlänglich gedeckt.

Die oben bei der Sonnengradirung erwähnte und nur versuchsweise in Anwendung gebrachte Gewinnungsart des Kochsalzes durch freiwillige Verdunstung des Wassers an der freien Luft bei Seite gesetzt, muß die Kochsalzgewinnung aus von Natur siedewürdigen, oder durch die Gradirung zur Siedewürdigkeit gebrachten Soolen durch gewaltsame Verdampfung des Wassers mittels Feuers geschehen. Die Gebäude, in welchen diese Arbeit vorgenommen wird, werden Siedehäuser (Kothen, Pfannenhäuser, Soden, Hallen) genannt. Die wesentlichste Vorrichtung, welche sie enthalten, sind große flache Pfannen, deren Gestalt gewöhnlich ein Rechteck ist. Sie werden aus starken, besonders dazu auf den Blechhütten angefertigten Eisenblechen (Pfannenblechen) zusammen gesetzt. Auf manchen ausländischen Salinen sind sie auch wohl von Blei. Der ganz ebene und horizontale Boden derselben ruht wegen seiner beträchtlichen Größe auf Pfeilern, oder auf strahlenartig aus einander laufenden Mäuerchen, die auf dem ansteigenden Boden eines, mit einem Rost und Aschenfall versehenen Herdes aufgesetzt sind, (Pfeilerherde, Strahlenherde). Die Construction der Herde, besonders in Hinsicht auf die Entfernung des Rostes vom Pfannenboden, die lichte Rostweite u. s. w., richtet sich nach dem Brennmaterial, das in Holz, Steinkohlen, Torf oder Braunkohlen bestehen kann. An den vier Seiten der Pfanne ist dem Feuer der Austritt durch Mauern, oder durch an die Pfannenborden gelehnte und mit Lehm verstrichene Dachziegel verwehrt. An der dem Rost gegenüber liegenden Seite befinden sich Öffnungen, die entweder den Rauch unmittelbar in die Esse, oder, was gewöhnlicher ist, erst in eisernen Kanälen durch die Trockenkammern führen.

Der Siedeprozeß und die ihn unterstützenden Arbeiten sind sehr einfach. Die Pfannen werden zuerst aus den Siedesoolenreservoirs mittels Röhrenleitungen bis zu einer gewissen Höhe mit Soole gefüllt. Ist dieses geschehen, so wird Feuer auf dem Rost gemacht und nach und nach bis zum so genannten großen Feuer verstärkt, und sodann die Pfanne vollends angefüllt. Die zum Sieden gekommene Soole erhält man darin, bis sie die Gare, oder den Sättigungspunkt mit Kochsalz, der sich durch eine an ihrer Oberfläche bildende Salzhaut zu erkennen gibt, erlangt hat. Hierauf wird von neuem Soole zugelassen, und nach deren abermaliger, bis zur Gare getriebener Einkochung dasselbe Verfahren so oft wiederholt, bis die Pfanne mit der gehörigen Menge garer Soole angefüllt ist. Die Arbeit während des Zeitraums vom Einlassen bis dahin, wo die Pfanne mit garer Soole angefüllt ist, heißt das Stören, und besteht darin, daß die Arbeiter die fremdartigen Bestandtheile der Soole, die sich theils am Pfannenboden festsetzen, theils als Schaum an der Oberfläche der siedenden Soole erscheinen, mit eisernen Krükken aus der Pfanne ziehen. Nach dem Stören läßt man das große Feuer niederbrennen und erhält die Soole bei kleinem Feuer (Soggfeuer, Schmauchfeuer) in einer schwachen Siedehitze so lange, bis der größte Theil des Wassers verdampft ist. Während dieser Periode der Salzsiedung, welche das Soggen der Soole genannt wird, scheidet sich das Kochsalz aus der Soole ab, und bildet am Boden der Pfanne Anhäufungen von Krystallen, die von Zeit zu Zeit mit Krücken an die Pfannenborden gezogen und sodann mit Schaufeln ausgestochen werden. Zuletzt bleibt in der Pfanne eine braune Flüssigkeit, die Mutterlauge, zurück, in der noch ein Theil des Kochsalzes und die, vorher mit der Soole verbundenen, fremdartigen salzigen Bestandtheile aufgelöst sind. Man läßt gewöhnlich die Mutterlauge in kleinere, neben den Hauptpfannen liegende Pfannen (Beipfannen) ab, um ihr noch einen Theil des Kochsalzgehaltes zu entziehen, wobei man das Feuer der Hauptpfanne nebenbei mit benutzt.

Um den sich während des Störens und Soggens bildenden Wasserdämpfen einen bessern Abzug zu verschaffen, bringt man über den Pfannen hölzerne Fänge (Brodenfänge, Qualmfänge) an, die über das Dach des Siedehauses hinaus gehen, und an ihrem untern Rande ringsum mit daran beweglichen Läden versehen sind. Diese Läden werden während des Störens und Soggens herab gelassen, und nur an solchen Stellen geöffnet, wo so eben gearbeitet wird. Die geneigte Außenseite der Brodenfänge, zunächst über der Pfanne, dient nebenbei noch dazu, das während des Soggens ausgezogene Salz darauf zu stürzen, damit die anhängende Soole in die Pfanne zurück fließen kann.

Nach seiner vorläufigen Austrocknung auf der Aussenseite der Brodenfänge wird das Salz in die Trokenkammern (Petschen) gebracht und daselbst auf Herden ausgebreitet. Hier wird es bei einer Temperatur von 30° bis 40° R. getrocknet und dadurch zur Aufbewahrung in den Salzmagazinen geschickt, welche entweder über den Pfannenstuben und Trockenkammern angebracht sind, oder Gebäude für sich bilden.

Mit seiner magazinmäßigen Austrocknung ist die Gewinnung des Kochsalzes aus den Saalquellen beendigt. Außer dieser findet aber auf den meisten Salinen noch eine Gewinnung der Nebenprodukte Statt. Vorzüglich sind es Glaubersalz und Kali, auf welche die Mutterlauge benutzt wird. Gewöhnlich wird diese, und die übrigen Abfälle, gegen eine bestimmte Pachtsumme zur Benutzung an Privatpersonen überlassen. Eine der bedeutendsten Anstalten dieser Art ist die chemische Fabrik zu Schönebeck.

Zu den merkwürdigsten Salinen Teutschlands, theils in Beziehung auf die Vollkommenheit der technischen Einrichtung, theils der Größe der Anlagen, sind vorzüglich die preußischen Salinen Schönebeck und Dürrenberg, die hessenschen Salinen Nauheim und Allendorf, und die baiernschen Salinen Reichenhall, Traunstein, Rosenheim und Berchtesgaden zu rechnen. Letztere sind durch eine Röhrenleitung von 14 Meilen in Verbindung gesetzt, auf deren Wege sich die vortrefflichen von Reichenbachschen Maschinen befinden. Die ganze ungeheure Anlage gehört zu den ersten Werken dieser Art in Europa[5]).

In Beziehung auf den Gehalt der benutzten Soolquellen sind folgende Salinen zu nennen: Lüneburg (25 löthige Soole), Halle (20,3 löth.), Reichenhall (die reichste 23 löthig), Frankenhausen (11 löthige Soole), Schönebeck (11,2 bis 14 löth. Soole), Staßfurth (17,50 löth. S.), Salzhausen (½ bis ¾ löth. S.). Die ärmste benutzte Quelle in Teutschland ist die von Mosbach im Badenschen, sie ist fast trinkbar[6]).

Zu einer Zusammenstellung der Salzproduction aller Länder der Erde, fehlt es an hinreichenden statistischen Nachrichten. Nur von Europa läßt sie sich mit einiger Sicherheit angeben.

Teutschland hat im Ganzen so vieles Salz, als es braucht, könnte dessen aber noch weit mehreres haben, wenn es Absatz dafür hätte und nicht auch auf Schonung des Holzes Rücksicht nehmen müßte, aber im Einzelnen fehlt es einigen seiner Staten oder Provinzen, wie Sachsen, Böhmen, Schlesien u. s. w. ganz daran. Nach den bessern neuern Daten, die wir im Villefosse, im weimarschen Handbuche und Hassels Statistik finden, erzeugt Östreich aus dem Salzkammergute, den Salinen zu Hallein, Hall und den istrischen Salzschlämm-

5) Vgl. Karstens metallurg. Reise. Desselben Archiv für Bergb. und Hüttenk. II. 1. v. Molls neue Jahrb. der Berg- und Hüttenk. 4r Bd. 3s Heft. Villefosse a. a. O. 2r Bd. S. 128 u. f. 6) s. v. Langsdorfs neue Anleitung zur Salzwerkskunde. §. 157.

| | |
|---|---|
| mereien . . . . . | 1,748,000 Zntr. |
| Preußen aus seinen sämmtlichen Salinen | 1,201,563 — |
| Baiern . . . . . | 688,055 — |
| Hannover . . . . . | 329,055 — |
| Wirtemberg mit den neu betriebenen Salinen | 304,500 — |
| Kurhessen . . . . . | 235,850 — |
| Sachsen Meinungen . . . . . | 85,500 — |
| Schwarzburg aus Frankenhausen . . | 60,000 — |
| Holstein aus Oldeslohe . . . . . | 30,000 — |
| Braunschweig . . . . . | 20,736 — |
| Lippe aus Salzuflen . . . . . | 18,000 — |
| Meklenburg Schwerin aus Sülze . . | 16,000 — |
| Sachsen Weimar aus Creuzburg . . | 10,800 — |
| Baden . . . . . | 8000 — |
| Das großherzogliche Hessen . . . . | 5000 — |
| Nassau . . . . . | 4000 — |
| Waldeck . . . . . | 4000 — |
| Ganz Teutschland mithin | 4,769,059 Zntr. |

Die übrigen europäischen Staten produziren jährlich etwa:

| | |
|---|---|
| Das europ. Rußland aus den kaurischen Salzseen und Salzwerken Nowgorods, Wologda's und Archangelsk im Durchschnitte 4,830,000 Pud (jedes 33 Pfd) | 1,593,900 Zntr. |
| Schweden und Norwegen haben nur unbedeutende Salzschlämmereien an Norwegens Küsten; Ertrag . . . . | 60,000 — |
| Die Niederlande schlämmen ebenfalls Salz ab, aber so unbedeutend, daß der Ertrag nur zu schätzen ist . . . | 5000 — |
| Die britischen Inseln haben Steinsalz bei Northwich (1,785,440 Zntr.), Quellsalz in Worcester, Stafford, Bridley (43,000 Zntr.), aber mehr noch wird an den Küsten Baisalz abgeschlämmt, vielleicht 2 Mill. Zntr., mithin . . . . . | 3,828,440 — |
| Frankreich besitzt 7 Salinen in seinen östlichen Departementen, allein unbedeutend ist, was diese gegen die großen Salzschlämmereien ausbeuten, die in der Vendée, in der untern Loire, in Niedercharente und am mittell. Meere den Strand bedecken. 1822 schlug man Bai- und Quellsalz zusammen an | 5,050,900 — |
| Spanien hat 1000 Salzquellen und ganze Steinsalzberge, die es aus Mangel an Holze fast gar nicht benutzt: das Salzwerk zu Anaña liefert allein 60,000 Zntr. Dagegen schlämmt es eine ungeheure Menge Salz in den Lagunen von Valencia, Sevilla und Iviça ab. Man schätzte vor der Revolution die gesammte Salzerzeugung auf . . . | 5,010,000 — |
| Portugal hat nur eine Salzquelle bei Rio Mayor, aber Salzschlämmereien bei Setuval, die das prächtige Sanctubes Salz liefern, bei Aveiro, Figueira und in Algarve. Balbi schätzt die Gesammterzeugung auf 384,531 Moyos (zu 768 Pfd), mithin . . | 2,953,196 Zntr. |
| Italien hat Salinen in Savoien (19,354 Zntr.), in Piemont, Parma, in Toskana bei Volterra und in den dominial di qua del Faro, aber Alles, was es an Quell- und Steinsalze ausbeutet, ist eine Kleinigkeit gegen das, was in den Lagunen am Meere gewonnen wird. Man hat darüber nur ungenügende statistische Angaben: die dominial di qua del Faro allein produziren etwa 1,801,000 Scheffel, Sicilien exportirt außer eigenem Gebrauche 200,000 Cantoras, und man kann Italiens jährliche Salzerzeugung gewiß annehmen auf . . . . . | 4,800,000 — |
| Die ionischen Inseln Corfu und S. Maura schlämmen ab . . . . . | 280,000 — |
| Die Schweiz hat nur ein einziges Salzwerk bei Ber mit . . . . . | 13,652 — |
| Östreichs unerschöpflicher Salzstock in den Karpathen Galiziens, Ungarns und Siebenbirgens gibt mit den Salzschlämmereien am adriatischen Meere . . | 4,280,200 — |
| Das osman. Europa hat in der Walachei, in der Moldau, in Bosna sehr bedeutende Salinen, an den Küsten vor Hellas ergiebige Salzschlämmereien, über deren Ertrag die Statistik freilich keine Nachweisungen ertheilen kann. Schätzen wir das jährliche Ausbringen indeß nur auf . . . . . | 3,500,000 — |
| so würde das ganze Europa jährl. etwa | 36,144,847 Zntr. |

Salz aufbringen.

So viel bedarf es aber auch, theils für den Verbrauch des Menschen und Viehes, theils zum Einsalzen der Seefische, zum Einbökeln des Fleisches, zu den Fabriken u. s. w. Rechnet man den jährlichen Kochsalzbedarf eines Menschen im Durchschnitt zu 16 Pfund, was der Erfahrung nach das Minimum seyn dürfte, so ergibt sich für ganz Europa, die Zahl seiner Bewohner zu 210 Millionen angenommen, ein jährliches Kochsalzbedürfniß von 33,600,000 Zntr., und blieben für den übrigen Verbrauch des Salzes nur noch etwa 2,600,000 Zntr. übrig[7]. (*A. Schmidt.*)

7) Die Literatur der Halurgie hat wenig umfassende Werke aufzuweisen. Von diesen sind die wichtigsten: E. Chr. von Langsdorfs vollständige Anleitung zur Salzwerkkunde, drei Theile 1784; vierter Theil 1792; fünfter Theil 1796. Dessel-ben neue Anleitung zur Salzwerkskunde mit Rücksicht auf halurgische Geognosie, Heidelb. 1824. Außerdem besteht der vorzüglichste Reichthum der halurgischen Literatur in Abhandlungen über einzelne Gegenstände und in Beschreibungen von Salinen, welche letztere größten Theils von sehr geringem Werthe sind. Verzeichnisse halur-

HALURGISCHE GEOGNOSIE. Die Erfahrungen von der Lagerung des Steinsalzes, oder die bekannten Beziehungen desselben zu andern Gebirgsarten bilden einen für den Halurgen sehr wichtigen Theil, die halurgische Geognosie. Die Entdeckung von Steinsalz im südlichen Teutschland, welche so allgemeines Interesse erregt hat, ist eine Folge der genauen Kenntniß der wechselseitigen Beziehungen der Gebirgsarten, und hat die Veranlassung zu den jetzt in mehrern andern Gegenden Teutschlands im Betriebe stehenden Versuchen auf Steinsalz und Soolquellen gegeben, die unter der Leitung guter Geognosten den günstigsten Erfolg hoffen lassen.

Man kann im Allgemeinen drei verschiedene Steinsalzbildungen unterscheiden, die sämmtlich ihre geognostische Stellung zwischen den neuesten Gliedern des Übergangsgebirges und dem Muschelkalkstein haben.

Die erste dieser Bildungen ist ganz vorzüglich durch ihre Verbindung mit dem wasserfreien Gips, Anhydrit, bezeichnet, während der Gips der beiden letztern nur selten wasserfrei ist. Der salzführende Anhydrit von Bex in der Schweiz ist nach v. Charpentier einem Übergangskalk untergeordnet, der auf Grauwacke ruht, und zugleich mit ihr und dem Übergangsthonschiefer wechselt. In ähnlichen Altersbeziehungen scheint auch, nach v. Humboldt, der salzhaltige Gips von Colancolan in den Andes von Peru und, nach Cordier, der Salzberg von Cardona in Catalonien zu stehen. Bonnard und Beudant betrachten den Anhydrit von Bex als Glied des Flötzgebirges und dem Kohlensandstein oder Zechstein zugehörig [1]).

Wichtiger, als die kleinen örtlichen Formationen des salzführenden Anhydrits in dem neuesten Übergangsgebirge ist für den Halurgen diejenige Steinsalzbildung, welche ihre Stellung zwischen dem rothen Sandstein, in und unter dem Alpenkalkstein oder Zechstein, einnimmt. Ihrer Verbreitung und der zum Theil ungeheuern Mächtigkeit ihrer Lager nach muß sie als die Hauptsteinsalzformation betrachtet werden.

Die zum Alpenkalkstein gehörigen Steinsalzlager sind einer eigenthümlichen Thonformation untergeordnet. Dieser Thon, den v. Humboldt zuerst unter dem Namen Salzthon kennen gelehrt hat, ist ein so wesentlicher Begleiter des Steinsalzes, daß er, wo er sich findet, als ein fast untriegliches Zeichen der Nähe von Steinsalz angesehen werden kann. Da aber die verschiedenen Arten des Thons im ganzen Flötzgebirge sehr häufig angetroffen werden, so muß man die äußern Kennzeichen und die eigenthümliche Art des Vorkommens des Salzthons genau kennen, um nicht andere Thonarten mit ihm zu verwechseln und triegerische Hoffnungen darauf zu gründen. Vorzüglich leicht ist der Salzthon mit dem Thone des obern Gipses zu verwechseln, der in gar keinem Zusammenhange mit dem Steinsalzgebirge steht. Die Farben des salzführenden Thons sind meist rauchgrau, graulichweiß und blaulichgrau; zuweilen ist er auch schwärzlichbraun, röthlichbraun oder ziegelroth; die Härte ist sehr verschieden; sie wechselt vom Weichen bis zur Härte des Kupferschiefers. Er bildet theils sehr mächtige Lager, vorzüglich im Hangenden der Steinsalzmassen, und ist hier zuweilen ganz ohne Salzgehalt (Wieliczka), theils trennt er die verschiedenen Steinsalzlager von einander, oder durchsetzt sie auf mannichfaltige Weise. Zuweilen ist er im Steinsalz oder Gips in kleinen rhomboedrischen Massen zerstreut.

Ein fast eben so wesentlicher Begleiter des Steinsalzes als der Salzthon ist der Gips des Zechsteins, dessen Masse aber jederzeit minder beträchtlich ist, als die des Salzthons. Er ist weißkörnig und graulichweiß, selten aber wasserfrei. Im Salzthon zeigt er sich häufiger als im Steinsalz. Die Lagerung des Gipses im Steinsalz und Salzthon ist gewöhnlich sehr verworren. Selten bildet er einiger Maßen zusammenhängende Lager; öfter durchsetzt er entweder das Steinsalz und den Salzthon in mancherlei Richtungen, oder bildet Nester und große unförmliche Massen. Mächtige und zusammenhängende Lager bildet er meist nur im Hangenden des Steinsalzgebirges.

Was die Art des Vorkommens des Steinsalzes im Alpenkalkstein selbst betrifft, so erscheint es bald in zusammenhängenden Lagern in Salzthon, und mit diesen wechselnd, bald in Gestalt kleiner Gänge, mehr oder weniger großen abgesonderten Massen oder von Krusten um die abgesonderten Stücke des Salzthons. Zuweilen ist das Steinsalz in sehr dünne Lagen abgetheilt, die unter sich eine parallele Lage haben, sehr verschieden von Farbe sind, gewunden, im Allgemeinen senkrecht (Hallstadt und Hallein), selten weniger geneigt als 30° (Außee).

An fremdartigen Substanzen enthält die Steinsalzformation, hin und wieder zerstreut, Kiese, braune Blende, Bleiglanz, Braunspath und Spatheisenstein. In großen Massen entwickelt findet sich der Bleiglanz im Salzgebirge an der Rio Guallega und der Rio Pilluana in der peruanischen Provinz von Chachapayas [2]).

Steinsalz, Salzthon und Gips bilden ein geognostisches Ganzes, dessen genaue Kenntniß hinsichtlich seiner physiognomischen Beschaffenheit und seiner Beziehungen zu andern Gliedern des Flötzgebirges, vorzüglich zu dem rothen Sandstein, für den Halurgen, der sich mit Aufsuchung des Steinsalzes beschäftigt, ganz unentbehrlich ist.

Die Verbreitung der Steinsalzbildung im Alpenkalkstein ist ungemein groß. Die Hauptniederlage in Europa befindet sich am Fuße der Karpathen; auf der

---

gischer Schriften findet man in folgenden Werken. Chr. W. Gatterer, Handbuch der bergwerkswissenschaftlichen Literatur. gr. 8. 2 Bde. Heilbr. 1804. C. Th. Kleinschrod, Skizze der teutschen Literatur über die Halurgie. 8. München 1816. Systematische Übersicht der Literatur für Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde, vom J. 1800 bis 1820. Freiberg 1822.

1) S. v. Humboldt, über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften. Straßb. 1823. St. 163. S. 244 u. f.

2) v. Humboldt a. a. O. S. 243.

einen Seite derselben bilden die Steinsalzlager von Wielizka, Bahnia und Halicz, auf der andern die von Okna in der Moldau mit denen der Wallachei, Siebenbirgens und Ungarns einen fast ununterbrochenen Zug. Am nördlichen Fuße des Taurusgebirges befindet sich eine andere wichtige Steinsalzniederlage, zu der die Lager von Ischel, Hallstadt und Hallein gehören. Die neuerlich im südlichen Teutschland, an den Ufern des Neckars entdeckten Steinsalzlager werden ebenfalls zur Steinsalzformation des Alpenkalksteins gerechnet. In Amerika gehört nach Humboldt das Salzgebirge auf der nördlichen Hälfte des Plateaus von Santa fe de Bogata, dessen Mächtigkeit unter 130 Toisen beträgt, und auf dem das Salzwerk von Zipaquira in einer Höhe von 1330 Toisen über dem Meere liegt, ebenfalls hierher. Die geognostische Stellung einer Menge anderer bekannter Lager ist wahrscheinlich dieselbe, indessen ist ihre Untersuchung noch zu unvollkommen, um mit Gewißheit darüber entscheiden zu können.

Die neueste, mit Bestimmtheit erkannte Steinsalzbildung ist dem bunten Sandstein untergeordnet. Der mit dem bunten Sandstein identische red marl, welcher in seinen obern Schichten aus mergeligem Thon und aus Salz, in seinen untern Schichten aus Trümmergesteinen von Ur- und Übergangsgebirgsarten und aus kleinkörnigem Sandstein besteht, ist die eigentliche Steinsalzlagerstätte Englands (Witton unfern Northwich, Droitwich). In Teutschland führen die untergeordneten Lager von Thon und Gips im bunten Sandstein nur ganz unbedeutende Massen von Steinsalz, unter andern zu Tiede zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig. Zu dem Thon- und bunten Sandsteingebirge ist auch das im J. 1819 bei Vic in Lothringen, bei Versuchen auf Steinsalz zufällig entdeckte reiche Steinsalzlager, und nach Dufour das Salz von Pampeluna in Spanien zu rechnen.

Ob es Salzlager im Flötzgebirge oberhalb der Kreide gibt, ist eine Frage, welche jetzt noch nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden kann. Herr v. Humboldt scheint sich zu der Ansicht zu neigen, daß die Salzthone der trachytischen Conglomerate von Villa Ibarra, auf dem Plateau von Quito, die ungeheuern zu Tage anstehenden Steinsalzmassen der Wüsten von Peru und Chili, der Steppen von Buenos-Ayres, und der unfruchtbaren Ebenen von Afrika, Persien und Transoxane zu einer Steinsalzbildung gehören, die ihre Entstehung den letzten Austritten des Weltmeeres verdankt. Für der Kreide aufgelagert hält auch Herr Steffens die Borazitengipse von Lüneburg und Seegeberg.

Aus einer Vergleichung der Steinsalzniederlagen Europa's hat Herr v. Buch gefolgert, daß der Reichthum derselben abnimmt mit ihrer Höhe über dem Spiegel des Meeres. Northwich liegt 30 Toisen über dem Meeresspiegel, Wielizka 160 T., Ber 220 T., Berchtesgaden 330 T., Aussee 450 T., Ischel 496 T., Hallein 620 T., Hallstadt 660 T., Arbonne in Savoyen 750 T. und Hall in Tyrol 800 T. In den Cordilleren von Neugranada, zu Zipaquira, finden sich ungeheure Steinsalzlager bis zur Höhe von 1400 Toisen. Das reichste Steinsalzlager dürfte das von Huaura auf der Küste von Peru seyn; dort sah Herr v. Humboldt das Salz, wie in einem Steinbruch, in Platten gewinnen.

Den Steinsalzlagern verdanken unzählige Soolquellen ihre Entstehung. Es ist leicht begreiflich, daß die in die Erde eindringenden Gewässer, den Klüften und andern natürlichen Kanälen im Innern derselben folgend, sehr oft auf Steinsalzlager oder steinsalzhaltige Gebirgsarten treffen und mehr oder weniger davon auflösen müssen. Dem natürlichen Falle der Gebirgsschichten und Klüfte folgend, oder dem Drucke einer mit ihnen in Verbindung stehenden Wasser- oder Soolensäule nachgebend, werden sie wieder an irgend einer Stelle zu Tage ausfließen. Eben so klar ist es, daß die Stelle, an welcher sie aus der Erde hervorkommen, mehrere Meilen weit von den Salzlagern entfernt seyn kann, und daß die Gebirgsart, aus der sie ihren Ursprung nehmen, ganz zufällig ist. Wir sehen auch in der That Soolquellen aus fast allen Gebirgsarten des Flötzgebirges und sogar aus einigen des Übergangsgebirges hervortreten. In Teutschland entspringen Soolquellen dem Porphyr- und Schiefergebirge, dem Alpenkalkstein, dem bunten Sandstein, dem Muschelkalkstein, dem ältern und neuern Gips, dem Quadersandstein und den ältern Bildungen der Kreideformation. Der größere oder geringere Gehalt der Soolquellen kann theils von dem größern oder geringern Grad der Sättigung, den sie bei ihrem Laufe über die Salzlager erhalten haben, theils von einer Mischung mit süßem Wasser auf ihrem Wege durch salzfreies Gebirge herrühren.

Anderer Meinung über die Entstehung der Soolquellen ist unter andern Herr Professor Keferstein[3]), indem er sie der Wirkung galvanischer Kräfte zuschreibt.

Da die Entstehung der Soolquellen von der Existenz der Salzlager abhängig ist, so folgt, daß ihre Aufsuchung nach denselben Regeln geschehen muß, wie die des Steinsalzes. In der Regel hat die Aufsuchung der Soolquellen weniger Schwierigkeiten, als die Aufsuchung des Steinsalzes.

Sehr viele Steinsalzlager berühren die Oberfläche der Erde, oder haben nur eine schwache Bedeckung; diese sind es insbesondere, welche bis auf die neueste Zeit bekannt und benutzt worden sind. Die große Menge derer, die durch mächtige Flötzlager verborgen gehalten werden, läßt sich aus der großen Anzahl der Soolquellen in scheinbar steinsalzarmen Ländern nur ahnen.

Die Steinsalzlager haben sich vorzugsweise an Stellen der Erdoberfläche gebildet, nach denen rings umher die älteren Flötzlager abfallen. Die Aufsuchung solcher Bassins und die Wahl der schicklichen Stelle zur nähern Untersuchung des Gebirgs durch mechanische Hilfsmittel, ist die Hauptaufgabe des auf Entdeckungen

3) S. dessen Zeitschrift für Geognosie. 2r Bd.

ausgehenden Halurgen. Wo möglich folgt man bei Aufsuchung des Steinsalzes und der Soolquellen dem Lauf der Flüsse, um die bei dem zu errichtenden Salzwerke nöthigen Bewegungskräfte für die Maschinen in der Nähe zu haben.

Die mechanische Untersuchung einer Gegend auf Steinsalz oder Soolquellen geschieht jetzt ausschließlich durch den Bergbohrer, mittels welchen man bis zu einer Tiefe von 700 Fuß und mehr eindringen kann. Während des Betriebes eines Bohrlochs untersucht man von Zeit zu Zeit die mittels des Schmand- und Soollöffels herausgezogenen Bohrspäne und Wasser, und beurtheilt daraus die Gegenwart gewisser Gebirgsarten oder das Vorhandenseyn von Soole.

Bei den Bohrversuchen auf Steinsalz kann man, wenn die verschiedenen, den bunten Sandstein constituirenden Lager durchsenkt sind, entweder sogleich den ältern Gips, oder den Alpenkalkstein, oder auch sogleich das Steinsalzgebirge treffen. Im erstern Falle darf man, eine gute Wahl der Bohrstätte vorausgesetzt, auf einen glücklichen Erfolg hoffen, da unter oder im ältern Gips das Steinsalz zu erwarten ist; man bohrt daher so lange fort, bis man entweder auf den Alpenkalkstein oder den rothen Sandstein kommt. Im zweiten Falle fragt es sich, ob man in den obern oder untern Lagern des Alpenkalksteins sich befindet. Da sich diese Frage a priori nicht beantworten läßt, so muß man in diesem Falle den angebohrten Kalkstein für den obern annehmen und so lange fortbohren, bis man überzeugt seyn kann, den untern Alpenkalkstein vor sich zu haben, oder bis man den Gips erreicht hat, wenn nicht die zunehmende Tiefe des Bohrlochs die weitere Fortsetzung der Arbeit verhindert; in diesem Falle bleibt nichts Anderes übrig, als in einer schicklichen Entfernung ein anderes Bohrloch anzufangen.

So lange man mit dem Bohrer noch nicht auf das Liegende des Steinsalzgebirges gekommen ist, welches entweder der Alpenkalkstein oder der rothe Sandstein seyn kann, darf man noch immer Hoffnung zur Auffindung eines Steinsalzlagers hegen.

Trifft man während des Bohrens auf eine reichhaltige Soolquelle, so thut man wohl, die weitere Fortsetzung des Bohrlochs zu unterbrechen, um, wenn man mit einem in einiger Entfernung davon angesetzten kein Steinsalz gefunden hat, wenigstens diese zur Benutzung in seiner Gewalt zu haben. Trifft man hingegen auf eine anhaltende Quelle von geringem Gehalte, so kann man in der Regel überzeugt seyn, vom Steinsalze sich in beträchtlicher Entfernung zu befinden, und zwar um so weiter, je tiefer die Soolquelle erbohrt worden ist. Durch gänzlichen Mangel an sich vorfindender Soole darf man sich nicht abschrecken lassen, weiter mit dem Versuche fortzufahren, da das Steinsalzgebirge oft so sehr geschlossen ist, daß dem Wasser der Zutritt gänzlich abgeschnitten ist. Stark ansteigende und dabei reichhaltige Soolen haben gewöhnlich ihren Ursprung in den ältern Gebirgsschichten; süße Wasser unter ihnen sind nicht leicht mehr zu befürchten, obgleich ihre Erbohrung immer möglich bleibt [4]). (*A. Schmidt.*)

HALUS, nur von Tacitus 6, 41 genannte Stadt, die Mannert nebst Cellar in die Landschaft Apolloniatis in Assyrien setzen. Sie lag in der Nähe von Artemita. (*Sickler.*)

HALVER, ein großes Kirchspiel im Kreise Altena, des k. preuß. Regierungsbezirks Arnsberg. Es liegt an der Halver, und besteht aus 9 Bauerschaften, die theils lutherisch, theils reformirt sind, und eine luther., eine ref. Kirche und eine kleine latein. Schule besitzen. Die Einwohn. nähren sich von einem geringen Ackerbau und Viehzucht, mehr aber noch von ihrer Industrie. 1803 fand man 50 Kleineisenschmieden mit 126 Arbeitern, die für 37,000 Rthlr. Waare lieferten, 7 Reckhammer mit 22 Arbeitern, die 2700 Zntr. für 16,200 Rthlr. verarbeiteten, 3 Osemündfabriken, die 800 Zntr. für 4800 Rthlr., und ein Rohstahlhammer, der 280 Zntr. für 1680 Rthlr. verfertigt. (Krug Nationalreichthum II. S. 344). Das gleichnam. Kirchdorf, in dessen Nähe die Ennape den Ursprung nimmt, zählt 68 Feuerstellen, und hat 678 Einw., worunter 646 Lutheraner, 23 Reformirte und 9 Katholiken. (*Krug und Mützell.*)

Halycus, s. Halicyä oben S. 251. dies. Bds.

HALYMENIA *Agardh* (Syst. Alg. p. 241.) Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Floridеen der natürlichen Familie der Algen (24ste Linn. Kl.). Ihr Charakter wird gegeben durch ein ebenes, oder röhrenförmiges, meist häutiges Laub; die Früchte sind punktförmige Tuberkeln, welche fast ganz in die Fläche des Laubes eingesenkt sind. 1) H. reniformis *Ag.* mit fadenförmigem Stiel, welcher sich in das knorpelige, nierenförmige oder kreisrunde, glattrandige Laub ausbreitet. An den Küsten von England, und im mittelländischen Meere (Fucus reniformis *Turn.* t. 113.) 2) H. cordata *Ag.* mit fleischigem, elliptischem, glattrandigem Laube, welches sich zu einem sehr kurzen Stiel verschmächtigt. An der Westküste von Nordamerika. 3) H. edulis *Ag.* mit fleischigem, ebenem, einfachem, keilförmigem Laube, welches sich an der Basis in einen Stiel verschmächtigt, und an der Spitze abgerundet ist. Im mittelländischen und atlantischen Meere, und in der Nordsee (Fucus carnosus et Lactuca *Esp.* t. 76. et 64., F. bullatus Fl. dan., F. edulis *Stackh. Turn.*) 4) H. palmata *Ag.* mit lederartigem, ebenem, handförmigem, glattrandigem Laube, dessen Abschnitte keilförmig-ablang, und beinahe einfach sind. Im atlantischen Meere, an den Küsten von England, Guernsey und Norwegen, in der Nordsee und im Kattegat. (Fucus

4) Die vollständigste Zusammenstellung der geognostischen Erfahrungen in Bezug auf das Vorkommen des Steinsalzes, und eine ausführliche Anleitung zur Aufsuchung und Gewinnung des Steinsalzes und der Soolquellen mittels des Bergbohrers findet man in C. Chr. v. Langsdorfs neuer Anleitung zur Salzwerkskunde, mit besonderer Rücksicht auf halurgische Geognosie, 1. Bd. m. XIV Kpfrn. Heidelb. u. Leipz. 1824.

palmatus *L. Turn.* t. 115., Varietäten sind: F. delicatulus Fl. dan., et F. sarniensis *Mert.* in *Roth.* Catal.) 5) H. platyna *Ag.* mit fleischigem, gabeligem Laube, welches sich zu einem sehr kurzen Stiele verschmächtigt, und ausgebreiteten, keilförmigen, krausen, zusammengedrehten Abschnitten des Laubes. An der Insel Sachalieng im ochotzkyschen Meere. 6) H. saccata *Ag.* mit breitem, kurzem Stiele, und beutelartigen, hohlen, keulenförmigen, blattartigen Schuppen. An den Küsten von Kamtschatka, im Mutka-Sunde, und am Vorgeb. d. g. Hoffn. (Fucus saccatus *Turn.* t. 241.) 7) H. floresia *Ag.* mit häutigem, ebenem, drei Mal gefiedertem Laube, dessen Fiederungen linienförmig, die oberen schmäler und gesägt sind. Im atlantischen, mittelländischen und rothen Meere. (Fucus floresius *Turn.* t. 256., F. Proteus *Delil.* Aeg.) 8) H. elongata *Ag.* mit ebenem, häutigem, gabeligem Laube, dessen Abschnitte linienförmig, wellenförmig, und nach oben zu allmälig schmäler sind. Im Meerbusen von Cadix. 9) H. ligulata *Ag.* mit häutigem, röhrig-ebenem, gabeligem Laube, dessen Achseln abgerundet, und dessen Abschnitte linienförmig, nach oben allmälig schmäler sind; aus dem Rande der Laubabschnitte sprossen einfache, an ihrer Basis verschmälerte, blattartige Schuppen. Im atlantischen und adriatischen Meere. (Ulva ligulata *Ehrh.* Beitr. t. 421.) 10) H. trigona *Ag.* mit röhrenförmigem, häutigem, gabeligem Laube, dessen Abschnitte cylindrisch und stumpf sind, und an der Spitze des Stiels stehen. Bei Cadix im Meere. (Fucus trigonus *Clement.*) 11) H. ventricosa *Ag.* mit röhrenförmigem, häutigem, sparsam verzweigtem Laube, dessen Abschnitte bauchig und stumpf sind. Im mittelländischen Meere. (Dumontia ventricosa *Lamour.* Ess. t. 4. f. 6.). 12) H. furcellata *Ag.* mit gallertartig-lederartigem, gabeligem Laube, dessen Abschnitte fadenförmig, die obersten aber häutig, ausgebreitet, und elliptisch-lanzettförmig sind. Im atlantischen und mittelländischen Meere. (Ulva furcellata *Turn.*) 13) H. filiformis *Ag.* mit häutigem, fadenförmigem, röhrigem, meist gefiedertem Laube, dessen Fiederungen verlängert, am Ende stehend, ziemlich einfach, und an der Basis verschmälert sind. In der Nordsee und dem atlantischen Meere. (F. contortus *Gmel.* t. 22. f. 1., Conferva filiformis Fl. dan., Gastridium filiforme *Lyngb.* hydr. t. 17. Ulva incrassata Fl. dan.) 14) H. ramentacea *Ag.* mit häutigem, fadenförmigem, röhrigem, überall Sprossen treibendem Laube, und horizontalen, röhrigen, zusammengedrängten blätterigen Schuppen. Im Eismeere. (Fucus ramentaceus. *Turn.* t. 149. Ulva sobolifera. Fl. Dan.) — Außer diesen Arten, welche bestimmt zur Gattung Halymenia gehören, sind nach Agardh's Meinung vielleicht auch hierher zu rechnen: fucus opuntia. *Stackh.* t. 16. F. soboliferus *Turn.* t. 45. F. clavatus *Ag.* in Mus. Paris. F. tubulosus *Tiles.*, Ulva purpurascens. *Ehrh.* Beitr. T. 641. F. graminifolius *Lepech.* comm. Petrop. und F. tunaeformis. *Bartol.* — Alle Arten der Gattung Halymenia können, wie die eigentlichen Tange (Fucus *L.*) als Dungmittel und zur Bereitung von Kalk und Potasche benutzt werden, auch ißt man Halymenia edulis *Ag.* an einigen Orten als Salat. (*Sprengel.*)

HALYS, ein Fluß Kleinasiens, der am Taurus seinen Ursprung nimmt, sich von dem Gebirge in das Flachland stürzt, an der Gränze Phrygiens und Kappodokiens sich mit dem von Nissa herfließenden Gioli Halys vereinigte, und seinen Lauf zwischen Galatien und Kappadokien in nordöstlicher Richtung bis in Pontus fortsetzt, wo er dem Pontus Eurinus zufiel. Er hat ein weitläufiges Flußsystem und ist der heutige Kizil Irmack. Zu Krösos Zeiten schied er das lydische von dem armenischen Reiche. Als dieser König dem Kyros entgegen rückte, und das Orakel fragte, wie der Ausgang des Krieges fallen würde, erhielt er die bekannte doppelsinnige Antwort: *Κροῖσος Ἅλυν διαβὰς μεγάλην ἀρχὴν διαλύσει.* Er überschritt mit seinem Heere den Strom und Lydien wurde Medien unterthan. (*H.*)

HAM (חָם), der jüngste von den drei Söhnen Noah's (1 Mos. 9, 24). Die gewöhnliche Reihe: Sem, Ham, Japhet 1 Mos. 6, 10. 9, 18. 10, 1. folgt nämlich mehr dem schicklichen Zufall, als dem Alter, nach welchem sie folgen: Sem, Japhet, Ham, vgl. 1 Mos. 10, 21. Die Bedeutung des ihn betreffenden Mythus 1 Mos. 9, 20 ff. hat vor Allen de Wette [1]) trefflich nachgewiesen. Noah liegt berauscht und entblößt in seinem Zelte, Ham spottet der Blöße des Vaters, die beiden übrigen Söhne aber bedecken sie mit sittsamer Scheu, worauf der Vater nach dem Erwachen den Segen über Sem und Japhet und den Fluch über Ham? nein, über dessen Sohn Kanaan ausspricht. In diesem auffallenden Zuge liegt nun aber die Tendenz des ganzen Mythus: auf Kanaan, nicht auf Ham, ist es abgesehen. Es soll nämlich dadurch erklärt werden, weßhalb die Kanaaniter, deren Vertilgung von Mose geboten war, ein von Gott verworfener, und der Dienstbarkeit bestimmter Völkerstamm sei, und dieses geschieht so, daß sie die Sage von einem gottlosen, wenigstens Pietät gegen die Ältern und Ehrbarkeit vergessenden Vater abstammen läßt. Ähnliche national-polemische Mythen s. über den Ursprung der Moabiter und Ammoniter 1 Mos. 19, 30, über den der Edomiter 1 Mos. 25, 27 ff. Von Ham werden in der mosaischen Völkertafel [2]) die südlichen Völker der Erde (Hamiten) abgeleitet, welches in Verbindung mit der Etymologie des Wortes (Hitze, heißes Land) der Vermuthung wohl einige Wahrscheinlichkeit gibt, daß die Namen der 3 Söhne Noah's eigentlich appellative Bezeichnungen dreier Erdtheile (Hochland, Zerstörung und Südland) seien, welche man in mythische Personen umgeschaffen habe [3]). Außerdem ist Ham im A. T. einige Mal Bezeichnung Ägyptens (Ps. 78, 51. 105, 23. 27. 106, 22). Hierbei liegt der einheimische Name dieses Landes (Chêmi, Chimi, nach Young Chmeh, nach Spohn Chme, eigentlich schwarzes

[1]) *Herod.* I, 28. *Cicero* de div. II. *Strabo* XII. *Mela* I. *Ptol.* V.

1) Kritik der israelitischen Geschichte Th. I. S. 75. 2) S. darüber Th. X. S. 85. 3) de Wette a. a. O. S. 72.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

HAMADAN, eine Stadt in der iranischen Provinz Irack, die bis auf die neuesten Zeiten der Sitz einer Beglerbegschaft war, die gegenwärtig, vielleicht nur temporär, mit der kurdischen Beglerbegschaft Kermanschah verbunden ist. Sie liegt N. Br. 34° 53′ L. 65° 24′ am Fuße des Elwendgebirgs in einer fruchtbaren und ziemlich angebaueten Gegend, die in 7, zu der Stadt gehörigen Bezirken 181 Dörfer zählt, zeigt aber selbst nur einen Haufen von Trümmern, die in weitläufigen Mauern eingeschlossen sind, worin die jetzige Stadt kaum ein Sechstel füllt. Ältere Reisende geben die Zahl der Häuser auf 10,000, die der Einw. auf 40,000 an: allein neuere, wie Olivier und Morier, wagen darüber nicht das Mindeste zu bestimmen, und sagen nur, daß sich unter denselben 200 jüdische Familien und viele Armenier befänden, die hier eine Kirche und ein Hospiz besäßen, daß die auf einem Felsen gestandene Festung geschleift, das Schloß aber noch erhalten sei, daß noch manche hübsche Moskee, worunter die Dschumah mit den vorgeblichen Gräbern der Esther und des Mardochai, viele gute Karawanserais und Bäder und viele moslemimische Alterthümer vorhanden, und die Einwohner Manufakturen in Leder, und vor allen in Filzteppichen, Nuamud genannt, unterhielten, aber nur einen geringen Handel trieben, obgleich mehrere Karawanserais von Kermanschah hier durchzögen, oder sich sammelten, und die Stadt als Niederlagsplatz für den Handel von Isfahan nach Bagdad und von Bagdad gelte. Hier stand das alte Ekbatana, die berühmte Hauptstadt des medischen Reichs, von deren alter Pracht man im heutigen Hamadan auch nicht die Spur weiter entdeckt: Alles ging im Strom der Zeit unter, und die Überbleibsel, die man im öden Raume ihrer Mauern findet, gehören einer viel spätern Zeit an; merkwürdig ist sie durch die noch vorhandenen Denkmäler des großen Arztes Avicenna, des mystischen persischen Dichters Attar und des arabischen Dichters Abul Hasik, wohin noch die heutigen Perser, wie zu den Gräbern ihrer Heiligen, pilgern *).

(*G. Hassel.*)

Hamadan, Stammvater der Hamdaniden, s. Hamdan.

HAMADANI ist ein Beiname mehrerer Dichter und Gelehrten, welche aus Hamadan (s. den Artikel gl. Nam.) gebürtig waren. Von arabischen Gelehrten gehören hieher:

1) Abulfadhl Ahmed ben Hossein el Hamadani, welcher bereits VII. Bd. S. 100 unter Badi Essemân behandelt worden und die berühmteste Person dieses Namens ist.

2) Abulola Hassan ben el Athar el Hamadani, Verfasser eines Werkes über die Traditionen der Moslemen, welcher im J. 458 d. H. verstorben ist [1])

3) Ali ben Achmed Mohammed ben Abdalmalek el Hamadani, gest. 521 d. H. bekannt als Historiker. Er verfaßte unter andern eine Geschichte der Vesire von Ägypten, unter dem Titel: Akhbar el vozara (اخبار الوزراء *). (*A. G. Hoffmann.*)

HAMADANI, HAIRANI, حيراني, oder Mewlana Hairani, ein neupersischer Dichter aus der Stadt Kum, welcher im zehnten Jahrhundert der Hedschra lebte, und am Hofe des turkomannischen Fürsten Sultan Jakub Beifall fand. Er verfaßte größere Dichtungen in der Versart Mesnewi, nämlich Behram und Nahid, d. i. Mars und Venus, den Streit des Himmels und der Erde, des Greisen und des Vogels, der Kerze und des Schmetterlings. Er schrieb auch Satiren, unter welchen die gegen den Kadi Mohammed Kaschi gerichtete berühmt geworden ist. Er erreichte ein hohes Alter, und ward zu Hamadan bestattet. Sam Mirsa führt ihn in seiner Geschichte der spätern neupersischen Dichter auf, so wie auch Herr von Hammer in seiner Geschichte der schönen Redekünste Persiens *). (*J. G. L. Kosegarten.*)

HAMADANI ist auch Name eines berühmten Gelehrten aus der moslemischen Sekte der Motazaliten. Er hing der Meinung an, daß Gott als der Heilige mit dem Bösen, als seiner Natur zuwider, nichts zu schaffen habe, und trat damit der gewöhnlichen moslemischen Ansicht entgegen, der zu Folge Gott nicht bloß Urheber des Guten, sondern auch des Bösen seyn soll. Diese Meinung, welche seiner Partei zusagt, wird von den Rechtgläubigen als heterodox angefochten und als Begünstigung der Lehre von den beiden Grundprincipien betrachtet. Offenbar berührt sich auch dieser Glaubenssatz des Hamadani mit den Religionssystemen, worin jene Lehre herrscht, wie mit dem Parsismus und der Religionslehre des Manes †). (*A. G. Hoffmann.*)

Hamadaniden s. Hamdaniden.

HAMADOKOS (Ἁμάδοκος), ein Held der Hyperboreer, der mit Andern dem Hyperochos zur Vertheidigung der Stadt Delphi gegen die Gallier erschien und sie in schrecklicher Gestalt zurück scheuchte. (Paus. 1, 4.) Die Hyperboreer waren nämlich uralte Verehrer des Apollo. (*J. A. L. Richter.*)

HAMADRYAS (Ἁμαδρυάς), nach Athen. III, 5. Tochter des Drios, die von ihrem Bruder Orylos acht Töchter gebar, welche die Namen von Bäumen bekamen, nämlich Karyá, der Nußbaum, Balanos, der Wallnußbaum, Graneion, der Kornelkirschbaum, Orea, die Buche, Ägeiros, die Pappelweide, Ptelea, die Ulme, Ampelos, der Weinstock, Syke, die Feige. Man nannte sie nach ihrer Mutter, die Hamadryaden, und trug nun diese Benennung überhaupt auf Baumnymphen über. Die ganze Mythe ist nur eine Erfindung, um die Entstehung der Hamadryaden zu erklären.

*) Nach Oliviers und Moriers Reisen, v. Hammers persischer Geographie (Wiener Jahrb. 1819. B. VII u. VIII) u. dem weimarschen Handbuche XIII. S. 584.

1) D'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Ketab. 3. Bd S. 33. deutsch. Übers.

2) D'Herbelot a. a. O. unter d. W. Hamadani.

*) Sam Mirsa nennt auch noch aus derselben Zeit einen Dichter Hairani Kaswini, und einen Mohammed Hairani.

†) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Hamadani.

Um sich die Erscheinung des Lebens und der Bewegung in allen Produkten der Natur zu erklären, nahm das Alterthum zu einem geistigen Principe seine Zuflucht. Dieses geistige Etwas, durch welches die Quelle rieselte, der Fluß strömte, die Pflanzen wuchsen, das Meer sich bewegte, ward mit dem allgemeinen Namen der Nymphen belegt, und von den besondern Klassen der Nymphen scheinen die Hamadryaden die ältesten zu seyn. Ihrer erwähnt schon die homerische Hymne auf die Aphrodite XXIII, 256. Sie waren, wie alle Nymphen, Mittelwesen zwischen Göttinnen und Sterblichen, lange lebend, von Ambrosia sich nährend, oft geliebt und umarmt von Göttern. So bald eine solche Nymphe geboren wurde, entwickelte sich im Schoß der Erde der Keim des Samens und sproßte zu einem Baume empor, der durch die Nymphe wuchs und blühete und von ihr geschützt wurde, so lange der Wille des Verhängnisses es gestattete. Mit dem Tode des Baumes entflieht auch das Leben der Nymphe. Daher flehen sie die Menschen an, der Bäume zu schonen und nicht die verderbliche Art an ihre Wurzel zu legen, und geschieht es doch, so sterben sie seufzend und wehklagend und rufen die Rache des Schicksals über den Frevler herab. Man sehe die Mythen von Chrysopelea, Erysichthon u. a. Sie heißen daher Hamadryades, d. h. die mit dem Baume zugleich Lebenden und Sterbenden. Es bedeutete nämlich Δρυάς in alten Zeiten jeden Baum, nicht bloß die Eichen. Nach Serv. Virg. Ecl. X. 62. waren die Hamadryaden von den Dryaden darin unterschieden, daß diese in dem Baume, jene nur unter den Bäumen lebten. Die Römer hatten auf dem cölischen Berge ein sacellum für sie, welches querquetulanum genannt wurde. Vgl. Nymphen. (*J. A. L. Richter.*)

HAMADRYAS Commers. (in *Juss.* Gen.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen und (nach *Spr.* Syst. II, 658.) der letzten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse (nach *Willd.* Sp. pl. Dioecia Polyandria). Ihr Charakter besteht in diökischen Blühten, einem fünf- bis sechsblättrigen Kelch, 10 — 12 linienförmigen Blumenblättern, ungestielten Narben, und eiförmigen Karyopsen. 1) H. magellanica *Lam.* Enc. mit oberhalb unbehaarten, fünflappigen, eingeschnitten-gezähnten Blättern, einem etwas steif behaarten Blühtenschaft, der länger als die Blätter ist, und unbehaarten Kelchen. Auf waldigen Bergen an der Magellan's Straße. Eine kleine perennirende, krautartige Pflanze. 2) H. tomentosa *Cam.* Syst. nat. mit oberhalb spinnewebartig-zottigen, fünf- bis sechsgespaltenen Blättern, deren Lappen ablang, und beinahe dreigespalten sind, mit einem Blühtenschaft, der länger als die Blattstiele, und wie die Kelche, steif behaart ist. Dieses kleine krautartige Gewächs hat Menzies auf den Bergen der Insel Staatenland an der Südspitze von Amerika gefunden. — S. *Spr.* Syst. veg. Vol. II. p. 658. (*Sprengel.*)

HAMAH, nach dem Glauben der alten Araber, ein Vogel, der aus dem Kopfblute der Todten entstand, und alle hundert Jahre einmal ihre Gräber besuchte. Nach einer andern Meinung wurde dieser Vogel von den Seelen der unschuldig Erschlagenen belebt und schrie unaufhörlich: Oskuni! d. h. Gebt mir zu trinken (des Mörders Blut), bis der Tod gerächt worden war. Dann flog er hinweg. Muhamed hat diesen Glauben verboten *). (*R.*)

Aus Hamah sind mehrere Gelehrte gebürtig und führen daher den Namen el Hamavi (الحموي). Unter andern war aus dieser Stadt: 1) Schehabeddin el Kadhi ben Abildem, ein Geschichtschreiber, dessen Abulfeda in seinem großen historischen Werke öfters gedenkt, s. den Art. Schehabeddin. Dann 2) Jakut, Verfasser eines bekannten großen geographischen Lexikons, s. den Art. Jakut; 3) Ibrahim ben Hebatallah el Barezi, s. den Art. Ibn Hebatallah; 4) Abubeker ben Hadschah, Commentator von Gedichten, s. den Art. Ibn Hadschah. Außerdem 5) Ibn Malek el Hamavi, welcher eine Sammlung von Gedichten veranstaltet hat. Eine Handschrift davon besitzt die herzogl. Bibliothek zu Gotha Cod. 567. 6) Mohab-eddin el Hamavi in der Mitte des 10ten Jahrhunderts der Hedschra blühend, Verfasser eines Commentares über ein Gedicht des Ibn Schonah. Eine Handschrift davon befindet sich ebenfalls zu Gotha Cod. 609. Endlich gedenkt D'Herbelot eines Historikers, welcher die Geschichte der Ommiaden erzähle und schlechtweg Elhamavi heiße.

(*A. G. Hoffmann.*)

HAMALIAR, Martin, ein lutherscher Theolog in Ungarn. Er war im Jahre 1750 am 11. November zu Bath in der Honter Gespanschaft geboren. Nach seiner Rückkehr von den teutschen protestantischen Hochschulen wurde er zum Prediger nach Groß-Kórtós in der Neograder Gespanschaft, von da im Jahre 1784 in der kön. Frei- und Bergstadt Schemnitz, und endlich nach Szarvas berufen, als welcher er 1796 am 31sten Januar zum Superintendenten des Bergdistrikts erwählt wurde. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und sein rastloses Streben, für seinen Amtswirkungskreis und die protestantische Kirche in Ungarn überhaupt nützlich zu seyn, erwarben ihm allgemeine Achtung bei seinen Glaubensbrüdern und auch bei Andern. Lange hätte er noch seinem Kirchensprengel mit Nutzen vorstehen können, wenn nicht im J. 1805 am 9ten December ein Schlagfluß seine Kräfte gelähmt hätte, wodurch er zur Niederlegung seines Amtes bewogen wurde. Er starb zu Szarvas d. 13. August 1812†). Seine im Druck erschienenen Schriften sind: 1) Materialien zum öffentl. Relig.-Unterr. in Kirchen und Schulen. Schemnitz, gedr. b. Sulzer 1790. 8. 2) Die Verbindlichkeit des Christen, das h. Abendm. zu genießen.

*) *Pococke* Spec. hist. Arab. p. 135. Maier's mythol. Lexikon.

1) *Möller* Catalogus librorum mss. bibl. Goth. T. I. P. 2. p. 229 — 30. 2) J. H. *Möller* a. a. O. p. 241. 3) Orient. Bibl. unt. d. Wort. Hamaovi.

†) Sein ausführlicher Nekrolog von Rumy steht in den Annalen der östreichschen Literatur 1812.

Schemnitz, 1795. 8. 3) De gradibus consanguinitatis et adfinitatis in matrimonio ad regulas Juris Canonici et benignas Resolutiones Regias examinandis et dijudicandis. Neosolii, typis Joann. Stephani 1803. 8. (Für Geistliche ein sehr guter Leitfaden.) (*Rumy.*)

HAMAMELIS *L.*, eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft aus der zweiten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Ein viergespaltner, außerhalb schuppiger Kelch, vier verlängerte, an der Basis schuppige Blumenblättchen, linienförmige, zweiklappige Antheren, sehr kurze Staubfäden und eine lederartige zweifächerige Samenkapsel. Die einzige bekannte Art dieser Gattung H. virginea *L.*, welche in Nordamerika wächst, ist ein Strauch mit alternirenden, halbherzförmig-ablangen, stumpfen, buchtig-gezähnten, unbehaarten, oder unten scharf anzufühlenden Blättern und gelben, knospenartigen Blühten. Die H. virginica blühet im Herbste und ihre Früchte reifen im Frühling; sie ist abgebildet in *Lam.* Illustr. t. 88. H. macrophylla *Pursh.* und parvifolia *Hutt.* sind bloße Abarten. (*Sprengel.*)

HAMAMET, eine Stadt im afrikanischen State Tunis am gleichnamigen Busen des mittelländischen Meers N. Br. 36° 3′ L. 28° 12′. Sie ist eine neuere, die etwa 8000 Einw. zählt, einen Seehafen hat und ansehnlichen Handel nach Tunis mit Korn, Wolle und Öl treibt. Die Gegend umher ist mit Olivenstauden bedeckt und es gibt daselbst ungemein viele wilde Tauben, daher auch Shaw ihren Namen von Haman (wilder Taube) ableitet; der Busen ist fischreich und bietet gute Ankerplätze dar. In der Nähe findet man Trümmer von der alten Siagitana*). (*H.*)

Haman und Hamansfest, s. den Art. Esther.

HAMANN (Johann Georg), der sich den nordischen Magus mit Recht nannte, war einer der mehr tiefen, als klaren Geister unserer Nation, deren Werth erst von den Nachkommen erkannt wird, und immer mehr erkannt werden wird. Von sich selbst sagte er prophetisch in einer seiner Vorreden: man überwindet leicht das doppelte Herzeleid ꝛc., von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden durch den Geschmack an den Kräften einer bessern Nachwelt. Zu dieser Anerkennung der Nachwelt haben vorzüglich Herder, auf dessen Bildung Hamann großen Einfluß hatte, so wie Jacobi, Goethe und J. Paul Fr. Richter beigetragen; und durch diese Anerkennung ist auch endlich die Herausgabe seiner sämmtlichen, vorher zerstreuten und selten gewordenen Schriften durch Friedr. Roth (8 Thle. Berl. 1821 ff.) bewirkt worden.

Wir heben aus dem, was uns der Letztere im Vorberichte zu dieser Sammlung über Hamann, und dieser selbst in seinen Gedanken über seinen Lebenslauf (im ersten Bande) mittheilt, zunächst folgendes Biographische heraus. Hamann wurde den 27. August 1730 zu Königsberg in Preußen geboren und von seinen wohlhabenden Ältern (sein Vater war ein geschickter Wundarzt) in echt christlicher Gesinnung erzogen. Sie ließen ihn in allem Wissenswürdigen, besonders auch in den Sprachen und schönen Künsten, namentlich Musik unterrichten. Sein Jugendunterricht aber war sehr abwechselnd. Zuerst unterrichtete ihn ein abgesetzter Prediger, Namens Hoffmann, sieben Jahre lang, besonders im Lateinischen; dann kam er in die Schule des Prorektors Röhl im Kneiphof, der ihn geistlos und pedantisch in den alten Sprachen unterrichtete, während er in andern wesentlichen Kenntnissen zurückblieb. „Weder Historie, schreibt er selbst, noch Geographie, noch den geringsten Begriff von der Schreibart und Dichtkunst. Ich habe den Mangel der beiden ersten niemals gehörig ersetzen können, den Geschmack an den letztern zu spät erhalten, und finde mich in vieler Mühe meine Gedanken mündlich und schriftlich in Ordnung zu sammeln und mit Leichtigkeit auszudrücken." Dann fiel er einem neologischen Hofmeister in die Hände, und zuletzt kam er auf die kneiphofsche Schule unter dem gelehrten und frommen Rektor Salthenius, wo er die ersten Begriffe von Philosophie und Mathematik, von Theologie und vom Hebräischen bekam. „Hier, sagt er, wurde mir ein neues Feld zu Ausschweifungen offen und mein Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren." Darauf bezog er 1746 die Universität, studirte unter Knutzen Philosophie und widmete sich zuerst der Theologie, dann, um den Wunsche seiner Ältern zu entsprechen, den Rechtswissenschaften. Aber eine größere Neigung zu Alterthümern, zu Kritik, Philologie und zu den so genannten schönen Wissenschaften wendete seinen Geist von den positiven Wissenschaften ab. Um freier zu leben und die Welt zu sehen, nahm er 1752 eine Hofmeisterstelle in Liefland an, welches Verhältniß aber sich nach einem halben Jahre durch Mißverständnisse und Neigung zur Unabhängigkeit von seiner Seite wieder auflöste. Hierauf lebte er einige Monate bei einem Landsmanne seines Vaters in Riga ohne Beschäftigung, bis die Noth ihn drang, 1753 wiederum eine Hofmeisterstelle in Kurland anzunehmen. Aber ungeduldig und unzufrieden ging er 1755 abermals nach Riga zurück. Einer seiner Jugendfreunde, Namens Berens brachte ihn mit dem Handelshause Berens in Verbindung, durch welches er viele Freundschaft genoß. Diese Verbindung brachte ihn dazu, die Handlungswissenschaften, Ökonomie und Politik zu treiben. Darauf wurde er auf eine schmeichelhafte Weise in das budbergische Haus nach Grünhof zurück gerufen, wohin er zuerst als Hofmeister gegangen war. Aber schon im J. 1756 rufte ihn sein Vater nach Hause, um seine tödtlich kranke Mutter noch ein Mal zu sehen. Er reiste daher, weil seine ökonomischen Angelegenheiten, wie er selbst gesteht, in großer Zerrüttung waren, unterstützt durch seine Freunde nach Königsberg, und unternahm hierauf in Handelsangelegenheiten des Hauses Berens eine Reise nach England. Er reiste über Berlin, wo er Moses Mendelsohn, Ramler und Sulzer kennen lernte, dann nach Hamburg, blieb längere Zeit bei nahen Verwand-

*) Nach Shaw und dem weim. Handbuche XXI. S. 503.

ren in Libeck; von da ging er über Bremen nach Amsterdam, Rotterdam, und erst nach Ostern nach England. Auf dieser Reise wurde er häufig über seinen Verfall angesprochen. In London fand er sich außer Stande, sein Anliegen zu vermuthen, gab sich in Verfolgung mancherley Zerstreuungen und Ausschweifungen hin, und suchte umsonst einen andern Weg sein Glück zu machen. Im Drange der Noth, welche seine unbesonnene Lebensart herbei geführt hatte, suchte er göttliche Hilfe. Durch Lesung der Bibel ging ihm ein Licht über sein bisher geführtes Leben auf, und ein göttlicher Trost erfüllte seine Seele. Von dieser Zeit an hing er mit der größten Inbrunst des Glaubens an der christlichen Offenbarung, deren Erhabenheit er überall in seinen Schriften preist. Hierdurch wieder aufgerichtet, verließ er England im Sommer 1753 und reiste nach Riga zurück, wohin auch sein jüngerer Bruder als Lehrer an der dortigen Domschule versetzt wurde. In Riga lebte er wieder in dem Hause seines Freundes auf mannichfaltige Weise beschäftigt, während welcher Zeit sich eine Neigung zu der Schwester desselben entwickelte. Im J. 1759 bestimmte ihn der Wunsch seines Vaters nach Königsberg zurück zu kommen. Um diese Zeit scheint sich auch seine Verbindung mit jener Familie durch Verschiedenheit der Ansichten und Denkweise beider Theile aufgelöst zu haben. Schwer mochte die kräftige religiöse Richtung und der freie Humor Hamanns von seinen befangenen merkantilischen Freunden begriffen werden. Vier Jahre lebte Hamann nun in literarischer Freiheit in seines Vaters Hause, und widmete seine geistige Thätigkeit ernsten Studien, z. B. der orientalischen und klassischen Literatur. In dieser Zeit verfaßte er auch viele seiner Schriften. Endlich fand er sich durch die Kränklichkeit seines Vaters bewogen, einen Erwerb zu suchen. Er ward daher zuerst unentgeldlich Kopist bei dem Königsberger Magistrat, dann Kanzellist bei der Kriegs- und Domänenkammer. Da er sich aber für diese Arbeiten nicht geeignet fand, so unternahm er eine Reise nach Frankfurt, um seinen Gönner den Präsidenten Friedr. Karl von Moser, der ihn zu einer Stelle in Darmstadt empfohlen hatte, zu sprechen. Weil dieser aber damals nach Holland gereist war, so kehrte Hamann sogleich nach Königsberg zurück. Im J. 1765 begab er sich nach Mietau, um sich in Geschäften bei dem Hofrathe Tottien zu üben, und begleitete diesen auch auf einer Geschäftsreise nach Warschau. Nachdem aber sein Vater im Anfange des Jahres 1767 gestorben war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er auf Kants und Anderer Freunde Empfehlung die Stelle eines Schreibers und Übersetzers bei der neueingerichteten Acziscdirection erhielt. Nach zehn Jahren (1777) gelangte er zu der gemächlichen Stelle eines Packhofverwalters bei der königl. Acziſe, verlor aber 1782 einen bedeutenden Theil seiner Nebeneinkünfte wieder, und lebte mit seinen vier Kindern in dürftigen Umständen. Ein junger wohlhabender Mann in Westphalen, Namens Buchholz, erhielt durch Lavater Kenntniß von des verdienten Mannes Lage und setzte ihm zu Ende des Jahres 1784 großmüthig ein anständiges Kostgeld zu. Hamann widmete nun zur Erholung seines, durch Sorge und Arbeit angestrengten Körpers, eine Reise zu seinen Freunden in Deutschland zu machen, und hielt einige Jahre vergeblich um Urlaub an. Endlich erhielt er 1787 seinen Abschied mit einer anständigen Pension. In dem Sommer dieses Jahres trat er seine Reise an, und hielt sich abwechselnd zu Weimar und Münster, bei dem zuletzt genannten Freunde, und bei Jacobi in Düsseldorf auf. In Münster aber erkrankte er den 20. Junius und starb am folgenden Tage. Im Garten der Fürstin Gallizin zu Münster steht sein Grabmahl mit einer, von Hemsterhuis verfertigten, lateinischen Inschrift.

Von seinen Schriften bemerkt Rothe. „So verborgen und in so niedriger Gestalt, wie sein Stand und Leben, war auch seine schriftstellerische Thätigkeit. Seine Druckschriften aus drei kleinen Zeiträumen: 1759 — 63, 1772 — 76 und 1779 — 84 sind zahlreich, aber keine über fünf, die meisten nicht über zwei Bogen stark. Alle waren durch besondere Veranlassungen hervorgerufen, daher wahre Gelegenheitsschriften voll Persönlichkeit und Örtlichkeit, voll Beziehungen auf gleichzeitige Erscheinungen und Erfahrungen, zugleich aber voll Anspielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte und gelebt hatte. Da sie überdieß dem herrschenden Geschmacke nicht schmeichelten, und der damals herrschenden materialistischen Denkart scharf widersprachen, so wurden sie nur von einer kleinen Zahl schon damals mit Achtung und Bewunderung, von den Meisten als ungenießbar, mit Gleichgiltigkeit, oder als Werke eines Schwärmers mit der Verachtung aufgenommen, welche die Führer der öffentlichen Meinung, aufgebracht über Hamanns Originalität und Selbstständigkeit, ihm zuerkannten." Gegen das Ende seines Lebens, da Herder's und Jacobi's Zeugniß von ihm schon auf das Publikum zu wirken anfingen, wurde er selbst vielfältig aufgefordert, eine Sammlung seiner Schriften, welche schon damals äußerst selten geworden waren, zu veranstalten; wovon er aber durch die von ihm selbst anerkannte Schwierigkeit, alles Dunkle derselben aufzuhellen, zurück gehalten wurde. Er gestand seinen Freunden, daß er von der Absicht mancher Stellen, so klar sie ihm, da er sie schrieb, gewesen, keine Rechenschaft mehr zu geben wisse. Auch Goethe bemerkt in dieser Hinsicht, daß die Dunkelheit der hamann'schen Schriften mit den Jahren immer zunehmen werde, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet gewesen. Von der andern Seite kann nicht geläugnet werden, daß der seiner Zeit vorausschreitende Geist dieses Mannes jetzt mehr, als früher, verstanden und gewürdigt wird.

Nach dem Zeugniß aller Unbefangenen, die ihn kannten, verband Hamann ein tiefes Gefühl mit einer sehr lebendigen und tief eindringenden Denkkraft, die sich aber mehr in Vergleichungen und Bildern als im Abstracten auszudrücken geeignet war; Redlichkeit und kindlicher Sinn vereinigten sich in ihm mit männlicher,

eigenthümlicher Kraft. Dasselbe zeugen auch seine Schriften. Die meisten derselben haben einen polemischen Charakter; er kämpft in ihnen gegen Materialismus, Freigeisterei und die hohle Schöngeisterei seiner Zeit, gegen Nachbeterei und Verehrung des Fremden mit Nachdruck; dagegen ordnet er mit kindlichem Sinn und hoher Begeisterung Alles der durch das Christenthum an den Menschen ergehenden Forderung unter, und alle seine Äußerungen und Bestrebungen finden in der Tiefe eines religiösen, den innigen Zusammenhang des Göttlichen und Menschlichen anerkennenden Gemüths ihren Mittelpunkt. Die Form seiner Mittheilungen zeigt den mehr gemüthvollen, als in geregelter Folge denkenden Geist, daher die Sorglosigkeit seines Stils und der Humor, der gleichsam aus dem Ernst hervorblitzend, die Gegenstände seines Nachdenkens schnell beleuchtet, oder durch irgend eine bald aus der Natur des Gegenstandes, bald aus den biblischen Geschichten geschöpfte Vergleichung schildert. Es kann nicht geläugnet werden, daß sich in seinen Mittheilungen zuweilen auch eine gewisse Scheu der Deutlichkeit ausspricht, die mit der damals herrschenden Originalitätssucht und mit dem Streben nach dem Überkräftigen in Bildern und Vergleichungen zusammenhängt, auch manche einseitige, auf Verstimmung und vorschnelle Folgerungen gegründete Aussprüche bei ihm vorkommen, manches in Form und Inhalt Gesuchte und Geschraubte, uns auffällt; aber man muß auch J. Paul beistimmen, welcher von ihm sagt: „der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne und manche Nebelflecken löset kein Auge auf" — „sein Stil ist ein Strom, den ein Sturm gegen die Quelle zurück drängt, so daß die teutschen Marktschiffe gar nicht darauf fortkommen können." So sagt auch Herder von Hamanns Schriften: „der Kern derselben enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen" ꝛc. Seine Reflexionen umfassen die wichtigsten Gegenstände des Lebens mit religiösem Sinn, und wenn wir auch nicht mit Goethe als Prinzip, auf welches sich sämmtliche Äußerungen Hamanns zurück führen lassen, den Satz anerkennen: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort, oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich, — so ist doch dieser Satz in seiner Lebensansicht von großer Bedeutung.

Die Grundlagen seiner Ansicht über Religion und Philosophie möchten sich in folgende Sätze fassen lassen.

„Alle Werke Gottes sind Zeichen und Ausdrücke seiner Eigenschaften; und so ist die körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichniß der Geisterwelt. Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, wie Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, wie Gott den Menschen durch Menschen sich hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialekte seiner Werke; in allen Ein Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe. Ein Beweis der herrlichsten Majestät." Hamann lehrt also hier die Einheit der Natur und Offenbarung in Beziehung auf den höchsten Urheber beider; daher er auch sagt: „was ist Religion Anderes, als die lautere, gesunde Vernunft, die durch den Sündenfall erstickt und verwildert ist, und die der Geist Gottes, nachdem er das Unkraut ausgerottet, den Boden zubereitet und zum Samen des Himmels wieder gereinigt hat, in uns zu pflanzen und wieder herzustellen sucht? — Ferner wie die Welt die sinnliche Offenbarung der Herrlichkeit Gottes ist, so ist der Mensch, die Krone der Schöpfung, zum Bilde Gottes geschaffen; und wie die körperliche Welt ein Ausdruck der Geisterwelt, so drückt der Körper des Menschen die Natur des Geistes aus. Das menschliche Leben scheint daher in einer Reihe symbolischer Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist, und eine anschauende Erkenntniß ihres wirksamen Daseyns außer sich hervorbringt und mittheilt. — Wir erkennen sonach den Unsichtbaren in der Natur nur durch seine Zeichen, die wir auffassen in unsern Sinnen; und eben so offenbart sich unsere gottähnliche Natur durch die Fähigkeit des Geistes in die Natur kräftig einzuwirken. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Natur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur, und daß wir seines Geschlechts sind. — Wie aber Geist und Körper zum vollkommnen Wirken nothwendig sind, so ist auch Vernunft nicht von der Erfahrung zu trennen in der Philosophie. Ohne Wort, keine Vernunft, keine Welt. Erforschung und Offenbarung sind einerlei, und unentbehrliche Flügel und Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinn und Geschichte sind das Fundament und der Boden — jene mögen noch so trügen und diese noch so einseitig seyn." Dieselbe Ansicht von der Verbindung der Vernunft und Erfahrung stützt er auch auf die Natur der Sprache, deren doppelseitige Natur er nachweist, und behauptet, daß die Sprache, als das einzige Mittheilungsvermögen des menschlichen Verstandes schon durch ihre Natur einer auf bloße Abstraction begründeten Philosophie widerstrebe. Wenn sich die Gottheit dem Menschen durch die Natur und durch ihr Wort geoffenbaret, so habe daher die Philosophie aus beiden zu schöpfen und beider Übereinstimmung zu zeigen. „Gott, Natur und Vernunft haben eine so innige Beziehung auf einander, wie Licht, Auge und Alles, was jenes diesem offenbaret, oder wie Mittelpunkt, Radius und Peripherie jedes gegebenen Zirkels, oder wie Autor, Buch und Leser."

Außer dieser lebendigen Ansicht, welche nicht ohne Einfluß auf die spätere Philosophie geblieben ist, mit der gleichzeitigen aber in großem Widerspruche stand, finden wir in seinen Werken die trefflichsten und originellsten Betrachtungen über Sprache, besonders Bibel-

sprache und Auslegung; über Religionen, besonders über Mosaismus und Christenthum; über einzelne Gegenstände und Formen der Philosophie; über Umgang, Freiheit, Ehe, Erziehung und Unterricht, Recht und Gesetzgebung, Verträge, Verkehr und Handel, Geschichte, klassische Literatur und ihr Studium, Poesie und Literaturwesen.

Ein Verzeichniß der Schriften Hamanns findet sich in der angeführten Sammlung seiner Werke, womit zu vergleichen ist, die unter dem Namen: Sibyllinische Blätter des Magus im Norden, von D. Frieder. Cramer, Leipzig 1819. 8. herausgegebene Sammlung einzelner Stellen aus Hamanns Werken, und die Anzeige derselben von M. Collin in den Wiener Jahrbüchern der Lit. 1819. VIII. Bd. In dem letztern Buche findet sich auch eine Skizze von Hamanns Leben, zum Theil nach Hamanns Schriften, zum Theil nach Reichardts Schilderung desselben bearbeitet, welche aber durch Roths Ausgabe seiner Werke mehrere Berichtigungen empfangen hat; und ein Bildniß, wie es scheint, nach dem in Lavaters Physiognomik befindlichen gestochen. (*Wendt.*)

HÄMANTHUS. Diese schon von Tournefort aufgestellten, und von Linné genauer charakterisirte Pflanzengattung gehört zur natürlichen Familie der Spathaceen, und zur ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einer vielklappigen, vielblumigen Blüthenscheide, einer sechsgetheilten Corolle, und einer meistens dreifamigen Beere. Diese Gattung besteht gegenwärtig aus 18 Arten, welche alle Zwiebelgewächse sind. Man theilt sie nach dem Verhältniß der Dolbenhülle zur Dolde ein.

I. Die Dolbenhülle länger, als die Dolde (mit zungenförmigen, nach zwei Richtungen stehenden Blättern). Die hieher gehörigen Arten wachsen am Vorgebirge der guten Hoffnung. 1) H. coccineus *L.* mit unbehaarten, an den Boden gedrückten Blättern, am Gipfel stehender zusammen gedrangter Dolde, gefärbter Dolbenhülle, und offen stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Redout.* liliac. t. 39. 2) H. coarctatus *Jacqu.* mit unbehaarten, aufrecht stehenden, an ihrer Spitze schwieligen Blättern, zusammen gedrängter Dolde, gefärbter Dolbenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 57 und Bot. Reg. t. 181. 3) H. tigrinus *Jacqu.* mit unbehaarten, niedergedrückten, gewimperten, unten gefleckten Blättern, zusammen gedrängter Dolde, gefärbter Dolbenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 56. 4) H. quadrivalvis *Jacqu.* mit unbehaarten, an ihrer Basis verschmächtigten, offen stehenden, gewimperten, gegen die Spitze zu zottigen Blättern, vierblättriger, gefärbter Dolbenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. (H. pubescens *Thunb.*). Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 58. 5) H. crassipes *Jacqu.* mit umgekehrt eiförmigen, gewimperten, unten gefleckten Blättern, fünfblättriger, gefärbter Dolbenhülle, und stumpfem, ziemlich offen stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 412. 6) H. hyalocarpus *Jacqu.* mit ganz glatten, ungefleckten Blättern, siebenblättriger, gefärbter Dolbenhülle, aufrecht stehendem Corollen-Saume, und halbdurchsichtigen Beeren. *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 413.

II. Die Dolbenhülle und Dolde von gleicher Länge. 7) H. puniceus *Jacqu.* mit ablangen, wellenförmige schwach ausgerandeten Blättern, etwas gefärbter Dolbenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Am Guinea, und am Vorgebirge der guten Hoffnung. 8) H. rotundifolius *Sims.* mit kreisrunden, scharf anfühlenden, knorpelig gerandeten Blättern, und vierblättriger Dolbenhülle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abgebildet in Bot. Mag. t. 1618. 9) H. humilis *Jacqu.* mit elliptischen, unbehaarten, gewimperten, aufrecht stehenden Blättern, sechsblättriger, gefärbter Dolbenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 411. 10) H. Pumilio *Jacqu.* mit linienförmig-lanzettförmigen, unbehaarten, aufrecht stehend-sichelförmigen Blättern, schlankem Schaft, wenigblumiger Dolde, und ziemlich offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 61.

III. Die Dolde länger, als die Dolbenhülle: 11) H. ciliaris *L.* mit zungenförmigen, unbehaarten, gewimperten Blättern, eiförmiger Dolbenhülle, und zurückgeschlagenem Corollen-Saume. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Amaryllis ciliaris *L.* Brunsvig. ciliaris *Ker.*). 12) H. pubescens *L.* mit zungenförmigen, zottigen, gewimperten Blättern, vierblättriger grüner, gewimperter Dolbenhülle, und fast offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. (H. albiflos *Jacqu.* Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 59. und in Bot. Reg. t. 382. 13) H. multiflorus *L.* mit ablanzettförmigen, concaven, aufrecht stehenden Blättern, vierblättriger, weit offen stehender Dolbenhülle, ziemlich offen stehendem Corollen-Saume, und sehr weit aus der Blume hervorragenden Staubfäden. Wächst in Sierra Leone an der Westküste von Afrika. 14) H. sanguineus *Jacqu.* mit zungenförmigen, glatten Blättern, siebenblättriger, etwas gefärbter Dolbenhülle, und beinahe offen stehendem Corollen-Saume. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 15) H. moschatus *Jacqu.* mit elliptischen, zugespitzten, feinbehaarten, am Rande umgebogenen, gewimperten, unten gefleckten Blättern, vielblättriger, zugespitzter Dolbenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 410. 16) H. amarylloides *Jacqu.* mit linienförmig-zungenförmigen, unbehaarten Blättern, vierblättriger Dolbenhülle, und beinahe offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 408. 17) H. lanceaefolius *Jacqu.* mit elliptisch-lanzettförmigen, gewimperten Blättern, vierblättriger Dolbenhülle, verlängerten Blüthenstielen und offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 60. 18) H. carneus *Ker.* mit abgerundet-eiförmigen, abgekürzten Blättern, welche, wie der Schaft, steifbehaart sind, m

trockenhäutiger, ſchlaffer Doldenhülle, verlängerten Blüthenſtielen, und beinahe offen ſtehendem Corollen-Saume, der länger iſt, als die Staubfäden. Wächſt im ſüdlichen Afrika. Abgebildet im Bot. Reg. t. 509. — S. *Spr.* syst. veg. Vol. II. p. 56. (*Sprengel.*)

Hamassah, ſ. Abu Temàm im I. Th. S. 227 und Anthologie (orientaliſche) im IV. Thle. S. 270 fg.

HÄMATITEN, von αἷμα, eine kleine chriſtliche Ketzerſekte aus dem 2. Jahrhundert. Sie gehörten zu den Gnoſtikern, und Klemens von Alexandria zählt ſie den Doketen bei. Sie ſollen ihre Benennung davon haben, daß ſie dem Heilande einen wirklichen Menſchenkörper und daher auch Blut abſprachen. Indeſſen iſt wenig Sicheres über ſie bekannt. (*R.*)

HÄMATITES (antiquariſche Mineralogie), umfaßte im Alterthume die Geſteine, die wir als Eiſenoxyd bezeichnen und man ſcheint damals, wie jetzt, beſonders auf Farbe und Strich Rückſicht genommen zu haben. Die auf uns gekommenen Nachrichten ſind um ſo unvollkommener, da ſie vorzüglich den mediciniſchen Gebrauch betreffen. Sottacus, einer der älteſten mineralogiſchen Schriftſteller, den Plinius nur ſehr kurz excerpirt hat, gibt 5 Arten dieſer Gattung an: 1) den äthiopiſchen, der vorzugsweiſe von den Ärzten gebraucht wurde; dieſer iſt wohl ohne Zweifel unſer Rotheiſenſtein oder rother Glaskopf; 2) den Andromanta; dieſer war kryſtalliniſch, hart und zeichnete ſich durch rothen Strich aus, wird daher unſer Eiſenglanz (fer oligiste) geweſen ſeyn; 3) den arabiſchen, der ſich durch Härte und braungelben Strich charakteriſirte, daher unſer Brauneiſenſtein geweſen ſeyn wird; 4) den Elatites, er wurde erſt durchs Feuer roth, und der Name deutet wahrſcheinlich auf eine baumartige Form, daher wahrſcheinlich unſer Schwarzeiſenſtein hierunter begriffen wurde, und 5) den Schiſton, der zerreiblich und ſchuppig, daher unſer Eiſenrahm und Eiſenglimmer geweſen ſeyn wird. (*Keferstein.*)

HÄMATOPUS, *Linn.* (Ornith.), iſt der Name einer Vögelgattung, welche franzöſiſch huitrier heißt. Dieſer Name iſt aus dem Griechiſchen von αἷμα, das Blut und πούς, der Fuß entnommen, und zeigt an, daß die Vögel dieſer Gattung blutrothe Füße haben. Jedoch iſt dieß ein Kennzeichen, welches ſie von anderen Vögeln, die auch blutrothe Füße haben, nicht unterſcheidet. Die Vögel dieſer Gattung gehören nach Buvier zu der Familie der Strandläufer (echassiers). Ihr Schnabel iſt gerade, lang, ſtark, auf den Seiten keilförmig comprimirt. Die fossa nasalis iſt ſehr tief, nimmt ungefähr die Hälfte der Länge des Schnabels ein, und die Naſenlöcher öffnen ſich in der Mitte der Rinne wie eine kleine Spalte. Die Zunge iſt kurz und unzertheilt. Die Augenlieder ſind nackt. Die Beine ſind von mittelmäßiger Höhe, muskulös, netzförmig gezeichnet. Die Füße haben nur drei Zehen, welche alle nach vorn gerichtet, ziemlich kurz ſind und eine ſchwielenartige Erhabenheit haben. Die mittlere Zehe iſt mit der äußeren durch eine Membran vereinigt, und die innere iſt faſt ganz frei. Die erſte Zehe iſt die längſte.

Die Vögel, welche zu dieſer Gattung gehören, leben längs den Meeresufern auf den Felſen, auf ſteilen Geſtaden, auf flachen, ſandigen Ufern. Sie ziehen ſich vor der Flut zurück, wenn das Meer ſteigt, und folgen ihr, wenn es fällt, indem ſie unaufhörlich in dem feuchten Sande wühlen, um Meerwürmer, Patellen, Auſtern und andere Konchylien aufzuſuchen, von denen ſie ſich nähren. Die Bildung ihres Schnabels verſchafft ihnen die Mittel die Schalen der Auſtern und anderer zweiſchaliger Konchylien zu öffnen, um die Thiere, welche ſie enthalten, aus ihnen heraus zu ziehen. Man findet dieſe Vögel in den verſchiedenen Theilen der Welt. Sie laufen und fliegen ſehr geſchwind. Man ſieht ſie bisweilen ſchwimmen, obgleich ihre Füße hierzu nicht geeignet zu ſeyn ſcheinen.

Sie mauſern ſich zweimal, im Herbſt und im Frühjahr, aber die Farben des Gefieders ſind in dieſen zwei Epochen nicht verſchieden, und der einzige Unterſchied, welchen man in Hinſicht der Farbeveränderungen der europäiſchen Species bemerkt, beſteht in dem Vorhandenſeyn oder Nichtvorhandenſeyn eines weißen Ringes um den Hals.

Sie leben während der Reproductionszeit einzeln und verſammeln ſich herdenweiſe zu ihren Zügen. Nach Einigen bauen ſie keine Neſter und legen ihre Eier auf die Dünen, da wo ſie von dem Waſſer nicht erreicht werden können. Man ſagt, daß das Weibchen die Eier während eines Theiles des Tags verläßt, und der Sonne das Erwärmen derſelben überläßt. Dieß iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, obgleich dieſelbe Gewohnheit mehreren Seevögeln zugeſchrieben wird. Nach Anderen niſten ſie in dem Graſe und auf den ſumpfigen Wieſen, welche nahe am Meere liegen.

Die Species dieſer Gattung ſind folgende: 1) Haematopus ostralegus *Linn.*, Auſtermann, Auſterdieb, Auſterfiſcher, Meerälſter, lat. pica marina, engl. the Sea-Pie, the Oyster-Catcher, franz. huitrier-pic, Preneur d'huitre iſt die einzige Species, welche Linnée kannte, welcher ſie zu den Sumpfvögeln (grallae) zählte. Dieſe Species iſt am meiſten verbreitet und auf Buffon's illuminirten Tafeln Nro. 929 vorgeſtellt. Sie iſt 15 Zoll 6 Linien lang und von der Größe der Krähe. Man hat dieſen Vogel Auſtervogel oder Auſterdieb genannt, weil er ſich größten Theils von Auſtern nährt, und Meerälſter heißt er wegen ſeines ſchwarzen und weißen Gefieders, und weil er ſowohl im Fluge als im Zuſtande von Ruhe, vorzüglich wenn er im Zuge ſich befindet, ein kreiſchendes und dumpfes Geſchrei hören läßt, welches dem der gemeinen Älſter ähnelt. Der Schnabel dieſes Vogels iſt gerade, ungefähr 3 Zoll lang, an den Seiten platt, vorn keilförmig, von Farbe roth. Die Naſenlöcher ſind ſchmal und enge. An der Wurzel des Schnabels befinden ſich viele Zähne, vorn aber iſt er ungezahnt. Die Augen umgibt ein rother Ring, welcher nach Klein's Beſchreibung bei dem Weibchen fehlt. Im Winter ſind bei beiden Geſchlechtern der Kopf, der obere Theil der Bruſt, der Rücken, die Flügel und das Ende des

Schwanzes von einer dunkelschwarzen Farbe, ausgenommen, daß auf den Flügeln ein weißer transversaler Streifen und um den Hals ein Ring von derselben Farbe ist. Der Bürzel, der Ursprung der Flügel- und der Schwanzfedern, der Bauch und die unteren Theile sind von einer schneeweißen Farbe. Unter jedem Auge befindet sich ein kleiner weißer Fleck, die iris ist carmesinroth, die Füße sind blutroth. Das Schwarze des Gefieders der Jungen ist durch das Braune abgestuft. Das Weiße ist bei denselben schmutzig, die iris braun, und die Füße haben eine dunkelgraue Farbe.

Man hat unter den europäischen Meerälstern Individuen bemerkt, welche eine schwarze Schnabelspitze hatten, und andere, welche weder einen weißen Fleck unter dem Auge, noch einen weißen Ring unter der Kehle hatten. Doch scheinen diese Unterschiede in Hinsicht des Gefieders bloß von dem Alter und der Jahreszeit herzurühren. Die Meerälster am Senegal unterscheidet sich nicht von der europäischen Species.

Übrigens sind die Meerälstern, welche man in Dänemark, in Island, in Norwegen sieht, in England, in Holland sehr häufig, und weniger häufig an den Küsten Frankreichs. Die Nahrung dieser Vögel besteht aus Fischen und Konchylien. Ihr Fleisch ist schwarz und hart, also wohl eben so wenig zum Essen dienlich, als das Fleisch der meisten Sumpfvögel. Nach den Nachrichten des Herrn von Linnée gehören sie zu den Zugvögeln, welche im Herbste die nordischen Küsten verlassen und in wärmere Gegenden ziehen.

Nach Einigen legen sie vier bis fünf Eier und nach Anderen bloß zwei bis drei. Der Grund derselben ist bisweilen weiß, bisweilen grüngelb, andere Male braun, mit dunkelbraunen oder schwarzen oder aschgrauen Flekken und Streifen, welche in Hinsicht der Größe, der Form und der Vertheilung viele Verschiedenheit zeigen.

Man findet eins dieser Eier in Lewin. Taf. 41, Nro. 1., ein anderes in *Graves's* Ovarium britanicum Taf. 7. und vier Eier auf dor zweiten Tafel Nro. 2 bis 5 des von Schinz herausgegebenen Werks abgebildet, welches den Titel: Beschreibung der Eier und der Nester der Vögel der Schweiz, Teutschlands u. s. w. Zürich, 1819 führt. Die Bebrütung dauert 20 bis 21 Tage. Die Jungen sind, wenn sie aus dem Ei heraus kriechen, mit einem graubraunen Flaum bedeckt. Gleich in den ersten Tagen begeben sie sich an das Ufer und verbergen sich in dem Grase.

2) Haematopus palliatus (huitrier à manteau), welcher nach Temminck in Südamerika wohnt, unterscheidet sich durch die beträchtlichere Länge seines Schnabels. Zu Folge der Beschreibung dieses Schriftstellers ist er auf dem Rücken, zwischen den Flügeln und auf den Flügeln graubraun.

3) Haematopus longirostris bewohnt nach Vieillot Australien und ist von schwarzer Farbe, ausgenommen an dem unteren Theile der Brust und an den hinteren Theilen, welche schneeweiß sind. Er unterscheidet sich ebenfalls durch die beträchtlichere Länge seines Schnabels.

4) Haematopus niger hat nach Temminck, wenn er erwachsen ist, ein dunkelschwarzes, und wenn er jung ist, ein bräunlich schwarzes Gefieder. Er ist etwas größer als die europäische Meerälster. An dem Schnabel, um die Augen herum und an den Füßen ist er roth, und man findet ihn im südlichen Afrika und in Australien. (*W. L. Brehme.*)

HÄMATOXIN, HÄMATOXYLIN (nicht Hämatin) ist der rothfärbende Bestandtheil des Blau-, Blut, oder Campecheholzes von *Haematoxylon Campechianum* (s. oben Campecheholz Th. XV. S. 49 fgg.) den Chevreul[1]) so darstellen lehrt: Das wässerige Extract des Blauholzes wird mit 36gradigem heißem Weingeist ausgezogen, welcher Hämatorin mit weniger brauner Materie auflöst; die Tinctur mit Wasser verdünnt und abgeraucht, läßt, erkaltend, einen Theil Hämatorin in sehr feinen, gelben, am Feuer rosenrothen, glänzenden, krystallinischen Nadeln, Schuppen und Kügelchen von einem süßlichen Geruch und auffallend bitterm Geschmacke zu Boden fallen. Dieß Pigment färbt stark, beim innerlichen Gebrauche, wenn auch nicht Knochen, doch Harn und Darmexcremente, löst sich erst in 1000 Wasser zu einer in dünnen Schichten gelben, in Masse morgenrothen Flüssigkeit auf, die durch Abdampfen sehr concentrirt wird; in Weingeist und Äther ist es röthlich gelb auflöslich. Seine wässrige Lösung wird durch wenige Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure blaßgelb, durch mehrere roth, doch geht die salpeters. Auflösung unter Zerstörung des Hämatorin bald in Gelb über. Kohlensäure und schwefelige Säure färben sie bloß gelb, phosphorige und Phosphorsäure gelblich roth, Borarsäure roth, welches Roth durch wenig Schwefelsäure in Gelb, und dann durch mehr dergl. Säure, oder durch Borarsäure wieder in Roth verwandelt wird. Hydrothionsäure färbt die wässrige Lösung Anfangs gelb, und entfärbt sie nach einigen Tagen in verschlossenen Gefäßen: die entfärbte Flüssigkeit wird durch Verjagen der Säure mittels Erhitzung bei Luftausschluß wieder gelb, durch Kalien violet. Wenig Ammonium oder fixes Kali färbt sie purpurroth, mehr violet, nach einiger Zeit, durch Zersetzung des Hämatorin, braunroth, und zuletzt braungelb. — Baryt-, Strontion- und Kalkwasser bewirken in geringer Menge eine purpurne Färbung, in größerer einen blauen, aus Hämatorin und Kali bestehenden Niederschlag, der aber durch überschüssiges Kali zersetzt wird. Vollkommen neutrales schwefelsaures und salpetersaures Kali, schwefelsaures Natron und salpeters. Baryt lassen die Farbe des Blauholzaufgusses unverändert, Gips macht sie violet. Alaun-, Ytter- und Süßerde werden in der wässrigen Lösung des Hämatorylon blau gefällt, Bittersalz färbt den Blauholzaufguß rosenroth, Alaun violet, und liefert einen violettnen Niederschlag. Zinn- und Arsenikſäure wirken den Mineralsäuren ähnlich; arsenige Säure löst sich im wässrigen Hämatorin ohne Farbenänderung auf; mit demselben digerirt, bilden

1) S. Schweigger's n. Journ. d. Ch. u. Ph. IV. S. 424. VIII. S. 221 ꝛc.

antimonige Säure, basisch salzsaures Antimonoxyd, Wismuth- und Zinkoxyd, Zinkoxydhydrat; Nickeloxyd- und Kupferoxydhydrat violettene oder blaue unauflösliche Verbindungen. Das Blauholzinfusum gibt mit salzsaurem Zinnoxydul einen blauen, aus Hämatoxin, Zinnoxydul und etwas Salzsäure bestehenden Niederschlag, welchem siedendes Wasser alle Salzsäure nebst etwas Oxydul entzieht. Aus essigsaurem Blei fällt derselbe Aufguß eine blaue Verbindung, die aus Hämatoxin, Oxyd und Essigsäure besteht, und durch siedendes Wasser alle Essigsäure nebst etwas Oxyd und Hämatoxin verliert. — Oxal- und Essigsäure verhalten sich zur wässrigen Hämatoxinlösung, wie Schwefelsäure, nur ist die rothe Tinctur nicht so lebhaft gefärbt. Benzoësäure macht bloß eine blaßgelbe Färbung; die von essigsauren Kalien fällt rosenroth aus.

Hämatoxin schlägt den Thierleim bei großer Verdünnung, jedoch sehr langsam nieder.

Trocken destillirt liefert es Wasser, brenzlige, zum Theil mit Ammonium gesättigte Essigsäure, und 0, 54 halbgeschmolzene Glanzkohle, welche 0, 01 kalk- und eisenhaltige Asche gibt. In seiner wässrigen Lösung wird es von Salpetersäure, Queckſilberoxyd und Kali zerstört, (vergl. d. Art. Campecheholz im XV Thle S. 51.) (*Th. Schreger.*)

HÄMATOXYLON. Eine zuerst von Linné (Hort. Cliffort.) charakterisirte Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Der Charakter der Gattung ist: Ein krugförmiger, gefärbter Kelch, mit fünffach gespaltenem Saume; fünf Corollenblätter, welche dem Kelche eingefügt sind; und eine kapselartige Hülsenfrucht. Die einzige bekannte Art dieser Gattung H. campechianum *L.* ist ein großer, dorniger Baum mit brauner Rinde, weißgelblichem Splint, und rothem Holzkern. Seine Blätter sind abgebrochen gefiedert, und dreipaarig, die Blättchen umgekehrt eiförmig, schwach ausgerandet, schief gestreift, und an der obern Fläche glänzend. Die Blumen stehen in Trauben beisammen und sind gelb. Dieser Baum ist eigentlich in den Umgebungen der Campeche-Bai im ehemaligen Königreich Mexiko zu Hause, doch ist er auch auf die Antillen, z. B. auf Cuba, Jamaika und St. Domingo verpflanzt, wo er indessen mehr strauchartig bleibt, so daß man sich seiner auf St. Domingo zu schönen, lebendigen Hecken bedient. Einige Zeit, nachdem der Baum gefällt ist, wird das Holz schwarz, und gibt, wenn man es in ein Gefäß mit Wasser steckt, eine sehr brauchbare Tinte. Nach Anwendung von Säuren, oder Alkalien, gibt das Holz eine schöne purpurrothe oder violettene Farbe. Deßhalb wird mit diesem Campeche-Holz, als einem vortrefflichen Färbematerial, ein ausgebreiteter Handel getrieben. Zugleich ist es sehr schwer und hart, nimmt eine gute Politur an, und brennt leicht und anhaltend. Auch sind Borke und Gummi dieses Baumes als adstringirende Mittel officinell. Abgebildet ist das Haemat. campechianum in *Sloane's* Hist. t. 231 *). (*Sprengel.*)

*) S. *Patr. Browne* nat. Hist. of Jam. p. 221. *Lam.* Enc. I. p. 591. und *Spr.* syst. veg. Vol. II. p. 328.

Hamavi s. Hamah oben S. 350.

HAMAXARII, wohl auch Dreckwagen, eine Sekte der Wiedertäufer s. Wiedertäufer.

HAMAXIA, eine Stadt in Kilikia Trachaia auf einem Hügel am Gestade des mittelländischen Meeres, an der Gränze von Pamphilien und im W. von Selinus. Sie hatte einen Hafen, woraus nach Strabo vieles Schiffbauholz verführt wurde. Von ihr sind nicht einmal Trümmer vorhanden. (*H.*)

HAMAXITOS, ἡ Ἁμαξιτός, eine kleine Stadt in Mysien und zwar in der Ebene von Troas, in dem Gefilde Halesion, worin die tragasäischen Salinen im Betriebe standen *). Es war die erste Niederlassung der Teukrer, als sie von der Insel Kreta auf diese Küsten kamen; die Gegend umher hieß Hamaxitia. (*H.*)

HAMAXOBII, nach Pomp. Mela B. 2 K. 1. das große Volk der Agathyrsi und Sauromatä (Sarmatä), das in der ganzen europäischen Tatarei, unter den Jazygen und Rhorolanen, tiefer im Lande wohnte und den allgemeinen griechischen Namen davon bekam: daß es auf Wagen, statt in Häusern wohnte (Wagenbewohner). Es soll seit den Kriegen des Mithridates aus Asien in Europa eingewandert seyn. Ptolemäus kannte es noch in den oben angegebenen Sitzen, von denen aus es in Streifzügen den Daciern, wie den Römern, an der Donau oft fürchterlich ward. Nebst den Jazygen und Rhorolanen gerieth es späterhin unter die Oberherrschaft der Gothen, bis zur Ankunft der Hunnen. (*Sickler.*)

HAMAZASB, ein armenischer Häuptling aus dem alten Geschlechte der Mamigoaner, der Sohn Davids, der einen der Cantone Armeniens davon besaß, und unter seinem Volke wegen seines Muthes, seiner Tapferkeit und seiner Liebe für die Wissenschaften hoch geachtet war. Als der Curopalat und Statthalter Armeniens Sempad Pagratides und der Häuptling der Rheschdonier Theodor, der Oberfeldherr war, starben, gaben die armenischen Häuptlinge und der Patriarch Nerses III. jene Stelle Hamazasb, diese Vardes, dem Sohne Theodors: Beide wurden in ihren Ämtern vom Khalifen anerkannt. Aber 656 warfen sich die Armenier, deren Tribut die Khalifen erhöhen wollten, in die Arme des byzantinischen Kaisers, der nun als Schutzherr Hamazasb in seiner Würde bestätigte. Hierüber aufgebracht, drohete der Khalif Armenien mit Feuer und Schwerte zu verwüsten, und nur der ausgebrochene Bürgerkrieg verschob seine Rache. Ali fiel in demselben durch Meuchelmord, und sein Nachfolger Moawijah hob sogleich die höhern Abgaben auf, womit sein Vorfahrer Armenien belegt hatte. Die Armenier, die nur darum sich dem Kaiser von Byzanz, den sie im Grunde haßten, unterworfen hatte, kehrten hierauf sogleich zum Gehorsame zurück. Hamazasb, der während dem 658 (nach Andern 660) gestorben war, erhielt seinen Bruder Gregor zum Nachfolger in der Würde des Curopalats. †) (*H.*)

*) Ekplar 36. Thukyd. VIII, 101.

†) Nach der Biogr. univ.

HAMBACH, 1) Schloß und Dorf im Kreise Julich, [illegible] Amtsbezirks Jülich: es liegt eine [illegible] von Jülich an der Erft und hat 662 Einwohner. (Krug v. Nidda.) 2) Ein großes Pfarrdorf in einer [illegible] des Cantons Neustadt, des baiernschen Rheinkreises, sich an die weinreichen Vorhöhen des [illegible] anlehnend und zum gleichn. Flüßchen bewässert, [illegible] Meile von Neustadt. Es hat eine kath. Kirche [illegible], die unter das Dekanat Neustadt gehört, [illegible] der angepachteten Spangenberger Sägemühle [illegible] 2614 Einw. Ehemals war dieser Ort ein [illegible] der Johanniter, und besaß bis zur Revolution ein Kloster. (Lasenmann.) 3) Ein Flüßchen im [illegible] Fürstenthume Gotha, das in den Finsterbergen [illegible] kommt und bei Gospiterode der Leine zufällt. (*G. F. Winkler.*)

HAMBERGER, Adolph Albrecht, Sohn des [illegible] Georg Ehrhard H., wurde zu Jena den 7ten [illegible] 1717 geboren, studirte die Medicin und wurde [illegible] zu Jena im J. 1740, wo man ihm auch im J. 1744 die Stelle des Stadtphysikus übertrug. Da es ihm in Jena nicht recht gefiel, so verließ er es im J. 1752, begab sich nach Eßlingen, wo er sich in Arzneikunde [illegible], starb aber schon daselbst nach einigen Jahren. Wie sein Vater trieb er gleichfalls Mathematik und [illegible] als Lieblingswissenschaften, daher sind auch seine Schriften, außer einer Disserat. de accelerationibus Jen. 1727. 4. sämmtlich physikalischen Inhalts. Die wichtigsten sind: die Ursachen der Bewegung der Planeten, der Schwere u. Jena 1772. 8. Allgem. Experimental-Naturlehre. 1774. 8. Kurzer Entw. einer Naturlehre. Jena 1780. 8. (*Huschke.*)

HAMBERGER, Adolph Friedrich, älterer Bruder von Aeo. Albr., geb. zu Jena den 14ten März 1727, folgte seines Vaters Berufe und studirte Medicin; in seinem 19ten Jahre wurde er schon Magister und ging da auf Reisen, hielt sich vorzüglich zu Strasburg, Paris und in Holland auf, wurde nach seiner Rückkehr Doctor, starb aber schon den 5ten Febr. 1750; auf seinem Krankenbette wurde er noch zum außerordentlichen Professor der Medicin ernannt. Hinterlassen hat er nichts als zwei Dissertationen über die Wärme. (S. Adelung.) (*Huschke.*)

HAMBERGER, Georg, geb. zu Dinkelsbühl in Baiern, studirte die Arzneiwissenschaft zu Tübingen, wurde daselbst im J. 1562 Doctor und hierauf Stadtphysikus zu Rothenburg an der Tauber; im J. 1568 wurde er nach Tübingen als Professor der Medicin berufen. Weder Geburts- noch Sterbejahr ist von ihm bekannt. An Schriften hinterließ er nichts, als mehrere Dissertationen von den Jahren 1580—95*). (*Huschke.*)

HAMBERGER, Georg Ehrhard, geb. den 21sten Dec. 1697 zu Jena, wo sein Vater, Georg Albrecht, Professor der Mathematik und Physik war, wollte sich auch, durch seines Vaters Thun und Treiben dazu angetrieben, der Physik und Mathematik widmen, allein sein Vater zwang ihn zum Studium der Theologie. Im 19ten Jahre verlor er ihn derselben und schnell sprang er nun von der Theologie zu seinen Lieblingsstudien und mit ihnen zur Medicin über. Wedel und Stevogt waren seine vorzüglichsten Lehrer, und der letztere übertrug ihm immer das Präsidium der Kadaver zu seinen anatomischen Vorlesungen. Dieß machte ihn zum genauen Anatomen, nebenbei trieb er nun seine frühern Lieblingswissenschaften mit dem größten Eifer, und deßhalb war es kein Wunder, daß, nachdem er im J. 1717 Magister, 1721 Doctor und 1727 außerordentlicher Professor geworden war, er als vollkommener Iatromathematiker auftrat. Bald wurde er allgemein bekannt, erhielt manchen auswärtigen Ruf, unter andern einen im J. 1733 nach Göttingen, den später Haller annahm, allein jeden lehnte er ab, und wurde deßhalb im J. 1737 ordentlicher Professor der Physik, und im J. 1744 übertrug man ihm neben jener Professur auch die der Medicin, welche Ämter er bis zu seinem Tode den 22sten Julius 1755 eifrig verwaltete. Hinterlassen hat er über 80 Schriften, wovon jedoch die meisten Dissertationen sind, theils physikalischen, theils medicinischen, vorzüglich physiologischen Inhalts; deßhalb sollen hier bloß die wichtigsten und merkwürdigsten davon erwähnt werden. Seine Elementa Physices (Jen. 1727. 8.), eine seiner frühesten Schriften, machten damals Aufsehen und hatten wirklich viel Verdienst, indem darin die Physik mit der Mathematik enger verbunden und überhaupt verständlicher vorgetragen wurde, weßwegen sie auch bis zum J. 1750 vier Auflagen erlebte. Noch mehr wurde er bekannt durch seine Abhandlung: de respirationis mechanismo et usu genuino, die ebenfalls zu Jena 1727. 4. erschien und auch drei Auflagen erlebte, und seine 8 Programmen: quibus ad dubia Halleri contra mechanismum pectoris respondetur. Jen. 1744—46. 4.; beide ließ er wieder mit Haller's Widerlegung zusammen drucken, Jen. 1748. 4.; hierin erklärt er das Athemholen nach rein mathematischen Begriffen, indem er das Einathmen aus dem gestörten Gleichgewicht zwischen der in die Brusthöhle aufgenommenen und der äußern Luft herleitet, und die Rippen vergleicht er mit zwei gleich beweglichen Hebeln, eine Meinung, die früher schon Fr. Bayle aussprach, und die er nur noch weiter ausführte. Haller widerlegte ihn auf eine gründliche, aber sehr mäßige und nachahmungswürdige Weise, wogegen er wieder, pochend auf seine Vergleichungen mit Maschinen und alle Erfahrung verwerfend, wirklich gemein grob obige 8 Programmen schrieb. Seine Abhandlung über die Aussonderungen erhielt den zu Bordeaux ausgesetzten Preis und erschien daselbst in französ. und latein. Sprache (1746. 4). Seine Physiologie erschien Jen. 1751. 4. Faselius veranstaltete später davon einen Auszug (Jen. 1757. 8.) Beide Werke sind gleichfalls rein mathematisch. (S. Adelung und Sprengel Geschichte der Medicin.) (*Huschke.*)

HAMBIE, ein Marktflecken im franz. Dep. Manche Bez. Coutances. Er liegt an dem kleinen Flüßchen Hambiotte, ist weitläufig gebauet, hat ein altes verfalle-

*) S. *Haller* biblioth. med. pr. II. p. 227.

nes Schloß auf einem Hügel, das noch aus den Zeiten herrührt, wo die Engländer Herren dieses Landes waren, 640 Häuser und 3530 Einw., die sich von dem Spitzen- und Leinengewerbe und vom Marktverkehre nähren: es werden viele toiles de crin gewebt und gebleicht. Die eingegangene Benediktinerabtei war im 12ten Jahrh. von Guillaume Penel, Herrn von Hambie, gestiftet. (*G. Hassel.*)

HAMBLEDON, ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Hant mit 613 Einw., die wöchentlich einen Kornmarkt halten, Garn spinnen und einige Fabriken betreiben. Der Ort hat in der Nähe die Halfrenny- u. Windmilldowns und reizende Umgebungen; daher er im Sommer häufig besucht wird. (*G. Hassel.*)

HAMBOIS (John), blühte um das Jahr 1470, und war, nach dem Zeugniß engländischer Schriftsteller, der erste, welchem in England die Würde eines Doktors der Musik ertheilt wurde. Um welche Zeit dieß geschah und ob er sein Diplom von Oxford oder Cambridge erhielt, ist nicht auszumitteln gewesen. Man glaubt, daß seine außerordentlichen Verdienste die Stiftung musikalischer Würden veranlaßt haben, indem er ein Mann von großer Gelehrsamkeit und in allen Künsten sehr wohl unterrichtet gewesen seyn soll, worunter jedoch die Tonkunst obenan stand. In der Kenntniß der Harmonie sowohl, als in ihrer Anwendung in der Setzkunst soll es ihm Keiner seiner Zeitgenossen gleich gethan haben, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Hambois an den auffallenden Fortschritten, welche die musikalische Composition in Hinsicht auf Erfindung der melodischen und harmonischen Anordnung zu seiner Zeit gemacht hat, einen großen Antheil habe. Von seinen hinterlassenen Werken nennen uns die engländischen Schriftsteller nur zwei, nämlich 1) Summum Artis Musices, und 2) Cantionum artificialium diversi generis etc. S. die allgem. Gesch. der Musik von Burney, Busby und Hawkins. (*K. Breidenstein.*)

HAMARAEUS, Jonas, ein schwedischer Orientalist, geboren 1588 im Dorfe Hambre, Pastorats Boldnäs in der schwedischen Provinz Helsingland. Seine Ältern gaben ihm den ersten Unterricht; 1604 kam er auf die Schule zu Gefle; 1606 nach Upsala. Nach 3 Jahren unternahm er eine ausländische Reise, 1614 wurde er in Upsala ordinirt und nützte mehreren Gemeinden Helsinglands durch seine ausgezeichneten Kanzelgaben; besuchte hierauf Greifswalde, wo er mit großem Beifalle eine Dissertation de accentibus hebraicis vertheidigte, und diese akademische Schrift verschaffte ihm die Professur der hebräischen Sprache zu Upsala. Auf einer dritten ausländischen Reise kam er nach Paris, hier ernannte ihn König Ludwig XIII. zum Correcteur de la grande Bible Syriaque et Arabique en l'Université de Paris und 1656 zum Doctor juris canonici. Zugleich versah er die Dienste eines schwedischen Gesandtschaftspredigers; verbürgte sich aber unbedachtsam für vornehme Schweden, die zu Paris Schulden gemacht hatten, wurde aber als Bürge 1658 zum Gefängniß verurtheilt, flüchtete, wurde ergriffen und starb als Gefangener zu Paris in großem Elende. Er war ein gründlicher Gelehrter und hatte große orientalische Sammlungen. Seine zahlreichen Schriften sind verzeichnet in *Sjernman* bibliotheca Suiogoth. Th. 2. S. 313 *). (*v. Schubert.*)

HAMBROEK, Anton, ein reformirter holländischer Geistlicher, des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher nach Ostindien ging und sich während der Einschließung des Forts Zeelandia, auf der Insel Taiwan (Formosa), durch heldenmüthige Selbstaufopferung einen ehrenvollen Platz in den Annalen der Geschichte erworben. — Die Holländer besaßen die schöne Insel Taiwan seit 1624; ihre Macht war zu jener Zeit in den indischen Meeren so furchtbar, daß selbst der Beherrscher des himmlischen Reichs es nicht wagte, ihnen diesen Besitz streitig zu machen. Aber was der Gebieter nicht zu unternehmen sich getrauete, das versuchte ein Unterthan, noch dazu ein Flibustier, wie es dergleichen in den Meeren Schina's von jeher gegeben. Coxinga, von Handwerk ein Schneider auf Taiwan, hatte einen Seeräuber Yquan oder Chinchilurg zum Vater. Dieser fügte den Schinesen so vielen Schaden zu, daß der Beherrscher von Schina, der seine anwachsende Macht fürchtete und ihn durch Gewalt nicht zu unterdrücken vermochte, mit demselben unhandelte und ihm die Abtretung der Prov. Fo-kien und Kanton versprach: Yquan, diesem Vertrage trauend, ging nach Focheu, um daselbst die Belehnung dieser Provinzen zu empfangen, wurde aber gefangen genommen, nach Pekin geführt und daselbst durch Gift hingerichtet. Sobald dieß sein Sohn Coxinga erfuhr, übernahm er rachedürstend den Oberbefehl über des Vaters Seeräuberflotte und wurde bald gefährlicher, als der Vater; doch wußten die Schinesen ihm jede Landung auf der Küste zu verwehren. Da er nun eines festen Platzes bedurfte, so warf er seine Augen auf die holländische Insel Taiwan, seinen Geburtsort, die er nur in einem schwachen Vertheidigungsstande wußte. Er landete mit seiner Flotte 1668 auf der Insel, wo ihm sogleich die Eingebornen zufielen, und die Holländer sich genöthigt sahen, sich in das feste Fort Zeelandia zu werfen. Hambroek war zu der Zeit Prediger in einem andern Orte der Insel, und hatte nicht Zeit, sich mit seinen übrigen Landsleuten zu retten; er fiel mit seiner Gattinn und zweien seiner Kinder Coxinga in die Hände. Dieser sandte Hambroek zu dem holländischen Gouverneur Coyett in Fort Zeelandia: „Du forderst Coyett in meinem Na„men zur Übergabe des Forts auf. Kommst Du mit „einer verneinenden Antwort, oder bleibst Du zurück, so „wartet der schmähligste Tod Deiner und der Deinigen, „der Gouverneur ist Dein Freund, er wird sein und Dein „Bestes einsehen." Hambroek ging und Coyett war geneigt, das Fort zu räumen, um den Freund und dessen

*) Auch in *Adelung* S. 1767, wo besonders seine institutio Hebraica compendiosa Rostock 1618; seine loci theologici latino-suecici. Stockh. 1622, und sein libellus alphabeticus quadrilinguis. Paris 1632 Beachtung verdienen. Sein Leben und seine Schicksale sind am ausführlichsten in *Pet. Hambraeus* 2 Disputationen de meritis ac fatis Jonae Hambraei. Upsal. 1743 und 1749, kürzer in *Gezelii* Biogr. Lex. erzählt. (H.)

Familie zu retten, aber der Holländer hatte nur sein Vaterland in den Augen, er wiederrieth Coyett nicht nur jede Art von Übergabe, sondern munterte ihn vielmehr auf, sich auf das Äußerste zu vertheidigen: er selbst kehrte zu Coxinga zurück, der ihm sogleich vor den Augen seiner Gattinn und Kinder den Kopf abschlagen und dann auch diese hinrichten ließ*). (*G. Hassel.*)

HAMBURG. I) Topographie der Stadt. Die Stadt Hamburg liegt nach Wurm 53° 52′ 51″ N. Br. 27° 33′ 2″ L, ein Halbrund bildend, am Einflusse der Alster in die Elbe und zwar an dem nördlichen Stromarme. Die Alster scheidet den südwestlichen Theil der Stadt von dem nordöstlichen; über sie führen 11 Brücken: der größere nordwestliche Stadttheil stößt mit den 3000 Fuß langen Vorsetzen vom Baumhause bis zum Stintfang an den Hauptarm der Norderelbe, wo der Rummelhafen und Niederbaum, oder der Hafen für Seeschiffe, zur Zeit der Ebbe 8, 12 und an einigen Stellen 30 Fuß tief belegen ist: er ist von einem Pfahlwerke umgeben und wird zur Nachtzeit mittels eines schwimmenden Flosses verschlossen. Diese obere Stadt erhebt sich bei der Michaelkirche wohl 100 — 150 Fuß über das Niveau der Elbe. Der alte niedrige Boden im SO. der obern Stadt und im S. der Alster liegt etwa 60 bis 80 Fuß über den Strom und stößt im SW. an dessen altes Ufer, jetzt als Domstegel fast nicht mehr erkenntlich; südlich vom Domplatze schon in der Reichenstraße beginnt die Wasserstadt, deren Boden dem Elbbette abgewonnen ist. Steigt die Fluth in der Elbe höher als 6 Fuß 8 Zoll, welches ihr gewöhnliches Interstitium ist: so läuft dieser niedrige Stadttheil Gefahr, überschwemmt zu werden, und dieß ist in der Regel im Früh- oder Spätjahre, wo dann an Waren in einer Nacht häufig mehr verdorben wird, als die vorzurichtenden Sicherheitsdämme auf immer kosten würden. Mehrere Flethe oder Kanäle durchschneiden diesen Stadttheil, worunter der Dovenfleth, welcher den Oberbaum mit dem Niederbaume verbindet, die den Hauptkanal im S. ausmachen, und das Fleth der Steintwiete und des Rödingsmarkts die einzige Gracht nach holländischer Art ist, an deren beiden Seiten Winden zur Aufbringung der Waren angebracht sind. Die sämmtlichen Binnengewässer Hamburgs zählen 84 Brükken. Hamburgs südlicher Theil besteht aus den 3 Inseln: dem Brook, dem Wandbereiterbrook und der Katharineninsel; aller übriger Boden, worauf Hamburg steht, ist eine Fortsetzung des cimbrischen Haidebodens, der ursprünglich im W. mit Eichbäumen besetzt war; daher noch das Eichholz. Den ganzen Umfang der Stadt umgibt vom Stintfange im W. am Niederbaum bis zum Deichthore im O. an Oberbaum ein, theils aus der Alster, theils aus der Elbe abgeleiteter Wassergraben, 120 Fuß breit, 10 bis 12 Fuß tief, und ein Wall, der im NO. von dem Alstersee unterbrochen, aber jetzt gänzlich entfestigt und zu Promenaden eingerichtet wird. Vorstädte hat Hamburg eigentlich nicht, und die so genannte Vorstadt S. George, die auch erst in den Gegenden nach der Alster zu bebauet ist, gehört nur zum Stadtgebiete, doch ist sie theils von einem Wassergraben, theils von der Alster eingeschlossen, und hat 2 Thore Nr. 1 und 4, wird aber selbst durch das Deich- und Steinthor von der Stadt getrennt. Überhaupt hat Hamburg mit jenen beiden 8 Thore und 3 Wasserbäume oder Thore, die sämmtlich bei Sonnenniedergang geschlossen, bei Sonnenaufgange aber doch jetzt bis 12 Uhr gegen ein Sperrgeld geöffnet werden. Das Altonaer Thor verbindet die Stadt mit dem nahen, in so mancher Berührung mit ihr stehenden, Altona, aber die Brücke, die Davoust vom Grasbrooke nach Teutschland über die Elbe führen ließ, ist wegen Unhaltbarkeit abgebrochen, und alle Waren müssen jetzt wieder von Harburg auf der Dampffahre oder auf Evern übergeführt werden. Hamburg ist eine alte Stadt, und kann freilich schon wegen der sonderbaren Beschaffenheit des Bodens nicht so viele regelmäßige Plätze und breite Straßen haben, als andere Städte ersten Ranges. Nur einige Straßen in der Alt- und Neustadt sind gerade und breit, und man bietet jetzt Alles auf, um so viel als möglich Regelmäßigkeit hinein zu bringen. Die meisten Straßen sind schmal und wegen der 4 — 6 Stocke hohen Häuser finster; der so besuchte Buhrstah ist wegen der Gewässer kaum 30 Fuß breit. Die angenehmsten Straßen sind der Jungfernstieg, der Gänsemarkt, die Dammthorstraße, der neue Wall, die Bleichen, die Kohlhöfen, die schönste von allen die Admiralitätsstraße, und nur schade, daß das hier befindliche Schlachten im Sommer einen so unausstehlichen Gestank verbreitet. Die Häuser selbst sind meistens aus Backsteinen aufgeführt, der Grund besteht in den Wassergegenden meistens aus eingerammten Pfählen, viele Vorsetzen an den Flethen aus Quadern; die meisten sind wenig geräumig und nur für den Bedarf einiger Familien eingerichtet. In der Neustadt, und da, wo die Kanäle es gestatten, ist der Raum zwischen und hinter den Häusern mit Gängen bebauet, die hier und da Straßen, meistens aber wahren Spelunken gleichen, die aus Sälen und Butiken bestehen und von der ärmern Volksklasse bewohnt werden. Auch die Keller, besonders in der Wasserstraße, bilden dergleichen Wohnungen, die oft theuer ausgebracht werden. Zu Hamburg heißt eine Baustelle mit Gebäuden, Gängen und Speichern ein Wohnerbe, und solcher Wohnerben soll es nach einer unverbürgten Angabe 6676 geben. Nur an den Flethen gibt es Speicher. Hamburg zählt 21 Plätze und Märkte, 176 Straßen, 24 Twieten, (Zwischenstraßen) und 26 große Gänge und Höfe. Die Straßen und Plätze sind sämmtlich mit behauenen Kieseln aus der Elbe oder mit zerschlagenem Granit gepflastert, doch der geringen Breite wegen an den Seiten ohne Fußbänke; sie werden durch 15,000 Öllaternen gut erleuchtet. Den Gassenkoth führen so genannte Dreckwagen weg: er ist für eine ansehnliche Summe verpachtet, und in der Regel sind die Straßen ungemein reinlich. — Die Stadt wird in 5 Kirchspiele eingetheilt: S. Peter, S. Jakob, S. Katharina, S. Niklas *und*

†) Nach *Valentin* Oud en Nieuw Oostindien D. IV. St. 2. Beskee van Tayouan of Formosa p. 75 u. f. und Rec. des voy. Vol. 10. Formose negligée p. 203 etc.

S. Michaël. Die Vorstadt S. Georg hat zwar eine eigene Kirche, macht aber im politischen Sinne kein Kirchspiel aus, da ihre Bürger keine Stimme in der Bürgerschaft haben. In Hinsicht der Armenpflege bestehen 5 Hauptbezirke, in Rücksicht des Dienstes der Bürgergarde 8 Bataillonsbezirke, in Rücksicht der Steuer 8 Steuerdistrikte. Die merkwürdigsten Gebäude sind: 1) die Hauptkirche S. Peter, das älteste Gotteshaus mit einem schönen, 416 Fuß hohen Spitzthurm; 2) die Hauptkirche S. Niklas mit 400 Fuß hohem Thurme; 3) die Hauptkirche S. Katharina mit 390 Fuß hohem Thurme; 4) die Hauptkirche S. Jakob, deren Pyramidenthurm erst jetzt neu aufgeführt ist: sie ist die erste Kirche in Teutschland, die Reimarus 1782 durch einen Blitzableiter schützte; 5) die Hauptkirche S. Michael mit ihrem 456 Fuß hohen Thurme, die schönste Kirche der Stadt, 1786 nach Einäscherung des alten Gebäudes neu vorgerichtet; 6) die Kirche S. Georg, oder Dreifaltigkeitskirche, mit 380 Fuß hohem Thurme in der Vorstadt; 7) die kleine S. Michaelkirche, seit 1814 den Katholiken eingeräumt; 8) die teutsch-reformirte Kirche; 9) u. 10) die Kapellen im Spinnhause und Waisenhause; 11) die israelitische Synagoge am alten Steinwege, ein niedliches Gebäude; 12) das Rathhaus, der Börse gegenüber, alt und unansehnlich; 13) das schöne Bankgebäude, an das Rathhaus stoßend, und seit 1825 vorgerichtet; 14) die Börse; 15) das Commerzium; 16) das Eimbeckſche Haus, eins der größten und schönsten Gebäude Hamburgs, wo sich die Gerichte versammeln, und unter welchem der Rathskeller sich befindet; 17) das Stadthaus auf dem neuen Walle, ein geschmackvolles Gebäude, sonst der Residenzpalast des kaiserlichen Gesandten, mit der katholischen Kapelle; 18) das Lombard; 19) die große häßliche, aber im Innern gut eingerichtete Infanterie-Kaserne; 20) das Admiralitäts-, und 21) das neue Artilleriezeughaus; 22) das Schifferarmenhaus; 23) das Gasthaus für verarmte Bürger; 24) das reiche Hospital des heil. Geistes für alte Frauen; 25) der Convent, 1240 für Witwen und Jungfrauen gegründet; 26) das evangelische Jungfrauenkloster S. Johann mit 1 Domina; 27) das Marien-Magdalenen-Kloster; 28) das S. Hiobhospital; 29) das Waisenhaus, ein prächtiges Gebäude mit Kirche, das 600 Kinder in und 500 außer dem Hause verpflegt; 30) das Werk-, Arbeits-, Kur-, Zucht- und Spinnhaus, 1500 Seelen fassend und musterhaft eingerichtet; 31) der Winserbaum, das eigentliche Bürgergefängniß, und 32) die Rockenkiste, ein Kerker für leichte Verbrecher; 33) die Frohnerei am Berge. Auch dienen die Wachthäuser zum Aufbewahrungsorte der Gefangenen; 34) das allgemeine Krankenhaus für 2000 Kranke und Wahnsinnige; 35) die Wasserleitungen, besonders die Bieberſche Elbwasserleitung; 36) das Gymnasium mit 6 Professoren und der sehr zahlreichen Stadtbibliothek; 37) das Johanneum, nahe daran stoßend, als Gelehrten- und Bürgerschule, von Bugenhagen 1529 gestiftet und von Gurlitt 1803 neu eingerichtet: es hat 14 Lehrer und 2 Meister; 38) reich dotirte Kirchenknaben- und Armenschulen, auch gibt es mehrere Privatinstitute, vor allem eine Handelsakademie und eine Handelsschule, aber keine einzige öffentliche Mädchenschule, und nur seit 1814 hat der Frauenverein eine Schule für weibliche Dienstboten eingerichtet; 39) die Sternwarte am Dammthore mit der Navigationsschule; 40) der botanische Garten, reich an seltenen Pflanzen; 41) Rödings Museum; 42) das Haus der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, (auch besteht seit 1824 eine hamburgisch-altona'sche Bibelgesellschaft und eine Tractätleingesellschaft betreibt ihr mystisches Wesen im Stillen); 43) das Freimaurerhaus für die 5 vereinigten Logen in Niedersachsen, außer welchen zu Hamburg noch 5 andere Logen arbeiten; 44) die Börsenhalle, worin 8 Zeitschriften erscheinen; (außerdem liefert Hamburg 3 politische Zeitungen, wovon der Correspondent schon seit 1720 besteht, und vormals wohl 16,000 bis 18,000, jetzt noch immer 12,000 Abonnenten zählt, 2 Wochenblätter, 8 Monats- und mehrere literarische Blätter: es gibt 4 Buchhandlungen, 18 Buch- und 2 Steindruckereien); 45) das Posthaus. Das hamburgsche Postwesen ist vielleicht das verwickeltste Teutschlands. Außer der hamburgschen Stadtpost und der Fußpost greifen nicht weniger als 6 verschiedene Posten ein; 46) das neue Theater in der Dammthorstraße, das 1827 von der hamburgschen Nationalschauspielergesellschaft bezogen werden soll; 47) das alte Theater; 48) der Apollosal, eine der größten Tonhallen Teutschlands, die 900 Personen faßt. Sonst Tanzböden und Vergnügungshäuser in Menge; 2 Tivolis mit Rutschbahnen, aber unansehnliche Gasthöfe; Hauptpromenaden der Jungfernstieg mit dem Alsterbassin und der Wall mit der Elbhöhe. Sehenswürdige Gärten in der Umgegend.

Hamburg, 18 Meilen vom teutschen, 10 vom baltischen Meere, hat ein sehr veränderliches Wetter, vielen Wind, vor allen aus NW., aber nicht so vielen Nebel als Holland. 1822 wechselte das Barometer zwischen 27′ 3. und 28′ 90. 7.; das Thermometer stieg d. 1sten Junius auf + 19° R. und fiel am 31sten Decbr. auf — 9½°. Die mittlere Temperatur war im Sommer + 10°. Man zählte im ganzen Jahre nur 21 Tage, an welchem das Queckſilber unter 0 ging. Der mittlere Barometerstand — 28′ 2′. An 52 Tagen wehete der NW., an 224 Tagen NW., SW. oder W. 1823 war der niedrigste Barometerstand 27′ 1. 5. der höchste 28′, 6. 4.; der höchste Thermometerstand — 19°, der niedrigste — 19½ ° R.; an 245 Tagen weheten westliche Winde, an 89 Tagen fiel das Thermometer auf oder stand unter 0. 1824 wechselte das Barometer zwischen 26, 11″ und 28′ 6″; das Thermometer zwischen — 2° und + 18 u. 18½; 237 Tage wurden von Westwinden beherrscht, und nur an 15 Tagen stand das Thermometer auf oder unter 0. Es gibt zwar einige örtliche Übel, indeß ist Hamburg wohl unter allen großen Städten nach Verhältniß der Bevölkerung eine der gesundesten.

Hamburgs Bevölkerung beläuft sich auf 111,729 Köpfe, worunter etwa 3000 Katholiken, 4000 Reformirte, 6800 Juden, 500 Mennoniten und Herrnhu-

ther und der Rest Lutheraner oder zu andern geringern Sekten gehörig. Diese Bevölkerung ist jedoch in einer beständigen Bewegung: seewärts her und stromabwärts langt wöchentlich eine Anzahl Fremder an und geht ab. Jeder ist willkommen, Jeder kann gleiche Bürgerrechte mit den Übrigen erlangen, Keiner wird wegen dessen beengt, was er meint und glaubt. Nach und nach ist daher der ursprüngliche altsassische Stamm verschwunden, indem auch das noch immer gangbare Plattteutsch mehr und mehr dem Hochteutschen Platz macht, und fast nur noch unter den niedrigsten Klassen in einem besondern Dialekte gehört wird. Geboren wurden 1825 3505; es starben 3487.

Die Hauptbeschäftigung ist der Handel, zunächst wegen der Bank große Geld- und Wechselgeschäfte, woran die jüdischen Bankiers einen bedeutenden Antheil haben und die vornehmlich mit England betrieben werden; dann sehr bedeutende Warengeschäfte, theils Ausfuhr teutscher Waren und Fabrikate nach England und Amerika, theils Vertrieb der eingeführten Colonialwaren und Fabrikate, der französ. Weine u. s. w. in das Innere von Teutschland, welches Geschäft indeß größten Theils den Commissionshandlungen überlassen bleibt, die den Großhändlern, welchen die Ladungen konsignirt sind, ihre Vorräthe in Partien abnehmen. Nur der Großhändler heißt zu Hamburg Kaufmann, und nur Kaufleute können zu Hamburg neben Rechtsgelehrten in den Senat gewählt werden. Die Detailhändler heißen, besonders wenn sie einen offenen Laden haben, Krämer. Auch als Detailhändler sind die Juden, welche besonders die Steinwege und die benachbarten Gegenden der Neustadt bewohnen oder eigentlich nur dort wohnen sollen, sehr thätig; doch hat man ihrem unmäßigen Hausiren in den neuesten Zeiten Einhalt gethan. Hamburg unterscheidet sich insonderheit durch ein vollständigeres Assortiment von allen Städten Teutschlands: da in Hamburg durchaus keine Art von Waren verboten ist, so ist auch kein Handelsartikel denkbar, der nicht auf seinem Markte schnell und ganz so, wie man ihn verlangt, in Menge zu haben wäre. Die Aufforschung und Ausbietung der Waren (auch Geld und Wechsel gehören in diese Kategorie) übernimmt das Heer der Makler, wovon 789 dem Commercium vereidet sind. Jede Ware hat besondere Makler: diese wissen Alles aufzuforschen, Alles anzuschaffen und gelegentlich an Mann zu bringen. 1780 gab es erst 21 Makler. So wird ein unglaublich lebhafter Betrieb in der Stadt, wozu merkantilisch auch Altona gehört, geführt, und Waren gehen von Haus in Haus, ohne vom Platze zu kommen. Die Schifffahrt nährt dieses, für ganz Teutschland so ersprießliche, Handelsleben, obgleich die Zahl der eigenen Schiffe nicht sehr bedeutend ist. Die Anzahl der zu Hamburg angelangten Seeschiffe betrug 1826 1946. Darunter waren 9 aus Ostindien, 70 aus Westindien, 30 aus Nord- und 31 aus Südamerika, 1 aus den Canarias, 86 aus dem mittelländischen Meere, 6 aus Spanien, 26 aus Portugal, 97 aus Frankreich, 312 aus den britischen Reichen, 4 aus Archangelsk, 78 aus Schweden und Norwegen, 67 aus den Häfen des baltischen Meeres, 51 aus Dänemark, 377 aus den Niederlanden, Ostfriesland und Oldenburg, 101 aus der Weser. Auf den Robben- und Wallfischfang liefen 1, auf den Haringsfang 4 Schiffe aus. Die Dampfschiffe von London nach Hamburg haben 27, die von Amsterdam dahin 21 Fahrten gethan. Abgegangen sind 1796 Schiffe. 1825 kamen 1863 Schiffe an, 1858 segelten ab; 1824 war die Zahl der angekommenen Schiffe 1819, der abgegangenen 1812. Aber in beiden letztern Jahren wurden ein Paar Wallfischjäger und Haringsfänger mehr ausgesendet: doch ist dieser Fang gegen den zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo man 40 bis 50 Schiffe allein für den Wallfischfang und noch mehrere für den Häringsfang bestimmte, fast zu Nichts herabgesunken. Die Schifffahrt und der Handelsverkehr veranlassen viele Nebengeschäfte, worunter die Seeassekuranzgesellschaften von großer Bedeutung sind; diese werden wegen der billigen Prämien häufig für Schiffe benutzt, die den hamburger Hafen gar nicht besuchen.

Der Kunstfleiß ist in Hamburg natürlich nur Diener des Handels. Doch bestehen gegen 200 Zuckersiedereien, obgleich Rußland jetzt den hamburger Raffinaden verschlossen ist und dieser Erwerbszweig neuerdings sehr gelitten hat: 1820 lieferten 321 Zuckersiedereien 70,986 Kisten, 39,586 Fässer und 40,227 Stücke Zucker. Die Rauch-, Cigarren- und Schnupftabakfabriken verarbeiten jährlich 1 Mill. Zntr. Tabaksblätter. Wichtig sind die Repschlägereien, die Segelmacherei, die Hut-, Licht-, Pfeifenkopf-, Blechwaren-, Nadel-, Gold- und Silberfabriken, die Goldschlägereien, die Korkschneidereien, die Gärbereien und die Bierbrauereien, aber die Katun- und Leinenfabriken sind sehr gesunken. Bedeutender sind die Thranbrennereien und die großen Seifensiedereien, die besonders viel Schmeerseife liefern, und seit Kurzem haben sich die Fischbeinreißereien und Horndrehereien sehr gehoben; man bereitet viele sehr beliebte Federspulen, künstliche Blumen, Stickereien, Putzsachen, Wollenwaren, auch hat man Zwirnmühlen, und hamburger Rindfleisch und Schiffsbrot behaupten noch ihren alten Ruhm. Die Wagenfabriken liefern so schöne Fuhrwerke, als die Offenbacher. Auch unterhalten die Hamburger in der Umgegend viele umgehende Werke: ihre Handwerker arbeiten trefflich (besonders die Tischler), und der Mechaniker und Künstler ist eine große Zahl.

Die Bewohner Hamburgs zeichnen sich im Äußern wenig aus; man sieht indeß viele bleiche Gesichter. In Hinsicht der Sittlichkeit steht Hamburg so ziemlich auf gleicher Stufe mit andern großen Städten, aber in wenigen herrscht wohl so große Sicherheit als zu Hamburg, wo man selten von Taschendiebstahl, noch seltener von Mordthaten und Einbrüchen hört. Es herrscht indeß auch hier eine große Genuß-, Vergnügungs- und Schaulust: am tadelnswerthesten erscheint wohl die Hinneigung des gebildeten Theils zur Anglomanie. Der gemeine Hamburger ist grob, wenn man ihm stolz entgegen tritt, gefällig und freundlich, wenn man ihn recht nimmt, und sein Motto ist: Thue Recht und scheue Niemand!

II) Hamburgs Gebiet. Es besteht a) aus dem Gebiete zunächst der Stadt: 10,801,313 hamb. QRuthen, wovon 1,019,000 schiffbares Gewässer, und wird eingetheilt aa) in das Geestland, das die Gebiete der Landherrn von Hamm und Horn mit 2 Dörfern und 1376 Einw., das Gebiet des heil. Geisthospitals mit 1 Dorfe und 1592 Einw., das Gebiet der Waldherrn, 4 Dörfer mit 844 Einw.; das Kirchspiel Eppendorf, 9 Dörfer mit 2810 Einw., das Gebiet der Landherrn vom hamburger Berge, 1 Vorort mit 7119 Einw., überhaupt enthält das Geestland 1 Vorort, 16 Dörfer und 13,741 Einw.; bb) das Marschland, bestehend aus dem hamburgschen oder holländschen Krauel: 1 Weiler, nach Kirchwerder eingepfarrt, dem Ochsenwerder: 2 Dörfer mit 652 Einw., dem Moorwerder: 1 Weiler 283 Einw.; Reitbrook, 774 Einw.; dem Billwerder: 5 Dörfer; Wilhelmsburg, 4 Weiler 458 Einw.; Grasbrook, 600 Einw.; Schrevenhof, 13 Einw.; Moorburg, 1616 Einw., und Finkenwerder, 1 Dorf, 1 Weiler 895 Einw., zusammen 8 Dörfer, 9 Weiler und Höfe mit 8281 Einw. Geest- und Moorland haben mithin 22,022 Einw. b) Aus dem Amte Ritzebüttel: 2,632,000 QRuthen, 1826 mit 6280 Einw., 2 Marktflecken, 2 Dörfern und dem Eilande Neuwerk. c) Aus der Hälfte des mit Lübeck gemeinschaftlichen Amts Bergedorf, welches 4,336,500 QRuthen und 9240 Einw. zählt, womit — die Hälfte Hamburg zugerechnet — die gesammte Volksmenge des hamburger Gebiets auf 32,922 stiegen. (Dittmann rechnet für 1824 auf das hamburger Gebiet ohne Bergedorf und die hamburger Berge, deren 6000 Bewohner er zur Stadt rechnet, 22,302, mit der Hälfte von Bergedorf zu 4,720, aber 27,022 Einw. S. Dittmans geogr.-statist. Übersicht des Territoriums von Hamburg. Hamb. 1825. 8.)

III) Stats-Verfassung und Statsverwaltung. Die Stadt Hamburg mit ihrem Gebiete bildet durch den Grundvertrag des teutschen Bundes ein Mitglied desselben mit völliger Souveränetät: sie hat in der engern Versammlung gemeinschaftlich mit den übrigen drei freien Städte die 17. Stimme, im Plenum eine eigne, und wird daselbst durch einen ihrer Syndiken repräsentirt. Zugleich mit den übrigen freien Städten besitzt sie ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht, steht mit den beiden Städten Lübeck und Bremen noch in der alten Verbindung der Hansa, unterhält theils für sich allein, theils mit den andern Hansestädten gemeinschaftlich Gesandte und Consuln an 27 Orten, wogegen fast alle europ. Mächte Minister und Geschäftsträger zu Hamburg haben. Durch den am 29sten Septbr. 1825 mit der britischen Krone abgeschlossenen Handelsvertrag sind die hamburger, hanseatischen und (Art. 5.) übrigen teutschen Schiffe den britischen Schiffen gleichgestellt und genießen gleicher Vortheile. Ein ähnlicher Vertrag ist 1823 mit der nordamerikanischen Union abgeschlossen, und mit ihr als Mitglied der Hansa, sind noch alte Verträge mit Norwegen, Schweden, Spanien u. a., in fortwährendem Bestehen. Als Bundes-Contingent stellt sie 1298 Mann, die zur 2ten Division des 10ten Heerhaufens stoßen. Ihr Wappen ist ein mit 3 Thürmen von Silber versehenes offenes Thor mit einem Fallgatter in Roth; auf der Flagge stehen die 3 rothen Thürme in Weiß.

Nach dem 1. Art. des Hauptrezesses von 1712, der Grundlage der hamburger Verfassung, ist das höchste Recht und die höchste Gewalt beim Rathe und der erbgesessenen Bürgerschaft, beide unzertrennlich verbunden. Es ist demnach ein bürgerlicher Freistat, auf den aber keins der Prädikate oligarchisch, aristokratisch oder demokratisch passet *). Es gibt zu Hamburg keine privilegirten Familien oder Stände, keine erbliche Würde, durchaus keinen Adel; jeder christliche Bürger, gleichviel, welche Haut er trage, oder welcher Sekte er angehöre (die Juden, die übrigens völligen Schutz genießen, sind von den Statswürden und der erbgesessenen Bürgerschaft ausgeschlossen), kann gegen Entrichtung von 40 bis 150 Mark Courant für den Fremden, und nur 20 Mark für den Sohn eines Bürgers, Bürger, und wenn er Kaufmann oder graduirter Rechtsgelehrter ist und die erforderlichen Eigenschaften besitzt, auch Mitglied des Senats werden. Die Volksklasse, die kein Grundeigenthum, mithin keinen Antheil an der Gesetzgebung hat, besitzt übrigens völlige gleiche Rechte mit den Erbgesessenen. Der Statsschatz oder die Kämmerei ist sowohl von der gesetzgebenden, als vollziehenden Gewalt völlig unabhängig. Zwar bewilligt die erbgesessene Bürgerschaft, was gezahlt, der Senat oder die vollziehende Gewalt verordnet, wie das Gezahlte verwendet werden soll, aber keine beider Gewalten bekommt davon einen Pfennig in die Hände, sondern Einnahme und Ausgabe fließt in den Kämmereischatz, der die Einzahlung erhebt und mit Argusaugen darüber wacht, daß jeder verwilligte Pfennig auch richtig verwendet werde, wie vorgeschrieben ist.

Der Stat Hamburg hat also drei wesentlich von einander verschiedene Regirungszweige:

1) Den Senat. Der edle oder hochedle, hochweise Rath besteht aus zweierlei Gliedern: in senatu und de senatu. In senatu sind 4 Bürgermeister (3 graduirt und 1 Kaufmann) und 24 Senatoren oder Rathsherren (11 graduirt, 13 Kaufleute). Die Rathsglieder de senatu bestehen aus 4 Syndiken, welche eine berathende Stimme bei den Verhandlungen führen, und dem Range nach, wenn sie im Amte sind, gleich nach den Bürgermeistern eintreten, aus dem Protonotar, dem Archivar und den beiden Sekretären, welche 4 letztre Glieder ohne alle Stimmen sind, aber sämmtlich graduirt seyn müssen. Jeder graduirte Rechtsgelehrter, welcher hamburgscher Bürger, der Rechte und Privilegien des Stats kundig, über 30 Jahre und von unbescholtenem Rufe ist, kann in den Rath gewählt werden: ausgeschlossen ist jeder Edelmann, Jeder, der einen Titel von einem fremden Fürsten hat, und nie dürfen Vater und Sohn, zwei Brüder, Schwiegervater und Schwiegersohn, 3 Schwäger in den Senat gewählt werden. Die Wahlen geschehen

*) Doch treten auch hier die Elemente eines jeden bald stärker bald schwächer hervor, wie dieß von jeder menschlichen Einrichtung wohl unzertrennlich ist.

durch Vorschlag und Ballotage. Die Bürgermeister führen den Titel Magnificenz, der auch den Syndiken gebührt, in sofern sie den Senat repräsentiren; die Senatoren heißen hoch- und wohlweise Herren. In den Kirchen geschieht bei jedem Gottesdienste Fürbitte für den Senat. Er nimmt alle öffentliche Eide, auch die Vormündereide ab; er ernennt die Residenten, Consuln und Agenten der Stadt; nimmt die Beglaubigungsschreiben der bei ihm akkreditirten fremden Diplomatiker an, läßt die durchreisenden Fürsten im Namen der Stadt bewillkommnen u. s. w. Der Senat nebst dem Collegium der Sechziger sind immerwährende Bevollmächtigte in Kirchensachen (für die christlichen, nicht luth. Kirchen ist eine Deputation von 2 Senatoren und 2 Sechzigern gebildet); das Scholarchat für das Gymnasium und Johanneum besteht aus 4 Senatoren, den 5 Hauptpastoren und den sämmtlichen Oberalten; die Schuldeputation aus 2 Senatoren, 2 Hauptpastoren, 2 Oberalten und dem Direktor des Johanneum; der Gesundheitsrath, aus 2 Senatoren und einem Oberalten, wozu 4 Physiker, 4 Ärzte und 4 Apotheker als Examinatoren gezogen werden. (1825 betrug die Zahl der examinirten Ärzte und Wundärzte 150!) Vom Senate ressortiren folgende öffentliche Behörden, die aus Senatoren und Kämmerei- und andern Bürgern zusammen gesetzt sind: 1) die Aczise-Deputation; 2) Bürgeraufnahme; 3) Bank u. Baudeputation; 4) Bauordnung; 5) Bewaffnungs-Commission; 6) Börse; 7) Brotordnung; 8) Censur; 9) Feuerkasse; 10) Kornordnung; 11) Lombard; 12) Maklerordnung; 13) Marstall, (bloß einige Kutschen- und Pferdegespanne zu feierlichen Gelegenheiten); 14) Mühlen; 15) Münze, (ist verpachtet, es wird nur noch weniges Geld unter hamburgscher Firma ausgeprägt); 16) Oberaltenwahlen und Rechnungen; 17) Stadtpost; 18) Revision des Rechnungswesens; 19) Schifffahrt und Hafendeputation in 3 Sektionen, (die ganze Sicherheit der Elbe bewacht Hamburg; Hanover und Dänemark steuern nichts bei); 20) Schuldenadministration; 21) Siegellade; 22) Stämpeldeputation; 23) Steuerdeputation; 24) Theerhofkommission, (Aufsicht, daß die feuerfangenden Sachen außerhalb der Stadt gelagert werden); 25) Thore und Bäume; 26) Todten-Ladendeputation; 27) Zehntenamt, (von allen Seitenerbschaften wird der 10te Theil als Statsabgabe entrichtet); 28) Zolldeputation (alle ein- und ausgehende Waren zahlen ½ Proc.). Auch stehen alle öffentliche Stiftungen, die Armen-, die Straf- und Besserungs-Anstalten unter besonderer Deputation, und einer der Senatoren geht auf 6 Jahre, abwechselnd mit den übrigen, als Amtmann nach Ritzebüttel, während jeder der übrigen 23 Patron einer Gilde oder Brüderschaft ist *).

2) Die Kämmerei. Die Verordneten der löblichen Kämmerei haben den Rang nach den Oberalten und bilden ein vom Senate und der Bürgerschaft verschiedenes Kollegium, welches bei allen wichtigen Finanzberathschlagungen Mitglieder mit Sitz und Stimme liefert. Die Statseinnahme, die weit beträchtlicher ist, als sie die Statistiker annehmen, und wozu Aczise und Zölle allein 1,200,000 Gulden liefern, fließt ungeschmälert und ungekürzt in die Kämmerei. Dort geschehen auch alle und jede Statsausgaben. Die Kämmerei steht unter den Verordneten der Kämmerei, das heißt 10 Bürgern aus dem Kollegium der Sechziger, wovon jährlich Einer austritt, Einer hinzu gewählt wird; jedes Kirchspiel stellt 2 Kämmereibürger, die dem State ohne Sold und Entschädigung dienen. Der Älteste führt in der Kämmerei den Vorsitz. Sie hat die nöthigen Unterbedienten. Ein Syndikus und ein Senator bilden mit den Verordneten der Kämmerei eine Commission zum Entwurfe des Statsbudgets: sind neue Hilfsquellen erforderlich, oder werden neue Ausgabenansätze nothwendig, so werden diese der Bürgerschaft vom Senate zur Bewilligung vorgelegt, welche Bewilligung aber nur dann erfolgt, wenn die Zweckdienlichkeit anerkannt ist. Hauptquellen der Statseinnahme sind die Zölle und Stadtaczise, nebst der Thorsperre, der Stämpel, die Grundzinsen, die Grundsteuer, die Weinsteuer, der Zehnte von den Erbschaften und von allen öffentlichen Schauspielen, auch fließen alle Gerichtssporteln in die Kasse der Kämmerei. Hauptausgaben sind Bauten (besonders die kostspielige Unterhaltung der Dämme zu Ritzebüttel und der Häfen), die Gehalte, der Sold der Garnison, die Zinsen der Statsschuld u. s. w. Der Kämmerei legt der Senat und die Kämmerei dem Oberalten-Collegium jährlich detaillirte Rechnung ab, welche aber ein Statsgeheimniß bleibt. Mit der Bank steht die Kämmerei nicht in der geringsten Verbindung. Durch die regelmäßige Haushaltung ist es dem State möglich geworden, nach der bekannten Aussaugung durch die Franzosen dennoch nicht allein seinen Kredit aufrecht zu erhalten und alle Statspapiere auf Pari zu bringen, sondern auch die geschlagenen Wunden zu heilen, kostbare Bauten zu beginnen und auszuführen und doch die in jenen drückenden Zeiten erhöheten Auflagen wieder aufzuheben. Der Stat hat noch eine bedeutende Schuldenlast: indeß ist der Betrag derselben nicht bekannt.

3) Die erbgesessene Bürgerschaft bildet die Legislatur. Sie besteht aus solchen Bürgern, die ein in der Stadt liegendes Erbe eigenthümlich besitzen und etwa 1000 Rthlr. Species Banko (Sp. B. ist etwa 1 Proc. besser als Bco.) von der Kaufsumme ausbezahlt haben, christlicher Religion, nicht in fremden, der Stadt oder des Raths Diensten, nicht Prokuratoren und Makler, nicht Kirchen-, Kloster- und Schulbediente und nicht Falliten und Pfuscher sind. Die Bürgerversammlungen, die wenigstens jährlich zwei Mal, auf Ostern und Michael, gehalten werden, besuchen hauptsächlich nur die bürgerlichen Kollegien, obgleich jeder erbgesessene Bürger Zutritt hat. Diese sind: 1) die Oberalten, aus jedem Kirchspiele 3, mithin 15; 2) die Sechziger, aus jed. Kirchsp. 9, = 45; also 60; 3) die Hundert-Achtziger, aus jed. Kirchsp. 24 Subdiakonen, also 120, mithin mit 1 u. 2 = 180. Jedes Kirchspiel stellt überdieß 6 Adjunkte seit 1720, welche aber nicht mitgezählt werden. Nur die Oberalten erhalten einen

*) Die Besoldungen in dieser freien Stadt sind eben nicht sehr bedeutend: jeder Bürgermeister erhält 6000, jeder graduirte Senator 4000, jeder ungraduirte 3000, jeder Syndikus 5000 Mark Banko, oder eben so viele halbe Conv.-Thaler.

Ehrensold, jeder 2000 Mark: alle übrigen fungiren umsonst. Den Vortrag und die Initiative in der Bürgerversammlung hat der Senat, der sie mit dem Titel: vorachtbare, wohl vornehme, günstige, liebe Mitbürger anredet. Dieß geschieht durch den jüngsten Senator, der die Propositionen vorträgt; doch ist der Senat, auf Begehren der Oberalten und Sechziger, verpflichtet, die ihm von diesen vorgelegten Punkte in seine Anträge aufzunehmen. Von allen Vorträgen kommen Abschriften an die Kirchspiele, welche, jedes für sich versammelt, darüber abstimmen. Der jedesmalige älteste Oberalte präsidirt den Kirchspielsversammlungen; außer ihm darf Niemand reden, sondern nur Ja oder Nein sagen; daher keine eigentliche Discussionen Statt finden. Können Senat und Bürger über einen Gegenstand nicht übereinkommen, so wird die Sache an die 180r, und wenn diese sich nicht fügen wollen, an eine neue Bürgerversammlung verwiesen. Indeß weiß jetzt der Senat seine Propositionen so einzurichten, daß die Bürgerschaft sie genehmigt; ist dieß nicht der Fall, so geht er ungern weiter und fügt sich der Nichtgenehmigung.

Die richterliche Gewalt beruhet vorzüglich auf dem Senate, der die ersten, ursprünglichen Richter, die Stadt- und Landprätoren, welchen eigentlich die Exfecutivgewalt allein gebührt, aus seiner Mitte entsendet. Die beiden Prätoren verwalten ihr Amt ein Jahr, von Petri bis zum nächsten 24sten Febr., der Senator, den nach dem Alter die Reihe trifft, wird zweiter Prätor und rückt zu Petri in den Platz des ersten ein, wo jener abtritt. Die Prätur ist die erste und Vergleichsinstanz für alle Civilsachen bis 500 Mark Courant Werth, zugleich die Entscheidungsinstanz für Dienst- und Miethsachen, für Fallissements unter 4000 Mark Bco. und die Behörde für die Bestätigungs- und Zeugeneide. Alle Exfecutionen, welche die übrigen Gerichte verhängen, werden von den Präturen vollzogen. Für die Gebiete von Hamm und Horn, des hamburger Bergs, der Walddörfer und Bill- und Ochsenwerder haben die Land- und Waldherren vier eigne Landpräturen. Die Gebiete des Johannesklosters und Georgshospitals, welche den graduirten Bürgermeistern unterworfen sind, und das Gebiet des heil. Geisthospitals, welchem 2 Oberalten vorgesetzt sind, haben weniger Ähnlichkeit mit den Präturen. Es gibt im hamburgschen State mithin nur 9 Gerichte, welche zugleich Exfecutivbehörden sind: das Amt Ritzebüttel und das gemeinschaftliche Amt Bergedorf haben ihre besondern Unterrichter. Für die Polizei besteht seit 1814 eine besondere Polizeibehörde, die indeß bisher nur provisorisch besteht, deren wohlthätige Wirksamkeit aber nicht zu verkennen steht. Das alte Polizeigericht, die Wedde, ist dadurch fast nutzlos geworden. Alle Handelssachen gehören vor das 1815 durch Rath und Bürgerschluß eingesetzte, sehr aktive, aber auch sehr theure Handelsgericht. In zweiter Instanz, für Civilsachen über 500 Mark, und zur Untersuchung und Aburtheilung von Criminalfällen und zur Extrahirung der proclamata besteht das Niedergericht unter einem graduirten Präsidenten, 2 graduirten und 2 ungraduirten Richtern, sämmtlich Nicht-Senatoren. Die höchste Gerichtsinstanz ist die das Obergericht bildende Section des Senats, von deren Beschlüssen in gewissen Civilfällen die Berufung an das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Lübeck geht: höchste Instanz in Criminalfällen aber ist der Senat in pleno. Das Obergericht ist aus einem graduirten Bürgermeister, 5 graduirten, 5 ungraduirten Senatoren zusammen gesetzt, die jährlich vom Senate ernannt werden. (1826 gab es zu Hamburg 74 immatrikulirte Advokaten, 14 beeidigte Notare und 7 beeidigte Übersetzer.)

Die hamburgsche Kirche steht strenge unter Aufsicht der Statsgewalt; ohne Genehmigung des Senats darf das Ministerium, das die 5 Hauptpastoren und 18 Diakonen bilden, und worin der Senior unter den erstern den Vorsitz führt, nicht das Mindeste in Materie und Form ändern. Der Pastor zu S. Georg und zu S. Paul auf dem Berge gehören zum Ministerium, nicht aber die 12 Prediger im eigenen und die 6 Prediger im gemeinschaftlichen Gebiete.

Das Militär steht unmittelbar unter dem Oberbefehle des ältesten Bürgermeisters als Generalissimus. Dieser präsidirt auch dem Militärdepartement. Das Bürgermilitär, wozu jeder waffenfähige Bürger und Bürgerssohn vom 18ten bis zum 45sten Jahre eingeschrieben ist, steht unter der Kommission des Bürgermilitärs, der ebenfalls der älteste Bürgermeister vorsteht; die Bürgergarde, 12,000 bis 15,000 Mann stark, besteht aus dem Generalstabe, 2 Komp. Artillerie, 8 Bataillons Fußvolk, ein Jägerbat. und eine Komp. leichter Reiter; Alles auf's Beste uniformirt und bewaffnet. Die Garnison, 1000 Mann stark, bildet ein Infanterieregiment von 850, ein Uhlanenkorps von 70 und ein Artilleriekorps von 60 Mann. Außerdem besteht eine vollständig uniformirte und bewaffnete Nachtwache, unter Aufsicht von 2 Senatoren, 2 Oberalten und 2 Kämmereibürgern: sie ist 500 Mann stark und unter 2 Kompagnien vertheilt. Auch die Spritzenleute der musterhaft organisirten Löschanstalt werden regelmäßig besoldet.

IV. Geschichte. Vor dem Zuge des großen Karl an die Ufer der Elbe geschieht nirgends eines Orts Erwähnung, der auf das frühere Daseyn von Hamburg schließen läßt, und so darf wohl die Erbauung des Blockhauses Hochbuchi um 808 als die erste geschichtliche Spur der Entstehung Hamburgs angesehen werden. Wie früher und bis auf den heutigen Tag in Amerika's Wildnissen ging damals in den Elbgegenden die Eroberung und der Anbau des Landes mit der Verbreitung des Christenthums Hand in Hand. Für das Land nordwärts der Elbe ist der Franke Ansgar, ein Zögling der Benediktinerabtei Corvei, der Apostel und mit Recht ist seinem Namen in Bremen eine Kirche geweihet. So unbedeutend auch die aus Eichstämmen zusammen gezimmerte Taufkirche und das Blockhaus, wo einst Hamburgs Dom prangte, an sich gewesen seyn mögen, — diese Stiftskirche wurde der Mittelpunkt der Verbreitung der Kultur für Nordalbingien, für die kimbrische Halbinsel, für die dänischen Inseln, selbst für Schweden und Norwegen. Sie war gleichsam die Brücke die sich

[illegible]

... fich bald als Herrn der Stadt [illegible] eine Burg auf dem Süllberge bei Blankenese [illegible], die den jungen Bürgern gar nicht gefallen wollte. [illegible] wurde Hamburg von dem Dänen [illegible] geplündert und verheert, erholte sich aber schnell wieder, und schon 1186 stand der [illegible] Dom wieder an seiner Stelle. Die Grafen von Schauenburg, die 1189 zum Besitze Holsteins gelangt waren, [illegible], um den Wohlstand von Hamburg zu heben, und [illegible] ihr von dem Kaiser Friedrich [illegible] aus, [illegible] ihr Weichbildsrecht, eine eigene Gerichtsbarkeit secundum jura Sosatiae. Zollfreiheit und das Fischereirecht von der Elbe bis zum Meere verliehen wurden. Dies geschah 1189 und nun war die Stadt fertig; schon 1190

[illegible]

Außer der Altstadt war eine Neustadt mit eigenem Rathhause entstanden und rascher baute man in den Katharinen- und Jakobskirchspielen: 1292 vereinigten sich die beiden Räthe der Alt- und Neustadt, und es ward ein gemeiner Schatzkasten, die nachherige Kämmerei, gestiftet. Andre Anstalten, wie die Errichtung eines Wartthurms auf dem Eilande Neuwerk, als Zeichen für die ein- und ausgehenden Schiffe beurkunden die Wachsamkeit des Raths für den aufblühenden Handel; 1325 erwarb die Stadt das Münzrecht, erhielt 1356 die Auflösung des Banns, den ihr 1336 ein Streit mit dem Domkapitel zugezogen hatte, und wand sich mit Hilfe vom Kaiser glücklich aus einer Fehde, die sie mit den Holsteinern zu bestehen hatte. Dabei kauften sie immer mehrere Güter und Dörfer in der Nähe an, wie 1342 das schöne Eppendorf, 1351 und 1352 die Elbwerder und 1394 das Amt Ritzebüttel: 1390 baueten sie die Feste Moorburg. Aber am Ende des 14ten Jahrh. fingen Reibungen zwischen Rath und Bürgerschaft an, die vielleicht nicht so gütlich beigelegt wären, wenn nicht Gefahren von außen beide Parteien vereinigt hätten: denn Claes Störtebekr und seine Gesellen in Ostfriesland hatten der Hansa und dem Handel den Krieg angekündigt, blokirten die Elbe und brachten alle Schiffe auf, deren sie sich bemächtigen konnten. Endlich vernichtete 1402 der Bürgermeister Simon van Utrecht die Corsaren auf der Sandbank bei Helgoland, und ließ die, die er in seine Gewalt bekam, auf dem Grasbrook zu Hamburg enthaupten. Aber kaum athmete man freier, als auch der Bürgerzwist 1410 wieder ausbrach: ein Machtstreich des Senats hatte die Errichtung der Sechziger und den ersten zwischen Senat und diesen Repräsentanten der Bürgerschaft abgeschloßnen Rezeß zur Folge. Die Unruhen waren dadurch nicht geendigt, und dauerten 47 Jahre fort, bis sie endlich durch einen neuen Rezeß 1458 vor der Hand beseitigt wurden. Denn 1483 erregte Heinrich von Loh, ein nach Hamburg entwichner hanoverscher Leibeigner einen wilden Aufruhr, wodurch die Abfassung des städtischen Gesetzbuchs 1497 veranlaßt wurde. Gewöhnlich ging es aber zu Hause unruhig zu, wenn man außen nichts zu thun hatte. Daran fehlte es aber nicht, denn Hamburg nahm in der Regel an allen Fehden Theil, die die Hansa zu Wasser und zu Lande zu bestehen hatte. 1420 eroberte sie gemeinschaftlich mit Lübeck die Raubfesten Bargdorp und Riepenburg mit den Vierlanden von den Herzogen von Lauenburg, mit welchen beide Städte außerdem noch manchen Strauß zu bestehen hatten. Von den Kaisern hatte die Stadt, wie alle, die nicht mit Geldzahlungen kargten, durch Freibriefe fortdauernd Unterstützung erhalten: so 1453 das Recht goldne Münzen zu schlagen, 1475 sie mit dem Stadtwappen auszuprägen u. s. w. 1421 war sie durch die Pest heimgesucht, die doch nicht so große Verheerungen anrichtete, wie in andern Städten, weil die Vorsichtsmaßregeln besser getroffen waren. 1464 forderte König Christian I. von der Stadt die Erbhuldigung, indeß war er zufrieden, als Bürgermeister Detlev Bremer ihm den Handschlag leistete, wogegen er seinen goden Fründen zu Hamburg alle Gerechtsame und Freiheiten bestätigte; die kaiserlichen Privilegien nahmen sie neuerdings 1468 in Schutz, und wiederholt wurde sie aufgefordert, als Reichsstadt Deputirte zum Reichstage zu senden, und Kaiser Max schützte sie 1510 durch ein eignes Dekret gegen alle Anmaßungen des Dänenkönigs. Ihr Flor war um diese Zeit immer mehr gewachsen: sie galt unbestritten für die erste Handelsstadt des teutschen Nordens und selbst Lübeck konnte sich nicht mehr mit ihr gleich stellen; der Fall der Hansa erweiterte nur ihr Verkehr, da die strengen Zunftgesetze des Bundes ihren merkantilischen Geschäften mehr hinderlich als förderlich gewesen waren. Indeß nahm sie doch eigentlich noch keinen Antheil am Welthandel, und war immer nur als ein Handelsplatz vom zweiten Range anzusehn, dessen Geschäfte mehr in Spedition und Commission als im Großhandel sich bewegten. Die Einführung der Reformation veranlaßte zwar einige Unruhen, indeß wurde sie doch durch den langen Rezeß vom 18. Februar 1529 völlig zu Stande gebracht, und auch 1531 der katholische Gottesdienst im Dome beendigt. Durch den Rezeß von 1548 verwarf die Stadt das kaiserliche Interim: aber dadurch gerieth die Stadt in eine bedenkliche Lage, da zwar Dänemark dem Protestantismus günstig war, aber dafür die Erbhuldigung verlangte, der Kaiser aber mit der Acht drohte und Schutz gegen Dänemark verhieß, wenn man zum Katholizismus zurückkehren wollte. Schutz hatte sie sich von den schmalkaldischen Bundesgenossen wenig zu versprechen, und war sich fast selbst überlassen, doch führte sie der Senat mit wahrhaft bewundernswerther Klugheit und Standhaftigkeit durch diesen Kampf, der dadurch noch schwieriger wurde, daß auch die Bürgerschaft aufstand und Rechnung von der Führung des Statshaushalts forderte, auch besonders auf Abschaffung der Rubrik geheime Ausgabe, wodurch der Senat freilich manches Ungewitter in der Ferne beschworen hatte, drang. Sie erlangte auch, daß der Senat 1563 die Verwaltung der Statskasse in die Hände der Kämmerei abgeben mußte, und dadurch eine dritte unabhängige Statsgewalt entstand, und doch hörte deßhalb der Hader nicht auf. Dessen ungeachtet verstand der Senat den im Innern bewegten Stat durch Weisheit und die Benutzung glücklicher Conjunkturen, durch alle Stürme der Zeit zu führen: vorüber gingen die Religionskriege, und selbst der 30jährige Krieg, ohne daß die Bürger einen einzigen fremden Soldaten in ihre Ringmauern genommen hatten. Diese waren durch die Bemühungen des Senats im 16ten und 17ten Jahrh. so haltbar geworden, daß Christian von Dänemark, Tilly und selbst der furchtbare Wallenstein darunter hinzogen, ohne sie zu berühren. Hamburg wurde im Laufe des 30jährigen Kriegs, nicht ein einziges Mal belagert: ihr Handel hob sich selbst während der Kriegshändel, und noch mehr, sie war die Zuflucht aller Edlen, welche die Kriegsflamme aus ihrem Vaterlande trieb, aller unglücklichen Flüchtlinge, die ihre Heimath verloren hatten. Und doch sind alle Rezesse des 16ten und 17ten Jahrh. voll Klagen der Bürgerschaft: sie fügte sich nicht

[illegible] Die Dänen mußten abziehen, aber jene beiden Volksvertreter wurden nun auf die Folter gebracht und hingerichtet. Dieß verschaffte zwar eine augenblickliche Ruhe, indeß dauerte eine dumpfe Gährung immer fort. Dabei war seit dem westphälischen Frieden der Handel der Stadt in Verfall gerathen, und ganz in die Hände der Holländer übergegangen: die hamburgische Flagge durfte sich auf keinem Meere blicken lassen, wo die holländische wehete, das mittelländische verschlossen ihnen die Barbaresken, und nur nach dem nördlichen Spanien und nach Portugal blieben die Geschäfte von einiger Wichtigkeit. Die Bürger waren zum Theil geschäftslos und doch blieben die Staatslasten fortwährend drückend. Deßhalb gab es immer Zunder zur Unzufriedenheit und dieser wurde durch die calvinistischen Umtriebe am 23. November 1693 zum offnen Aufstande angefacht: die Mayerianer erfochten einen völligen Triumph, Horb wurde aus der Stadt gejagt und eine kaiserl. Commission nöthig, die 1699 zwar einen neuen Receß zu Stande brachte, der aber doch die Gährung keineswegs beseitigte. Der Pöbel forderte seinen geliebten Lehrer Mayer, den die kaiserl. Commissarien aus der Stadt gewiesen hatten, zurück: an ihre Spitze setzte sich der Prediger Krumholz und der Senat mußte laviren, um einen nochmaligen Aufstande auszuweichen. Dieser brach dessen

[illegible] jährigen und besonders in dem amerikanischen Kr[illegible] erhielt Hamburg als neutrale Stadt eine hohe Wic[illegible]keit, ihr Handel eine ganz neuen und noch nicht gehab[illegible]ten Schwung: sie erhielt einen Antheil an dem W[illegible]handel, und der Antheil, den Amsterdam und Hol[illegible] bisher daran genommen hatten, ging zum Theil in [illegible] Hände über. 1775 traf das erste Schiff aus Nordame[illegible]rika auf geradem Wege in ihrem Hafen ein, von a[illegible] Seiten strömte ein ungeheurer Reichtum zu, aber a[illegible] ein vorher nicht gekannter Luxus mit seinen verderbli[illegible] Folgen. Manche Erschütterungen traten ein, obgl[illegible] Handel und Verkehr in gleichem Steigen war: 17[illegible] zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Menge von B[illegible]kerotten aus, deren Gesammtsumme 50 Mill. Mark [illegible] betrug. Das Säkularisations- und Entschädigungsges[illegible] bedrohte Hamburg 1803 nicht unmittelbar: es war [illegible] sehr in das politische und merkantilische System Eu[illegible]pa's verflochten, als daß seiner Selbstständigkeit Gef[illegible] gedrohet hätte. Die Besitznahme der Stadt durch [illegible] Prinzen Karl von Hessen 1801 war nur temporär [illegible] durch Nelsons Sieg vor Kiöbenhaven sogleich aufgehob[illegible] Durch den Vertrag mit Dänemark und Hanover v[illegible] 1sten December 1802 erhielt die Stadt das nicht un[illegible]

deutende Domgebiet und die Ausrundung ihres Gebiets, wie es jetzt ist. Empfindlich war es, daß durch die Besitznahme Hanovers 1803 ihr Verkehr mit Teutschland fast ganz vernichtet wurde; aber das größte Unglück traf sie 1810, als das franz. Dekret vom 13ten Decbr. ihre Selbstständigkeit aufhob und sie zu einer guten Stadt des großen Reichs machte. Von dem Augenblicke war ihr ganzer Handel dahin, selbst unter den Umständen, daß dieses Reich fortgedauert, daß ganz Europa in seinen Fesseln geblieben wäre, würde sie doch nie wieder sich zu einem größern Flor emporgehoben haben; schon die droits réunis würden dieß verhindert haben. Das Schicksal hatte es anders beschlossen; indeß sollte Hamburg vorher, ehe es wieder in den Genuß der Unabhängigkeit gesetzt wurde, alle Gräuel des Krieges erfahren. Als das französische Herr in Moskwa vernichtet war, besetzte am 18ten März 1813 der russische Oberst Tettenborn die Stadt, und stellte die alte Unabhängigkeit wieder her; allein schon in der Nacht vom 29sten bis 30sten Mai rückte der französische Marschall Davoust nach einer kurzen Belagerung ohne Capitulation zurück, und behauptete sich in derselben, trotz dem, daß es Bennigsen belagerte, bis zum 31sten Mai 1814, wo Graf Bennigsen in ihre Mauern einzog und Davoust dieselbe verlassen hatte. Wie die unglückliche Stadt von den wiedergekehrten Franzosen behandelt, ist noch zu neu, um dieß hier zu wiederholen; ihren Verlust schlägt man während dieses Unterdrückungsjahrs, ohne den der Bank, woraus der General 7,506,956 Mark 7 Sch. Bco nahm, auf 37 Mill., den von 1806 bis zum 31sten Mai 1814 auf 140 Mill. Mark Bco an. — Als die Franzosen abgezogen waren, wurde sogleich Hamburgs alte Verfassung, ihre Obrigkeit, wieder hergestellt, 1815 der Stat für eine der 4 freien Städte des deutschen Bundes erklärt, und ist von neuem in den Rang einer Welthandelsstadt getreten, welchen ihr nur ganz veränderte Conjuncturen rauben dürften. Die Freiheit von Südamerika weiset ihr vielmehr den Weg zu neuen Verhältnissen und Speculationen an, den sie gewiß mit Vortheile betreten wird. Immer wird sie auch eine der ersten Wechselplätze des Kontinents bleiben *). (Nach *C. N. Röding.*)

Hamburger Bank s. Bank. Encykl. Th. VII. S. 313.

*) Meistens Auszug der ausführlichen Beschreibung dieser Stadt in den N. A. G. und St. Eph. XIX u. XX, theils nach eigenen Ansichten, theils nach den im Weim. Handb. V. S. 810 angegebenen und andern Hilfsmitteln, besonders J. L. v. Heß, Hamburg 1810, 1811, und Meyer's Skizzen von Hamburg 1801, 1804. 2 B. 8.

HAMBURGER BERG, eigentlich eine Vorstadt von Hamburg, die von der Alster um die Stadt her sich bis zu der Elbe erstreckt, aber politisch als das Gebiet der Landherren des Hamburger Bergs angesehen wird und das Kirchspiel St. Paul ausmacht. Dahin gehört Alles, was vor dem Damm- und Altonaer Thore in Pöseldorf, auf dem heil. Geistberge, bei der Glashütte, in der Nähe der Kirchhöfe, bei der Ölmühle, beim Schulterblatte und auf dem Hamburger Berge angebauet und 1813 unter Davoust bis auf eine Entfernung von 250 Toisen von der Stadt völlig abgebrochen und verwüstet war, seitdem aber schöner wieder hervorgegangen ist. Die Kirche S. Paul, seit 1820 vollendet, ist ein einfaches thurmloses Gebäude, nahe an der Elbe. Man rechnet jetzt gegen 700 Häuser und vielleicht mehr als 6000 Menschen, die sich auf 42,400 QRuthen nähren und Schiffswerfte, Thran- und Kalkbrennereien, vorzüglich aber eine große Menge Lust-, Tanz-, Schenk- und Wirthshäuser unterhalten; denn die Berge waren von jeher der Tummelplatz der untersten Volksklasse von Hamburg, der fremden Matrosen, die hier mit vollen Händen ihr Geld wegwerfen. Auf dem Platze vor dem Altonaer Thore gibt es Volksbelustigungen aller Art: hier haben der Hanswurst und auch die Venus Vulgivaga ihre Tempel aufgeschlagen. An Sonn- und Festtagen wogt hier eine ungeheure Volksmenge, die nicht bloß aus Hamburg, sondern auch aus Altona sich versammelt; denn den hamburger Berg trennt nur ein 8 Fuß breiter Scheideweg von Altona, wohin eine gerade, feste, 4000 Schritt lange Chaussee und eine neue stattliche Straße führt. Im haarburger Berge ist der Landungsplatz für die nach Haarburg gehende Dampffähre, und auf dem Schulterblatte wird Montags, Mittwochs und Freitags, in der Schlachtzeit vom Octbr. bis Weihnachten auch Sonntags, der große Ochsenmarkt gehalten, wo wöchentlich wohl 400 bis 500 Stück Rindvieh verkauft werden.

(Nach *Röding.*)

HAMBURGH, vier Ortschaften in Nordamerika: 1) in der Delaware, Grafsch. Newcastle, an dem Delaware; 2) in der Illinois, Grafsch. Union, am Missisippi; 3) in der Pennsylvania, Grafsch. Berks, 60 Häuser, 360 teutsche Einw., und 4) in dem Südcarolina, District Edgefield. Letztere liegt am nördlichen Ufer der Savanna und blühet (Columbus 1827 Febr. S. 165) zum Nachtheile der gegenüber stehenden Georgia, Stadt Augusta, schnell auf, indem sie im August 1826 schon 2700 Einw. hatte, und eine höchst bedeutende Stromschifffahrt unterhielt. (*G. Hassel.*)

# [illegible]

[illegible]

[illegible]

[

durch Verbrennung ihrer Häuser und sonstigen irdischen Güter zu bestrafen, sondern einem glühenden Ketzerriecher des heiligen Officium gleich wollte er ihre Person selbst dem Feuer opfern [7]). Über das Alter, worin man die Wallfahrt zu unternehmen hat, gibt der Koran keine nähere Bestimmung; und obschon einige, einem gewissen Rigorismus huldigende Imams behaupten, daß jeder Gläubige damit nicht genug eilen könne: so ist doch die herrschende Ansicht, daß man diese Pflicht eben so gut auf ein höheres Alter verschieben, als sich ihr in der Jugend unterziehen könne. Man stützt sich dabei auf die Meinung des berühmten hanefitischen Imams Mohammed und des Imams Schafei; dann aber auch auf das Factum, daß der Stifter der muhammedanischen Lehre selber erst die Wallfahrt unternahm (im 10ten J. der Hedschra), nachdem sie schon vier Jahre früher in seinem Koran geboten war, woran freilich seine gespannten Verhältnisse mit den Mekkanern vielleicht allein die Ursache waren [8]).

Diese so hoch geachtete Religionspflicht kann aber trotz ihrer Verdienstlichkeit und Wichtigkeit in gewissen Fällen unterlassen werden, über deren Bestimmung jedoch die moslemischen Gelehrten sich nicht völlig vereinigt haben. Der Koran (Sur. 2, 107. 3, 97. ed. Marr.) hat sich nur allgemein darüber erklärt, und verpflichtet wurde, wer die Wallfahrt unternehmen kann. Außerdem verlangt er nur noch, daß jeder Pilgrim, um Andern nicht zur Last zu fallen, für seinen Unterhalt auf der Reise Sorge trage (Sur. 2, 98.). Was er der eignen Beurtheilung anheim stellte, hat die theologisch-juridische Spitzfindigkeit ebenfalls als positives Gesetz den Gläubigen auferlegt. Die Anhänger des Imam Schafei glauben nämlich nur denjenigen von dieser Religionspflicht dispensirt, wem der nothdürftige Unterhalt und die erforderliche Kleidung abgeht; Malek dagegen und seine Partei erklären solche für frei davon, welche durch Krankheit oder Mangel an hinlänglichem Vermögen zur Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse behindert sind [9]). Doch der größeste Theil der Moslemen, insbesondere aber die Türken, auf Ebu Hanifeh's Auctorität bauend, setzen außer diesen beiden noch mehrere andere Umstände voraus, wenn die gesetzliche Verpflichtung wirklich eintreten soll. Zuvörderst muß Jemand im Zustande der Freiheit sich befinden, denn der Sclave hängt vom Willen seines Herrn ab, und muß selbst dann noch dem Gebieter Folge leisten, wenn dieser seine bereits gegebene Erlaubniß zurücknähme und wäre sogar in dem Falle nicht entbunden, dem Herrn zu gehorchen, wenn er schon durch das Anlegen der Pilgerkleidung sich zur Ausübung der Pflicht ernstlich angeschickt hätte. Für einen Sclaven bleibt daher die Wallfahrt ein opus supererogationis, wenn man diesen Ausdruck der christlichen Scholastik gebrauchen darf; und sollte derselbe auf irgend eine Weise in den Zustand der Freiheit gelangen: so würde sogar eine vielmals wiederholte Reise zu dem Heiligthum in Mekka ihn nicht von der dann erst eintretenden Verpflichtung zur Wallfahrt los machen können. Nicht minder erforderlich ist der völlige Gebrauch des Verstandes und Volljährigkeit; Wahnwitzige und Minderjährige sind also nicht verpflichtet. Wer indeß schon in seiner Jugend die Wallfahrt unternahm, ist späterhin, wenn er völlig erwachsen ist, wie der frei gewordene Sclave, zur Erneuerung der Reise verbunden. Was diesem aber nicht frei stand, wenn er auf der Wallfahrt die Freiheit erhielt, das ist ihm nachgelassen, falls er vor gänzlicher Vollbringung der religiösen Übung volljährig würde. Er kann nämlich durch Vertauschung seines bisher getragenen Pilgerkleides mit einem neuen seine Wallfahrt zur giltigen erheben. Daß auch ohne Gesundheit, wozu Freiheit von körperlichen Gebrechen gehört und ohne Wohlhabenheit, so daß man dem Unterhalte seiner Familie keinen Abbruch zu thun hat, um die Reisekosten bestreiten zu können, keine Verpflichtung eintrete, versteht sich von selbst. Die meisten Moslemen gehen aber noch weiter, und verlangen auch Sicherheit der Reise. Will man sich indeß auf die Gefahr, als ein augenfälliges Hinderniß ohne Vorwurf berufen, so muß diese ganz gewiß und alljährlich eintreten. Für Frauen ist jegliche Wallfahrt nicht nur eben so beschwerlich als für Männer, sondern auch in vieler Rücksicht bedenklich. Deßhalb können sie nur dann als verpflichtet angesehen werden, wenn sie einen Begleiter finden, der nach morgenländischen Begriffen als ihr Schutz auftreten darf. Am einfachsten ist es, wenn sie die Reise in Gesellschaft ihres Mannes unternehmen; außerdem muß es ein sehr naher Verwandter seyn, dem der Zutritt ins Harem offen stand (s. den Art. Harem), und deßhalb Mahrem (محرم) genannt wird. Findet sich ein solcher gesetzlich anerkannter Begleiter, der durch seinen Lebenswandel sich des Zutrauens würdig gezeigt hat, so ist die Erlaubniß des Gatten nicht erforderlich, wenigstens darf er sich nicht widersetzen; nur der Imam Schafei betrachtet die ausdrückliche Erlaubniß des Mannes als durchaus erforderlich. Die Frau hat für ihren Beschützer, wie billig, die Reisekosten zu tragen. Eine Witwe oder von ihrem Gatten getrennte Frau ist übrigens so lange von der Wallfahrt entbunden, bis die Zeit verflossen ist, welche zwischen dem Tode des Mannes oder der Trennung vom demselben bis zu einer neuen Verheirathung nach islamitischen Gesetzen verflossen seyn muß (s. die Art. Harem u. Iddeth). Endlich verwahrt man sich noch durch den allgemeinen nnd unbestimmten Ausdruck, daß überhaupt kein gesetzmäßiges Hinderniß, von welcher Art es auch sei, da seyn dürfe. Dahin gehört z. B. die eigenthümliche Lage des türkischen Sultans, welche ihm nicht gestattet, seine Hauptstadt Stambul auf längere Zeit zu verlassen [10]).

7) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 33. 8) Derf. a. a. O. S. 33. 9) d'Herbel. Orient. Bibl. unt. d. W. Hagge.

10) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 34—37 vgl. S. 152.

Der über geringe war, und Gründer, welche das Gesetz zur Hefe. Da Kerl entweder ein über meinere Mass zu verbrauchen, darf Gebrauch der Hand und zu ganz da Ordnung für seine Pflicht vor seinem Leibe und entsetzen zu können. Demgemäß man verwunden lassen. Keine Mahlsteine und in mässerlichen Kammen empfindlich Strafbemerke finden um in Gewissen und besser zu behandeln. abgemäß mehr Sorge an da Armen in Irrsinn und unsittigen Unternehmen, welche da heilige Kerle thun wollen. Sonst ist für an des Lebens Lust, und durch Unterhaltung der Kranken, und mit andern. durch Gesetz als vornehmst anderen Grunde außer Stande, dafür Kampfesmittel in Gericht zu gelangen: in besonders ist für eines Stellvertreter. Eine jüdische Gebärde heißt dort Hadsch – also gar: der Stellvertreter Amt die Hadsch und der welcher da Gebärde für sie vor sich. Meister da Hadsch. In neuen Jahre der dort Stadt sein vor sich gegangen, wo man sie vor besonders Tiere. und Entschuldigungen dafür. daß man da Kerle nicht verhindert macht. sie hab genug ausfüllen lassen. Einer sie ist für reiche Männer der Armut, welcher ein solcher Stellvertreter vermietet, ganz unentbehrlich gegen die Kirche. wenn sie einer von einen in Gericht zu bestimmenden Gebärde nothwendig verwunden gewesen wären, und sonst da zu Mekka von einer angestellten Kirchen wieder einen. wenn sie sich in Kirche Sommer Gelegenheit haben erhalten wollen, unterwegs Summen gebüßt haben. Dieser gibt es noch Pilgrime von Gerichten, welche da Gebärde immer wieder von neuen gegen Bezahlung der Kirchen für gehörden, der ihre besorgt, vollbringen: jenen Sommer sie nach dem Gesetz da Kerle innerhalb eines Jahres nur ein Mal nun[1]. Daß der eine volle Gebärde-Handlung dem zu Gute komme, welcher sie für sich nun hat, ist bei den Muhamedanern abgenommen: man sagt sich dass auf einige Ausnahme und dem alten Muhammed, welche die Übernahme des Vertretens, besonders auf Verlassen verwiesen[2]. Der nur der Gebärde Vertretene kann außer den Kirchen seine andere Bezahlung verlangen und ist sogar gehalten, wenn er weniger brauchte, als er empfangen hat, das Übergebliebene zurück zu erstatten. Wegen der persönlichen Verpflichtung eines Jeden zu der Gebärde ist man über erst dann berechtigt, die Stellvertretung als Ausnahmsmittel zu benutzen, wenn man in letzten Todeskrankheit, oder doch in einer solchen Krankheit sich befinde; wurde Jemand wieder gesund, so hörte die Gültigkeit der von einem Andern für ihn vollbrachten Kerle auf und sie wurde als nun gültiger betrachtet werden. Einer jungen Leute kann wegen jede, Kerl Reise und Sommer, unternommen hat gern nur sehr wohlhabig und verständige Männer der, und sich heißt es, wenn es ein Christ ist, d. h. ein Reicher, der bereits da Gebärde für sich vollbracht hat. Für zwei Personen darf Niemand zu gleicher Zeit und Mekka gehen: wenn es sie, so würde seine Kerle einen nur zu Gute kommen, aber Keiner von da Kirchen nur einen gelangen. Die Frage und Bezeichnung, welche für der Stellvertreter gegen da auf da Kerle zu bezeichnender Kampfesfrage zu Schulden kommen läßt und welche dem Landrichter. dem Zuschauung eines Dorfes oder einer Stadt genommen abgenommen werden, sind absolut keine Sache. und man verlieren die Stadt nur der Vertreter treffen kann. Für wenn es auf den Weg dem es unternommen Gebärde ergangen wurde, kommt das Leben zu vergehe Leute auf da Rechnung dessen, der den Auftrag ertheilt hat. Sind seine Bezahlungen so bestimmt, daß da Gebärde Leben nicht will. so kann die bereits gemachten Ausgaben ihm zu Last. und muß es in andern Jahre da Kerle ganz auf seinen nehmen. Das eigene Mittel ist es sich das Leben zu verbieten, welches mit Land gegen Gut für das Kind den Gefängnis einen und verlieren zu dürfen. vorgesehen wird. In allen Seiten, welche der Stellvertretende Pflicht verletzt. darf es nur der Kammer dessen nen, für welchen er empfangen ist: nämlich ist diese, wenn jener einen Fehler seiner Pflicht begangen hätte. seinen Gründen kann. da den Auftraggeber nicht empfangen kann. wenn das Verwandtschaft der Gründung gekommen. Um nun Unrecht zu leisten, sagt da der Pilgrim in Mekka mit einem Zusatz an jemand ausführen. daß er da Gebärde für sich oder jene Person wollen vollbracht habe[3]. Wenn es unterwegs einmal oder da Fortsetzung der Kerle nicht benutzen wurde. darf es die bestimmte Pflicht mit seine Person einem Andern übertragen: denn jene fromme Bestimmung dessen, der sie fordert, wurde da Kerle gefährdet und nutzlos. Stirbt er auf den Wege, so muß der für sie Stellvertreter da Kerle wieder ganz von vorn anfangen: nur die beiden heiligen Imams Ebu Hanife und Muhammed sagen es nun, wenn er da von dem Orte begann, wo der seinen verließ. Sollte aber derjenige, welcher seine Pflicht durch Stellvertretung erfüllen wollte, ungerechten Gut gehalten sein, so dürfen da Kerlehren für den guten Stellvertreter nur von dem einen Orte bei seines dauernden Lebens bestimmt werden. Hat endlich Jemand in seinem Testamente verordnet, daß die Wallfahrt für ihn noch geschehen soll, so kommt es darauf an, ob er eine bestimmte Summe dafür ausgesetzt hat oder nicht. Im ersten Falle darf man über jene Summe nicht hinaus gehen; habe sie also nicht

---

1) *Niebuhr beschreibung de l'Arabie* p. 346 — 47. Man findet hier und mehrere Beispiele angeführt, welche das Gesetz führen im Namen Anderen zu einem frömmlichen Kirchengang gemacht haben. 2) Als der Prophet auf der Wallfahrt war begriffen wurde, wie verschiedene Kinder das von ihren empfangene Geld wieder zurückgeben wollten sagte, gab er den Rath. für sie zu fasten, zu beten und Almosen zu geben, weil sie so Fromme davon gewiß erretten würden. Ein anderes Mal befahl er, daß die einmalige Übernehmung eines bestimmten Gutes der Alten Sache an Verbrechen zu einem Bezahlungsmittel über darauf Reisenden zum Verbrauch mitgenommen werde. Sylvestre de Sacy zu Abdallatif Observations p. 7 deutsch. Übers.

3) Niebuhr a. a. O. S. 347.

hinreichen, um einen Stellvertreter von dem Wohnorte des Verstorbenen schicken zu können: so läßt man ihn von einem Orte ausgehen, der näher an Mekka liegt. Im zweiten Falle aber muß der Stellvertreter, wenn er durch den Tod oder auf eine andere, von ihm nicht verschuldete Weise die Wallfahrt zu vollenden behindert war, so oft ersetzt werden, bis der letzte Wille des Verblichenen wirklich erfüllt ist, und sollten die Reisekosten auch den dritten Theil des hinterlassenen Vermögens übersteigen[14]). Wenn Jemand weder in Person noch durch einen Stellvertreter während seines Lebens diese gesetzlich vorgeschriebene Übung vollbracht, noch auch in seinem letzten Willen Sorge getragen hat, daß seine Schuld nach seinem Tode getilgt werde, so kann dieß nur dadurch gut gemacht werden, daß ein Verwandter oder ein Erbe freiwillig und auf eigene Kosten zum Andenken und im Namen des Verstorbenen wallfahrtet[15]).

Die verschiedenen Gebräuche, welche von den Moslemen auf der heiligen Reise nach Mekka beobachtet werden, sind theils unerläßliche, theils minder wichtige. Der Unterschied gründet sich auf ihren Ursprung. Die erstern sind namentlich im Koran ausdrücklich geboten, (Fars). Die andern stützen sich auf die übrigen Theile islamitischer Gesetzgebung (Wadschib), oder ihre Verbindlichkeit schreibt sich bloß von der schuldigen Nachfolge des Propheten her (Sunnet). Unterläßt man von den erstern ein einziges Stück, so ist die Wallfahrt null und nichtig, und muß nochmals geschehen. Dagegen zieht die Unterlassung der zweiten Art eine weit geringere Strafe nach sich, in sofern man für jeden absichtlich oder wider Willen unterlassenen Punkt ein Opfer zu bringen hat. Die Nichtbeobachtung der dritten Klasse von Gebräuchen wird zwar nicht bestraft, aber der Gläubige hat sich ihrer doch aus Gehorsam gegen das Gesetz und aus Dank gegen die Gnade Gottes, welche ihm den Besuch des Heiligthums verstattete und die damit verbundenen großen Segnungen und Vortheile zu Theil werden ließ, gern und willig zu befleißigen. Wer alle drei Arten von Gebräuchen gewissenhaft übt, nur der hat sich seiner Pflicht vollkommen entledigt.

Die erste und wichtigste Klasse der zur Wallfahrt gehörenden Gebräuche zerfällt in folgende drei Stücke: 1) Bekleidung des Pilgers mit dem ihm vorgeschriebenen Gewande, spätestens am heiligen Abend vor dem Beiram; 2) der Besuch des Berges Arafat und 3) vier Umgänge um die Kaaba an einem der drei ersten festlichen Tage[16]). Die Stellen des Korans, welche hier in Betracht kommen, sind hauptsächlich Sur. 2, 197 — 203. 22, 28 ff. (ed. Marr.); die letztere Sure heißt selbst wegen dieser Stelle surat-ul-hadsch (سورة الحج), d. i. Sure der Wallfahrt. In ihnen sind jene Gebräuche allerdings angedeutet, allein nicht mit völliger Bestimmtheit vorgeschrieben; namentlich ist der erste Punkt unseres Wissens in der oben angegebenen Weise im Koran nicht enthalten. Darauf kommt indeß hier nichts an. Denn da die Wallfahrt bereits vor Muhammed bestand und nur durch ihn in den Islam herüber genommen wurde: so konnte im Koran die Bekanntschaft mit den wichtigsten Stücken dieser frommen Handlung vorausgesetzt und nur beiläufig des einen oder andern gedacht werden. Ein solches Verfahren war um so mehr ausreichend, da die äußeren Religionsübungen, der eigentliche Kultus sonst noch bestimmt wurde. Aus dieser zum Theil nur rein zufälligen Erwähnung der bei der Wallfahrt zu beobachtenden Gebräuche im Koran erklärt es sich auch, warum der Imam Schafei gegen die allgemeine Annahme außer diesen 3 Stücken noch zwei andere als unerläßlich und auf ausdrücklichem göttlichen Gebot beruhend wähnen konnte, nämlich den Besuch von Muzdelifet, und das siebenmalige Hin- und Hergehen zwischen Safa und Merwe[17]).

Die zweite Klasse der Gebräuche ist weit zahlreicher und enthält theils Erweiterungen der wesentlichen Stücke, theils neue Anforderungen an den Pilgrim. Wenn nämlich nach dem göttlichen Gesetz der Moslemen nur verlangt wird, das Pilgerkleid am Vorabend des Beiram anzuziehen, bevor die versammelten Pilgrimme den Gesang Telbijet anstimmen: so wird die Verbindlichkeit von andern Gesetzcodices 1) dahin erweitert, daß die von auswärts kommenden Pilgrimme es auf den genau bestimmten Stationen in der Nachbarschaft der heiligen Stadt, über welche sie nothwendig reisen müssen, und die Mekkaner am Tage vor dem heiligen Abend des Beiram anzulegen haben, und 2) wird Sauberkeit der Pilgerkleidung und Reinlichkeit des ganzen Körpers gefordert. Nach dem moslemischen Glauben an den Koran als eine göttliche Offenbarung schreibt Gott ferner nur vor, den Berg Arafat (s. d. Art. V, 87 fg.) am ersten Tage des Festes innerhalb der Zeit unmittelbar nach Mittag bis zum Morgen des folgenden Tages zu besuchen und nimmt die Pflicht schon dann für erfüllt, wenn der Pilger auch nur einen Augenblick da war, oder nur vorüber ging, sogar wenn er auf seinem Pferde im Vorüberreiten eingeschlafen war; dagegen will die erweiterte Vorschrift 3), daß man bis nach Sonnenuntergang dort bleibe; daß man außerdem noch 4) Muzdelifet besuche, ferner 5) zwischen Safa und Merwe sieben Mal hin und hergehe, dann 6) zu Dschemre-i-Akabe Steine werfe, und 7) nach dem ersten Steinwerfen sich den Kopf scheren lasse und die Opferthiere schlachte, endlich 8) zu Mekkam Ibra-

14) Nur der Imam Ebu-Jussuf ist der Meinung, daß man über den dritten Theil des nachgelassenen Besitzes in keinem Falle hinaus geben dürfe. 15) Vgl. Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 77 — 83 der teutsch. Übers. von Beck. 16) Derselbe a. a. O. S. 60 teutsch. Übers. von Beck.

17) Der letztern Bestimmung, fünf wesentliche, durch den Koran selbst gebotene Stücke anzunehmen, zeigt sich auch das von Roland bekannt gemachte Compendium theologiae Mohammedicae (de relig. Mohammed. p. 88 — 90. ed. 1., p. 112 — 20. ed. 2.) zugethan. Nur darin weicht es ab, daß es das Abscheren der Haupthaare im Thale Mina statt des Besuchs von Muzdelifet als einen von Gott vorgeschriebenen Gebrauch betrachtet.

hin ein Gebet von zwei Rikat's (s. den Art. Rikat) verrichte. Die göttliche Vorschrift, welche ausdrücklich im Koran liegt, hat nur den Umgange der Kaaba bestimmt und stellt es dem Pilger frei, sie am ersten, zweiten oder dritten Tage des Festes zu vollziehen; aber nach den andern Bestimmungen sämmtlicher Gesetzgeber werden 6, nach drei Umgänge um die Kaaba nach den vier erwähnten genannt, und 1., das Vollbringen dieser sieben Umgänge am ersten Festtage für heilig erklärt, als an den beiden folgenden Tagen. Dann muß man sie 11, stets von der Rechten zur linken machen, also bestimmt hinter der Mauer Hatim (s. den Art.) weggehen, damit das Herz der Kaaba zugewandt werde; auch für 12, die sieben Umgänge dann noch ein Mal zu wiederholen, wenn der Pilgrim die Stadt verlassen will. Endlich 13, wird noch vorgeschrieben, dem Imam (s. den Art.) bei allen gemeinschaftlichen Übungen Folge zu leisten[18]).

Alles, was außer dem bisher Erwähnten von den Wallfahrern sonst noch beobachtet wird, gehört der dritten Klasse von Gebräuchen an und bedarf nach Bestimmung dessen, was zu den beiden ersten und wichtigern Klassen gehört, keiner besondern Angabe, sondern läßt sich aus der folgenden genauern Schilderung der Cärimonien in ihrer chronologischen Reihenfolge sehr leicht herausfinden und erkennen.

Die Gebräuche, welche von den Pilgrimmen beobachtet werden müssen, unterscheiden sich in zweierlei Arten, in solche, welche jedes einzelne Individuum insbesondere, und in solche, welche die ganze Pilgergesellschaft gemeinschaftlich ausübt. Hier zunächst von der erstern Art. Der Gläubige, welcher die Wallfahrt unternimmt, muß auf der vom Propheten selbst bestimmten Station vor Mekka, auf welche sein Weg ihn führt, etwas verweilen, um durch mancherlei herkömmliche Übungen sich für das heilige Geschäft, welches er beabsichtigt, gehörig vorzubereiten und sich der dadurch zu erlangenden Vortheile würdig zu zeigen. Diese Punkte, welche mikât-el-hadsch (ميقات الحاج), d. i. voraus bestimmte Orte der Wallfahrer heißen, sind folgende: für die Pilgrimme aus Medina ist es Dsul-Holeifat (ذو الحليفة), für die aus Damask und überhaupt aus Syrien Kommenden dagegen ist Dschafet (جحفة) gewählt[19]), für die aus Irak und die, welche sich jenen anschließen, ist es Dsat-Irk (ذات عرق), für die aus Nedsch und ihre Gefährten Karn (قرن), für die Bewohner Jemens ist es Jelemlem (يلملم) und für die, welche von Suez auf dem Meere kommen, ist es Ras Bardun[20]). In einem dieser Punkte hat sich jeder Muslim zunächst vom Eintritt der Entfernten, des Gefilds und eines Theils des Korbes, Abdest (الغسل), in der ursprünglichen Sprache der Perser und Inder genannt, oder auch bloß ein Waschen des ganzen Körpers, welche das Wort ghusl (غسل) bezeichnet (s. den Art.), zu besorgen, zu haben[21]), nachdem vorher die Nägel an Händen und Füßen, auch ein Theil des Bartes abgenommen und die Haare an allen Theilen des Körpers sonst geschafft sind. Frauen, welche durch ihre Niederkunft oder durch die Menstruation nach muslimischen Begriffen unrein sind, müssen den ganzen Körper waschen, um die gehörige Reinheit zum Beginn der eigentlichen Wallfahrt zu erlangen. Erst durch das Anlegen der besondern Pilgerkleidung gibt man auch äußerlich den Entschluß zu erkennen, das heilige Land besuchen zu wollen, was nach der Vorstellung der Araber schon von Anbeginn der Welt an der Verehrung des einen Gottes geweihet war. Das Pilgerkleid heißt daher Ihram, mit dem Artikel el-ihram (الاحرام), d. i. Vorbereitung, Heiligung, und der Pilger selbst Mohrim (محرم), d. i. Geheiligter, Eingeweihter. Über die Beschaffenheit dieses Ihram's s. den Art. el-Ihram. Die Männer tragen außer dieser einfachen Bekleidung nichts weiter, wie auch die Überlieferung vorschreibt. Der Pilger, heißt es, welcher sich für die Wallfahrt zur Kaaba heiligt, trage weder Hemde noch Beinkleid, noch Kappe noch Stiefeln, sondern nur den Mantel Ihram und Sandalen am untersten Theile des Fußes[22]), und eine andere Tradition legt Muhammed den Befehl in den Mund: „der zur Pilgerschaft Eingeweihte bekleidet sich weder mit Hemd noch Kopfbinde (Turban), mit Beinkleidern oder Mützen und Stiefeln. Wer keine Sandalen findet, schneidet seine Stiefeln ab und macht Sandalen daraus[23])." Da die Stationen, von wo aus die Pilger mit dem Ihram bekleidet gehn, doch immer in einer nicht ganz unbeträchtlichen Entfernung von Mekka liegen, so hat diese Vorschrift allerdings manches Beschwerliche. Für Frauen ist daher keine unbedingte Verpflichtung zum Tragen dieses eignen Kleides vorhanden; wenn sie sich aber dazu verstehen, so legen sie

18) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 63 — 64. teutsch. Übers. von Beck. 19) Vgl. *Alberti Bobowsky* de Turcarum liturgia, peregrinatione Meccana etc. herausgegeben von Thom. Hyde hinter seiner Ausgabe von *Abulfedae Persicae* Itiner. mundi Oxon. 1650. 4., p. 13. und *Firuzabadi Opus* ed. Calcutt. T. II. p. 118 unter den W. جحفا; hiernach sind allerdings einige andre Angaben im Widerspruch, namentlich auch die von Mouradgea d'Ohsson a. a. O. 2. Bd. S. 37. teutsch. Übers. von Beck, welcher Hendjhfé d. i. nach der bei uns gewöhnlichen Pronunciation Hadschfet (حجفة) schreibt; allein die Auctorität des Firuzabadi und des Bobowsky, der als Ali-Bei die Wallfahrt selbst unternahm, sind als überwiegend anzusehen. Daß auch Edrisi den Ort so nenne, bezeugt Thom. Hyde in den Annott. zu der Stelle des Bobowsky. Endlich bestätigt es auch Niebuhr (Descript. de l'Arabie. p. 315). 20) Niebuhr a. a. O. 21) *Marracci* prodrom. ad refut. Alcor. T. IV. p. 23. 22) Bochara in seinem wahrhaften Sammler nach v. Hammer's Auszuge in den Fundgruben des Orients 1. Th. S. 307. N. 612. 23) Ebend. S. 172. N. 214.

nicht ihre sonstige Kleidung ganz ab, vielmehr gebietet die Sitte, Hemd und Unterbeinkleider anzubehalten, auch den Kopf durch einen Schleier, der aber das Gesicht nirgends berührt, völlig zu verhüllen. Alles nach dem Beispiele der Ajescha, welche die Wallfahrt mit ihrem Gatten Muhammed selbst vollzog. Meistens bedienen sich die Weiber ihres gewöhnlichen Mantels und des Schleiers; einige nehmen statt des Ihrams einen großen weißen Schleier, wodurch sie von den Achseln bis auf die Füße gänzlich bedeckt werden. Wer sich seinen Ihram mit Pelz füttern läßt, weil er zu weichlich ist oder seiner Gesundheit halber es thun muß, verfällt in die Strafe eines Opfers. Übrigens achtet man den Pilgermantel und den Schleier, welcher bei Frauen seine Stelle vertrat, sehr hoch und oft werden sie noch benutzt, den Leichnam des Pilgers hinein zu wickeln[24]). Abbildungen von Pilgrimmen männlichen und weiblichen Geschlechts gibt Mouradgea d'Ohsson in seinem Tableau général de l'empire othom. T. II. tab. 51 u. 52; man findet solche auch bei der teutsch. Übers. von Beck. 2. Th. zu S. 166 u. 167. Wer das Pilgerkleid noch früher anlegt, ehe er zu dem vor Mekka dazu bestimmten Orte gelangte, macht sein Werk noch verdienstlicher. Damit aber Niemand darin übertreibe, ist für das Tragen eine Zeit als maximum festgesetzt. Der Pilgrim darf den Mantel nicht vor dem ersten Tage des Monats Dsi'lkadeh (ذي القعدة) anziehen, so daß er ihn nicht über 40 Tage, d. h. bis auf den in der ersten Hälfte des zunächst folgenden Monats fallenden Beiramstag zu tragen hat. Übrigens müssen sich alle Moslemen, welche in der Wallfahrtszeit, also innerhalb der 70 Tage zwischen den beiden Beiramsfesten (s. den Art. Beiram, VIII, 374.), das heilige Gebiet betreten wollen, mögen sie auch ganz andere Zwecke haben, und z. B. in Handelsgeschäften reisen, dieser Kleidung bedienen. Wer es unterläßt, muß seinen Fehler durch ein Opfer söhnen. Der Imam Schafei entscheidet inzwischen, daß das Tragen des Ihram's nur für den eigentlichen Pilger nöthig sei[25]). Unmittelbar nach dem Anziehen des Pilgergewandes durchräuchert man sich mit Moschus, Storax, Aloe oder anderm Rauchwerk und Parfüms[26]), dann betet man ein zweitheiliges Gebet (ein Namaz von zwei Rikat's), und lieset beim ersten Theile die 1ste und 109te Sure des Korans, beim zweiten die 112te. An dieses Gebet schließt sich dieß andere, auf die Lage des Betenden mehr Bezug habende an: mein Gott! ich will die Wallfahrt nach Mekka vollziehen; beglücke und erleichtere sie mir und nimm sie an von mir[27]). Den Beschluß macht der Gesang Telbije (تلبية), d. i. eigentlich lebeika (لبيك hier bin ich) sprechen, also gehorchen von seinem Anfang so genannt[28]). Der Pilger darf kein Wort dieses Gesanges weglassen, wohl aber kann er, wenn er sonst will, noch etwas hinzu setzen; nach Alb. Bobowsky[29]) wird der Gesang 10 Mal stehend gesungen; und auf dem übrigen Wege nach Mekka ohne Unterlaß wiederholt, von den Männern mit lauter Stimme, von den Frauen dagegen nur leise[30]). Die Moslemen stehen in dem Wahne, daß Abraham die Kaaba gebaut habe, daß jener Gesang in Beziehung stehe zu einer vorgeblichen Einladung des hebräischen Patriarchen an alle Menschen, das von ihm errichtete Heiligthum zu besuchen[31]). Wem Mekka näher ist, als jene zum Anlegen des Ihrams bestimmten Orte, kann bis nach Hill حلّ (s. den Art.) gehen, dort aber muß er das Pilgerkleid anziehen. Die Bewohner Mekka's, wenn sie die Wallfahrt machen, nehmen den Ihram erst innerhalb der äußersten Ringmauern des Heiligthumes, wenn sie aber außerdem dort unter den Pilgern erscheinen, ist auch für sie Hill der dazu angewiesene Ort[32]).

Sobald der Pilger den Ihram angelegt hat, muß er die Heiligkeit dessen, was er thun will, stets vor Augen haben, und Alles sorgfältig vermeiden, was damit nicht im Einklange ist, als Zank und Streit, es sei denn der Kampf zu seiner natürlichen Vertheidigung (Koran, Sur. 2, 192 ff. vgl. v. 217.), und alle anstößigen Reden. Er darf keine Frau berühren (Sur. 2, 198), auch nicht jagen, noch das Wild Andern zeigen (Sur. 5, 2.), ja nicht einmal das Ungeziefer, was er an sich bekäme, tödten[33]). Der Gebrauch wohlriechender Sachen, das Abschneiden der Nägel und des Bartes, das Abrasiren der Haare an irgend einem Theile seines Körpers, und das Bedecken seines Kopfes oder Gesichtes ist ihm dann völlig untersagt. Hierauf bezieht sich auch Muhammeds Wort: Der Pilger wäscht sein Haupt, aber reibet seinen Körper nicht[34]). Doch die Augen mit Collyrium zu färben und sich durch den Aufenthalt unter einem Zelte oder im Schatten eines Gebäudes gegen die Sonnenhitze schützen, wird nachgesehen; nur der Iman Mohammed findet darin eine mit der Buße unvereinbare Handlungsweise. Das Geld, was man bei sich führt, muß in einer Börse oder in einem Gurt aufbewahrt seyn. Außer dem Ihram, den man nur für die Zeit der Reinigung ablegen darf, wird die Bewaffnung mit

24) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 166—67. 25) Derselbe a. a. O. S. 42 u. 167. 26) Ali ben Mohammed bei Marracci in dem prodrom. ad refutat. Alcor. P. IV. p. 23 setzt hinzu: wenn man dergleichen hat. 27) Derselbe bei Marr. a. a. O. Fast eben so gibt es auch Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 39 an.

28) Vollständig lautet er: hier bin ich, o Gott! hier bin ich: Niemand ist dir gleich! hier bin ich! Ja Dein ist der Ruhm und die Güte und das Reich: Niemand ist Dir gleich. Vgl. Ali ben Mohammed a. a. O. und *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 13. womit auch Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 39 zusammen stimmt. 29) De Turcar. liturg. p. 13. 30) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 40. 31) Er soll von einem benachbarten Gebirge aus den Menschen zugerufen haben: o ihr Menschen, kommt zu eurem Gott! Diese Einladung hätten selbst alle die vernommen, welche bis jetzt Muhammedaner gewesen sind und bis ans Ende der Welt als Bekenner des Islams die Erde bewohnen werden und hätten mit dem Telbije geantwortet und zwar so oft, als sie künftig die Wallfahrt nach Mekka machen würden. S. Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 39—40. 32) Alb. Bobov. a. a. O. 33) Ders. a. a. O. 34) Bochara nach v. Hammer's Übers. in Fundgruben. 1. Th. S. 172. N. 214.

einem Säbel und das Tragen eines Ringes am Finger erlaubt; den Koran hat man in einem an der Seite hängenden Sacke [35]). Mit jener frommen Gesinnung soll man sich der heiligen Stadt nähern. Wer die Pilgerschaft unternimmt, sagt Muhammed [36]), ohne Unkeuschheit zu treiben und ohne Böses zu thun, kehret rein zurück, wie ein neugebornes Kind. Vgl. auch Sur. 2, 198. 5, 3. Freilich ist hier das, was ist und seyn sollte, leider von einander sehr verschieden. Denn wenn wir auch auf des Marracci [37]) Hindeutung auf die große Unsittlichkeit, nicht viel geben möchten, weil er seine Behauptung nicht durch Auctoritäten erhärtet, so sagt doch der als wahrheitliebende Reisende J. L. Burckhardt, welcher die Pilgerfahrt selbst mit gemacht hat, daß in der Pilgerkarawane eine Menge feiler Weibspersonen sich befunden, und so sehr begünstigt worden wären, daß sie von den Vorräthen des Pascha, der die Karawane leitete, das tägliche Futter für ihre Pferde und Maulthiere dann erhalten hätten, wenn sie es von ihren Liebhabern nicht bekommen konnten [38]). Auch der bekannte persische Dichter Saadi spricht von der Lasterhaftigkeit der Pilger in starken Ausdrücken [39]). Ohnehin ist bei dem Zusammenfluß einer ungeheuren Menschenmasse auf einen Punkt die Sittlichkeit in der Regel in Gefahr, um so mehr, wenn diese Menge zum Theil aus dem Hefen des Volkes besteht, wie es doch bei der mekkanischen Wallfahrt durch die häufig angewandte Stellvertretung nothwendig der Fall ist. Ist ja doch bei den kleinern Wallfahrten in der katholischen Kirche noch neuerdings hier und da der Unfug so groß gewesen, daß wohldenkende Männer eingreifen zu müssen glaubten; um wie viel mehr darf man es da voraussetzen, wo aus drei Welttheilen Alles in Eine Stadt zusammen strömt.

Beim Eintritt in Mekka weiht sich der Pilger durch ein besonderes, für diesen Zweck bestimmtes, Gebet [40]), hält sich nirgends auf, sondern besucht sogleich, um welche Tageszeit er auch ankommen mag, die Kaaba und spricht sogleich die Gebete Tekbir (تكبير) und Tehlil (تهليل) [41]); aber auch ein eigends dazu verfaßtes [42]). In den Tempel geht er durch das Thor bâb scheïbe [43]), die ohnehin unbedeutende Fußbekleidung muß er an dem Eingange zurück lassen [44]), und während des Eintretens ein kurzes Gebet sprechen [45]). Das eigentliche Heiligthum ist die viereckige Kaaba, und in derselben der schwarze Stein, Hadschar el aswad (حجر الاسود) genannt, daher muß der Pilger sich der heiligen Stelle ehrfurchtsvoll nähern, wo dieser Stein in der Mauer sich befindet (s. Hadschar el aswad oben S. 108 dies. Bdes) und zwar die Hände gegen den Himmel erhoben und unter dem Hersagen des Tekbir und Tehlil, aber auch eines eigens dazu bestimmten Gebetes [46]). Hierauf tritt er hinzu, küßt den Stein ehrerbietig, wenn es die Volksmenge verstattet, oder noch besser, berührt er ihn mit den Händen und führt diese dann zum Munde. Kann man wegen des Gedränges keines von beiden thun, so reicht auch eine Berührung mit einem Stabe, oder mit etwas Anderem, das man in der Hand trägt, hin, nur muß man es hernach zum Munde führen; sogar die Andeutung, daß man küssen wolle, ist in solchen Fällen genug [47]). Frauen sind davon dispensirt, wenn ein großer Andrang von Menschen Statt findet. Unmittelbar nach dieser Cärimonie hält der Pilger seine Umgänge um die Kaaba, geht also von der Ecke aus, in welcher der schwarze Stein sich befindet, und wendet sich immer rechts, damit das Heiligthum dem Herzen nahe bleibe. Der Ihram wird dabei über die linke Schulter geworfen und ein Zipfel desselben unter dem rechten Arm durchgezogen, so daß die rechte Schulter bloß bleibt. Dieß geschieht aus Nachahmung des Propheten [48]) und wird mit dem Worte edhtaba (اضطباع) bezeichnet [49]). Man geht nicht zwischen der Kaaba und der Mauer Hatim (s. über sie den Art. gl. Nam.) hindurch, sondern um jene Mauer herum, weil sie ein Stück des alten, zu Grunde gegangenen Heiligthumes ist, und weil in dieser Gegend die Gebeine Ismaels und seiner Mutter Hagar ruhen sollen. Ehe der Pilger hierher gelangt, stößt er erst noch auf den Eingang der Kaaba Bab-scherif (باب شريف)

---

35) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 40—41. *Alb. Bobov.* l. l. p. 13—14. u. Ali den Mohammed bei Marracci a. a. O. 36) Nach der Überlieferung; s. Bochara in den Fundgrub. des Orients. 1 Th. S. 172. N. 213. 37) Prodr. ad refutat. Alcor. P. IV. p. 36 38) J. L. Burckhardt's Reisen in Syrien, Palästina. Aus dem Engl. mit Anmerk. von Gesenius. 1 Bd S. 388. 39) D'Herbelot unt. d. W. Hagge. 40) Man findet es bei Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 40. 41) Sie werden von ihrem hauptsächlichsten Inhalte so benannt; das Tekbir von dem allah akbar (الله اكبر): groß ist Gott, welches darin vier Mal wiederholt ist; das Tehlil aber bedeutet Verehrung, Preis, und enthält nur eine kurze Ausführung des bekannten moslem'schen Kraftspruches la ilah ill' allah (لا اله الا الله): es ist kein Gott außer Gott. Die Gebete selbst findet man bei Mouradgea d'Ohsson a. a. O. Th. I. S. 273 u. 294. teutsche Übers. von Beck. 42) Es findet sich ebenfalls bei Mouradgea d'Ohsson a. a. O. 2 Th. S. 43. 43) Niebuhr gibt an: durch das Thor bab es Salâm (باب السلام) d. i. Thor des Heils (Description de l' Arabie p. 314.) dagegen hat Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 43. teutsch. Übers. das Obige, und in dem Originalwerke ist dieses Thor auf der 45sten Kupfertafel eben so bezeichnet und ist rechts das erste, wie bei Niebuhr das bab es selâm auf der 2sten Kupfertafel. Vielleicht ist das Bab scheibé, welches sich bei Niebuhr (a. a. O. S. 312.) gar nicht findet, einerlei; denn Mour. d'Ohsson gibt an einer andern Stelle (2 Th. S. 166.) das Bab us Selam-Sany als dasjenige an, wo man die Sandalen zurück lassen müsse, womit doch gewiß dasselbe gemeint ist, durch welches man überhaupt in den Vorhof tritt. 44) Mour. d'Ohsson a. a. O. S. 166. 45) Es findet sich bei Mouradg. d'Ohss. a. a. O. S. 43. und entspricht der vorliegenden Absicht des Pilgers. 46) Bei Mourad. d'Ohsson a. a. O. S. 43 — 44. wird es vollständig angeführt. 47) *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 14. 48) *Abulfed.* Annal. Muslem. T. I. p. 140. 49) Vgl. den Scholiast zu *Hariri* comesa. XXXI. (p. 338. ed de *Sacy*), welche Stelle auch schon Reiske zu *Abulf.* Annal. T. I. p. 140. beigebracht hat, aber wie schon der Sinn der Stelle lehrt, nun aber durch jene Auctorität erwiesen ist, nicht ganz richtig. Fast wörtlich stimmt auch Firusabadi's Camus (ed Calc. p. 1056.) mit dem Scholion.

d. i. vortreffliches, heiliges Thor, dann auf die gegen Irack zu liegende Ecke; er trifft dann auf die goldene Rinne, welche das Waſſer von dem platten Dache der Kaaba ableitet, ferner kommt er zu der Ecke, welche nach Syrien hinliegt, und endlich zu derjenigen, welche in der Richtung von Jemen iſt. Beim Vorübergehen vor jedem der genannten Gegenſtände hat er beſondere Gebete herzuſagen [50]); dann aber nach geſprochenem Gebete die Ecke, welche nach Jemen hinweiſet, zu küſſen, oder mit den Händen zu berühren und dieſe hierauf zum Munde zu führen [51]). Er gelangt hierauf wieder zur Ecke des ſchwarzen Steins, bezeugt ſeine Andacht durch ein neues Gebet, bleibt einen Augenblick ſtehen und fügt ein zweites Gebet hinzu [52]). Der Umgang um die Kaaba wird ſieben Male vollbracht unter Herſagung derſelben Gebete und ſtets bei der Ecke des ſchwarzen Steines, welcher jedes Mal wieder begrüßt wird, geendigt [53]). Der Pilgrim macht zwar kleine Schritte, aber bei den drei erſten Umgängen geht er, ſchneller hüpfend und mit den Achſeln zuckend, nach Muhammed's Beiſpiele, welcher ein Jahr vor Mekka's Eroberung bei ſeiner Wallfahrt dieſe und mehrere vorhin erwähnte Gebräuche zuerſt beobachtete, um das Gerücht zu widerlegen, daß er und die Seinigen von dem in Medina herrſchenden Fieber äußerſt angegriffen wären [54]). Dieſe Art des Gehens heißt remel (رمل) oder herwelet (هرولة) und liegt den Weibern nicht ob; Bobowsky glaubt, der Moslem ſolle dadurch ſeine Bereitwilligkeit erklären, gegen diejenigen, welche Gott noch Weſen beigeſellen (d. h. gegen die Chriſten), gern und willig in den Kampf gehen zu wollen [55]). Die vier letztern Umgänge werden in einem langſamern Schritt vollbracht. Hat man dieſe ſieben Umgänge vollendet, welche den Mekkanern natürlich nicht vorgeſchrieben ſind [56]), und welche recht paſſend Umgänge der Ankunft (طواف القدوم) genannt werden, ſo muß man den ſchwarzen Stein nochmals küſſen, dann ſich zum Mekâm Ibrahim (مقام ابراهيم), ehrwürdig durch die dort in den Stein eingedrückten Fußtapfen Abrahams, ſofort begeben, um ein zweitheiliges Gebet (ein Namaz in zwei Rikat's dort zu verrichten [57]). Man kann das erwähnte Namaz, wenn an dem erwähnten Orte kein Platz mehr iſt, übrigens auch an einer andern Stelle der Moſchee halten.

Nach den eben beſchriebenen Cärimonien beim Eintritt in die heilige Stadt hat der vorkommende Pilger noch keineswegs die Freiheit, die heilige Gegend zu verlaſſen und ſich entweder in Mekka ſelbſt oder in der Umgegend ſeine Wohnung zu nehmen, ſondern es liegt ihm ob, einen neuen Cyklus von Gebräuchen durch zu machen [58]). Er kehrt zunächſt zum ſchwarzen Stein zurück, um ihn auf's Neue zu küſſen, geht durch das Thor bâb el safa (باب الصفا) [59]), zu der Anhöhe Safa (ſ. den Art. gleich. Nam.), und wendet ſein Geſicht gegen die Kaaba, betet das Tekbir, ſpricht dann das Teßlije (تصليه) oder die frommen Wünſche für Muhammed [60]), und noch ein andres mit la ilah ill' allah beginnendes Gebet [61]). Iſt dieß Alles geſchehen, ſo ſteigt er langſam in das Thal herab nach Merwe (المروة) zu, welches auf der entgegen geſetzten Seite, nur noch, über das Thor babscheïbe hinaus liegt [62]), den Zwiſchenraum zwiſchen beiden Orten, bain wadi (بطن وان), d. i. das zwiſchen (den beiden Anhöhen) liegende Thal, hat er zu durchlaufen, und an

50) Auch dieſe hat Mouragb. d'Ohſſon (a. a. O. S. 45—47.) wörtlich angegeben. 51) Mouradg. d'Ohſſ. a. a. O. S. 47. und *Alb. Bobov.* liturg. p. 14. 52) Sie ſtehen bei Mouragb. a. a. O. S. 47. 53) Ali ben Mohammed bei Marracci (Prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 23.) ſagt, daß der Pilger bei jeglichem Umgange den Stein küſſe oder mit der Hand berühre, ſo daß jeder Umgang dadurch gleichſam beſiegelt werde. Ähnlich auch *Alb. Bobovius* a. a. O. 54) *Abulf.* Annal. Muslem. ed *Reiske* T. I. p. 141. vgl. Mouradg. d'Ohſſon a. a. O. 2 Bd. S. 146. Auffallend iſt es, daß die Nachahmung des Propheten nicht ganz vollkommen iſt; denn nach Abulfeda (a. a. O.), wenn anders im gedruckten Texte kein Fehler ſteckt, hüpfte Muhammed bei den vier erſten Umgängen, die Pilger befolgen dieſe Sitte nur in den 3 erſten; vgl. außer Mouradg. d'Ohſſon a. a. O. p. 47. *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 14. und Ali ben Mohammed bei Marracci (Prodr. ad ref. Alc. P. IV. p. 23. 55) A. a. O. p. 14. 56) Ali ben Mohammed bei Marracci und *Bobov.* a. a. O.

57) Offenbar fand dieß auch Maracci in ſeinem Auctor, allein wahrſcheinlich war bloß (مقام) geſagt, wie es auch bei *Alb. Bobov.* a. a. O. der Fall iſt, was er denn mißverſtand und daher überſetzt: veniet ad locum, ubi *consistitur* u. ſ. w. 58) Wenn *Alb. Bobov.* nach dem latein. Texte eine andere Beſtimmung zu enthalten ſcheint, indem es heißt: Postea idem *alio tempore* revertitur, ſo liegt hier wohl nur ein Mißverſtändniß des Überſetzers zum Grunde. Vgl. *Marracci* l. l. und Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 48—49. 59) Niebuhr (Description de l'Arabie p. 312.) hat Bab ſoffa, was offenbar derſelbe Name iſt, nur das Zad mit Dhamma geſprochen. *Alb. Bobovius* dagegen ſagt, der Berg el Safa, wohin doch das bab el safa, wie ſein Name ſchon an die Hand gibt, gewiß führte, liege extra portam Beni Mahdan (بني سعدوم), ſo daß beide Namen wohl ein und daſſelbe Thor bezeichnen. Auf gleiche Weiſe hebt ſich denn auch wohl die oben bemerkte Differenz, daß das Thor, durch welches der Pilger in die heilige Moſchee eingeht, von Niebuhr bab es-salâm, von Mouradg. d'Ohſſon aber bab-scheibé genannt wurde. Dieſes scheibé iſt vielleicht nur elliptiſch für Beni scheibe, welche ſonſt auch bei Mouradg. d'Ohſſon erwähnt werden; ſiehe z. B. 2. Th. S. 138. teutſch. Überſ., wornach dieſer Stamm mit der Aufbewahrung der Zierathen der Kaaba vorzüglich beauftragt war. Die Stelle, wohin Mouradg. d'Ohſſon im Originalwerke auf der 45ſten Kupfertafel dieſes bab es safa ſetzt, nämlich auf den linken Flügel derſelben, Colomada, auf deſſen rechten Flügel das bab scheibe liegt, nimmt in der Abbildung Niebuhr's (a. a. O. Tab. XXI.) das bab soffa ein, ſo daß über die Identität wohl kein Zweifel bleibt. 60) Sie heißen ſo von صلّي bene precatus est und *Alb. Bobov.* umſchreibt es daher durch benedictio et pax sit super prophetam nostrum Mohammedem. 61) Es findet ſich bei Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 48. Übrigens weichen Ali ben Mohammed bei Marr. und Alb. Bobov. a. a. O. hievon ab, indem ſie zwiſchen dem Tekbir und dem Tehlije das la ilah ill' allah, ſonſt Bezeichnung des Tehlil bei ihnen, ſprechen laſſen. 62) Ali ben Mohammed bei Maraccia. a. O. Vgl. im *Mouradgea d'Ohsson* Tableau die 45ſte Kupfertafel.

den beiden Stellen, wo er bei einem Pfeiler, einem grünen und einem rothen, Milein Ahzareïn genannt [63]), vorüber geht, eilt er noch mehr [64]), zu sprechen: Gott! sei mir gnädig und vertilge meine Sünden, die du an mir siehst, o du heiligster und gnädigster Gott. Nach Merwe steigt er hinauf, wendet sein Gesicht gegen die Kaaba und verrichtet, die Hände zum Himmel erhebend, dasselbe Gebet, welches er von Safa aus zur Kaaba gewandt gesprochen hatte. Hierauf eilt er durch den eben durchlaufenen Raum zurück, und wiederholt diesen Gebrauch 6 Mal, immer von Safa anfangend und mit Merwe endigend. Dieses geschieht Alles, um an Abraham, welcher nach moslemischer Verdrehung der 1 Mos. 21, 15 ff. erzählten Begebenheit, Hagar und Ismael vor Durst schmachten gesehen, und da er von Safa aus vergeblich nach Wasser gespähet, voll ängstlicher Besorgniß zwischen Safa und Merwe immer hin und her gelaufen sei. Frauen sind von diesem Gebrauche frei [65]).

Jetzt erst begibt sich der Pilger in die Stadt und zu seiner Wohnung, darf aber den Ihram noch nicht ablegen, und hat sich immer mit religiösen und bußfertigen Gedanken zu beschäftigen. Er kann bis zum Bairamsfeste die Umgänge um die Kaaba wiederholen, doch ist es nicht nothwendig. Da die Bewohner Mekka's stets dazu Gelegenheit haben, der Kaaba ihre Ehrfurcht zu bezeugen, so gilt dieß Alles von ihnen nicht.

(*A. G. Hoffmann.*)

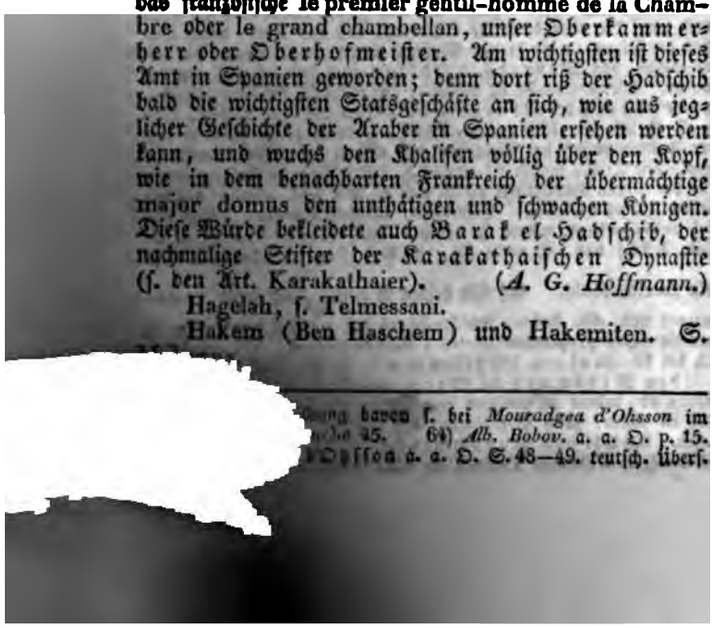
Die Fortsetzung folgt im nächsten Theile.

Hadschab oder Hadschib, s. Hageb.

HAGEB, nach teutscher Orthographie, Hadscheb oder Hadschib (حَاجِب), wofür man auch wohl, wenigstens sonst, Hagdschab geschrieben findet, bezeichnet eigentlich einen Thürhüter vom arabischen Worte hadschab (حجب), d. i. vom Eintreten abhalten. Dann aber ist es der Name einer sehr ansehnlichen Würde an dem Hofe der Khalifen und ihm entspricht das italienische Il maestro della Camera und das französische le premier gentil-homme de la Chambre oder le grand chambellan, unser Oberkammerherr oder Oberhofmeister. Am wichtigsten ist dieses Amt in Spanien geworden; denn dort riß der Hadschib bald die wichtigsten Statsgeschäfte an sich, wie aus jeglicher Geschichte der Araber in Spanien ersehen werden kann, und wuchs den Khalifen völlig über den Kopf, wie in dem benachbarten Frankreich der übermächtige major domus den unthätigen und schwachen Königen. Diese Würde bekleidete auch Barak el Hadschib, der nachmalige Stifter der Karakathaischen Dynastie (s. den Art. Karakathaier). (*A. G. Hoffmann.*)

Hagelah, s. Telmessani.

Hakem (Ben Haschem) und Hakemiten. S.



HALAL oder HELAL (حَلَالٌ), d. i. erlaubt, gesetzmäßig, das Gegentheil von Haram (حَرَامٌ), d. i. verboten, gesetzwidrig, ist ein von den Muhammedanern sehr häufig angewandter Ausdruck. Die Antwort des Mufti auf die ihm vorgelegten Fragen besteht, wenn sie billigend ausfällt, bloß in diesem Worte, eben so wie beim Gegentheile Haram gebraucht wird [1]). Wenn in zweifelhaften Fällen oder bei Streitsachen, sei es durch die Vermittelung von Freunden oder auf Befehl der Obrigkeit, ein Vergleich getroffen wird, so wird derjenige, welcher durch den Vergleich Etwas empfängt, gewöhnlich seinen Gegner ersuchen, ihm den Besitz davon durch das Wort Halal zu einem gesetzmäßigen zu machen. Selbst ungerechte Richter und Beamte, welche durch die schändlichsten Mittel ihren Schlachtopfern Etwas abpressen, halten sich nicht früher für sicher in dem Besitze, bis jene dieses viel geltende Wort ausgesprochen haben [2]). Es ist also dem moslemischen Vorurtheile ganz angemessen, wenn Thomas Hope seinen Renegaten Selim bei dem Straßenraube, den dieser an einem von Mekka heimkehrenden Pilger begeht, darauf ein Gewicht legen läßt, daß der Pilger im Vertrauen auf seine Begleitung scherzend gesagt hatte, der Räuber sollte haben, was er nehmen könnte [3]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HALBERSTADT, 1) Hochstift und Fürstenthum. Über die Entstehung des Hochstifts Halberstadt sind die Geschichtsschreiber nichts weniger als einig. Nach Werner (chron. Halberst. I.) soll dasselbe bereits unter dem großen Karl im Jahre 770, nach der Mindenschen Chronik (apud Leibnitz scr. rer. Brunsv. I, 160.), unter demselben im Jahre 777, nach Sagittar (Chron. Halberst. 8.) im Jahre 780 und nach dem sächsischen Chronographen (p. 125.) im Jahre 781 und zwar, wie Alle überein kommen, zu Selingstadt oder Osterwyk gestiftet seyn. Allein gegen diese Angabe setzt sich Leuckfeld mit aller Kraft, und meint, daß die Stiftung des Hochstifts Halberstadt, von Karl dem Großen, der später erst die Sachsen zur Annehmung des Christenthums 780 gezwungen hatte, eben so wenig glaublich sei, als daß er noch 8 oder 9 andre dergleichen Bisthümer in diesen Gegenden errichtet haben solle: wohl möge derselbe solches im Sinne gehabt, ausgeführt aber habe es sein Sohn Ludwig der Fromme, weil in dem Briefe vom 4. Non. Sept. 814 zuerst Hildericus Catholanensis Halberstadiensis episcopus venerabilis genannt werde. Über die Echtheit dieses Schreibens sind

---

[illegible] baron s. bei *Mouradgea d'Ohsson* im [illegible] 25. 64) *Alb. Bobov.* a. a. O. p. 15. [illegible] Ohsson a. a. O. S. 48—49. teutsch. Übers.

1) d'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Hallal, vgl. Toderini's Literatur der Türken. 1r Th. S. 54 ff. u. S. XX. der Vorrede in der teutsch. Übers. von Hausleutner. 2) Mouradgea d'Ohsson Allgemeine Schilderung des othoman. Reichs. 2r Th. S. 350—51. Teutsch. Übers. von Beck. 3) Thomas Hope Anastasius. 5r Th. S. 53, 107 und öfter nach der teutsch. Übers. von Lindau.

zwar manche Zweifel aufgeworfen, auch kommt es im Grunde wohl wenig darauf an, ob das Bisthum ein Dutzend Jahre früher oder später in das Leben getreten sei: unbezweifelt ist, daß es schon unter dem frommen Ludwig bestanden habe, indem Urkunden vorliegen, wo halberstädtische Bischöfe feierlichen Handlungen dieser Zeit beigewohnt haben. Daß aber das Bisthum früher da gewesen, als die Stadt, ist sicher, wir finden ihren Anbau und ihre Erweiterung fast unter jedem Bischof angeführt, und vielleicht gab eine Kirche oder ein Kloster, das sich auf dem Platze erhob, wo jetzt Halberstadt steht, die Veranlassung, daß der erste Geistliche des Gau daselbst seinen Sitz nahm und von dort aus seinen Sprengel versah. Um diesen Prälatensitz bildete sich in der Folgezeit die Stadt, deren Namen man sich schwer zu enträthseln weiß. Hildegrin, ein Mönch aus Werden in Westphalen, war der erste Bischof, der indeß mit seinem Krummstabe noch keinen Landbesitz verband: die mächtigen Dynasten von Aschersleben oder Askanien, von Ballenstedt, von Sommerschenburg, von Supplingenburg und von Walbeck engten seinen Sitz ein, dessen Sprengel sich anfänglich über die Gauen Nordthüringau, Hartingau, Darlingau, Hassigau und Schwabgau erstreckte, allein nach Errichtung des Erzstifts Magdeburg verlor derselbe, wie die Dotationsurkunde desselben von 1012 beurkundet, den ganzen Nordthüringau und Theile der benachbarten Gauen, wie er auch im S. durch die Errichtung des Hochstifts bedeutend verkleinert wurde. Die ersten Bischöfe hatten noch keine Ahnung von einem Länderbesitze, der einst zu einem souveränen Eigenthume führen konnte, sondern beschäftigten sich als wahre Hirten bloß mit geistlichen Dingen, hatten auch genug zu thun, um die Lehren des Christenthums bei den widerspenstigen Sachsen eingänglicher zu machen und den alten Sauerteig des Heidenthums, dem sie im Herzen noch immer huldigen mochten, auszurotten. Hildegrin I. hatte unter seinen Nachfolgern einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Haimo, den Schüler Rhabans, der 840 den bischöflichen Stuhl bestieg. Hildegrin II. weihete 859 seine bischöfliche Kirche, den Dom des heiligen Stephan, ein und um dieselbe scheint sich nun nach und nach die Stadt ausgebildet zu haben; Siegmund erlangte 895 von dem Kaiser für sein Kapitel das Recht der freien Bischofswahl; Hildiward mußte 968 einen Theil seines bischöflichen Sprengels an Magdeburg und Merseburg abtreten; unter Arnulf war der Ort Halberstadt bereits dergestalt angewachsen, daß der Bischof 998 ihm die Rechte einer Stadt ertheilte, und 1012 setzte Papst Benedikt VIII. die Gränzen der 3 Sprengel von Magdeburg, Merseburg und Halberstadt, worüber man bisher nie einig war, bestimmt fest (Leukfelds antiq. Halberst. 349). Der Bischof erhielt dagegen in diesen Zeiten über die Güter, die das Stift sich um die Stadt erworben hatte, das Eigenthum, und die Bischöfe fingen an das Prädikat: Von Gottes Gnaden sich beizulegen. Die benachbarten Dynasten und größern Güterbesitzer fingen um diese Zeit an, wo die Lehnsverfassung im Werke war, ihre Güter dem Schutze des Bischofs anzuvertrauen, und unter Burkard II., der 1088 starb, wurde schon ein Lehnshof zu Halberstadt errichtet, dessen Umfang, wie das Register von 1311 ausweiset, nicht unansehnlich war: bei der Zersprengung der Macht Heinrichs des Löwen 1190 scheint das Stift unter seinem damaligen Bischofe Dieterich doch erst völlige Landeshoheit über seine eignen Güter und manche welfische Parzele erlangt zu haben. Vorzüglich arrondirte es sich vom 12ten bis 15ten Jahrh.: im 12ten vermachte ihm in einem Testamente Albrecht Robert von Moorsleben die Stadt Horenburg mit Zubehör; 1233 erhielt es durch Tausch von dem Kloster Kemnade Stadt Grüningen, die es zwar wieder verpfändet, aber von Bischof Albrecht III. 1377 wieder eingelöset wurde, und 1253 von eben diesem Kloster die Stadt Kroppenstedt mit Zubehör; 1288 verpfändeten die Grafen von Askanien Wegeleben dem Stifte, dessen Eigenthum nach dem Aussterben dieser Grafen ihm blieb; 1319 brachte Bischof Albrecht I. Aschersleben an dasselbe; 1332 vermachte ihm Graf Burchard von Askanien die Stadt Ermsleben, Burg Falkenstein und dazu gehörige Ortschaften, 1368 vereinigte damit Bischof Albrecht III. das Amt Altgatersleben; 1471 erkaufte es die Herrschaft Derenburg und 1487 eroberte Bischof Ernst die hondelagische Burg Weferlingen, die er mit den dazu gehörigen Ortschaften dem Stifte einverleibte und sich deßhalb 1491 mit dem Hause Braunschweig verglich. Die letzteren Erwerbungen, die es vor seiner Säkularisation machte, war die Grafschaft Regenstein 1641, deren sich der letzte Bischof Erzherzog Leopold Wilhelm von Östreich gegen die Ansprüche des Hauses Braunschweig bemächtigt und den Graf Wilhelm Leopold von Tättenbach damit belehnt hat, eine Sache, die nachher einen weitläufigen Prozeß bei den Reichsgerichten veranlaßte. Es hatte dem Stifte nichts geschadet, daß es seit dem 13ten Jahrh. seine Bischöfe meistens aus den benachbarten Fürsten- und Grafenhäusern genommen hatte: wohl führten diese einen prächtigeren Hofstat, als es ihre Einkünfte erlaubten, allein meistens bestritten sie denselben aus eignen Mitteln und nur zuweilen griffen sie die Landesgüter an, um durch deren Verpfändung sich Mittel zur Fortführung desselben zu verschaffen. Dafür waren sie aber auch die eigentlichen Mehrer des Stifts geworden, und selbst die Prinzen aus dem Hause Braunschweig, die zuletzt, nachdem das Stift bereits die Lehren Luthers angenommen hatte, die Bischofsmütze trugen, hatten, wie Heinrich Julius, mehr für das Interesse des Stifts als ihres Hauses gethan. Darum hatte auch das Land einen hohen Grad von Wohlstande erlangt. Luthers Kirchenverbesserung fand frühen Eingang: zuerst war es die Stadt, die sich offen zu der neuen Lehre bekannte, dann folgte nach und nach das Land, und zuletzt trat auch der größere Theil des Kapitels dazu über: als der letzte katholische Bischof starb, glaubte man am besten für die Aufrechthaltung der evangelischen Kirche gesorgt zu haben, wenn man einen der benachbarten protestantischen Fürsten zum Bischofe postulirte, und die Wahl

[illegible]

[illegible] Seifen-, 4 Eisen- und 5 Holz-, 5 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 5 Apotheken, [illegible] und 202 Höfen; Gasthöfe waren 5, Krüge 23, Garküchen 10

und Schenken 51. Der Kramhandel ist ganz bedeutend; es werden Wochen- und jährlich 7 Kram- und Viehmärkte gehalten. Übrigens ist die Stadt altfränkisch gebauet; die Straßen mit Ausnahme weniger schmal, doch gut gepflastert und zur Nachtzeit erleuchtet. Sie hat immer eine ansehnliche Garnison. Dicht umher ist sie mit Gärten umgeben: in der Nähe und kaum ¼ Meile entfernt sind gegen den Harz gekehrt die Spiegelschen Berge, die von einem vormaligen Domdechant von Spiegel aus öden Sandhügeln in eine anmuthige Parkanlage versammelt, wo man in einem eigens dazu eingerichteten Schoppen das große Grüninger Weinfaß aufbewahrt. König Friedrich II. ertheilte dieser Anlage, die jetzt als Lustgarten benutzt wird, die Privilegien eines adligen Gerichts 1771. — Halberstadt, dessen Namen ältere und neuere Schriftsteller auf mancherlei Art herzuleiten gesucht haben, hat der ersten daselbst errichteten Kirche, an die frühe ein Bischof gestellt wurde, sein Daseyn zu verdanken: sie wuchs, je mehr Ansehn jene gewann; es soll schon 998 Stadtrechte, 1203 aber Mauern und Stadtgraben erhalten haben. Im Anfange des 18ten Jahrh. wurde jenseits der Holtemme die Gropervorstadt erbauet; im siebenjährigen Krieg litt es viel, und 1809 nahm darin der Herzog von Braunschweig Öls ein ganzes westphälisches Linienregiment gefangen. (*H.*)

HALEBI (حلبي), d. i. Halebensis, ein sehr häufig vorkommender Name von mehreren ausgezeichneten Gelehrten, die von Haleb gebürtig waren. Vor allem gehört dahin Omar ben Ahmed, bekannt unter dem Namen Kemaleddin (s. den Artikel), Verfasser eines geschichtlichen Werks über seine Vaterstadt, von dem G. W. Freytag theils in seinen Selecta ex historia Halebi (Lut. Paris. 1819. gr. 8.), theils in dem Regnum Saahd-Aldaulae in oppido Halebo (Bonn, 1820. 4.) sehr interessante Stücke im Original und Übersetzung bekannt gemacht hat. Ein andrer wichtiger Schriftsteller im historischen Fache aus Haleb ist Muhibbeddin Abulwalid Muhammed gewöhnlich Ibn Schohna (s. den Art. gleichen Namens) genannt[1]); einen zweiten Schriftsteller des Namens Ibn Schohnah und ebenfalls von Aleppo gebürtig, erwähnt d'Herbelot[2]). Sehr berühmt ist der Scheich Ibrahim ben Mohammed ben Ibrahim el Halebi, der hanefitischen Partei angehörend, gestorben nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts: durch sein juridisches Werk moltaki alabhar (ملتقي الابحر), d. i. Zusammenfluß der Meere, wovon unter andern die königl. Bibliothek zu Paris (Cod. 572 u. 573.) und die herzogl. zu Gotha[3]) (Cod. 173.) Handschriften besitzen, hat er sich große Verdienste erworben. Ein Mehreres davon siehe unter Moltaki. Außer den bisher erwähnten Gelehrten aus Aleppo gedenken wir nur noch des Abul Abbas Achmed ben Mohammed Dhaheri, des Verfassers eines Commentars über 40 Überlieferungen Muhammeds (s. den Art. Hadith S. 94 fgg. dies. Bandes), er starb 696 d. H.[4]), des Ali ben Borhan, welcher der schafeitischen Sekte zugehörte und eine Geschichte Muhammeds geschrieben hat in 4 Theilen, welche die gotha'sche Bibliothek besitzt[5]) und des Ibraham ben Joseph, gewöhnlich Ibn el Hanbali (s. den Art. gleichen Namens) genannt, eines Schriftstellers über Politik. (*A. G. Hoffmann.*)

HALLE (Johann Samuel), ein populärer Vielschreiber, namentlich in den Fächern der Technologie, Physik und Naturgeschichte, war 1730 zu Bartenstein in Preußen geboren und bekleidete bis zu einem hohen Alter die Professur der Geschichte bei dem adeligen Kadettencorps zu Berlin, wo er den 9. Januar 1810 als Pensionirter starb. Die größte Verbreitung gewann von seinen zahlreichen Compilationen und Übersetzungen*): Die natürliche Magie, oder, wie der Titel vollständig heißt: Magie oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewandt worden. Berlin 1783 ff. IV. 8. und mit mehreren Fortsetzungen bis 1802. XVII. Bände. Einen dauernden Werth behauptet sein Werk: Die teutschen Giftpflanzen nach ihren botanischen Kennzeichen und Heilmitteln. Berlin 1784. 8. wovon 1801 bis 1803 eine vierte Auflage in 2 Bänden erschienen ist. Als seine dritte Hauptarbeit ist zu nennen: Werkstätte der heutigen Künste oder die neuere Kunsthistorie. Brandenb. u. Leipzig 1761—79. VI. 4. Sein Porträt steht vor dem 55sten Bande der krünitz'schen Encyklopädie. (*R.*)

HALSKRANKHEITEN, sie gehören theils zu den Krankheiten, welche auch andere, allgemeiner verbreitete Gebilde befallen können und so lange sie in der Haut, den Muskeln, Gefäßen und Nerven überhaupt bleiben, nicht bis zu den dem Halse eigenthümlichen Organen dringen, so wohl in Hinsicht der Zeichen, als der Behandlung von dem über die Krankheiten jener Theile im Allgemeinen Giltigen, nur in so weit abweichen, als die verschiedene Form, Größe, Lage, und Bestimmung derselben es mit sich bringt, z. B. Entzündungen, Wunden, Geschwülste, Geschwüre, Furunkel, Carbunkel, Ausschläge u. dergl., theils sind sie dem Halse und den an demselben befindlichen Organen eigenthümlich, hieher gehören: die Entzündungen des Kehlkopfes, der Luftröhren, des Schlundkopfes, des Schlundes, (s. Bräune, Th. XII. S. 198 folgg.), Geschwüre in denselben (s. nachfolg. Art.), Luftröhrenschwindsucht, (s. Schwindsucht), fremde Körper, welche in jenen Theilen stecken, Verengerungen und Zerreißungen derselben, (s. die ein-

1) d'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Halab; *De Rossi* dizionario storico degli autori Arabi più celebri. p. 169. Vgl. auch *Freytag* selecta ex histor. Halebi. p. LIV. 2) Orient. Bibl. unt. d. W. Schohnah. 3) *Möller* catalog. Codd. orient. T. I. P. I. p. 42.

4) d'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Halab u. Dhaheri. 5) Möller a. a. O. p. 84 u. 137. Cod. 285. 286. 287. 288 u. 441.

*) Unter andern eine Übersetzung von Haller's Physiologia. Berl. 1765—76. VIII. 8.

zelnen Artikel über jene Theile), krampfhafte Zufälle in denselben (s. Convulsionen und Krampf, auch Hysterie), Geschwulst der Schilddrüse (s. Kropf), Anschwellungen und Verhärtungen der lymphatischen Drüsen (s. Scrophein), Verrenkungen, Brüche, Knochenfraß der Halswirbel, (s. Verrenkungen, Knochenbrüche, Knochenfraß), Aneurysmen oder Pulsadergeschwülste der Karotis oder ihrer Äste, (s. Pulsadergeschwulst), der schiefe Hals (s. Verkrümmungen). Die Operationen des Kehlkopf-, des Luftröhren- und Schlundschnittes, werden jede an der ihrem Namen entsprechenden Stelle der Encyklopädie beschrieben werden.

An diese allgemeine Angabe der Halskrankheiten mögen sich gleich anschließen:

HALSGESCHWÜRE. Sie entstehen zuweilen nach Entzündungen der einzelnen inneren Theile des Halses, welche in Eiterung übergegangen sind (s. Brüne, Th. XII. S. 138 fgg.). Es bilden sich nämlich Abscesse oder Eiterbeulen, die in den meisten Fällen, nachdem sie sich entleert haben, bald wieder heilen. Um die Entleerung zu befördern, sind sie mit erweichenden Mitteln zu behandeln; und [illegible] [illegible] ist dieses meistens [illegible] [illegible] [illegible] gegründet. Diesen Ursachen [illegible] [illegible] [illegible] inneren und äußeren [illegible] [illegible] werden theils als [illegible] und [illegible] [illegible] wo man zukommen kann, als [illegible] [illegible].

Aber auch ohne vorausgegangene [illegible] [illegible] zündung, entstehen bisweilen Halsgeschwüre [illegible] [illegible] Entzündungen der Schleimhaut des Halses [illegible] nicht selten nur mit sehr wenig [illegible] [illegible] ist und daher oft dann erst von den Kranken [illegible] wird, wenn sich die Geschwüre [illegible] [illegible] Am häufigsten sind die Geschwüre Folgen [illegible] Ansteckung; doch muß man sich [illegible] [illegible] zu voreilig anzunehmen; denn es können [illegible] als Folgen der Scrophein, des Rheumatismus [illegible] Gicht, des Scorbutes erscheinen und [illegible] [illegible] [illegible], wie in den Artikeln der allgem. [illegible] die Hauptkrankheiten, von denen sie als [illegible] erscheinen, angegeben ist.

[illegible]

---

Der Buchbinder beliebe die drei Centrale an gehörigem Orte eingeschalten.

# Besondere Erklärung

## der I. Tafel zum Art. Hafen

### hauptsächlich in Bezug auf den XII. Abschnitt dieses Artikels.

---

A, B, der Vorhafen.

C, D, E, F, G, u. s. w. die inneren Häfen für die Handlungsschiffe, oder die Bassins mit ihren Durchfahrts- und Spülschleußen.

N, O, P, u. s. w. der Kriegshafen, oder die Bassins mit den Durchfahrts- und Spülschleußen für die Marine.

1. Die Handlungsbasilika.

2. Die Volkshallen.

3. Die Waarenlager.

4. Gasthöfe und Handlungshäuser.

5. Herbergen und Wohnungen.

6. Das Kriegsrathhaus.

7. Wohnung des Gouverneur.

8 und 8½. Wohnungen des Direktors und der Inspektoren des Hafens, und der Lehrer an der Seewissenschafts- und Bauschule.

9. Wohnungen der Civil- und Kriegsbaumeister.

10 a. Caserne der Seekadetten.

10 b. Matrosen-Caserne.

10 c. Soldaten-Casernen, dergleichen auch hinter der Gegend von 6 und 7 anzulegen sind.

11. Gegend, hinter welcher die Krankenhäuser zu liegen kommen.

12. Umliegende Stadt.

13. Die Seewissenschafts-, Bau- und Kriegsschule.

14. Das Hauptmagazin des Handlungshafens.

14½. Das Hauptmagazin der Marine.

15 und 16. Böttchereien, Blok- und Scheibenmachereien.

17. Segeltuchfabrik, unter welcher das Magazin für die Takellagen.

17½. Magazin für die Anker und großen Taue.

18. Die Seilspinnerei.

19. Das Seearsenal.

20. Magazingebäude und Räume für die Munitionsvorräthe.

21. Die Stückgießerei.

22. Die Waffenschmiede.

23. Die Bauholzmagazingebäude.

24 a. Der große Werkplatz für den Handlungshafen.

24 b. Der große Werkschuppen.

24 c. Der große Werkplatz für den Kriegshafen.

24 d. Der dazu gehörige große Werkschuppen.

25. Grachten für die Masten.

25½. Gerüsten zur Aufbewahrung der Schiffsbauchstücke.

26 a. Die Zimmerplätze für den Handlungshafen.

26 b. Die Zimmerplätze für die Marine.

26½. Die zu ihnen gehörigen Bau- und Werkschuppen.

27. Die Werkhäuser der Schreiner und Anstreicher.

27½. Magazin für die Brahmstangen und Masten.

28. Die Kielplätze und Schiffswerfte.

28½. Die Schiffsdocken.

29. Über diesen Stellen können die ständigen Krahnen und Hebewerke aufgerichtet werden.

29½. Die Manufakturen und übrigen Magazingebäude für die Marine dehnen sich von hier längs dem Bassin P aus.

30. Die Hauptwache, und die Wohnungen für die Zollbedienten u. dgl.

31. Die Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte, Salz u. s. w.

32. Die Kammern und Keller für Getränke, Öl u. s. f.

33. Die Orte, wo die Feuerlöschungswerkzeuge auf besonders dazu eingerichteten Schiffen liegen.

33½. Große Bauhöfe und Spritzenhäuser für die Landfeuerlöschungsanstalten.

34 und 35. Die Anker- und Grobschmieden.

36 und 37. Die Kleinschmieden und Zeugschmieden.

38. Gegend, hinter welcher die Bohrmühlen angelegt werden können.

39. Gegend der Sägemühlen.

40. Gegend der Getreidemühlen.

41. Gegend, hinter welcher sich die Pulvermagazine in der gehörigen Entfernung und in der geeigneten freien Lage befinden.

42, 43 und 44. Gegenden, hinter welchen das Kochflott, die Ziegelleien und Kalkbrennereien in zweckmäßiger Entfernung erbaut werden.

45. Die kleinen Hafenmundleuchten.

46. Der große Leuchtthurm.

= Drehbrücken.

° Brunnen.

□ Statuen oder öffentliche Denkmäler.

Q. Die Citadelle.

R. Fort oder kleine Feste, dergleichen nach der Anweisung des XI. Abschnittes noch gar manche, deren Andeutung aber der für diesen Entwurf bestimmte engere Raum nicht mehr zuließ, besonders links hinter Q und rechts von R' angelegt werden müssen.

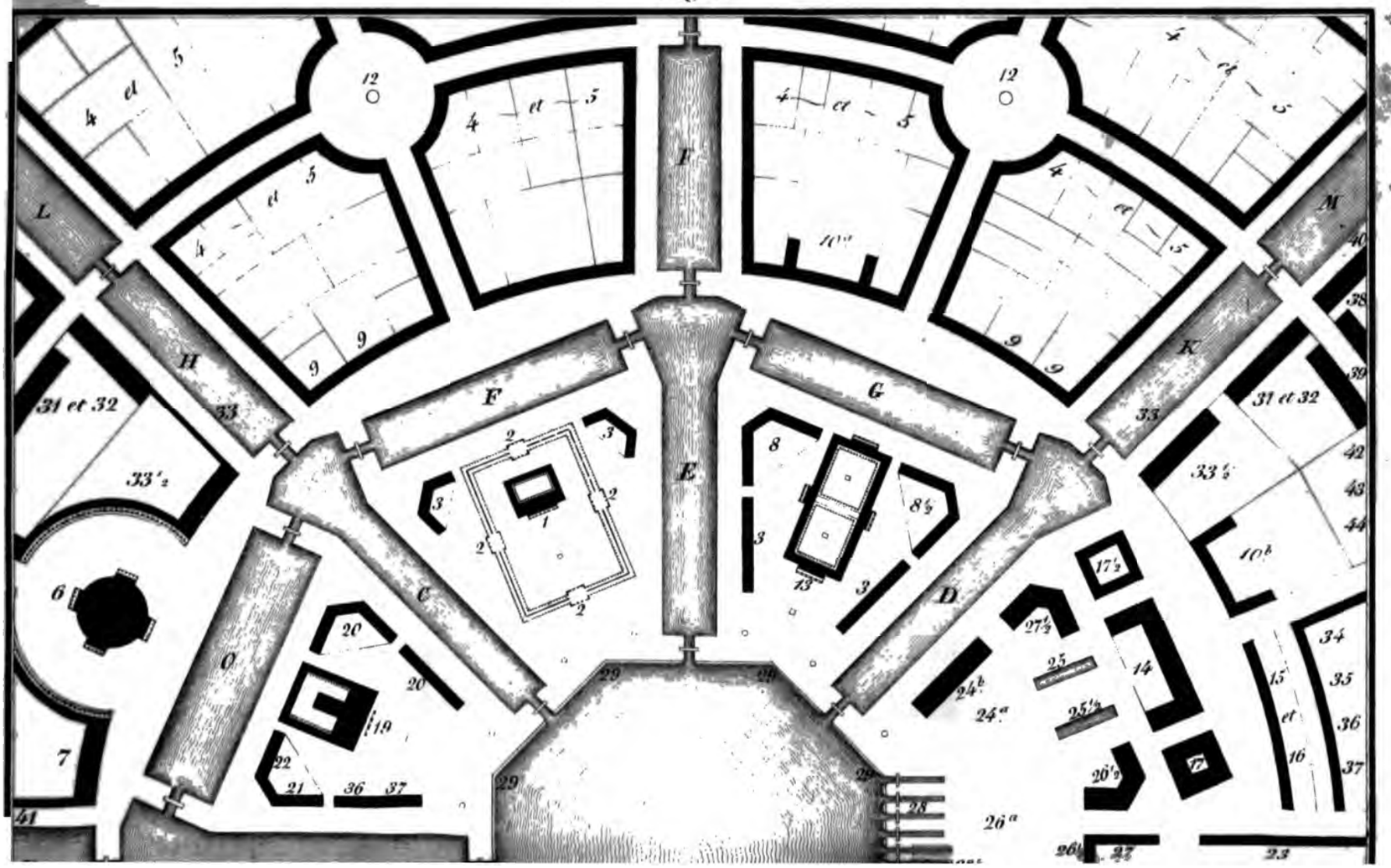
Auf einige, diesem Entwurfe noch beigeschriebenen kleinern Buchstaben ist an mehreren Stellen des Artikels schon hinlänglich verwiesen worden, so wie auch die umständlichere Erläuterung des hier nur kurz Angezeigten in mehreren Abschnitten des Artikels selbst liegt.

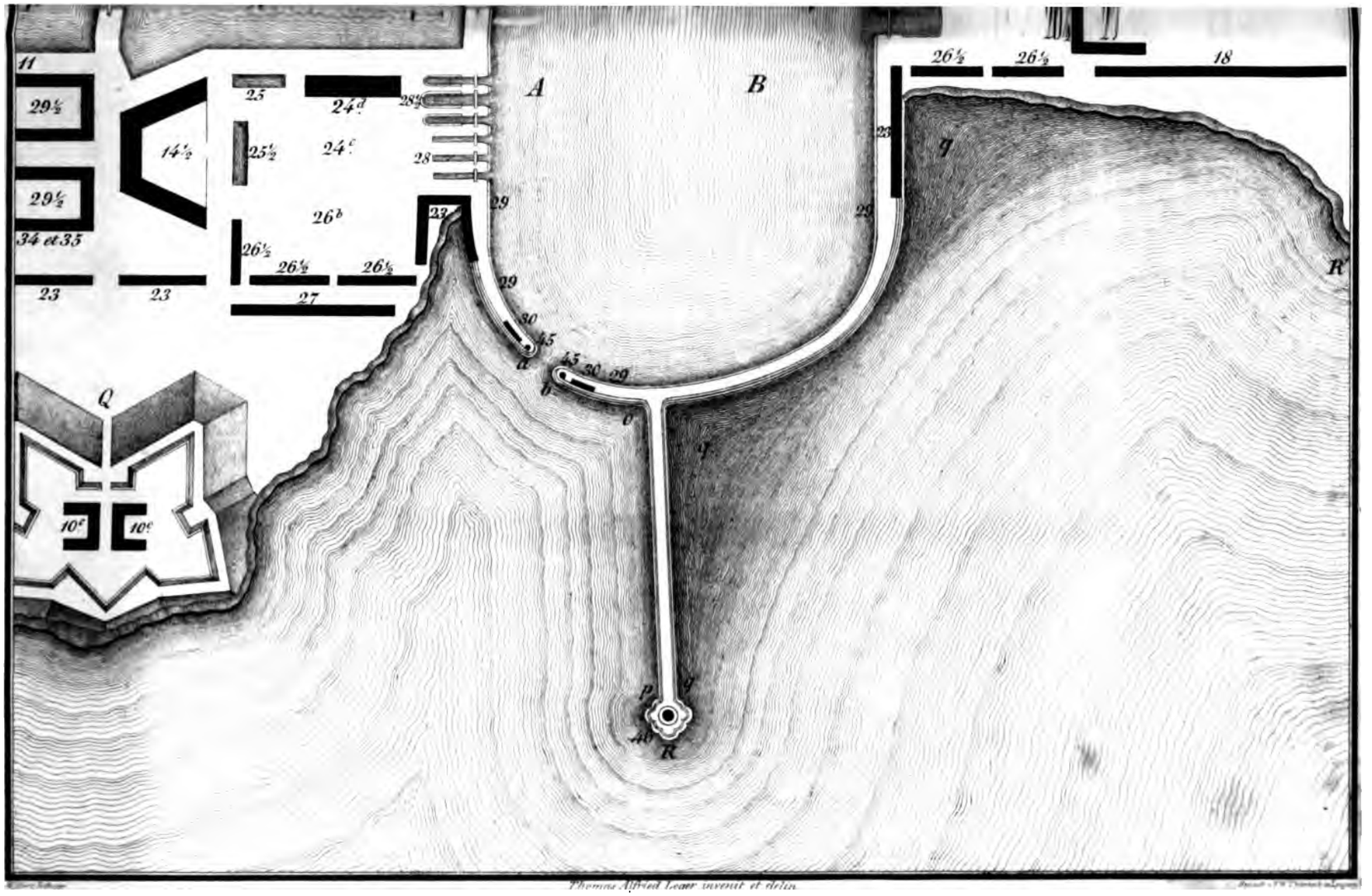
(*Leger.*)

Tab. I.

# HAFEN.

Fig. 1.






Verjüngtes Rheinl. Maas 1/8 des wirklichen

**ENCYCLOPÄDIE H. Bürgerliche Baukunst.**

Tab. II.

# HAFEN.

Fig. 2.

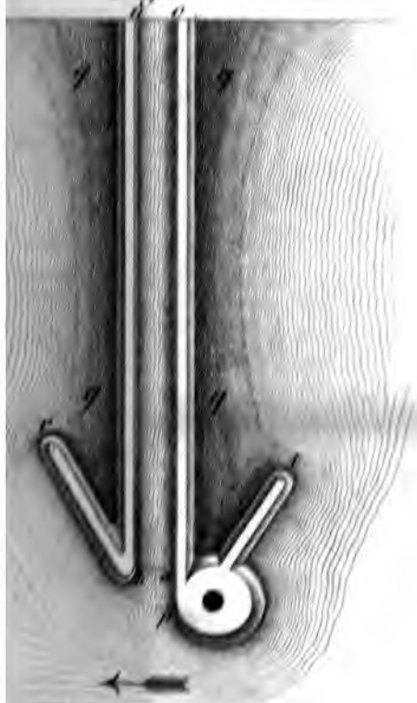


Fig. 3.

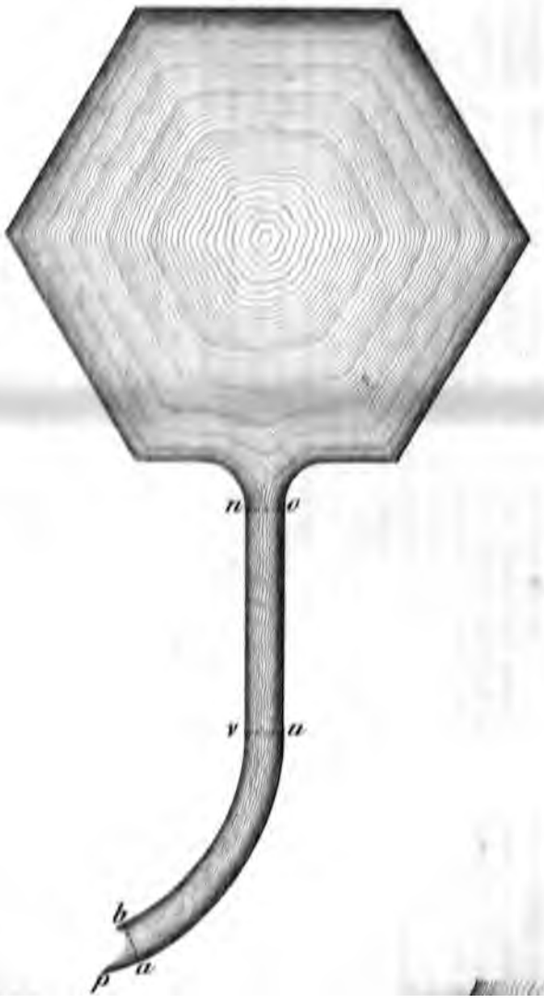



Fig. 4.

Fig. 5.

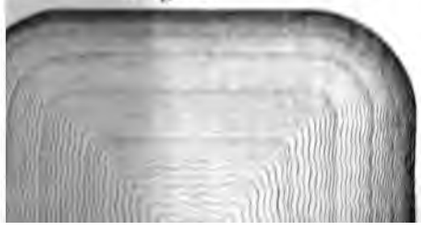
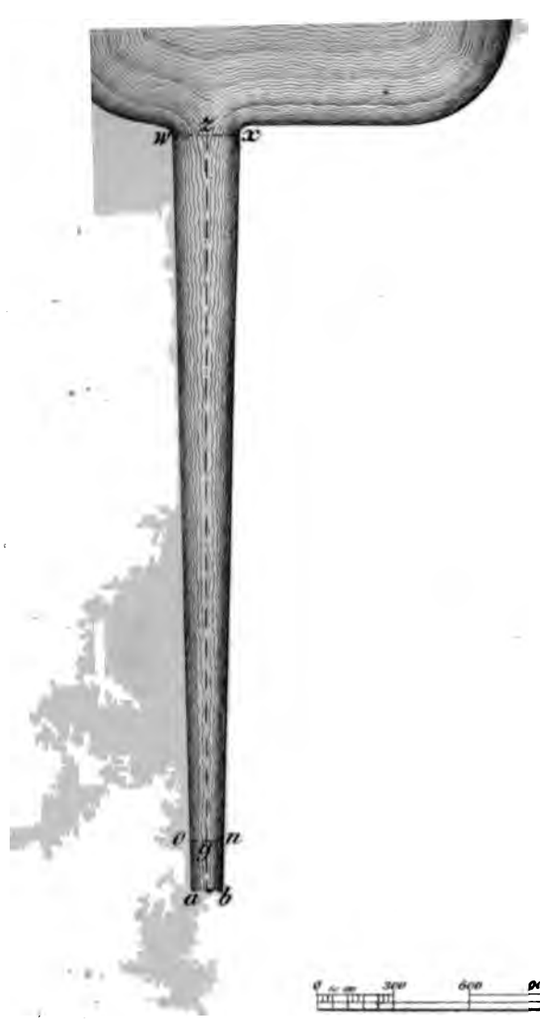
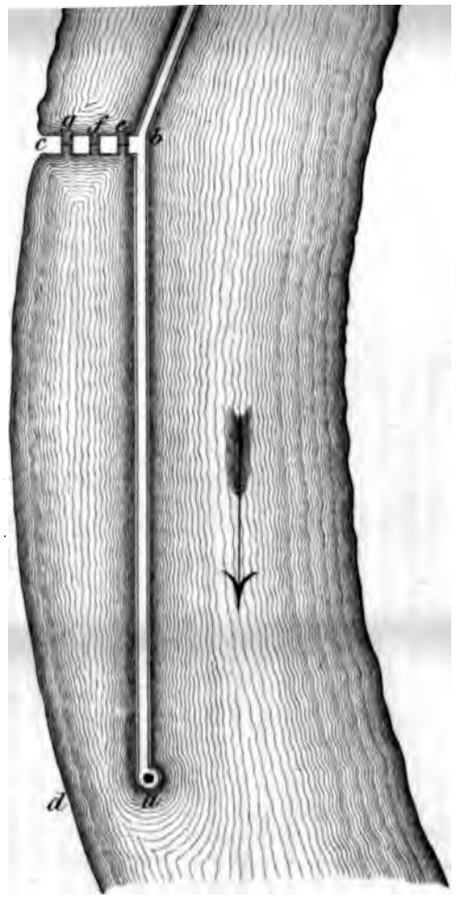
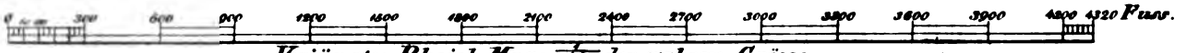


Fig. 6.




*Thomas Alfried Leger del.*




*Verjüngtes Rheinl. Maas $\frac{1}{3640}$ der wahren Grösse.*

# ENCYCLOPÄDIE H. Bürgerliche Baukunst.

Zur Allgem. Encyclopaedie der Fi

*...ersch. v. Ersch u. Gruber gehörig.*

# MATHEMATIK.

## Artikel Halbiren.

*Fig. 1.*

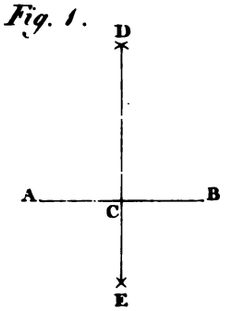



*Fig. 2.*

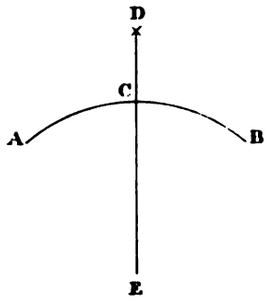



*Fig. 3.*

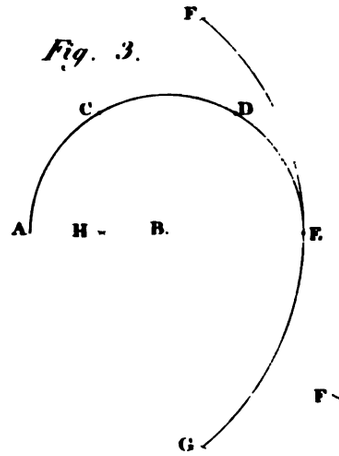
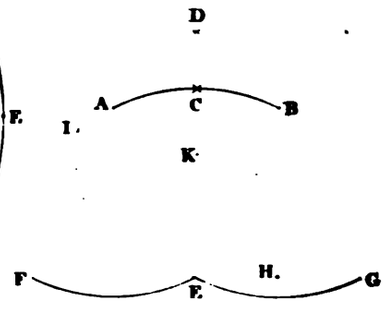



*Fig. 4.*




## Artikel Halbkreis.

*Fig. 1.*

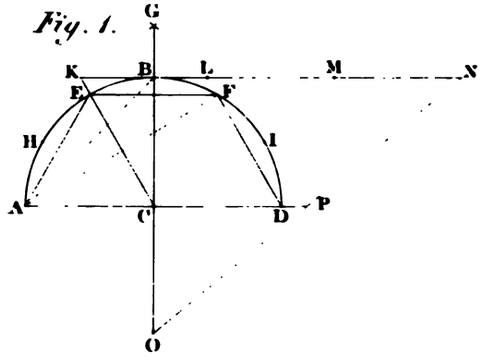



*Fig. 2.*

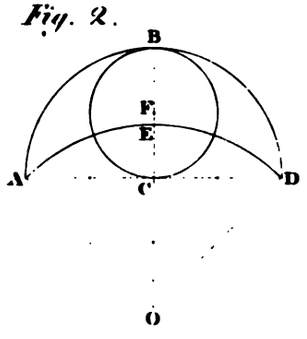
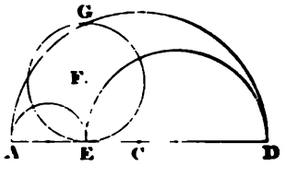



*Fig. 3.*




## Artikel Halbkugel.

*Fig. 1.*

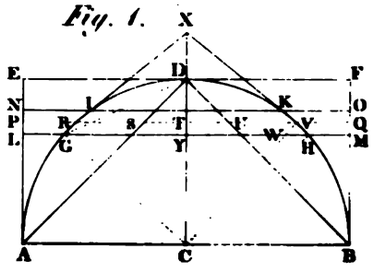
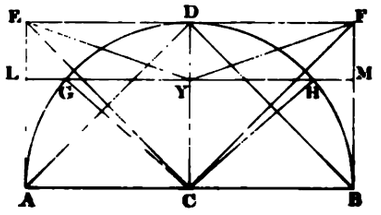
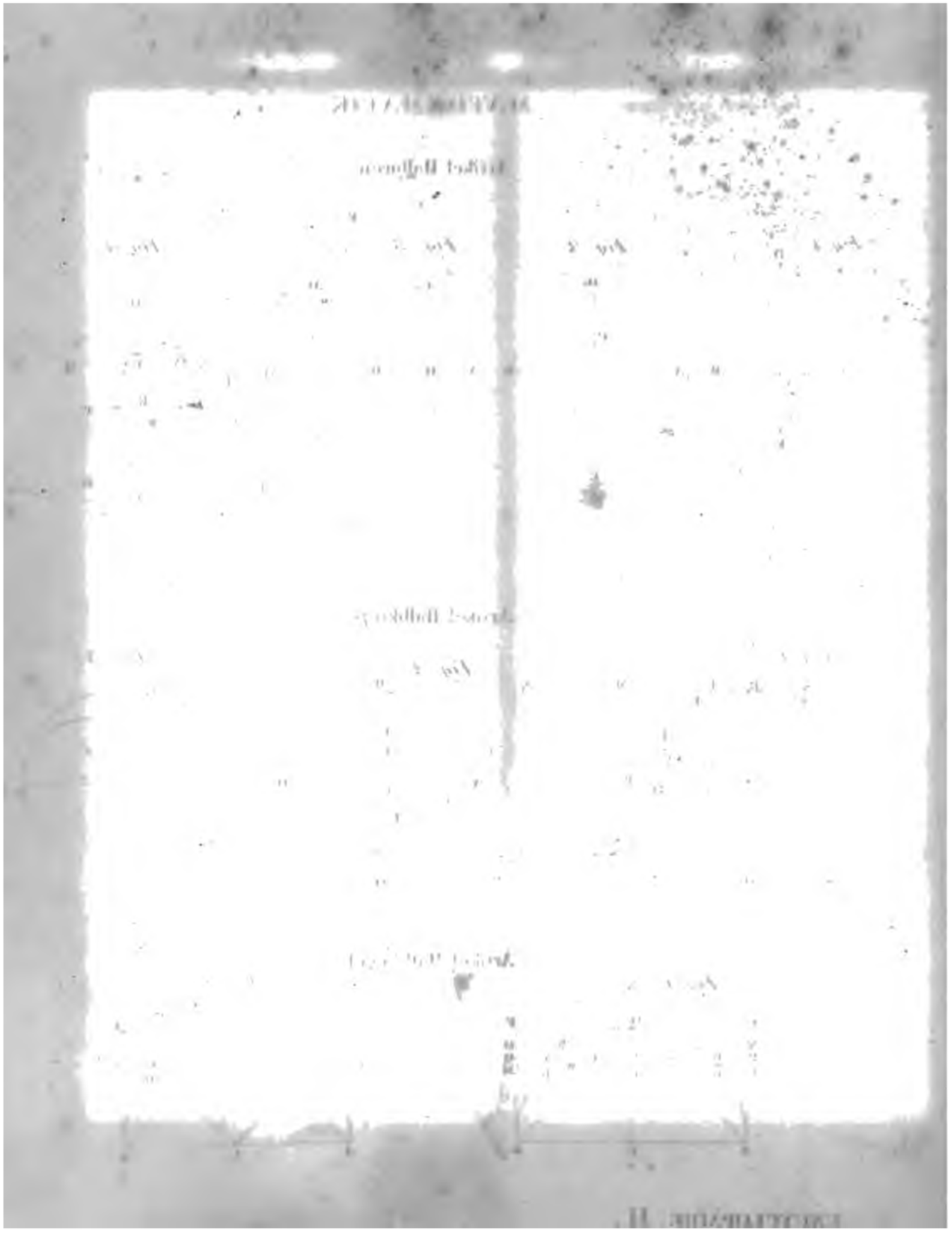



*Fig. 2.*





Stanford University Libraries
3 6105 014 751 866

AE
27
A6
Sect.2
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.